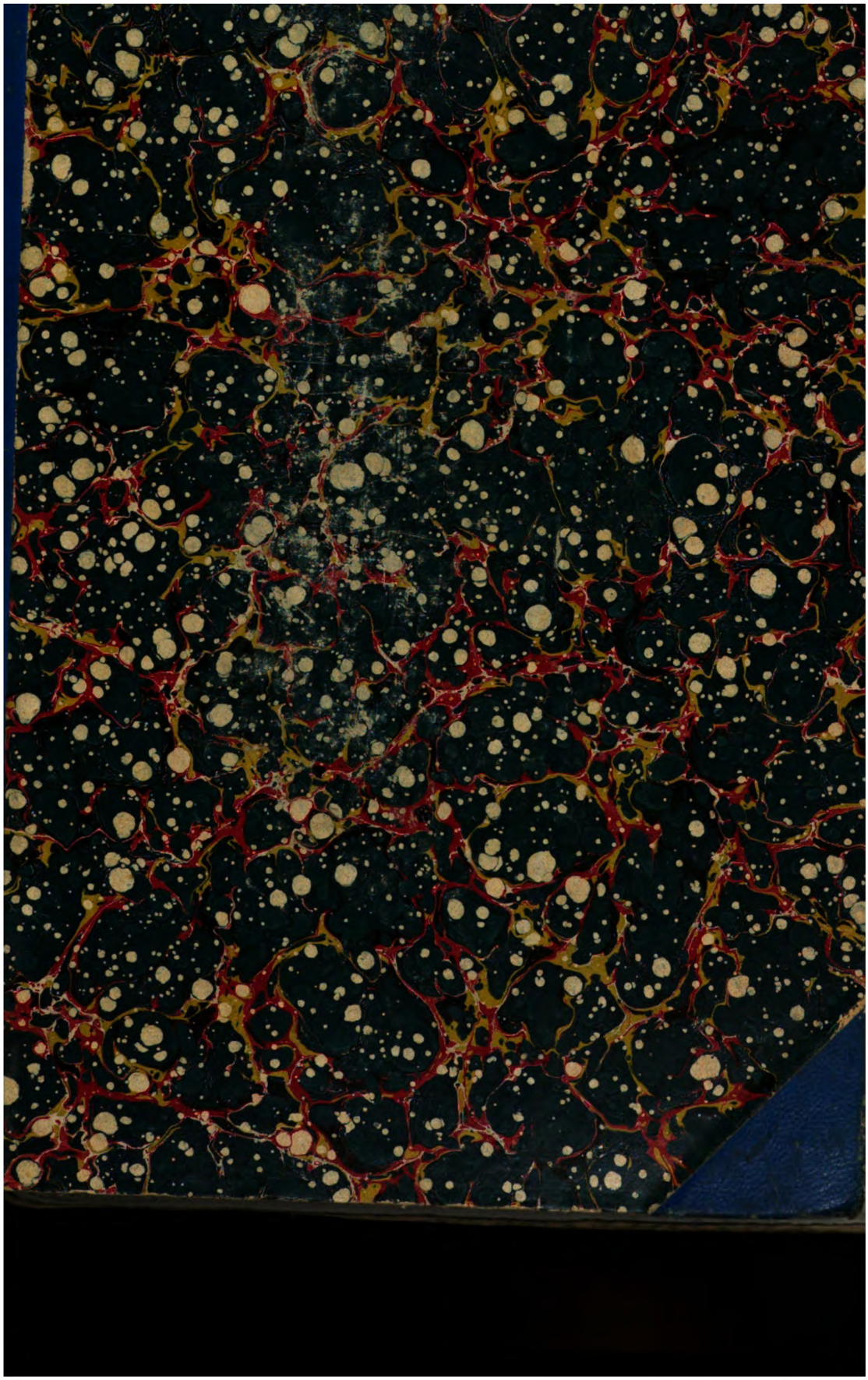

53(3)

AP
20
G84

Cornell University Library

BOUGHT WITH THE INCOME
FROM THE
SAGE ENDOWMENT FUND
THE GIFT OF
Henry W. Sage
1891

A.76201 15/11/94

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 065 543 740

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

---

53. Jahrgang

Drittes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1894

A.76201

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1894. Drittes Vierteljahr

Politik, Volkswirtschaft. Rechtspflege, Unterrichtswesen

Das preußische Landtagswahlrecht. S. 145.
Der Sozialismus der Gebildeten. S. 289.
Steuern und Stimmrecht. S. 529.
Die Politik und Gesellschaftswissenschaft auf naturalistischer Grundlage. S. 585.

Wandlungen im englischen Unterhause. S. 49.
Semitismus und Antisemitismus in Österreich-Ungarn. S. 97.
Verlorne Kräfte. Von Charles Fink. 2. S. 159.
Die Ermordung Carnots und das französische Heer. S. 241.
Die föderalistische Bewegung in Großbritannien. S. 337.

Das Börsenspiel. Von O. Bähr. S. 8. 55. 101.
Der Achtstundentag in der Wirklichkeit. S. 193.
Etwas vom Handwerksmann. S. 246.
Städtische Boden- und Steuerfragen. S. 310.
Der Achtstundentag. Von O. Bähr. S. 481.
Die englischen Gewerkvereine. Von H. v. Nostitz. S. 485. 546.

Die hypothekarische Sicherung der Bauhandwerker. Von Ernst Leo. S. 155.
Unentgeltliche Rechtsbelehrung. Von K. B. Wenz. S. 199.
Ein neues Militärstrafverfahren. S. 303.
Das Anerbenrecht. Von O. Bähr. S. 385.
Die Kritik richterlicher Urteile. Von einem Richter. S. 539.

Griechisch oder Latein? Von A. Philippi. S. 79.
Reisen als Mittel der Jugendbildung. S. 250.
Zur Frauenfrage. Von einer Frau. S. 396. 437.

Litteratur und Kunst

Der grüne Heinrich. S. 38.
Baltische Anthologien. S. 124.
Neue Erde. Ein norwegischer Roman. S. 263.
Die unpersönliche Dichtkunst. 1. S. 361. — 2. S. 415.
Der Zug nach dem Norden. Von A. Philippi. S. 501.
Heinrich Heine. Noch ein Beitrag zu dem Streit um sein Denkmal. S. 558. 595.
Robert Schumann und Vesque von Püttlingen. Von F. G. Jansen. S. 20.

Aus dem Pariser Salon. S. 328. 371.
Der Apoll vom Belvedere. Von H. Blümner. S. 457.

Verschiednes

Der Wunderglaube und der heilige Rock in Trier. S. 1.
Soziale und Naturreligion. S. 69.
Neue Sprachdummheiten. 1. Der Bindestrich. S. 114. — 2. Haben und Besitzen. Der Gesichtspunkt. S. 608.
Von den Brettern, die die Welt bedeuten. S. 174. 216.
Bahnsteigsperre und Platzkarten. Von O. de Terra. S. 345.
Ein Ehrensold zum eisernen Kreuz? S. 433.
Gabriele von Bülow. Von A. Stern. S. 447.
Du Bois-Reymond und der Neovitalismus. Von O. Hamann. S. 495.

Erzählungen

Marie Neander. Novelle von O. Verbeck. S. 40. 83. 128. 178. 223. 270.
Die Pfarrwahl. S. 203.
Wandlungen des Ich im Zeitenstrome. 1. Vaterhaus und Familie. S. 318. 350. — 2. Die erste religiöse Krisis. S. 405.
Malergeschichten aus Mignons Skizzenbuche. 1. Adam und Eva. S. 425. — 2. Der Ulmer Meyer. S. 471.
Der verrückte Flinsheim. Von Ch. Niese. S. 506. 573. 616.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Anarchisten und die Berliner Offiziösen. S. 90. — Beamtenbeleidigung. S. 91. — Der dreijährige Durchschnitt. S. 93. — Portofreiheiten. S. 94. — Steuerfragen. S. 137. — Arbeitslosigkeit und Arbeitsvermittlung. S. 138. — Seegerichtsspruch. S. 140. — Bennigsen. S. 184. — Nochmals der dreijährige Durchschnitt. S. 185. — Die Kegelbrüder. S. 187. — Sozialreform im Beamtentum. S. 230. — Zur Währungsfrage. S. 232. — Junge Bummler. 236. — Utopisches. S. 277. — Der Schulchan Aruch als Lehrbuch. S. 278. — Ein Wendepunkt der deutschen Geschichte.

S. 280. — Ein führender Schriftsteller. S. 284. — Die Portofreiheiten noch einmal. S. 336. — Habebald und Eilebeute. S. 376. — Ein Stück moderner Sklaverei. S. 378. — Der Schutz der Bauhandwerker. S. 380. — Vereinskannegießerei. S. 382. — Das Lied von der braven Frau. S. 383. — Seifenblasen. S. 430. — Der Affenmensch von Gabriel Max. S. 432. — Ein Warnungsruf an die deutschen Universitäten. S. 479. — Zwei Wunder. S. 516. — Ahlwardts Bundschuh. S. 518. — Die Not der Landwirtschaft und andre Nöte. S. 519. — Die rechtliche Lage der Bauhandwerker. S. 521. — Verworrene Rechtsbegriffe. S. 524. — Erwiderung. S. 525. — Ein Ei des Kolumbus. S. 526. — Nochmals Professor Natorp. S. 527. — Wieder ein Bekehrter. S. 582. — Die Ordnungsanarchie. S. 626. — Eduard von Hartmann über die sozialen Fragen. S. 628.

Besprochne Bücher

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden)

*F. Korum, Wunder und göttliche Gnadenerweise. S. 1.
*J. Baechtold, Gottfried Kellers Leben. S. 33.
P. Ackermann, Wir fordern Beweise. S. 47.
L. Schoeller, Staffeltarife. S. 47.
J. Anderson, Korngesetze und Grundrente. S. 47.
H. Hollmann, Kurlands Agrarverhältnisse. S. 47.
*F. Lütgenau, Natürliche und soziale Religion. S. 69.
O. W. Beyer, Deutsche Ferienwanderungen. S. 95.
*v. Grotthuß, Das baltische Dichterbuch. S. 124.
*H. H. Johanson, Die baltischen Lande in Liedern ihrer Dichter. S. 124.
Frankensundern, Die Cigarre auf dem Altar des Vaterlandes. S. 137.
W. Hausmann, Verkehrssteuern. S. 138.
R. Menz, Vierzig Millionen ersparte Steuern. S. 138.
G. Gutsch, Die büreaukratische Verfassung. S. 138.
Arbeitslosigkeit und Arbeitsvermittlung. S. 139.
O. Krause, Arbeitslosigkeit, Bettelei und Wanderverpflegung. S. 139.
G. Krause, Gottsched und Flottwell. S. 142.
R. Gneist, Die nationale Rechtsidee. S. 145.
J. Jastrow, Das Dreiklassenwahlsystem. S. 145.
J. Müller, Jean Paul. S. 187.
A. Wagner, Die neueste Silberkrisis. S. 232.
K. Hecht, 66 Thesen zur Währungsfrage. S. 232.
K. Hecht, Antibamberger. S. 232.
E. Aschendorf, Die Bedeutung der Währung. S. 232.
O. Arendt, Die Silberenquete. S. 232.
Wissenschaftliche Gutachten über die Währungsfrage. S. 232.
O. Heyn, Papierwährung mit Goldreserve. S. 232.
Walsh, Bimetallismus und Monometallismus. S. 232.
F. Nissel, Mein Leben. S. 236.
*Knud Hamsun, Neue Erde. S. 263.
A. Mülberger, Der Irrtum von Karl Marx. S. 277.
Chr. Schmidt, Die arbeiterfreundliche wirtschaftliche Diktatur. S. 277.
G. Josephi, Die allgemeine Existenzversicherung. S. 278.
B. Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte. S. 280.
Barus, Macht und Recht im konstitutionellen Staat. S. 286.
F. Bruck, Fort mit den Zuchthäusern! S. 286.
L. und C. Schröter, Taschenflora des Alpenwandrers. S. 287.
W. Böheim, Philippine Welser. S. 287.
*J. Vorster, Der Sozialismus der gebildeten Stände. S. 289.
*R. Eisenschmidt, Zur Frage des Militärstrafverfahrens. S. 303.
B. Eulenstein, Henry George. S. 310.
H. Landwehr, Dichterische Gestalten. S. 384.
Buchenberger, Agrarwesen und Agrarpolitik. S. 385.
*Gabriele von Bülow. Ein Lebensbild. S. 447.
P. Erdmann, Ein Ei des Kolumbus. S. 526.
E. v. Philippovich, Grundriß der politischen Ökonomie. S. 527.
*Hiroyuki Katô, Der Kampf ums Recht des Stärkern. S. 585.
*G. Ratzenhofer, Wesen und Zweck der Politik. S. 587.
John Brinkmann, Ausgewählte plattdeutsche Erzählungen. S. 630.

Schwarzes Bret

S. 48. — S. 96. — S. 147. — S. 190. — S. 239. — S. 288. — S. 336. — S. 528. — S. 584. — S. 631.

Der Wunderglaube und der heilige Rock in Trier

Von einem Katholiken

Als vor einigen Jahren das Gerücht auftauchte, daß der Bischof Korum den sogenannten heiligen Rock in Trier zur Verehrung für die Gläubigen auszustellen beabsichtige, da schüttelte wohl mancher in der Erinnerung an die letzte Ausstellung von 1844 den Kopf und glaubte zu der Annahme berechtigt zu sein, daß sich am Ende des neunzehnten Jahrhunderts eine ähnliche Erscheinung nicht wiederholen könne, da der Wunderglaube in Deutschland, wenn auch nicht erloschen, so doch höchstens noch in den ungebildeten Kreisen des Volks, namentlich der Landbevölkerung, anzutreffen sei. Wie werden diese Leute überrascht gewesen sein bei der Kunde, daß ein hoher Würdenträger der katholischen Kirche, der Bischof Korum selbst, aktenmäßig Thatsachen festgestellt haben will,*) an deren wundermäßigen Charakter zu glauben zwar, wie er selbst bemerkt, niemand zu glauben verpflichtet ist, die er aber doch selbst für Wunder hält und ausgiebt.

Wer freilich mit den Kreisen des katholischen Volkes Fühlung hat, der wird bemerkt haben, daß der Wunderglaube im Volke, und nicht nur in seinem ungebildeten Teile, in den letzten Jahrzehnten zugenommen hat. Die Ursachen davon sind nicht schwer aufzufinden. Zunächst hat der Kulturkampf die Leute enger aneinandergeschlossen, namentlich den Klerus näher an die Massen gebracht und der nichtultramontanen gebildeten Gesellschaft zum großen Teil entfremdet. Dann ist die Ausbildung der Geistlichkeit noch einseitiger geworden als

*) Wunder und göttliche Gnadenerweise bei der Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier im Jahre 1891. Aktenmäßig dargestellt von Dr. M. Felix Korum, Bischof von Trier. Trier, Druck und Verlag der Paulinus-Druckerei.

früher, sie vollzieht sich fast ausschließlich in Konvikten und Seminarien, sodaß sich der angehende Seelsorger, in einen engen Kreis von Ideen gebannt, in Bezug auf religiöse Vorstellungen nicht weit über die grobsinnliche Menge erhebt. Thatsache ist, daß an einer katholisch-theologischen Fakultät ein Professor der Philosophie angestellt werden konnte, der zwar in Rom selbst Studien gemacht und als Doctor Romanus „ausgestanden" hatte, dann aber lange Jahre hindurch als Dorfvikar ein beschauliches Dasein geführt, den Bauern bei Krankheiten des Viehs die Ställe ausgesegnet und Kranke durch Händeauflegen und Besprechen geheilt hatte. Eine merkwürdige Illustration zu der philosophischen Bildung dieses (inzwischen verstorbnen) Herrn Professors bildet folgendes Erlebnis. Als ich vor mehreren Jahren einmal mit einem frühern Schulkameraden, der schon die Priesterweihe erhalten hatte, auf einem Spaziergange begriffen war, kamen wir an einem Bach vorbei. Der geistliche Herr, ein in jeder Beziehung ehrenhafter Mensch, blieb plötzlich stehen und sagte in überzeugungstreuem Tone zu mir: „Von hier aus hat Herr Professor B. im vergangnen Jahre den Teufel vertrieben, der sich in Gestalt einer schwarzen Katze in der Nähe dieses Baches aufhielt." Auf meine verwunderte Frage, was den Teufel wohl dazu bewegen könne, sich einen so weltfremden Aufenthaltsort, fern von jeder menschlichen Wohnung, auszusuchen, sah mich mein Begleiter, wohl durch den ironischen Ton betroffen, forschend an und sagte dann: „Du glaubst das wohl nicht? Nun ja, unsre heilige Kirche befiehlt uns zwar nicht, an solche Dinge zu glauben, aber es ist doch eine fromme und von der Kirche gebilligte Meinung." Was für Vorstellungen die Bewohner des Orts erhalten, wo der geistliche Herr noch im Amte ist, läßt sich hiernach ungefähr beurteilen. Was für eine philosophische Bildung ferner die Geistlichkeit einer Diözese davonträgt, wo solche Philosophen lehren, kann man sich ebenfalls leicht ausmalen. Da kann man sich freilich nicht wundern, daß sich zum Teil altheidnische Gebräuche noch bis heute erhalten haben und sogar wieder aufleben. Noch heute zündet das Volk bei Gewitter geweihte Kerzen an und nimmt bei Krankheiten des Viehs seine Zuflucht zu gesegneten Kräutern, wie Donnerkraut, Muttergottesbettstroh, Herrgottskissen, und wie diese Pflanzen im Volksmunde alle heißen. Noch heute hängt man bei Raupenfraß einige Raupen in einem leinenen Säckchen in den Schornstein oder vertreibt sie, wie Annette von Droste-Hülshof in ihren Bildern aus Westfalen erzählt, durch eigne Besprecher, die den Tieren durch quer vorgelegte Holzstäbchen den von ihnen einzuschlagenden Weg anweisen. Noch heute verläßt sich der westfälische Bauer auf die Kraft der Amulette und Skapuliere, die er als Vorbeugungsmittel gegen alle Gefahren des Leibes und der Seele trägt. Ein Beispiel, wie weit der Glaube an Amulette geht, und wie leicht das gläubige Volk bereit ist, entgegenstehende Fälle in zufriedenstellender Weise auszudeuten, zeigt folgendes Erlebnis. Bei einer Tischgesellschaft kam die Rede zufällig

auf Amulette und Skapuliere. Da bemerkte ein anwesender katholischer Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften: „Ich für meinen Teil glaube an ihre Kraft, da ich selbst Gelegenheit gehabt habe, sie zu beobachten.“ Auf unsre verwunderte Frage, wie sie sich denn geäußert habe, erwiderte er: „In meiner Heimat lebte ein Dachdecker, der ein solches Skapulier trug. Eines Tags fiel er vom Dach herunter und“ — Natürlich erwarteten wir alle zu hören, „kam heil und gesund unten an.“ Nein; „und — war sofort tot. Er hatte aber tagsvorher die Sakramente empfangen, und so war das Tragen des Skapuliers von entscheidender Wichtigkeit für die Rettung seiner Seele.“ Wenn das ein akademisch gebildeter Lehrer der Naturwissenschaften alles Ernstes und mit Entrüstung über unser spöttisches Lachen erzählen kann, so kann man gewiß von dem ungebildeten Manne noch manches andre erwarten.

So ist es denn auch nicht zu verwundern, daß bei der Ausstellung des heiligen Rocks eine große Menschenmenge nach Trier strömte, zum Teil allerdings nur, um sich zu vergnügen, zum Teil auch, um das Gemüt zur Andacht zu stimmen, zum großen Teil aber doch, um Heilung von irgend einem Leibesgebrechen zu finden, und zwar durch unmittelbaren Eingriff Gottes, der „diese wunderthätige Kraft ausübt zu seiner Ehre, zu unsrer Belehrung, insbesondre auch zur Belohnung des innigen Glaubens und des festen Vertrauens der Kranken,“ wie es in der Schrift des Bischofs Seite 21 heißt. Wenn die Kölnische Zeitung sagt: „Das herrliche Schauspiel, das sich während der Ausstellung des heiligen Gewandes in der alten Bischofstadt entfaltete, war, nach einer Bemerkung im Vorworte der Korumschen Schrift, schon an sich ein moralisches Wunder. Wir halten dieses Schauspiel nicht so sehr für ein Wunder, als für einen ganz natürlichen Ausfluß jener Macht, gegen die sogar Götter vergebens kämpfen,“ so können wir dem nicht beipflichten; wir sind der Meinung, daß sich unter den Gläubigen eine große Zahl befunden hat, auf die der verblümt ausgesprochne Ehrentitel nicht paßt. Die Sache liegt vielmehr so, daß die Betreffenden in dieser Glaubensrichtung gleichsam einen Kreis um sich gezogen haben, über dessen Peripherie sie nicht hinauszusehen wagen. Dagegen könnte man mit der Kölnischen Zeitung einen Fortschritt darin erkennen, daß Dinge, die man früher einfach als Thatsachen verkündet hat, jetzt durch „aktenmäßiges Material“ bewiesen werden sollen. Aber diese Richtung ist nicht ganz neu. Erschien doch schon in der Mitte unsers Jahrhunderts in Münster eine Zeitschrift „Natur und Offenbarung,“ die zu dem ausgesprochnen Zweck gegründet war, die Wunder in Einklang mit den Naturgesetzen zu bringen. Unser verstorbner Religionslehrer, ein ernster, nach streng katholischen Begriffen noch liberal denkender Mann, erklärte uns Primanern, allerdings im Gegensatz zu der Auffassung Korums, das Wunder sei nicht gegen die Naturgesetze, die Gott selbst gegeben habe, und die er auch nicht aufheben wolle, sondern Gott verrichte das Wunder mit Hilfe der Naturgesetze,

seiner Diener. So sei die Verwandlung des Wassers in Wein bei der Hochzeit zu Kana die Beschleunigung eines sonst natürlichen Prozesses. Was in dem Weinstock im Laufe des Sommers und was später durch Gährung in den Fässern vor sich gehe, das habe Gott hier in einen Augenblick zusammengedrängt. Die Überlegung, daß sich das Wasser allein bei dem natürlichen Prozeß niemals in Wein verwandeln kann, fehlt dabei allerdings; aber so weit geht eben das Nachdenken nicht.

Ähnlich ist auch das von dem Bischof Korum angeführte Beispiel, wodurch er beweisen will, daß die Weltordnung keineswegs unbedingt notwendig, sondern bedingt sei: „Der Stein fällt vermöge des Gesetzes der Schwere zu Boden; schleudert ihn aber eine andre Kraft in die Höhe, so wird dadurch noch nicht das Gesetz der Schwere selbst, sondern nur seine Wirkung für diesen einen Fall aufgehoben," ein Satz, dessen Widersinn ohne weiteres einleuchtet. Durch solche Beispiele soll aber die Möglichkeit der Wunder ohne Verletzung der Naturgesetze nachgewiesen werden. Man hält es für nötig, den Zweiflern gegenüber einen sogenannten Beweis anzutreten, der nur für die Gläubigen Kraft haben kann und eigentlich mehr die eignen Zweifel zu unterdrücken bestimmt als gegen die sogenannten Ungläubigen gerichtet ist. Natürlich fehlt dann auch nicht die Bemerkung, daß kein Katholik solche Dinge zu glauben im Gewissen verpflichtet sei, eine Bemerkung, die ebenso überflüssig ist, wie der Beweis. Denn für den Gläubigen ist sie ohne Belang, und der Zweifelnde wird es nicht leicht wagen, seinen Zweifeln öffentlich Ausdruck zu geben, da er dadurch beim Volke leicht in den Verdacht eines Ungläubigen kommen kann.

So ist es denn auch zu erklären, daß sich die Zentrumspresse vor einer ausführlichen Besprechung der Korumschen Schrift gehütet hat, daß sie sich mit dem Gedanken begnügt: Qui tacet, consentire videtur, schon aus Furcht, daß, trotz der Zusicherung des Bischofs, eine abweichende Meinung der Geistlichkeit inkorrekt, dem Volk aber verdächtig erscheinen möchte. Übrigens hat sich infolge der Auslassungen der Kölnischen Zeitung doch eine Gegenströmung geltend gemacht. Der katholische Volksverein zu Köln hielt am 13. Juni d. J. eine Versammlung ab, um „gegen die gehässige Kritik der Kölnischen Zeitung Protest zu erheben und die Entrüstung der katholischen Bürgerschaft über die Verhöhnung katholischer Glaubenssätze zum öffentlichen Ausdruck zu bringen." Die Entrüstung war vielleicht weniger gegen die Kritik der Trierer Wunder als gegen die der biblischen Wunder gerichtet und fand in folgender Resolution Ausdruck: „Die Versammlung steht fest auf dem Boden des katholischen Glaubensbekenntnisses. Sie erblickt mit dem hochwürdigen Bischof Dr. Korum in Trier in den Wundern Gottes Zeugnis, Siegel und Handschrift für die göttliche Offenbarung. Für die Wunder Zeugnis abzulegen sind unsre Bischöfe als Nachfolger der Apostel verpflichtet durch den Auftrag Gottes selbst, der zu ihnen gesagt hat: Gehet hin und verkündet, was ihr gesehen und gehört

habt; Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden gereinigt, Taube hören, Tote stehen auf, und Armen wird das Evangelium gepredigt (Luk. 7, 22). Wir glauben als katholische Christen an diese Wunder, glauben vor allem an Christi Tod und Auferstehung und erkennen hierin die geschichtlichen Grundlagen des gesamten Christentums. Wir protestiren feierlich dagegen, daß man diese Wunder auf gleiche Höhe zu stellen wagt mit den Sagen der heidnischen Götterlehre, ein Vorgehen, das wir mit tiefster Entrüstung zurückweisen. Wir begrüßen insbesondre die Veröffentlichung der nach sorgfältiger Prüfung konstatirten Wunder der Trierer Heiligtumsfahrt durch den hochwürdigsten Bischof Dr. Korum und danken ihm für den apostolischen Mut, mit dem er in unsrer Zeit des wachsenden Unglaubens und des Gelehrtendünkels damit Zeugnis ablegt dafür, daß Gottes Allmacht unverkürzt auch im neunzehnten Jahrhundert waltet, und daß Gott bei seiner Kirche bleibt bis an das Ende der Tage."

Der Schluß der Resolution bestätigt unsre Auffassung, daß auch in der gebildeten katholischen Gesellschaft eine große Zahl von Menschen im Banne des Wunderglaubens befangen ist.

Wir kommen nun auf die in der Broschüre berichteten Wunder selbst. Über die Echtheit oder Unechtheit des heiligen Rockes oder vielmehr einzelner Partikeln davon ein Wort zu verlieren liegt uns fern. Selbst wenn die Überreste echt wären, was ja an sich nicht unmöglich ist, so wäre doch daraus für ihre Wunderthätigkeit noch nichts zu erschließen. Das eine ist Sache der kunstgeschichtlichen Untersuchung, das andre ist Glaubenssache. Es wird sich in der Hauptsache darum handeln, den Nachweis zu führen, daß das beigebrachte Material auch dem gläubigen Katholiken nicht die Gewißheit der Wunder giebt, was ja auch der Verfasser selbst schon trotz der „Aktenmäßigkeit" seines Materials damit zugesteht, daß er niemand zum Glauben verpflichten will. Wir übergehen daher die einleitenden Ausführungen über das Wunder im allgemeinen, über die Möglichkeit, die Erkennbarkeit und die Beweiskraft der Wunder, und wenden uns sofort zu dem besondern Teile, zu den Aktenstücken.

Die einzelnen Heilungen werden da der Reihe nach aufgeführt, die einzelnen Angaben dabei jedesmal in derselben Reihenfolge gemacht: zunächst kommt Name, Alter, Wohnort des Geheilten, dann ein pfarramtliches Zeugnis über die Krankheit und die Gläubigkeit des Kranken, ein ärztliches Zeugnis über die Natur und die Unheilbarkeit der Krankheit, die Berichte an den Bischof, die Gutachten der Ärzte nach der Heilung, die Erklärungen der Geheilten selbst oder ihrer Eltern und sonstiger Personen über die Vorgänge vor und während der Heilung, zum Schluß das Gutachten der eigens zu diesem Zwecke von dem Bischof eingesetzten Kommission von Theologen und Ärzten, die auffallenderweise sämtlich vergessen haben, ihre Namen drunterzusetzen. Im übrigen hat sich der Bischof hinsichtlich der Kommission nach der Bestimmung des Konzils von Trient über Wunder gerichtet, „daß keine neuen Wunder aufzunehmen

seien ohne vorherige Prüfung und Bestätigung des Bischofs." Der Bischof aber soll, nachdem er Kenntnis davon erhalten hat, „den Rat der Theologen und andrer frommen Männer einholen und darnach Entscheidung treffen, die der Wahrheit und der Frömmigkeit entsprechend ist." *)

„Was zunächst — bemerkt Dr. Korum selbst — die von den Ärzten ausgestellten Zeugnisse vor und nach der Heilung betrifft, so wird man es begreiflich finden, daß sie mit großer Zurückhaltung abgefaßt sind. Allerdings möchte man bei manchen derselben unwillkürlich an die Worte des Dr. Boissarie [der über die Wunder von Lourdes vom medizinischen Standpunkt aus geschrieben hat] denken: »Diese Gutachten sind einzig in ihrer Art. Völlig nichtssagend, können sie die Aussteller in keiner Weise kompromittiren.«" Nun, wenn der Bischof selbst diese Meinung über die ärztlichen Gutachten ausspricht, so überhebt uns das wohl der Mühe, sie auch nur teilweise oder im Auszuge wiederzugeben. Wenn aber schon die ärztlichen Berichte so wenig von Belang sind, so läßt sich leicht ermessen, wie es erst um die Berichte der Pfarrer, der Geheilten selbst oder ihrer Angehörigen steht. Sie bestehen gewöhnlich aus einer Darstellung der frühern Krankheit, der Vorgänge in Trier, der Berührung des heiligen Rocks, der Wirkung dieser Berührung und der über kurz oder lang erfolgten Heilung des Leidens. Die Gutachten der Kommission sind negativ und lauten fast übereinstimmend bei sämtlichen Fällen: Die Sachverständigen halten die plötzliche Heilung eines dem Anscheine nach unheilbaren Übels auf natürliche Weise für ausgeschlossen.

Wir greifen, um die wissenschaftliche Genauigkeit der Kommission zu prüfen, einen beliebigen Fall heraus, und zwar den zweiten. Der Bergmannsinvalid Johann Hoffmann aus Tholey (im Dekanat Ottweiler), geboren am 4. April 1851, litt an Lupus. Die neueste Kochsche Medizin war bei ihm im Lazarett der Bergleute viele Wochen lang ohne Erfolg versucht worden. Am 3. September berührte er in Trier den heiligen Rock. „Allein, weder augenblicklich, noch vierzehn Tage später, verspürte er irgend welche Heilung. In der Woche vor dem 27. September zog er sich eine starke Verkältung (!) zu, die sich als (!) Lungenentzündung ausbildete, ihn aber nicht nötigte, zu Bett zu liegen. Der Arzt, Dr. Bokelmann, verschrieb ihm eine auf (!) die Krankheit passende Medizin. Das Rezept konnte ich nicht erhalten und abschreiben, weil alle Rezepte für Bergleute nach Saarbrücken eingeschickt werden müssen. Eine Medizin für die Lupuskrankheit hat Hoffmann von Ausgang August bis 3. Oktober nicht eingenommen. Vom 3. Oktober an fühlte Hoffmann, wie die Schuppen im Angesichte sich lösten und eine gesunde Haut über die ganze kranke Stelle im

*) Nulla etiam admittenda esse nova miracula ... nisi eodem recognoscente et approbante Episcopo, qui simul atque de iis aliquid compertum habuerit, adhibitis in consilium theologis et aliis piis viris ea faciat, quae veritati et pietati consentanea judicaverit.

Angesichte frisch sich entwickelte. Am 15. Oktober war die ganze Stelle: Wangen, Lippe, Nase, ganz gesund und ist es bis heute geblieben. Der Mann kann alle kalte Luft, kaltes Wasser u. s. w. an der Stelle vertragen, ohne jede andre Empfindung, als sie (!) jeder gesunde Mensch hat. Der Arzt, Dr. Bokelmann, bescheinigt den jetzigen Zustand durch ein Zeugnis, welches ich bereits eingesandt habe; er meint zwar, die Lungenentzündung habe durch Veränderung im Blute den Erfolg der Genesung gehabt. Hoffmann aber ist der festen Überzeugung, nicht der irdische Arzt und die irdische Medizin, sondern die Berührung des heiligen Rocks und das Vertrauen, mit welchem er ein Stückchen Tuch, das er am (!) heiligen Rock hatte anrühren lassen, jede Nacht über sein Gesicht band und auch am Tage öfters auflegte, habe ihm die Genesung gebracht." (Gutachten des Pfarrers vom 2. Dezember 1891.) Dieser Auffassung des Geheilten schließt sich das Gutachten der Kommission im Gegensatz zu der Erklärung des behandelnden Arztes an, indem sie sagt: „Eine natürliche Erklärung der Heilung erscheint ausgeschlossen."

Man sieht, was es mit dem aktenmäßigen Material für eine Bewandtnis hat. Aber selbst diese wissenschaftlich so ungenau verfahrende Kommission findet von den ihr zur Begutachtung vorgelegten Fällen nur elf nicht auf natürlichem Wege erklärlich und enthält sich bei siebenundzwanzig andern des Urteils oder spricht die Meinung aus, daß die Heilung auch auf natürlichem Wege habe erfolgen können, wenn sie auch in Verbindung mit der Verehrung des heiligen Rocks auffallend erscheine, und scheidet die gewiß nicht geringe Zahl der auch dem Bischof gegenüber nicht genügend beglaubigten Fälle ganz aus.

Wie hilft sich nun der Bischof gegenüber den siebenundzwanzig vor der Kommission unentschieden gebliebnen Fällen? Einfach, indem er, „dem Rate eines hohen geistlichen Würdenträgers und Mitgliedes der Ritenkongregation folgend," auch diese zweifelhaften Heilungen veröffentlicht und sie nur als „Gnadenerweise" bezeichnet, indem er es dem Leser überläßt, sich auf Grund der Thatsachen selbst ein Urteil zu bilden. Dieses Urteil wollen wir dem Bischof verraten. Für die, die an die Echtheit der elf Wunder glauben, reichen die festgestellten Thatsachen auch in den siebenundzwanzig andern und noch vielen sonstigen Fällen, die im Volke erzählt und ausgeschmückt werden, aus. An dem Urteile der andern ist ihm wahrscheinlich nicht viel gelegen.

Merkwürdig ist, daß der Bischof, während er auf der ersten Seite des Vorworts sagt, daß es dem Herrn gefallen habe, während der Ausstellung des heiligen Rockes durch viele auffallende Heilungen seine Allmacht zu offenbaren und dadurch den Glauben der frommen Pilger zu belohnen, auf der letzten Seite des Schlußwortes bemerkt: „Uns Katholiken bieten diese Wunder und Gnadenerweise eine neue Bestätigung unsers Glaubens. Wir dürfen uns freuen, daß der Herr durch diese Kundgebungen seiner Allmacht insbesondre

die Reliquienverehrung gutgeheißen und bestätigt hat." Das also ist des Pudels Kern! Merkwürdig ist auch der Satz auf Seite 16: „Es liegt vielleicht für den wissenschaftlichen Hochmut mancher Forscher etwas Vernichtendes in der Thatsache, daß so viele Wunder in unserm aufgeklärten neunzehnten Jahrhundert sich ereignen." Merkwürdig sind überhaupt eine Menge von Einzelheiten in dem Buche, z. B. die Behandlung der Frage auf Seite 16, warum unter der großen Zahl der Kranken nur verhältnismäßig wenige Heilung gefunden haben. Am merkwürdigsten aber ist jedenfalls die Thatsache, daß ein solches Buch am Ende des neunzehnten Jahrhunderts hat gedruckt werden können und gläubige Leser findet.

Dem Drängen des Volkes und der bischöflichen Behörde gegenüber hat die Kommission immerhin noch Maß gehalten. Trotzdem ist es sehr zu beklagen, daß ein Teil der Gebildeten mit dem grobsinnlichen Glauben der ungebildeten Menge sympathisirt, ein andrer nicht öffentlich Farbe zu bekennen wagt. Der Wunderglaube wird dadurch neue Nahrung gewinnen, die Religion an innerm Werte verlieren und die Religionswissenschaft in ihrer gedeihlichen Entwicklung aufs tiefste geschädigt werden.

Das Börsenspiel

nach den Protokollen der Börsenkommission

Von O. Bähr

In jüngster Zeit ist die Frage, inwieweit die bei der Börse üblichen Termingeschäfte bloße Differenzgeschäfte, mithin als Spiel nicht klagbar seien, lebhaft in Fluß gekommen. Beim Reichsgericht hat sich im Laufe der letzten zwei Jahre ein gewisser Umschwung der Ansichten zu Ungunsten der Termingeschäfte vollzogen. Die gleichzeitig in Berlin tagende Börsenenquetekommission hat dagegen, obwohl sie zur Abhilfe gegen den Unfug des Börsenspiels berufen war, gerade den entgegengesetzten Standpunkt eingenommen. In einem sehr ausführlichen Bericht hat sie zur Beschränkung des Börsenspiels zwar bei der Warenbörse die Führung eines öffentlichen Registers über die, die sich am Terminhandel beteiligen wollen, bei der Effektenbörse dagegen nur einige ganz bedeutungslose Strafvorschriften für gewisse äußerste Fälle des Mißbrauchs vorgeschlagen, während sie daneben das Börsenspiel nicht allein ganz so, wie es ist, bestehen lassen, sondern es auch durch die Erklärung unbedingter Klagbarkeit der Dif-

ferenzgeschäfte gegen alle weitern Anfechtungen sichern will. Ist nun auch nicht zu erwarten, daß diese Vorschläge bei unsrer Gesetzgebung Annahme finden werden, so steht es doch völlig dahin, wann das vom Reichstag wiederholt begehrte Börsengesetz, worin auch diese Fragen geregelt werden könnten, zustande kommen wird. Unter diesen Umständen hängt zunächst alles davon ab, wie sich die neue Praxis der Gerichte und namentlich des Reichsgerichts weiter entwickeln wird.

Schon im Juli 1893 habe ich es in einem Aufsatze der Grenzboten: „Das Börsenspiel und die Gerichtspraxis“ (der auch als Sonderabdruck im Buchhandel erschienen ist) unternommen, die neuere Praxis des Reichsgerichts, besonders einer sie angreifenden Schrift des Senatspräsidenten Dr. Wiener gegenüber, zu verteidigen. In einem weitern Aufsatze der Grenzboten: „Das Ergebnis der Börsenenquete“ vom Februar 1894 habe ich den von der Börsenkommission erstatteten Bericht besprochen und dabei dargelegt, daß die Kommission in ihrer Mehrheit Beschlüsse gefaßt hat, die dem Zweck, für den sie berufen worden ist, schnurstracks zuwiderlaufen. Bei diesen beiden Arbeiten standen mir die bei der Kommission über die Aussagen der vernommnen Sachverständigen aufgenommnen Protokolle noch nicht zu Gebote. Inzwischen sind mir diese Protokolle in die Hände gekommen; und es lohnt sich der Mühe, etwas tiefer in sie einzudringen, um zu ersehen, inwieweit in ihnen die von der Kommission ausgesprochnen Ansichten und gefaßten Beschlüsse eine wirkliche Grundlage finden, und welches Material sie für die weitere Gestaltung der gerichtlichen Praxis ergeben. Diese Aufgabe soll hier zu lösen versucht werden.

Man wird verzeihen, wenn ich zur Vorbereitung meiner spätern Darlegungen mit einer etwas doktrinären Erörterung beginne.

Wo das Gesetz bestimmte Rechtsgeschäfte mißbilligt, kann es dem Abschluß dieser Geschäfte in einer stärkern oder in einer minder starken Weise entgegentreten. Die stärkere Weise besteht darin, daß es den Abschluß der Geschäfte geradezu verbietet und sie unter Strafe stellt. In minder starker Weise tritt das Gesetz entgegen, indem es solchen Geschäften die Klage versagt, sie also des Rechtsschutzes entkleidet. Auch in dem letztern Falle pflegt man die Geschäfte als verboten zu bezeichnen, was auch insofern ganz richtig ist, als die Versagung des Rechtsschutzes darauf abzielt, solche Geschäfte überhaupt nicht aufkommen zu lassen. Die Gründe für Versagung des Rechtsschutzes pflegen in wirtschaftlichen oder sittlichen Zwecken zu liegen. Öfter fließen beide in einander. Wo aber in dieser Weise das Gesetz einem Geschäftsabschluß entgegentritt, da kann es nicht Aufgabe des Richters sein, zu untersuchen, ob auch im einzelnen Falle die Gründe des Gesetzes zutreffen. Nur wenn das Gesetz unabhängig hiervon durchgeführt wird, kann es sein Ziel erreichen. Ich will dies an einem Beispiel aus dem römischen Recht erläutern.

In Rom hatte jemand einem Hausſohn namens Macedo ein Darlehen gegeben, und das hatte die Folge gehabt, daß der Sohn ſeinen Vater ermordete. Die Entrüſtung hierüber führte zu einem Senatsbeſchluß, der dahin ging, daß aus einem an einen Hausſohn gegebnen Darlehn keine Klage ſtattfinden ſollte — das bekannte Senatusconsultum Macedonianum. Nun kann man ja über den geſetzgeberiſchen Wert dieſes Geſetzes zweifelhaft ſein; und es giebt gewiß auch Fälle, wo das einem Hausſohn gegebne Darlehen für dieſen keine ſittliche Gefahr in ſich trägt. Solange aber das Geſetz beſteht, wird der Richter nicht ſagen können: „Ich ſehe in dieſem Falle keine ſittliche Gefahr; folglich laſſe ich die Klage aus dem Darlehen zu.“ Das Geſetz erreicht nur dann ſeinen Zweck, daß überhaupt Hausſöhnen keine Darlehen gegeben werden, wenn die Klage aus jedem Darlehen verſagt wird.

Zu den Geſchäften nun, aus denen ſowohl das gemeine, als das preußiſche und das franzöſiſche Recht die Klage verſagt, gehören auch Spiel und Wette. Der Grund dafür iſt folgender. Ein Geſchäft, wonach jemand berechtigt ſein ſoll, einem andern Geld abzunehmen, weil über eine wirtſchaftlich gleichgiltige Thatſache der Zufall ſo oder ſo entſchieden hat, iſt wirtſchaftlich ohne Wert. Dieſe zunächſt nur negativ wirkende Wertloſigkeit des Spiels ſteigert ſich aber durch die weit verbreitete Spielleidenſchaft der Menſchen zu einer hohen wirtſchaftlichen und ſittlichen Gefahr. Damit iſt natürlich nicht geſagt, daß jedes Spiel verderblich oder ſündhaft ſei. Wir alle nehmen bei dieſer oder jener Gelegenheit an einem Spiel teil, meiſt einem ſolchen, das mit einer gewiſſen geiſtigen Thätigkeit verbunden iſt. Dabei pflegen auch mäßige Geldeinſätze hin- und herzugehen, ohne daß wir uns daraus den geringſten Vorwurf zu machen brauchten. Der Richter aber kann zwiſchen ungefährlichem und gefährlichem, ſittlichem und unſittlichem Spiel keinen Unterſchied machen. Auch wenn ein wohlhabender Mann auf eine mäßige Spielſchuld aus einem Skatſpiele belangt würde, hätte der Richter die Klage abzuweiſen. Wollte er unterſcheiden, ſo würde die ganze geſetzliche Regel, wonach dem Spiel der Rechtsſchutz verſagt werden ſoll, hinfällig werden.

Es iſt nun eine bekannte Erfahrung, daß da, wo das Geſetz aus wirtſchaftlichen Gründen einem Geſchäft entgegentritt, die Menſchen verſuchen, das von ihnen erſtrebte Ziel dadurch zu erreichen, daß ſie eine andre Rechtsform aufſuchen, die ſich für denſelben, vom Geſetz mißbilligten Zweck dienſtbar machen läßt. Die römiſchen Juriſten waren klug genug, dies zu durchſchauen. Sie bezeichneten ſolche Geſchäfte als zur Umgehung des Geſetzes (in fraudem legis) geſchloſſen und ſagten: aus einem ſolchen Geſchäft gewähren wir ebenſo wenig eine Klage, wie aus dem vom Geſetz unmittelbar betroffnen. Auch dafür giebt uns das obengedachte Macedonianiſche Senatsconſult ein Beiſpiel.

Bat ein Hausſohn jemand um ein Darlehen, ſo konnte dieſer ſagen: „Ein Darlehen kann ich dir nicht geben; ich würde daraus keine Klage haben. Ich

verkaufe dir aber diese wertvolle Sache, die du gleich wieder verkaufen kannst. Dann hast du ebenso gut Geld in der Tasche, als ob ich dir ein Darlehen gegeben hätte." Dieser Verkauf war nicht ein simulirtes Geschäft; er war ganz ernstlich gemeint. Der Verkäufer wollte daraus nicht eine Darlehnsklage, sondern eine Kaufklage erwerben; und den Erwerb einer solchen hatte das Gesetz nicht verboten. Was sagten aber die römischen Juristen? Ein solcher Verkauf ist im Grunde nichts andres als ein Darlehen. Er ist ein verschleiertes Darlehen; und deshalb wird auch aus ihm keine Klage gewährt. Und damit entsprachen sie nur dem wahren Willen des Gesetzgebers.

Ganz ähnlich nun, wie nach dem angeführten Beispiel ein Darlehen (nicht im juristischen, wohl aber im wirtschaftlichen Sinne) in die Form eines Kaufvertrags eingekleidet werden kann, kann auch ein Spiel in die Form eines Kaufvertrags eingekleidet werden, wenn nämlich gar nicht die wirkliche Erfüllung des Vertrags beabsichtigt ist, sondern infolge des Kaufs nur die Differenz zwischen dem jetzigen und dem zukünftigen Preise der Sache von einem an den andern Kontrahenten herausgezahlt werden soll. Das ist der Inhalt einer großen Menge von Termingeschäften, wie sie etwa seit einem halben Jahrhundert an unsrer Börse üblich geworden sind. In ihren ersten Anfängen mögen ja die Termingeschäfte ernsten wirtschaftlichen Zwecken gedient haben. Aber bald gewahrte man, daß sie im Hinblick auf den jederzeit feststellbaren Kurswert des Kaufgegenstandes sehr bequem zum Spiel verwendet werden können. Man kaufte und verkaufte lediglich in der Absicht, die Differenz zu gewinnen. Der Kauf wurde dadurch zum Spiel im wirtschaftlichen Sinne. Diese Art der Termingeschäfte hat heute die ganze Börse überwuchert.

Daß die wahre innere Natur dieser Geschäfte lange Zeit hindurch von den Gerichten nicht genügend erkannt wurde, hat verschiedne Ursachen. Zunächst waren, wenn ich mich nicht täusche, die innern Verhältnisse der Börse in juristischen Kreisen zu wenig bekannt. Ungünstig wirkte aber auch, daß zwei Lehren, die gerade hier zur Anwendung hätten kommen müssen, einigermaßen in Verfall geraten waren. Der heutigen Jurisprudenz ist vielfach die Anschauung von dem Wesen der zur Umgehung des Gesetzes dienenden Geschäfte abhanden gekommen. Man fühlte wohl, daß in solchen Geschäften eine Unwahrheit stecke, glaubte aber, daß dieser Unwahrheit nicht anders als mit der Lehre von der „Simulation" beizukommen sei. Da aber diese Lehre nicht paßte, so wußte man mit solchen Geschäften nicht fertig zu werden. Ein andrer Mangel lag darin, daß der Ziviljustiz vielfach das Verständnis für den sogenannten Indizienbeweis, d. h. den Beweis, der sich aus der Gesamtheit der Umstände ergiebt, verloren gegangen war. Erst der durch die Zivilprozeßordnung eingeführte Grundsatz der freien Beweiswürdigung hat dieser Art der Beweisführung wieder vollen Raum verschafft. Aber gerade für die Erkenntnis von Geschäften, durch die ein Gesetz umgangen wird, ist diese Art von Beweis-

führung von der größten Bedeutung. Bei diesen Mängeln war es natürlich, daß man die in der Form von Kaufgeschäften auftretenden Termingeschäfte nicht als Spiel zu erkennen vermochte und für unangreifbar hielt. Im deutschen Volke ließ man sich aber darüber nicht täuschen: der Name „Börsenspiel" ist in jedermanns Munde.

Nun hat in neuester Zeit das Reichsgericht erkannt, daß wenigstens in gewissen Fällen die Natur der an der Börse abgeschlossenen Termingeschäfte als verschleiertes Spiel unverkennbar sei, namentlich dann, wenn nach den Vermögensverhältnissen der Beteiligten gar nicht daran zu denken ist, daß sie den Gegenstand des Handels in Wahrheit haben erwerben oder liefern wollen; an der Warenbörse auch dann, wenn diese Annahme durch die Lebensstellung des Käufers oder Verkäufers ausgeschlossen wird. Aber diese Praxis des Reichsgerichts ist noch einigermaßen schwankend; und es kommt alles darauf an, wie sie sich weiter entwickelt.

Hiermit schließe ich diesen wissenschaftlichen Vorbericht und gehe nun zu einer Darstellung der Ergebnisse der veranstalteten Umfrage (Enquete) über. Dabei muß ich ein kleines Bild vorausschicken von der Art und Weise, wie diese Umfrage stattfand.

Die Kommission selbst bestand aus 28 Mitgliedern, die jedoch nicht immer durchweg anwesend waren. Die Kommission hat 115 Sachverständige vor sich geladen und vernommen. Die gesamten Verhandlungen liegen in stenographischer Aufzeichnung vor und füllen nicht weniger als 3604 Folioseiten. Die Sachverständigen verdienen ohne Zweifel diesen Namen insofern, als sie sämtlich zu der Börse oder zu den Börsengeschäften in naher Beziehung standen. Nun darf man sich aber ihre Vernehmung nicht etwa in der Art denken, wie bei Gericht Sachverständige vernommen zu werden pflegen. Bei Gericht tritt der vernehmende Richter, nachdem er die Sachverständigen über den Gegenstand ihres Gutachtens belehrt hat, ganz in den Hintergrund und läßt die Sachverständigen selbständig ihre Ansichten vortragen. So war es bei der Kommission nicht. Neben dem Vorsitzenden, der ungefähr die Aufgabe eines vernehmenden Richters hatte, nahmen viele Kommissionsmitglieder, einige sogar sehr oft und sehr lebhaft an der Besprechung teil. Sie beschränkten sich nicht darauf, Fragen an die Sachverständigen zu richten, hielten vielmehr selbst lange Vorträge, worin sie ihre Ansichten über die in Betracht kommenden Verhältnisse entwickelten, sich darüber mit andern Mitgliedern auseinandersetzten und dann auch die Sachverständigen aufforderten, sich darüber zu äußern. Deutlich ist zu erkennen, daß sich gerade die Mitglieder, die sich am lebhaftesten an den Verhandlungen beteiligten, über die zu lösenden Fragen schon bestimmte Ansichten, meistens zu Gunsten des Börsenspiels, gebildet hatten, und daß es ihnen weniger darum zu thun war, von den Sachverständigen belehrt zu werden, als selbst diese zu belehren und deren Aussagen im Sinne der von ihnen vor-

gefaßten Ansicht zu gestalten. Mitunter gewinnt man den Eindruck, als ob die Sachverständigen von den Fragestellern förmlich bearbeitet würden, so auszusagen, wie diese es wünschten. Der Einfluß, der auf diese Weise auf die Sachverständigen geübt wurde, war um so größer, als die Fragesteller ihrer Stellung nach sehr angesehne Persönlichkeiten waren, auch die Sachverständigen nicht einzeln, sondern meist in größerer Anzahl vor der Kommission versammelt waren, sodaß alle gleichzeitig anwesenden jene Belehrungen empfingen.

Nahmen hiernach die Fragesteller nicht ganz die Stellung von unbefangnen Richtern ein, so darf man sich auch die Sachverständigen nicht durchweg als unbefangne Richtergehilfen denken. Die meisten Sachverständigen waren selbst Börsenleute oder Männer, die in ihrem Beruf mit Börsenleuten in naher Verbindung stehen. Es wäre ganz unnatürlich gewesen, wenn solche nicht — nach ihrer vollen Überzeugung — den Terminhandel, der ja einen Hauptbestandteil des Börsenbetriebes bildet, für eine nützliche und gerechtfertigte Thätigkeit erklärt hätten und in mehr oder minder lebhaften Ausdrücken für dessen Aufrechthaltung eingetreten wären. Überdies sind die Verhältnisse und Wirkungen des Börsenverkehrs selbst für den, der mitten drin steht, überaus schwer zu überblicken. Je verworrener aber eine Frage ist, um so mehr wird jeder „Sachverständige" geneigt sein, sie nach den Wünschen und Interessen zu beantworten, die er zu der Sache mitbringt. Es ist auch anzunehmen, daß die Umfrage in den Börsenkreisen Berlins von nicht geringer Aufregung begleitet gewesen sei, und daß die daran sich knüpfenden Wünsche vielfach bis an die Person der vernommnen Sachverständigen hinangereicht haben. Rechnet man noch den Einfluß hinzu, den einzelne Fragesteller ausübten, so wäre es weit weniger zu verwundern, wenn ein Teil der Sachverständigen nicht mit voller Unbefangenheit seine Aussagen abgegeben haben sollte, als es umgekehrt Anerkennung und Bewunderung verdient, daß sich viele Sachverständige offenbar mit Freimut und Wahrheitsliebe über die Verhältnisse der Börse ausgesprochen haben. Jedenfalls wird man wohlthun, die Aussagen der Sachverständigen nicht ohne Rücksicht auf ihre Berufsstellung in Betracht zu ziehen.

Damit der Leser im folgenden die als redend eingeführten Kommissionsmitglieder sofort von den Sachverständigen unterscheiden könne, sind den Namen der erstern die Buchstaben KM. vorgesetzt. Die den Äußerungen beigefügten Ziffern bezeichnen die Seitenzahl in den Protokollen, wo die Äußerung sich findet.

Die mitgeteilten Äußerungen sind möglichst wortgetreu den stenographischen Aufzeichnungen entnommen, aber natürlich abgekürzt und zusammengedrängt wiedergegeben. Man wird vielleicht einwenden, daß das Mitgeteilte doch nur Einzelheiten seien, die von dem Ganzen nur ein unvollkommnes Bild gäben. Ich möchte aber den Sterblichen sehen, der sich den Inhalt der 3604 Folioseiten dergestalt zu eigen gemacht hätte, daß er in dem Rahmen einer gewöhn-

lichen Schrift ein vollkommnes Bild von dieser Stofffülle zu geben vermöchte. Man macht solche Dinge eben, so gut wie es geht.

Die Umfrage hat sich in zwei Richtungen bewegt. Man hat festzustellen gesucht:

1. Ob und inwieweit der Terminhandel wirtschaftlich wertvoll und notwendig sei? und 2. ob und in welcher Weise sich innerhalb des Terminhandels Geschäfte, die als bloßes Börsenspiel zu bezeichnen seien, erkennen und ausscheiden lassen?

Unsre Zusammenstellung zu der ersten Frage wird zunächst nur den Terminhandel bei der Effektenbörse ins Auge fassen. Aussprüche aus den Verhandlungen über die Warenbörse sollen dabei nur insoweit herangezogen werden, als sie zugleich auf den Terminhandel in Effekten ein Licht werfen. Die Aussprüche, die über den Wert des Terminhandels an der Warenbörse mitzuteilen sind, werden sich dann besser der Besprechung der zweiten Frage anreihen.

Über die Notwendigkeit und Berechtigung des Terminhandels an der Effektenbörse im allgemeinen liegen folgende Aussprüche vor:

Kopetzky: Die Vorteile des Terminhandels sind: er ermöglicht die Anlage in späterer Zeit, vermittelt den Verkehr zwischen den einzelnen Plätzen, gewährt die Möglichkeit gesunder, wirtschaftlich nützlicher Spekulation (77).

Benary: Der Terminhandel erfüllt ein wirtschaftliches Bedürfnis für alle, unterstützt die Geldkonservirung, indem die Effekten als Zahlungsmittel dienen. Dahin gehören die ausländischen Rentenpapiere, Eisenbahnaktien u. s. w. (100).

Russel: Es kommt vor, daß Leute, die zu einem bestimmten Termin über Kapitalien zu verfügen haben, sich schon gegenwärtig deren Anlage sichern wollen. Auf diese sehr einfache Weise erklärt sich die Entstehung eines, wenn auch ziemlich beschränkten Terminhandels. Allmählich hat er eine wachsende Bedeutung bekommen. Der Verkehr, das Gebiet der kaufmännischen Spekulation hat sich seiner bemächtigt. In vielfacher Beziehung ist die kaufmännische Spekulation nicht etwas unbedingt zu verwerfendes, sondern häufig ein wirtschaftlicher Vorteil des reellen Handels (417).

Es liegt keine Notwendigkeit vor, für jedes einzelne Papier nachzuweisen, daß dafür der Terminhandel Bedürfnis sei. Man kann nur sagen: im allgemeinen ist der Terminhandel in Effekten so gut ein Bedürfnis für Handel und Verkehr wie jedes andre Geschäft. Demzufolge muß er auch in allen Gattungen gestattet sein, die der Verkehr dafür gewählt hat. Der Beweis, daß der Terminhandel besondre Nachteile bringe, die im Kassageschäft nicht liegen können, wird nicht leicht zu führen sein (419).

Alexander: Ich erachte den Terminhandel für absolut wichtig und für unentbehrlich für die leitende Börse eines großen Staates (447).

Bamberger: Es handelt sich beim Terminhandel um das allgemeine und sehr große Interesse der Bedeutung von Handel und Industrie. Wenn unberufne Kreise hinzutreten, für die kann und darf man nicht sorgen (659).

Goldberger: Der Terminhandel ist durchaus berechtigt und nötig; ein allgemeines kulturelles Bedürfnis, ein großes Bindeglied in der Regulirung von Nachfrage und Angebot. Jobberei und Agiotage muß in den Kauf genommen werden (660).

Schinckel: Der Terminhandel ist ein wirtschaftlicher Vorteil, nicht bloß für Waren, sondern auch für Effekten und deshalb unentbehrlich (1159).

Simon: Das wirtschaftliche Bedürfnis ist absolut gegeben für Waren sowohl wie für Effekten. Der Terminhandel in Effekten dient teils zur Kapitalanlage, teils zur Kurssicherung, zum größern Teile allerdings zur Spekulation (1579).

Pflaum: Auch der Terminhandel mit Effekten ist eine wirtschaftliche Notwendigkeit (1565).

Lehmann: Der Terminhandel ist ein Bedürfnis wegen des leichtern Loswerdens von Papieren in kritischen Zeiten, z. B. in dem Augenblicke übler politischer Nachrichten (1592).

Salomon: Der Terminhandel hat Vorteile und Nachteile. Aber die Vorteile überwiegen. Der Terminhandel ist international notwendig. Wir handeln mit Amerika, London u. s. w. Da müssen wir eine gewisse Zeit für die Übersendung haben; wir würden sonst alle diese Geschäfte nicht machen können. Für unser internationales Ansehen ist es durchaus notwendig, daß wir eine Börse haben, die eine Rolle in der Welt spielt (1154).

Maier: Der Terminhandel ist eine absolute wirtschaftliche Notwendigkeit (1609).

Schwartz: Der Terminhandel in internationalen Papieren ist unentbehrlich, auch für die Bewegung in Gold und Geld. Bei Emissionen erleichtert er die Überführung der Papiere, die sonst nicht so schnell von dem Volke „verdaut" werden können (1923). Ich halte den Terminhandel in Effekten für notwendig. Ich kann mir gar nicht unser Erwerbsleben ohne Terminhandel denken (1926).

Goldschmidt: Der Terminhandel ermöglicht den größten Verkehr mit der geringsten Aufwendung von barem Gelde (1600).

Minder günstig für die unbedingte Notwendigkeit der Termingeschäfte sprechen sich folgende Sachverständige aus:

Winterfeld: Von den großen Bankinstituten werden Geschäfte in Effekten für eigne Rechnung nur bei den großen Emissionen gemacht. Direkte Spekulationen, die nicht einen reellen Hintergrund haben, werden von den wenigsten Instituten und den wenigsten soliden Bankiers ausgeführt; ihre eignen Ultimogeschäfte beziehen sich meist nur auf den internationalen Geldausgleich. Im übrigen werden ihre Ultimogeschäfte nur für fremde Rechnung geschlossen (436). (Auf Befragen:) Auch Arbitragegeschäfte werden von großen Instituten für eigne Rechnung gemacht, und diese dürfen nicht gehindert werden (438).

Favreau: Der Terminhandel in Effekten hat gewisse Vorteile; so die leichtere Lösung laufender Engagements. Ein eigentliches wirtschaftliches Bedürfnis besteht aber dafür nicht (654).

Hinrichsen: Für das Kapitalanlage suchende Publikum halte ich den Terminhandel für berechtigt. Es hat sich aber zum größten Teil die Spekulation der Sache bemächtigt. Das wirtschaftliche Bedürfnis für den Terminhandel ist ein ganz verschwindendes (657). (KM. Wiener verwahrt sich dem Sachverständigen gegenüber, daß die Herren von andern Börsen Berlin für eine Art Babel zu halten scheinen.)

Müller: Ein wirkliches Bedürfnis für den Terminhandel besteht zur Beschaffung von Werten für internationale Zahlung; aber diese Geschäfte sind weit geringer, als die bloß zum Zweck des Spiels gemachten (1069).

Basch erklärt den Terminhandel für nötig zur Unterbringung von Anleihen. Er will aber alle Industriepapiere vom Terminhandel ausschließen (989, 990).

Weibert: Der Terminhandel in Effekten (Kreditaktien, Staatsbahnaktien u. s. w.) ist für unsre Verhältnisse nicht notwendig. Der Grund für solche liegt in der Spielsucht. Geschäfte zum Zweck einer künftigen Kapitalanlage kommen bei uns kaum vor. Die Geschäfte sind reine Spekulation. Ich betrachte es als einen großen Krebsschaden, daß eine ganze Anzahl Bankgeschäfte entstanden sind, die das Publikum zu Spekulationsgeschäften veranlassen (1554).

Christians: Den Terminhandel in Effekten halte ich nur soweit für berechtigt, als die Möglichkeit der wirklichen Erfüllung auch gegeben ist. Vielfach ist die wirkliche Erfüllung von vornherein unmöglich; die Geschäfte sind rein fiktive, d. h. Differenzgeschäfte. Kein wirtschaftlicher Zweck wird dadurch erfüllt. Der Terminhandel hat volkswirtschaftlich nur den Wert, im internationalen Verkehr zur Ausgleichung zu dienen (1798).

Ladenburg: Für den Terminhandel mit Effekten, wo sie dem internationalen Verkehr dienen, ist das wirtschaftliche Bedürfnis nicht zweifelhaft. Bei Papieren, die nur dem lokalen Spekulationsinteresse dienen, vermag ich kein hervorragendes Bedürfnis zu erkennen (1360).

Siemens: Terminhandel scheint mir eine Notwendigkeit zu sein für internationale Papiere, zur Ausgleichung zwischen verschiednen Valuten, zur Transportation von Kapitalien aus einem Land in das andre. Ob bei dem Terminhandel mit Bankaktien und Industriepapieren die Vorteile oder Nachteile größer sind, ist schwer zu entscheiden. Das Ultimogeschäft ist ein bequemes Spielmittel (1934). Ich halte es für wirtschaftlich erträglich, daß eine Operation, die von keiner Seite als eine endlich geschäftliche betrachtet worden ist, weder von seiten des Mannes, der spielen will, noch von seiten des Kommissionärs, der das Spiel ausführt — daß ein solches Ding, das keine wirtschaftliche Operation hat sein sollen, auch vom Richter nicht anerkannt wird (1951). (KM. Wiener drängt hierauf den Sachverständigen durch eine Reihe von Fragen, sich gleichwohl für eine Mißbilligung der neuen Praxis des Reichsgerichts zu erklären.)

Wir stellen nun die Aussagen der Sachverständigen über einzelne Punkte zusammen, auf die sich die Verhandlung richtete. Manche Sachverständige halten es für ein unantastbares Recht eines reichen Mannes, an der Börse zu spekuliren.

Alexander: Ich kenne aus den verschiednen Berufsklassen, Offizieren u. s. w. viele Leute, die mit so viel Verstand und Sachkenntnis ihre Spekulationen machen, daß ich nur sagen muß: ich wüßte keinen Grund, weshalb sie nicht ihre Meinung, die sie aus den Geschäftsberichten gewonnen haben, auch durch die Spekulation verwerten sollten (447).

Salomon: Wir haben einen Stadtgerichtsrat a. D., der 100 Millionen Vermögen haben soll, wir haben Schlächter und Bäcker, die enorme Reichtümer gesammelt haben. Warum soll ein solcher nicht das Recht haben, ein Papier auf Zeit zu handeln? (1154).

Goldschmidt: Wie könnte man einem reichen Privatmann, einem Millionär, verwehren wollen, sich durch ein Termingeschäft im voraus ein Papier zu sichern, von dem er glaubt, daß es nicht teuer sei, und das er mit dem Ertrag der Kupons, die er am 1. Oktober abzuschneiden hat, bezahlen wird? (1599).

Die Verhandlungen erstrecken sich auch auf die Frage, ob durch den Terminhandel die Preisschwankungen an der Börse vermindert oder vermehrt werden.

Ein großer Teil der Sachverständigen spricht sich dahin aus, daß der Terminhandel auf die Preisschwankungen an der Börse ausgleichend, mäßigend wirke, und daß bei bloßem Kassahandel die Preisschwankungen noch größer sein würden. So die Sachverständigen Kopetzky 96, Abel 107, Alexander 445, Goldberger 660, Schinckel 1159, Salomon 1155, Pflaum 1565, Ladenburg 1359, Brunnckow 2650. Einige drücken sich mehr zweifelnd aus.

Russell: Der Terminhandel ist ein Geschäft, das die Kursschwankungen nicht verschärft, sondern sie eher vermindert (418).

Finck: Die Schwankungen würden ohne Terminhandel wahrscheinlich noch größer sein, als sie jetzt sind (1162).

KM. Cohn sagt sehr schön: Kann man nicht darin die nützliche Wirksamkeit des Terminhandels sehen, daß ein beständiges Wellengekräusel, beständige kleine Schwankungen stattfinden, die eben das Mittel sind, um die großen Stöße der Schwankungen zu beseitigen? (3527).

Gegenüber stehen jedoch folgende Äußerungen:

KM. Diffené: Ich bin der Meinung, daß der Terminhandel nicht, wie häufig angenommen wird, die Preisschwankungen mildert, sondern sie noch verstärkt (3033).

Traugott Müller: Der Terminhandel verstärkt noch die Preisschwankungen, indem er z. B. die Möglichkeit bietet, fiktive Verkäufe zu machen (3031, 3033).

Weibert: Ich neige mich zu der Ansicht, daß durch den Terminhandel die Preisschwankungen noch erhöht werden (1556).

Basch: Der Terminhandel vergrößert die Schwankungen ganz bedeutend. Falsche Gerüchte kommen dabei alle Tage vor (992).

Schmerfeld (Getreide): Der Terminhandel ist möglichst einzuschränken, weil sein häufiger Charakter als Differenzgeschäft auf den Effektivhandel, die gesunde Preisentwicklung, ungünstig einwirken muß (2571).

Breuninger: Gerade durch den Terminhandel sind große Preisschwankungen nahegelegt, je nachdem die Ware im Übermaß abgeschoben oder herangezogen wird. Die Preisbewegung wäre ohne Terminhandel weit ruhiger (2465).

Werner: Die Spekulationen bringen höchst unwirtschaftliche Schäden hervor. Die großen Preisbewegungen und Risiken wirken bis zum Konsumenten herab (2470).

v. Frege: Der Terminhandel wirkt nicht preisausgleichend, sondern gegenteilig. Er ist ein nationales Unglück (2633).

Klepper: Die Preisbildung wird durch die Geschäfte derjenigen schwer benachteiligt, die von dem Artikel nichts verstehen (2655).

van Gülpen und Robinow (Kaffee) bekunden, daß durch den Terminhandel die Preisschwankungen zwar nicht mehr so groß, aber weit häufiger, fortwährend unberechenbar geworden seien (2064, 2093).

Versuchen wir nun, Äußerungen zusammenzustellen über die besondern Vorteile, die dem Terminhandel beigemessen werden. Da wird zunächst hervorgehoben, daß der Terminhandel dazu diene, Papiere leichter unterzubringen.

Basch: Wir wissen, daß ohne den Terminhandel viele Effekten, Anleihen gar nicht unterzubringen sind (989).

Salomon: Wenn ein Terminhandel existirt, so liegt hierin eine gewisse Werterhöhung eines Papiers an sich. Es ist die Möglichkeit gegeben, Unternehmungen zu erweitern und größere Mittel zu schaffen (1156).

Auf die Frage des Vorsitzenden, ob nicht der Terminhandel die Unterbringung von Papieren erleichtere, antwortete Christians.

Christians: Das ist ganz richtig. Alle minderwertigen Papiere werden mit Vorliebe in den Ultimohandel geschafft, wenn möglich schon vor der Zeichnung. Das ist der Handel per Erscheinen. Die schlechtesten Papiere werden so untergebracht. Bei guten Papieren braucht man dieses Mittel nicht (1799).

Als ein weiterer Vorteil des Terminhandels wird bezeichnet, daß man dadurch in der Lage sei, schon zeitig sich die Anlegung demnächst eingehender Gelder oder Mittel für später auszuzahlende Gelder zu sichern. Die Brauchbarkeit des Terminhandels für diesen Zweck findet sich schon in den Aussprüchen von Russel (417) und Hinrichsen (657) erwähnt. Besonders wird darüber noch in folgender Besprechung verhandelt.

Kopetzky: Wer in späterer Zeit Geld zu zahlen hat, kann schon jetzt seine Dispositionen treffen, indem er Papiere auf Zeit verkauft und dann sicher ist, den heutigen Kurs dafür zu erhalten. Es wäre ja möglich, daß sich in der Zwischenzeit der Kurs veränderte. Ebenso kann der, der später eine Hypothek zurückgezahlt oder eine Erbschaft ausgezahlt erhält, sich schon heute die Kurse der Papiere sichern, in denen er die eingehenden Gelder anlegen will. — KM. Gamp: Ich möchte den Sachverständigen fragen, ob Fälle dieser Art so häufig vorkommen, daß sie einen entscheidenden Einfluß ausüben könnten, oder ob es richtig ist, daß, wie behauptet wird, unter einer Million von Zeitgeschäften in Effekten vielleicht noch nicht ein einziges Geschäft fällt, das auf das Bedürfnis einer Geldanlage zurückzuführen ist? — Kopetzky: Ich kann diese Frage nicht mit Sicherheit beantworten. Aber ich möchte mit Sicherheit aussprechen, daß es häufig genug vorkommt (78).

Als eine besondre Rechtfertigung des Terminhandels wird es hervorgehoben, daß er öfter nur, um eine Versicherung zu gewinnen, abgeschlossen werde.

Russel: Wenn ich ein Papier auf Zeit verkauft habe und kaufe mir dagegen nunmehr dieses Papier, um wiederum gesichert zu sein, gegen eine Prämie, dann ist das zweite Geschäft lediglich von dem Motiv [der Absicht!] geleitet, mich gegen die etwaigen Verluste aus dem ersten Geschäft zu sichern. Das erste Geschäft kann sehr wohl ein reines Spielgeschäft sein; das zweite Geschäft ist aber nur eine Versicherung, um mich gegen die Folgen des ersten Geschäfts zu schützen. Es sind ja die vielgestaltigen Fälle möglich, wo speziell auch das Prämiengeschäft, das Stellagegeschäft als unabweisliche Form der Sicherstellung für den Industriellen in Betracht kommen (468).

Namentlich aber wird für die, die mit dem Auslande Handel treiben, die Notwendigkeit betont, sich den Wert ausländischer Valuta durch den Terminhandel zu sichern.

Kopetzky: Wer einen großen Einkauf oder Verkauf in einem Lande gemacht hat, das mit einer andern Valuta rechnet, kann seine Berechnung viel sicherer machen, wenn er in der Lage ist, die Valuta sich gleich auf denjenigen Termin zu decken, zu dem er die Ware bekommt oder liefert. Wenn jemand in Rußland Getreide kauft, so würde jede Berechnung unmöglich sein, wenn er nicht in der Lage wäre, die Rubel, die er dazu braucht, zu decken; denn der Kurs kann zur Zeit der Abnahme wesentlich verändert und dadurch seine ganze Berechnung vernichtet sein (78).

Von dem Bedürfnis eines derartigen Terminhandels reden auch Russell 417, 460, Favreau 656, Schröter 1161, Simon 1579, Siemens 1956.

Simon: Wir in Königsberg haben den Terminhandel nur in russischen Valuten. Er hat eine bedeutende Ausdehnung und entspringt einem dringenden Bedürfnis, weil unser ganzer Handel, in Flachs, Holz, Getreide, auf russischer Valuta beruht.

Nach dem Zeugnis von Favreau (656) und Schröter (1162) werden russische Noten auch nicht stets auf Ultimo, sondern nach Befinden auf Monate (sechs Monate) hinaus gehandelt.

Weidert (1554) bezeugt ein gleiches Bedürfnis des Terminhandels zur Sicherung der österreichischen Valuta für den bairischen Bezug der Gerste aus Österreich.

Übrigens ist nach einer beiläufigen Bemerkung von Benary (102) der Terminhandel in russischen Noten in Paris erst am 9. Mai 1892 eingeführt worden.

Über die Bedeutung des Terminhandels für den Ausgleich internationaler Verpflichtungen mögen folgende Aussagen angeführt werden:

Kopetzky: Bei ausländischen Papieren muß man sich den Usancen der andern Plätze anschließen. Es wird an einzelnen Plätzen nur auf Zeit, an andern nur per Kassa gehandelt; aber das Zeitgeschäft ist jedenfalls notwendig, um den Verkehr zwischen den einzelnen Plätzen zu vermitteln. Man würde nicht in der Lage sein, ein Papier z. B. auf dem Londoner Markt zu kaufen, wenn man es hier sofort liefern müßte. — KM. Gamp: Würde es nicht möglich sein, dieses Bedürfnis, den Raum zu überwinden, dadurch zu befriedigen, daß für die Lieferung von Kassageschäften ein ausgiebig bemessener, vielleicht auf acht Tage festzusetzender Termin gegeben wird, sodaß jeder, der ein Kassageschäft abschließt, immer Zeit hätte, in London sich preußische Konsols zu kaufen und sie hier wieder zu verkaufen? — Kopetzky: Ich kann das durchaus nicht empfehlen. Es besteht ja bei Kassageschäften bereits die Usance, daß man eine Lieferfrist von acht Tagen hat. Dem Käufer ist es aber überlassen, das Papier sofort zu fordern, und diese Einrichtung ist eine sehr wohlthätige. Es würde auch z. B. für das Geschäft mit Paris oder mit Amerika eine achttägige Frist nicht ausreichen. In Amerika wird übrigens nur per Kassa gehandelt, und sie halten an dieser etwas veralteten Einrichtung fest, die auch manche Vorteile hat. Der Käufer kann sich dort das Recht ausbedingen, erst später — nach vierzehn Tagen, drei Wochen — zu empfangen, der Verkäufer, erst später zu liefern. So finden zwischen London und Newyork riesige Umsätze in amerikanischen Papieren statt (77, 80, 81).

KM. Frentzel: Ich möchte fragen, ob nicht der Terminhandel in den internationalen Fonds dazu dient, internationale Guthaben und Verpflichtungen auszugleichen, und ob er nicht in dieser Beziehung ein sehr großes wirtschaftliches Bedürfnis erfüllt? — Benary: Ich glaube allerdings, daß der Terminhandel die Goldkonservirung unterstützt. Der Terminhandel in Effekten hat nicht bloß dazu geführt, durch Einführung der Argentinier das Gold aus dem Lande herauszuführen, sondern auch dazu beigetragen, das Gold einzuführen, indem die Effekten das Zahlmittel für das von andern Ländern bezogne Gold waren. Dies vollzog sich fast ausschließlich durch den Terminhandel (99).

Die Verhandlungen haben sich auch auf die Frage erstreckt, ob der Terminhandel das Börsenspiel besonders begünstige.

Einige Sachverständige verneinen diese Frage, weil das Spiel ebenso gut in der Form des Kassageschäfts ausgeübt werden könne. Es wird dabei auf das Beispiel von Newyork verwiesen, wo nur Kassahandel bestehe, gleichwohl aber die Spekulation im größten Maßstabe stattfinde. In diesem Sinne äußern sich: Wallenberg-Pacholy 810, Wilmowski 820, Wiener 1072, Kussel 1465, Pflaum 1576, Cohnstädt 1789, Gwinner 1947.

Dagegen erklären sich dahin, daß der Terminhandel zum Spiele reize, es erleichtere, bequemer dafür sei, folgende Sachverständige: Heimann 434, Arnhold 444, Samuel 445, Favreau 655, Goldberger 661, Kämpf 811, Basch 990, Müller 1069, Salomon 1158, Schinckel 1160, Ladenburg 1359, Siemon 1536, Weidert 1556, Lehmann 1593, Siemens 1932, Traugott Müller 3031, 3039, Lexis 3518, 3526.

Samuel: Beim Kassahandel ist das Spiel für den Bankier selbst weit gefährlicher. Deshalb wird jeder vorsichtige und ernste Bankier die Spielwut seiner Klienten auf dem Kassamarkt mehr zu dämmen suchen, als im Ultimo geschieht (445).

Schinckel: Wenn jemand 3000 bis 4000 Mark Einschüsse macht, um 750 000 Mark per Ultimo zu handeln, so würde man das im Kassageschäft auch thun. Er würde überall auf das Papier Geld bekommen durch Repartirung und Deponirung. Es würde allerdings die Sache sehr verteuern (1160).

Auch die Sachverständigen von der Warenbörse sind in dieser Beziehung einverstanden.

Heuser: Gerade die Gelegenheit zum Terminhandel macht das Spiel von Privatpersonen so kolossal (2346).

Schäfer: Der Terminhandel giebt besondern Anreiz zur Spekulation (3010).

Basch schlägt vor, daß auch alle Kassageschäfte nur mit einem Einschuß von fünfzig Prozent gemacht werden sollten (993).

(Fortsetzung folgt)

Robert Schumann und Vesque von Püttlingen

Von F. Gustav Jansen

Unter den Freunden Robert Schumanns nimmt einen hervorragenden Platz Vesque von Püttlingen ein, doch ist darüber in weitern Kreisen so gut wie nichts bekannt. Einige neuaufgefundne Briefe Schumanns an ihn, die in der (1887 bei A. Hölder in Wien erschienenen) Lebensskizze Vesques keine Aufnahme gefunden haben, sind die Veranlassung zu der folgenden kurzen Darstellung des Verhältnisses der beiden zu einander.

Johann Vesque von Püttlingen wurde am 23. Juli 1803 in Opole in Polen geboren. Sein Vater, ein belgischer Emigrant, siedelte 1804 nach Wien über, wo er als erster Kustos an der Hofbibliothek im Jahre 1829 starb.

Bei dem Sohne zeigten sich schon früh vielversprechende Geistesgaben, es traten dichterische und malerische Anlagen zu Tage. Vor allem aber machte sich seine musikalische Begabung geltend. Nachdem er bei Leidesdorf, Moscheles und Worzischek Klavierunterricht genossen hatte, konnte sich der heranwachsende Jüngling nicht allein an den regelmäßigen Musikabenden im Elternhause, sondern auch an den öffentlichen Aufführungen im Konservatorium beteiligen. Zur Ausbildung seiner Tenorstimme erhielt er Unterricht bei dem Tenoristen Cicimarra.*)

1822 bezog Vesque die Universität, studirte Rechts- und Kameralwissenschaften und promovirte 1827. In dieses Jahr fällt seine Bekanntschaft mit Franz Schubert; er traf ihn wiederholt bei dem Sänger Vogl. Schubert brachte seine neuentstandnen Kompositionen mit, und Vogl sang sie. Bildete sich unter dieser Einwirkung Vesques Vorliebe für das Lied aus, worin Schubert sein Ideal wurde, so übte gleichzeitig Vogl, der in Bezug auf eindringendes Verständnis und künstlerischen Vortrag des Liedes seinesgleichen suchte, einen bestimmenden Einfluß auf Vesques Gesang aus.

1827 trat Vesque in den Staatsdienst ein, wo sich ihm infolge seiner hervorragenden Fähigkeit und Arbeitskraft eine glänzende Laufbahn erschloß. Er wurde 1834 in den Staatsrat berufen, nach wenigen Jahren Hofrat der Staatskanzlei, endlich Sektionschef im Ministerium des Auswärtigen.

Von seiner Persönlichkeit giebt Hanslick (im Musikalischen Skizzenbuch) folgende Schilderung: „Er war ein auffallend hübscher Charakterkopf mit krausgelocktem dunkelm Haare, kohlschwarzen blitzenden Augen, immer voll Beweglichkeit, dabei doch von ungezwungen vornehmer Haltung. Seine Unterhaltung strömte über von heiterer Anmut, von Witz und treffenden Aperçus.“ Mit seiner vielseitigen Bildung vereinigte Vesque eine natürliche Herzensfreundlichkeit, die alle für ihn einnahm. Geistige Spannkraft und offner Blick für alles Schöne und Edle blieben ihm bis ins hohe Alter. Während seines Aufenthalts in Frankfurt, wo er 1863 bei der Bundeskommission für das Gesetz zum Schutz der Autorenrechte den Vorsitz führte, hatte ein Mitglied der Kommission auf den gemeinschaftlichen Spaziergängen vielfach Gelegenheit, sein Wesen kennen zu lernen. Die Beobachtung, daß der Sechzigjährige oft im Freien sang, jedes altertümliche Gebäude mit Interesse betrachtete, auch wohl mitten im heitern Gespräch stehen blieb, um auf das ergreifende Bild der in

*) Vesque von Püttlingens Lebensskizze, aus Briefen und Tagebuchblättern zusammengestellt, der ich die biographischen Daten entnehme, erschien ohne Autornamen. Ich glaube verraten zu dürfen, daß sie einer Tochter Vesques zu verdanken ist.

den Main untertauchenden Sonne hinzuweisen, entlockte dem Begleiter den Ausruf: „Herr Hofrat, Sie sind eine Künstlernatur!“ Die Bezeichnung ist treffend, obwohl nicht ganz erschöpfend. Hanslick führt das Bild weiter aus: „Der Künstler und der Diplomat, der Poet und der Weltmann flossen in Vesque zu einer der interessantesten und anmutigsten Persönlichkeiten zusammen, die mir vorgekommen. Von jedem der beiden Pole seiner Thätigkeit fiel ein vergoldender Schimmer auf den andern. Der Opern- und Liederkomponist erschien der Wiener Gesellschaft verherrlicht durch seine hohe büreaukratische Stellung; der Staatsmann durch seinen künstlerischen Nimbus erhoben über das prosaische Niveau seiner Amtsbrüder.“

Zur vollen Würdigung des in Vesques Hause waltenden Geistes darf aber auch seine anmutige Gattin Marie, geborne Márkus von Eör, nicht vergessen werden, eine an Geistes- und Herzensbildung ihm ebenbürtige Frau, die der Mittelpunkt eines schönen und innigen Familienlebens war und ihr Haus zu einem behaglichen Sammelort einheimischer und durchreisender Künstler zu gestalten wußte.

Vesque fühlte sich schon früh zum Komponiren angeregt, doch schrieb er zunächst nur Tänze und Lieder, indem er sich dabei ganz allein von seinem guten Ohr leiten ließ. 1829 stellte er sich eine größere, und zwar die originelle Aufgabe, eine neue Musik zum Text von Rossinis „Donna del Lago“ zu schreiben. Da ihm dabei doch der Mangel theoretischer Studien fühlbar werden mußte, nahm er 1833 (ein Jahr nach seiner Verheiratung) bei Simon Sechter Unterricht im strengen Satz, auch — da er noch mit einer zweiten Oper, „Die Belagerung Wiens durch die Türken,“ beschäftigt war — in der Instrumentation. Der Unterricht dauerte etwa ein Jahr; ein zweites verging noch, bis Vesque mit einer Anzahl von Liedern an die Öffentlichkeit trat. Vorher hatte er mehrere Hefte Tänze unter der Chiffre „J. v. V.“ herausgegeben, jetzt nahm er das Pseudonym J. Hoven an, das er dann, wenige Ausnahmen abgerechnet, für die Folge beibehielt. Einige Tadler wollten damals in der Wahl dieses Namens einen versteckten Angriff auf Beethoven sehen; aber der Name findet sich schon auf einem Trauerspiel des siebzehnjährigen Gymnasiasten, er ist von einer ehemalig großväterlichen Besitzung hergenommen. Ein Pseudonym aber war notwendig, denn in dem Metternichschen Wien hätte ein kaiserlicher Rat nicht zugleich Musiker sein und wohl gar Opern aufführen dürfen. „Sie wissen, schrieb Vesque nach der Aufführung seiner »Turandot« an Wieck, daß ich, höherm Befehl folgend, als Herr J. Hoven auftreten mußte.“

Im Dezember 1837 kam die damals achtzehnjährige Klara Wieck nach Wien, verweilte dort fast fünf Monate und konzertirte mit beispiellosem Erfolge. Auch Vesque war von dem „Zauberspiel“ der gefeierten Künstlerin entzückt und sah sie häufig in seinem Hause. Die gegenseitige Verehrung schuf

ein herzliches und dauerndes Freundschaftsbündnis, dem bald auch Schumann näher treten sollte. Veranlassung dazu gab folgendes Gedicht.

An Klara Wieck,
als sie Beethovens Fmoll-Sonate spielte.

Ein Wundermann, der Welt, des Lebens satt,
Schloß seine Zauber grollend ein
Im fest verwahrten, demantharten Schrein
Und warf den Schlüssel in das Meer und starb.
Die Menschlein mühen sich geschäftig ab.
Umsonst! Kein Sperrzeug löst das harte Schloß,
Und seine Zauber schlafen wie ihr Meister.
Ein Schäferkind, am Strand des Meeres spielend,
Sieht zu der hastig unberufnen Jagd.
Sinnvoll gedankenlos, wie Mädchen sind,
Senkt sie die weißen Finger in die Flut,
Und faßt, und hebt, und hats. — Es ist der Schlüssel!
Auf springt sie, auf, mit höhern Herzensschlägen,
Der Schrein blinkt, wie aus Augen, ihr entgegen:
Der Schlüssel paßt, der Deckel fliegt. Die Geister,
Sie steigen auf und senken dienend sich
Der anmutreichen, unschuldsvollen Herrin,
Die sie mit weißen Fingern, spielend, lenkt.

Darüber war nun alle Welt entzückt;
Die Schlosser nur, die ungeschickt
Kein Sperrzeug fanden für das harte Schloß,
Sie tadelten die Lösung als zu rasch;
Ein Grobschmied schloß sich ihrer Meinung an.

Vesque brachte der Künstlerin eine Huldigung eigner Art dar, indem er dieses Gedicht (mit Hinweglassung der letzten fünf Zeilen*) unter Benutzung der Hauptgedanken der Fmoll-Sonate in Musik setzte. Die Komposition wurde in der „Neuen Zeitschrift" vom 23. März 1838 durch O. Lorenz mit einigen freundlichen Worten angezeigt. Wahrscheinlich aus Anlaß dieser Besprechung schrieb Vesque unterm 13. April an Schumann. Am 11. Mai folgte ein zweiter Brief, mit dem er mehrere Liederhefte zur Rezension einsandte.**) Schumanns Antwort vom 26. Mai lautet:

*) Sie beziehen sich auf einige Tadler, die die zu raschen Tempi der Sonate u. s. w. mißbilligt hatten. Den „Grobschmied" deutete man (vergl. Hanslicks „Aus dem Konzertsaal" S. 333) teils auf C. Holz, teils auf A. Schindler, die beide auf ihre Beethoventraditionen pochten.

**) Diese Daten sind den „Geschäftsnotizen" entnommen, in denen Schumann seinen Mitarbeitern den Eingang ihrer Briefe anzeigte. Obwohl deren Namen nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet sind, so hat das doch zur Ermittlung der Verfasser mehrerer pseudonymen Artikel geführt.

Euer Hochwohlgeboren gütiges Schreiben verpflichtet mich zum lebhaftesten Dank und hat mir wahrhaft Freude gemacht. Auch war mir Ihr Name keineswegs ein ungekannter. Soviel schlechte Musik ich vergesse und gern vergesse, so ist mir doch ein treues Gedächtnis für das edlere Streben geblieben, wie man es in Ihren Kompositionen auf den ersten Blick erkennen muß.

Das Liederfach ist nicht mein Departement. Sie werden also eine andre Chiffre unter der Anzeige Ihrer Gesänge finden, die keinenfalls, wie ich glaube, eine Halmsche Debatte hervorrufen wird.

Auch möchte ich Ihnen vorschlagen, ob Sie mir vielleicht etwas für die vierteljährlich erscheinenden Musikalischen Beilagen zur Zeitschrift mitteilen wollten; ein Weg, der schneller zur Verbreitung des Namens führt als irgend ein bekannter. Doch dürften, da die Beilagen nur so selten erscheinen und doch dadurch gleich mehrere Komponisten eingeführt werden sollen, die Kompositionen nicht wohl den Raum von zwei bis drei Druckseiten überschreiten. Am besten, Sie senden mir vielleicht gleich ein ganzes Heft Lieder oder was sonst, damit ich nur wählen kann, daß es sich auch mit den andern Beiträgen gut verträgt. Im Augenblick liegt freilich soviel Manuskript für diese Beilagen bei mir aufgeschichtet, daß ich Ihnen den Zeitpunkt der Aufnahme Ihrer Kompositionen nicht genau bestimmen könnte. Jedenfalls möchten Sie mich bald durch eine reiche Sendung erfreuen!

Vielleicht daß mir endlich in diesem Jahre ein alter Lieblingswunsch in Erfüllung geht: mir Wien einmal ansehen zu dürfen. Erlauben Sie dann, hochgeehrter Herr, mich Ihnen vorzustellen?*)

Vesques Balladen und Gesänge (Werk 6, 10 bis 12, 14 bis 16) wurden von O. Lorenz in der Nummer vom 20. Juli besprochen, die Schumann mit dem Uhlandschen Motto einleitete:

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt,
Ausgestreuet ist der Samen
Über alles deutsche Land.

Der Schluß von Schumanns Brief aber war mehr als nur eine gelegentliche Anfrage. Schumann wollte sich keineswegs nur „Wien ansehen," sondern beabsichtigte ganz nach Wien überzusiedeln, weil ihm der Aufenthalt in Leipzig durch sein Verhältnis zu Wieck verleidet war. Er hatte sich im Februar 1836 mit Klara Wieck verlobt. Ihr Vater, der dieser Verbindung entgegen war, wußte so beharrlich jede Annäherung der Verlobten zu verhindern, daß Schumanns Zuversicht mehr und mehr herabgestimmt wurde und er schließlich entsagte. Nachdem aber im folgenden Jahre das nur durch Einwirkungen von außen unterbrochne Einverständnis mit Klara wiederhergestellt war (hauptsächlich durch die Vermittlung des beiderseitigen Freundes E. A. Becker in Freiberg), erneuerte Schumann seine Bewerbung bei Wieck am 13. September 1837 — mit demselben Mißerfolg. Wiecks Widerstand gegen die Verbindung

*) Die hier mitgeteilten Briefe Schumanns sind mir von der Familie Vesque freundlichst anvertraut worden. In Vesques Lebensskizze haben nur die beiden letzten Aufnahme gefunden; einige andre sind im Laufe der Jahre verloren gegangen.

dauerte fort; Schumanns stille Hoffnung, der Alte werde „nach und nach schmelzen," sollte gründlich getäuscht werden.

Nach Klaras Abreise von Wien betrieb nun Schumann die Vorbereitungen zu seiner Übersiedlung dahin eifriger. Um zu erfahren, was er zur Erlangung der Konzession für die Zeitschrift zu thun habe, wandte er sich an Vesque, bei dem er auf wohlwollendes Entgegenkommen rechnen durfte. Vesque war jetzt genauer in Schumanns Kompositionen eingeführt worden, und zwar durch die berufenste Spielerin, durch Klara Wieck*), und hatte sich darüber in seinen Briefen an Schumann freudig anerkennend („mit Teilnahme an seinen Bestrebungen," wie das bescheidne Wort Schumanns lautet) ausgesprochen. Schumann schrieb ihm dagegen am 15. Juli:

Euer Hochwohlgeboren wagt sich der Unterzeichnete heute als Bittender in einer für ihn höchst wichtigen Angelegenheit vorzustellen.

Ihre gütige Teilnahme an meinen Bestrebungen giebt mir den Mut zu meinen Fragen. Vor allem würde ich Sie, hochgeehrtester Herr, ersuchen, von meinem Vorhaben, das mich zu diesen Zeilen veranlaßt, gegen jedermann vor der Hand noch schweigen zu wollen. Die Frucht ist noch nicht reif für die Öffentlichkeit.

Zur Sache, der Sie Ihre gütige Aufmerksamkeit schenken möchten:

Besondere Verhältnisse (keine gefährlichen, eher freundlicher Natur) machen es nötig, für die Zukunft meinen Herd in einer größeren Stadt aufzuschlagen. Wien liegt meinem Wirken am nächsten; nach kurzer, aber reiflicher Erwägung habe ich mich für Ihr schönes Wien entschieden und [habe] vielleicht schon zum Schluß dieses Jahres die Freude, mich Ihnen persönlich vorstellen zu dürfen.

Nun aber will ich meine mir ans Herz gewachsene Zeitschrift nicht aufgeben; im Gegenteil, sie soll mit mir, soll von Januar an in Wien erscheinen. Die Verlagsangelegenheiten werden bereits geordnet und in kurzem geschlichtet sein.

Wollen Sie, den ich als einen so freundlichen Beschützer der Kunst noch zuletzt von Fräulein Klara Wieck schildern hören, einem unerfahrenen Künstler, der noch nicht lange aus den Kinderschuhen, mit Ihrer Einsicht, Ihrem Rate beistehen, welche Schritte er zunächst thun muß, wie die Erlaubnis zur Herausgabe der Zeitung in Österreich zu erlangen? Die Zeitschrift mag als eine jugendliche, unerschrockene, oft sehr strenge bekannt sein; indes hat sie nie Politik u. dgl. berührt, als daß ich fürchten sollte, man würde ihrem Erscheinen in Wien Hindernisse von seiten der Zensur in den Weg legen. Wollten Sie jetzt die Güte haben, mich darauf Ihre gefällige Ansicht wissen zu lassen?

Die Zeitung soll also vom Januar 1839 an in Wien erscheinen, ich selbst will Ende Oktober hin. Wird die Zeit vom Oktober bis Ende Dezember hinreichen, um die Zensurangelegenheiten in Ordnung zu bringen, die Druckerlaubnis mir auszuwirken? Könnte ich vielleicht schon jetzt durch ein einzureichendes Schreiben an die betreffende Behörde meinem Ziele näher kommen? Und an welche hätte ich mich da zu wenden? Würden mir besondre Empfehlungen, ein Ministerialpaß u. s. w. von Nutzen sein? Muß ich irgend Kaution stellen? Bedarf es besondrer Legitimation?

*) Als Klara Wieck nach Wien kam, wußten, wie H. Ehrlich („Nord und Süd" 1887, IV, 187) meint, dort „vielleicht zehn Musiker von Schumann."

Wie ich mich auf Ihr schönes Wien freue, welche Aussichten sich mir durch diese Übersiedelung eröffnen, und wie durch den Umzug der Zeitung nord- und süddeutsche Kunst sicherlich zu innigerem Bande verknüpft werden, über dies und manches andre in meinem nächsten Briefe, wenn ich wieder schreiben darf.

Vielleicht daß ich mich Ihres hohen Schutzes erfreuen darf, und daß Sie den Fremdling einlassen, wenn er vorspricht.

Vesque billigte Schumanns Plan, deutete aber auf die von der Wiener Zensur zu erwartenden Schwierigkeiten hin. Darauf antwortete ihm Schumann am 26. August:

Den innigsten Dank für alle Auskunft, die mir Euer Hochwohlgeboren so schnell und bestimmt geben. Mein Plan reift mehr und mehr. Aber wo so viele Fäden abgerissen, so viele neue angesponnen werden müssen, bedarf es der Zeit und einer vorsichtigen Hand.

Ich hoffe in diesen Tagen besondere Empfehlungen an den Herrn Fürst Metternich und an Herrn Graf Sedlnitzky zu erhalten, auch sonstige vom hiesigen Magistrat, und mache mich dann Ende September gleich selbst auf den Weg, um bei Schluß dieses Jahres im Reinen zu sein.

Meine Zeit ist mir karg zugemessen; es wäre mir höchst traurig, wenn die Zeitung Anfang Januar nicht in Wien erscheinen könnte und ich wieder nach Leipzig zurückmüßte. Von einem unberechenbaren Einfluß und Nutzen für mich würde es wohl sein, wenn Sie, hochgeehrtester Herr, sollten Sie dem Herrn Grafen Sedlnitzky näher stehen, ihm etwa gelegentlich über mich, mein Vorhaben und Gesuch ein empfehlendes Wort sagen wollten, daß ich ihm nicht ganz [als] Fremdling erscheine, daß er mich nicht in die gewöhnliche Journalistenklasse wirft. Vielleicht ist Ihnen das möglich.

Und nun auch dem Künstler meinen Dank für die beiden Lieder. Die Beilage vom November bringt Ihre Geisterinsel, im Verein mit Kompositionen von Leopold Schefer (dem Dichter), Joseph Elsner (Kapellmeister in Warschau) und Josephine Lang aus Augsburg, einem sehr schwärmerischen Wesen. Das gäbe dann ein interessantes Kleeblatt. In den Zeitungen lese ich, daß auch Ihre Oper Turandot bald zur Aufführung kommt. Träfe es sich doch gerade während meiner Anwesenheit.

Vielleicht kömmt auch Sterndale Bennett mit mir nach Wien; ich werde mir erlauben, Ihnen ihn vorzustellen; das ist ein englischer Tonkünstler, ein Engel von einem Musiker.

Zum Schluß heute ersuche ich Sie, Hochverehrtester, nochmals um Geheimhaltung meiner Übersiedlung. Sie wissen, man kann nicht leise genug auftreten, wo es ein Ziel gilt, das zufällig vielleicht auch andre im Auge haben. Herr Professor Fischhof allein weiß um meinen Plan.

Frl. Klara läßt sich Ihnen angelegentlich empfehlen.

Der in dem Briefe genannte Graf Sedlnitzky war Präsident der obersten Polizei- und Zensurhofstelle in Wien; sein Einfluß in der Zeitungsangelegenheit war nicht der günstigste, wie Schumann bald erfahren sollte. Aus Bennetts Mitreise nach Wien wurde nichts. Fischhof hatte Schumann am 5. August auch in seinen Plan eingeweiht. Fischhof war ihm lieb und wert geworden, weil er sich Klaras so warm angenommen und über ihr Auftreten so schöne

Berichte*) an die Zeitschrift gesandt hatte. Ihm deutete er auch leise sein Verhältnis zu Klara an, von dem öffentlich noch nichts bekannt war.

Anfang Oktober 1838 traf Schumann in Wien ein, in dem Frohgefühl, sich durch die Verpflanzung seiner Zeitschrift dahin eine gesicherte Stellung schaffen und — vor allem! — seine geliebte Klara heimführen zu können. Aber die Enttäuschungen ließen nicht auf sich warten. Das Erscheinen der Zeitschrift wußte man erst zu verzögern, endlich ganz zu verhindern, womit denn auch die Erfüllung seines Herzenswunsches abermals ins Ungewisse hinausgerückt wurde. Überhaupt fand er in Wien nur geringe Teilnahme. Um das begreiflich zu finden, muß man sich vergegenwärtigen, wie unberührt Wien von der poetischen Richtung der jungen Musikwelt in Deutschland geblieben war, wie wenig man dort besonders von Schumanns stillem Wirken wußte. Seine Kompositionen waren zu fremdartig, zu sehr vom Tagesgeschmack abgewandt, um populär werden zu können; noch viel weniger kannte man ihn aus seiner kritischen Thätigkeit, zumal da die Neue Zeitschrift nur in wenigen Exemplaren nach Wien kam und seinen Namen so selten nannte.**) Dazu kam, daß Schumann nicht die Gabe hatte, sich persönlich geltend zu machen. Seine schlichte Art, sich zu geben, war nicht dazu angethan, Fremde anzuziehen oder auch nur Aufmerksamkeit zu erregen. Wenig mitteilsam, unfähig, „zu schmeicheln und sich unaufhörlich zu verbeugen," zu ehrlich und zu stolz, um sich das Wohlwollen andrer anders als auf geradem Wege zu gewinnen, vermochte er es vor allem nicht, sich die Wiener Verleger, die „für ihren Strauß und Proch fürchteten," günstig zu stimmen. Er selbst war sich der ihm mangelnden geselligen Gewandtheit wohl bewußt, sprach es auch Klara gegenüber aus, wie oft er noch „in den Worten und in der Form fehle," und daß man „oft nicht klug aus ihm werde."

Seine herabgedrückte Stimmung giebt sich gleich in seinen ersten Briefen aus Wien zu erkennen. „Ich passe nicht unter diesen Schlag Menschen, die

*) Sie sind mit „34" gezeichnet.

**) In den Jahrgängen 1834 bis 1838 der Neuen Zeitschrift findet man unter den zahlreichen Arbeiten Schumanns — gering angeschlagen, 50 größere und kleinere Aufsätze, über 300 Besprechungen von Kompositionen — seinen vollen Namen nur 23 mal, die Anfangsbuchstaben 18 mal, die Bezeichnung „Redaktion" etwa 10 mal; alles übrige ist mit Zahlen oder mit den Davidsbündlernamen (manches auch gar nicht) unterzeichnet. Mit Recht schrieb deshalb Schumann kurz vor dem Erscheinen seiner gesammelten Schriften (1854) einem Freunde: „Ich hoffe, daß ich Ihnen diesmal von einer ganz neuen Seite bekannt werde." Auch später haben ihn von dieser „neuen Seite" doch nur wenige kennen gelernt, wie ich mit Verwunderung selbst an Fachmusikern oft erfahren habe. Zahlen sprechen. Bis zum Jahre 1880, also nach Verlauf von 26 Jahren, waren die drei Auflagen von Schumanns Schriften (die erste von 1000, die zweite von 1250 Exemplaren) nur in etwa 2500 Exemplaren verbreitet! Erst 1891 erschien (bei Breitkopf und Härtel) die vierte Auflage, chronologisch geordnet und mit Nachträgen und Erläuterungen versehen.

Fadheit ist denn doch zu Zeiten zu mächtig. Indes wird genauere Bekanntschaft mit den Einzelnen von diesem Urteil manches löschen."

Zu diesen „Einzelnen," die ihm gleich sympathisch waren, gehörte Vesque; bei ihm, schreibt er, werde er „sich am besten eingewöhnen." An Klara, der er nichts verbarg, was ihn äußerlich und innerlich bewegte, schreibt er über Vesque und seine beifällig aufgenommne Oper Turandot: „Vesque ist mir nun der Liebste von allen. Einiges Unglück ist es, daß gerade seine Oper jetzt gegeben wird, die manches Artige enthält, aber ein Mischmasch von Wollen und nicht Können, und von Können und nicht Wollen, ich meine, in allen möglichen Arten und Stilen geschrieben ist. Er nennt es selbst einen Versuch." Das letztere bestätigt auch ein Brief Vesques (vom 10. Oktober) an Wieck. Darin schreibt er zwar, der Erfolg sei „für eine erste Oper" brillant, fügt aber hinzu: „Daß übrigens das Werk auch seine Mängel hat, erkenne ich selbst als der erste an. Vor allem ist das Buch theatralisch und prosaisch. Indessen was war zu thun? Ich war so kompositionswütig, daß ich auch die Augsburger Allgemeine Zeitung in Musik gesetzt hätte. Dann habe ich wirklich nicht gewußt, welchen Stil ich den guten Wienern vorbringen soll. Schreibt man deutsch, so gähnen die Logen; Spohrs Jessonda ist immer leer; schreibt man italienisch, so schimpfen die Kontrapunktisten. Ich bin so einen Mittelweg gegangen, bis ich einmal genug Kredit habe, meinen eignen Weg zu gehen, was ich bei einem Debut nicht wagen durfte. Dann habe ich viel für die Sänger ändern müssen, ja eine Cavatine, die ich in moll geschrieben, habe ich in dur setzen müssen, »weils schöner klingt,« sodaß ich mein eignes Kind nicht mehr kenne. Es ist eine wahre Galeerenarbeit, fürs Theater zu schreiben."

Einige Tage später erbat sich Schumann den Klavierauszug der Turandot zur Berichterstattung in der Zeitschrift; auch beklagte er sich darüber, daß die Konzessionsangelegenheit nur langsam vorwärts gehe, doch hoffe er, bis Neujahr in Ordnung zu kommen. „So gerne möchte ich oft mit Ihnen sprechen, fürchte aber immer, Sie in wichtigen Geschäften zu stören. Vielleicht lassen Sie mir sagen, wenn Sie einmal eine Stunde frei haben. Erhalten Sie mir Ihr gütiges Wohlwollen, dessen ich unter so fremden Menschen so sehr bedarf." Die betreffende Zeitschriftnotiz (18. November) lautet: „J. Hovens Turandot ist bis jetzt viermal gegeben worden; die Oper hat viele artige Nummern und soll ehestens im Klavierauszug erscheinen." Zur Erklärung der etwas auffälligen Kürze dieser Notiz schrieb Schumann an Vesque: „Wenn, was Sie bis jetzt in der Zeitschrift über Turandot gefunden, das ganze Resultat meines Durchlesens der Partitur wäre, so wär es wenig genug. Es ist aber anders. Mit Fleiß und in Rücksicht auf meine jetzige Stellung erwähne ich nur die Data des hiesigen Musiklebens in möglichster Kürze. Außerdem habe ich eine Reihe von größern Briefen über die Wiener Zustände im

Sinn und denke sie zu veröffentlichen, sobald ich nur die Konzession zur Herausgabe in Händen hätte — das geht aber so langsam. Und Sie hatten Recht, was Sie mir in einem Ihrer Briefe früher schrieben." Von dem Entgegenkommen des Polizeiministers muß sich Vesque sehr wenig versprochen haben, denn als Schumann nach seinem ersten Besuch bei ihm berichtete, daß er auf große Schwierigkeiten stoße, wenn, statt eines Wiener Verlegers, er selbst — als Ausländer — Herausgeber der Zeitung werden wolle, war Vesque schon erfreut, daß Schumanns Gesuch nicht gleich rundweg abgeschlagen worden sei; er hielt es für unvermeidlich, daß Schumann österreichischer Unterthan werde. Dazu scheint dieser denn auch im äußersten Falle entschlossen gewesen zu sein.*)

Im November 1838 erschien in der vierten musikalischen Beilage zur Zeitschrift Vesques Komposition von Heines „Geisterinsel" unter seinem wirklichen Namen. Schumanns Anzeige in der Zeitschrift**) ist freundlich anerkennend, sachlich, unbeirrt durch sein persönliches Verhältnis zu dem Komponisten. Etwas gegen seine Überzeugung zu sagen, war ihm unmöglich; schrieb er doch selbst an Klara: „Wenn du am Klavier sitzest, kenne ich dich nicht, mein Urteil ist ganz eine Sache für sich."

Über den freundlichen Verkehr, in dem Schumann und Vesque standen, sind uns leider keine Einzelheiten aufbewahrt geblieben. Auf eine Anfrage von mir an die Freifrau von Vesque (1888) erwiderte die hochbetagte Dame,***) sie selbst habe Schumann nicht genauer kennen gelernt; sie erinnere sich nur, mit ihm zusammen von ihrem Landhause†) zur ersten Aufführung der Turandot nach der Stadt gefahren zu sein; später habe sie, von ihrer Kinderschar in Anspruch genommen, ihn in der Regel nur bei Tische gesehen, wo er ein „freundliches, aber zugleich ernstes" Verhalten gezeigt habe.

Anfang April 1839 kehrte Schumann nach dem Scheitern seiner Pläne nach Leipzig zurück. In seinen Beziehungen zu Vesque trat nun eine mehrjährige Unterbrechung ein. Klara Wieck blieb in brieflicher Verbindung mit Vesque, da er fortdauernd regen Anteil an ihren künstlerischen Erfolgen nahm, auch einigemal Gelegenheit hatte, ihr durch Empfehlungen nützlich zu sein. Seine Verehrung bezeugte er ihr auch durch die Widmung des 1839 (unter seinem eignen Namen) erschienenen Allegros für Pianoforte (Werk 26). Welches Vertrauen ihm die Künstlerin entgegenbrachte, geht aus ihren Briefen an ihn, namentlich aus einem vom 19. Januar 1840 hervor, worin sie sich über ihr Verhältnis zu ihrem Vater ausspricht, dessen Widerstand gegen ihre Verbin-

*) M. Kalbeck, „Schumann in Wien," Wiener Allgemeine Zeitung von 1880.

**) Gesammelte Schriften, vierte Auflage, II, 504.

***) Sie überlebte ihren Gatten um zehn Jahre und starb im achtzigsten Lebensjahre am 24. August 1893.

†) In Penzing bei Wien.

dung mit Schumann zu völliger Entfremdung zwischen Vater und Tochter geführt hatte.

Das alles war überwunden, das Künstlerpaar nach harten Kämpfen glücklich vereinigt — auch der Vater versöhnt —, als Vesque im Herbst 1843 auf einer Reise nach Deutschland acht Tage in Leipzig verweilte. Im Gewandhauskonzert am 30. Oktober sah er Schumann und Klara zuerst wieder. Am 1. November meldet er nach Hause: „Heute Vormittag besuchten mich Schumann und Klara. Ihre Augen sind noch immer melancholisch und ausdrucksvoll; beide recht herzlich." Am 4. November, nachdem ihm Mendelssohn auf der Thomasorgel vorgespielt hatte: „Hierauf Diner bei Schumann; sehr freundlich und herzlich; Schumannsches Ehepaar, Vesquesche Gebrüder,*) Komponist Gade und Madame Frege, welche Mendelssohn für die beste Liedersängerin Leipzigs erklärt. Nach Tische sang ich einige meiner Heineschen Lieder, dann die Lotosblume u. a. m. von Schumann, der hoch erfreut darüber war. Madame Frege sang das Lied an die Braut, den »Nußbaum« u. s. w. sehr hübsch. Mir war so schwer, als ich dasaß weit von der Heimat, die Sonne ging nieder so blutig rot — Schumanns Aussicht**) ist ein Horizont à la Penzing —, und da wurden jene Lieder gesungen, die wir so oft mit einander aufgeführt haben."

Auf der Rückreise von Berlin war Vesque wieder in Leipzig, als Schumann am 4. Dezember die „Peri" zum erstenmale aufführte. Vesque zeigte sich dabei als sattelfesten Musiker, indem er für den plötzlich unwohl gewordnen Tenoristen H. Schmidt rasch entschlossen eintrat und die Partie des pestkranken Jünglings vom Blatt sang. Drei Wochen nachher schrieb ihm Klara nach Wien: „Schade, daß Sie nicht bei der zweiten Aufführung der Peri zugegen waren! Das Ganze wurde weit enthusiastischer aufgenommen, ging auch im ganzen noch schöner zusammen, bis auf die kleine Partie, welche Sie so überaus freundlich waren zu übernehmen, wo unser Herr Sänger auszubleiben drohte.***) Mein Mann wurde schon, als er auftrat, mit dem lebhaftesten Applaus empfangen, und ein schöner Lorbeerkranz zierte das Dirigentenpult, was übrigens meinen Robert nicht wenig konfus machte." Einige Jahre später schickte Schumann an Vesque, in dankbarer Erinnerung an seine Aushilfe, das Autograph jener Periszene.

Noch einmal trafen beide persönlich zusammen, und zwar in Wien, wo Schumann von Ende November 1846 bis zum 20. Januar 1847 mit seiner Frau verweilte. Der Verkehr war der alte herzliche. Von Einzelheiten daraus ist nur bekannt, daß sich Vesque auch in der am 15. Januar in Schumanns Wohnung veranstalteten Abschiedsgesellschaft befand, zu der sich u. a. auch

*) Vesques Bruder Charles, Maler, war Teilnehmer an der Reise. Er starb 1887.

**) Inselstraße Nr. 5.

***) d. h. unsicher einsetzte.

Grillparzer und Eichendorff eingefunden hatten. Von Schumann kamen ein Quartett und Lieder (gesungen von Jenny Lind) zum Vortrag; Klara spielte ihr neues Trio.

Von da an haben sie nur noch brieflich mit einander verkehrt. Die nächste Veranlassung zu einem Brief an Vesque bot sich Schumann, als die Zeitungen eine Notiz über Preyers Rücktritt von der Leitung des Wiener Konservatoriums brachten. Da Schumann in eine bestimmte Berufsthätigkeit einzutreten wünschte, so erbat er sich von Vesque nähere Auskunft über die Stelle:

Lockt es doch den Musiker immer wieder in jenes Land, wo unser größter Meister gelebt, wo am Ende für alle Bestrebungen ein fruchtbarer Boden anzutreffen ist! Die Stelle, die gerade jetzt offen, mag manchen reizen, auch mich. Halten Sie sie passend für mich, und, was noch mehr zu erwägen, mich für sie? Der Gehalt ist kein großer, der Wirkungskreis aber ein so bedeutender, wie ihn sich ein junges feuriges Streben nur wünschen kann. Auch kenne ich die Organisation derartiger Institute schon von Leipzig her, dessen Konservatorium ich mitbegründete.

Nun wünschte ich durch Ihre Güte manches zu erfahren, hauptsächlich dies, ob schon vom Ausschuß der Gesellschaft der Musikfreunde*) irgend ein Künstler, dem man die Stelle anvertraute, vorzugsweise ins Auge gefaßt worden — denn ich weiß, daß bei solcher Gelegenheit oft persönliche Verhältnisse mitsprechen —, sodann, ob, wenn dieses nicht der Fall, ich mich als eine persona non ingrata betrachten dürfte. Wissen möchte ich auch, wer über die definitive Besetzung eigentlich zu entscheiden hat.

Über die Einrichtung des ganzen Instituts, über die Ansprüche, die an den Direktor gemacht werden, über die Zahl der Stunden, die er zu geben hat, etwas Genaueres zu erfahren, wäre mein Wunsch in dem Fall, daß Sie die Stellung überhaupt für mich geeignet fänden.

Ersuchen möchte ich Sie nur, dieses Schreiben durchaus als ein nur an Ihre verehrte Person gerichtetes betrachten und seines Inhaltes vor der Hand gegen niemanden erwähnen zu wollen. In wie weit die Sache ernstlicher anzufassen, hängt lediglich von Ihrer gefälligen Antwort ab. Möchten Sie mir sie recht bald zukommen lassen!

Nach diesem geschäftlichen Teil des Briefes erlauben Sie mir nun nach Ihrem Befinden selbst zu fragen, nach dem Ihrer verehrten Frau Gemahlin und Ihrer Kinder. Wir selbst haben vor vier Wochen unser jüngstes Kind, einen Knaben, verloren; die drei Mädchen, die wir noch besitzen, beglücken uns durch ihr Gedeihen. Sonst ist es uns, namentlich in Berlin, recht wohl ergangen; auch Musik erklingt oft im Innern — manches hab ich fertig gemacht, manches angefangen. Und zuletzt denk ich mich auf jenen heißen Brettern, die „die Welt bedeuten," auch einmal umzusehen.

Aber es wurde in der Konservatoriumsangelegenheit kein Erfolg erzielt. Das etwas heruntergekommne Institut wurde durch die Stürme des Jahres 1848 ganz außer Thätigkeit gesetzt und erst 1851, hauptsächlich durch Vesques Anregung neu organisirt, wieder eröffnet, als Schumann bereits städtischer

*) Dem Vesque angehörte.

Musikdirektor in Düsseldorf war. Die Schlußbemerkung in Schumanns Brief bezieht sich natürlich auf die Genoveva, zu der das Textbuch eben fertig geworden war. Wie Schumann, so hatte sich auch Vesque — nachdem der Oper Turandot noch „Jeanne d'Arc," „Burg Thaya," „Liebeszauber" (Käthchen von Heilbronn), „Ein Abenteuer Karls II." und „Der lustige Rat" gefolgt,*) zwischendurch auch zwei Messen entstanden waren — ebenfalls in diesem Sommer einer andern Kunstform zugewandt: er schrieb sein erstes Streichquartett.

1851 erschien Vesques „Heimkehr," eine Sammlung von achtundachtzig Kompositionen Heinischer Lieder. Die darin enthaltnen ironischen und sarkastischen Gedichte Heines, die eigentlich ihrem Wesen nach einer musikalischen Einkleidung widerstreben, wußte niemand besser als Vesque selbst durch seinen geistreich-humoristischen Vortrag zu schlagender Wirkung zu bringen. Dieses „Liederbuch," das er Schumann (auch Heine und C. Loewe) zugesandt hatte, ist es, das am Schluß des folgenden — letzten, am 25. Januar 1853 geschriebnen — Briefes an Vesque gemeint ist.

Die beifolgenden Zeilen**) wollte ich nicht abgehen lassen, ohne auch Ihnen von meiner Frau und von mir einen besondern Gruß darzubringen. Viele Jahre sind entschwunden, seit wir Sie das letztemal sahen, Jahre, für unser Künstlerleben ereignisvoll, wenn auch namentlich in letzter Zeit durch Krankheit getrübt. Daß Sie hier und da von unserm Wirken vielleicht gehört, ist wohl möglich. Möchte es sich doch auch fügen, daß wir Ihnen bald wieder einmal persönlich gegenüber stehen, uns einmal wieder in der Kaiserstadt umschauen könnten. Gern hätte ich dort auch manche meiner größern Orchester- und Chorwerke zu Gehör gebracht. Denn wie, wie in allen größern Städten, das Oberflächliche auch dort die Oberhand behalten mag, so giebt es doch gewiß auch Kreise, die sich ernstern Bestrebungen zuwenden. Aber dies sind alles eben noch eitle Aussichten. Vielleicht, daß wir Sie aber einmal am Rhein begrüßen könnten! An den Pfingstfeiertagen findet hier das große Musikfest statt, das F. Hiller und ich dirigiren. Um diese Zeit sollten Sie an den Rhein kommen! Auch sehr großartige Werke sollen zur Aufführung kommen, die große Passionsmusik von Sebastian Bach, die neunte Symphonie von Beethoven und vieles andre noch.

Daß Sie selbst, hochgeehrter Herr, der Kunst noch ergeben sind, das glauben wir sicherlich. Von Ihren dramatischen Kompositionen haben wir oft gehört, aber leider nur aus den Klavierauszügen, ebenso uns öfter in Ihrem Liederbuch ergangen.

Im Gegensatz zu Schumann war dem Wiener Freunde ein hohes Alter in körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische beschieden. Im Jahre 1872 zog er sich aus dem Staatsdienst zurück. Von Ehrenbezeugungen aus seinen spätern Jahren sei nur erwähnt, daß er 1866 in den Freiherrnstand erhoben, 1879 mit der Würde eines Geheimen Rats bekleidet wurde. Als Mitglied des Herrenhauses war er nur kurze Zeit thätig — eine schwere

*) Eine Operette „Lips Tullian oder die Ente" fällt in das Jahr 1854.

**) Ein Empfehlungsschreiben.

Krankheit raubte ihm das Gedächtnis, und allmählich umnachtete sich sein heller Geist. Wohl suchte er in der ihm auferlegten Unthätigkeit Trost in der Musik; aber bald versagte auch dieses Mittel: er erkannte die eignen Lieder nicht mehr. Am 29. Oktober 1883, im einundachtzigsten Lebensjahre, nahm ihn ein friedlicher Tod hinweg.

Der grüne Heinrich

Nicht ganz vier Jahre nach dem Tode Gottfried Kellers, des Dichters, dessen Bedeutung so lange und so leidenschaftlich bestritten worden ist, um schließlich doch, etliche Fortschrittsphrasenmacher und etliche freundnachbarliche und landsmännische Neidhammel abgerechnet, allseitig anerkannt zu werden, treten die beiden ersten Bände einer ausführlichen Lebensgeschichte von ihm: Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Von Jakob Baechtold (Berlin, Wilhelm Hertz) ans Licht. Da es sich um eine der üblich und beliebt gewordnen biographischen Darstellungen handelt, bei denen die Erzählung des Biographen nur einen dünnen Faden für die Aufreihung der eignen Aufzeichnungen und Bekenntnisse des Helden bildet („nur wo keine Briefe oder sonstige Aufzeichnungen vorhanden sind, wie in gewissen Abschnitten der Jugendzeit, nimmt der Biograph das Wort"), so hat die Hauptarbeit Baechtolds in der Zusammenbringung der Briefe und der anderweitigen Lebenszeugnisse Kellers sowie in der Auswahl aus diesen bestanden. Das Material, das die beiden vollendeten Bände (erster Band 1819 bis 1850; zweiter Band 1850 bis 1861) enthalten, ist nun freilich viel mehr als bloßes Material, es spiegelt, wenigstens in seinem wichtigern Teil, treu und scharf ein Dichterleben wieder, in dem alles: Naturanlage, Jugendschicksal, Bildungsgeschichte, innere Neigung und äußere Erfahrung, künstlerische Richtung und geistige Persönlichkeit, von größter Eigentümlichkeit war und blieb. Baechtold berichtet in dem Vorwort zum ersten Teil, Keller habe einmal gefunden, daß sich in die Lebensbeschreibungen unsrer Dichter im allgemeinen ein zu enthusiastischer Ton eingeschlichen habe, der die Solidität der Darstellung beeinträchtige. Deshalb strebt der Züricher Litterarhistoriker, der Welt ein wahres, ehrliches und schlichtes Buch über seinen großen Landsmann zu geben und Gottfried Keller selbst reden zu lassen. „Den ganzen Gottfried Keller wird man erst aus seinen Briefen kennen lernen, und von diesen gilt der Hebbelsche Ausspruch: Niemand schreibt, der nicht seine Selbstbiographie schriebe, und dann am besten, wenn er am wenigsten darum weiß."

Die Erkenntnis dieser unbestrittnen Wahrheit hat der Art von biographischer Darstellung, die auch Baechtold für seine Lebensgeschichte Kellers gewählt hat, gegenwärtig zu überwiegender Geltung verholfen. Baechtold täuscht sich zwar im ganzen nicht darüber, daß sich die herrschende Neigung, jedes von der eignen Hand eines Verstorbnen beschriebne Blatt zu veröffentlichen und es als Selbstbekenntnis zu verwerten, vielfach gegen Takt und Pietät versündigt, er nimmt für den Biographen das Recht in Anspruch, aus den in seiner Hand befindlichen Dokumenten eine Auswahl zu treffen, er bekennt sich zu dem Grundsatz, „alles, was Bitternis erregen könnte oder gleichgiltige Dinge betrifft, wegzulassen." Er setzt selbst hinzu: „wenns bloß auf mein Gefühl angekommen wäre, hätte ich sogar den größten Teil der Münchner Briefe auf sich beruhen lassen, weil ihr Inhalt vielfach peinigend wirkt, und man in ihnen doch zu oft den Schuldenboten hinter dem armen Gottfried Keller herlaufen sieht." „Aber — fährt er fort — der Charakter des Buches bedingt es, daß nicht nur das Schöne und Beschwichtigende aus diesem Leben herausgehoben wird." Ganz recht, nur daß bei wortgetreuem Abdruck einer Reihe von Lebenszeugnissen, wie den in Rede stehenden, leicht etwas Unwahres nicht in die einzelnen Thatsachen, wohl aber in die Proportionen, ja in Licht und Schatten eines Lebensbildes kommt. Es ist seltsam, wie sehr sich unsre vom Material beherrschte litterarhistorische Wissenschaft über dieses Mißverhältnis täuscht. Nehmen wir gleich die obenerwähnten Briefe Gottfried Kellers aus München, die er als ganz jugendlicher Landschaftsmaler mit unsichrer Vorbildung, in unsertigen Verhältnissen und in fortwährender Geldbedrängnis an seine Mutter in Zürich gerichtet hat. Sie wirken mit einer Wucht auf die Darstellung dieser Episode von Kellers Leben, daß der Eindruck zurückbleibt, als ob der Künstler in diesen Armseligkeiten völlig aufgegangen und alles andre in und um ihn gleichsam zur Nebensache geworden wäre. Und doch ist für jeden, der etwas von solchen Entwicklungen weiß, ganz klar, daß der zweiundzwanzigjährige Maler, ein paar schlimme Tage und Stunden abgerechnet, die materiellen Nöte viel mehr unter den Füßen gehabt haben wird, als es jetzt scheint; doch hat Keller damals wie später das Bewußtsein gehabt, daß dergleichen Wässer dem von Haus aus tüchtigen und zu Höherem berufnen Menschen wohl bis an die Brust, ja bis an den Hals gehen können, daß man aber nicht darin ertrinkt. Überdies war vor einem halben Jahrhundert der Druck einer ärmlichen Lebenslage nicht halb so hart und peinlich wie heute, und selbst heute würde eine großangelegte und tapfre Natur, wie die Gottfried Kellers war, den Kampf mit diesem Druck siegreich bestehen. Das ist nur ein Beispiel von vielen. Die moderne Litteraturgeschichte thut sich so viel auf ihre kritische Methode zu gute und kommt doch der Gefahr kritikloser Überschätzung ihrer einzelnen Unterlagen oft sehr nahe. Baechtold befand sich nicht nur in dem glücklichen Falle, über unschätzbares Material für den größern Teil seiner

Arbeit zu verfügen, sondern er ist auch, mit ein paar Ausnahmen, überall bemüht gewesen, die Lücken der Selbstbekenntnisse durch andre Zeugnisse und Überlieferungen zu ergänzen und selbständig Kritik zu üben.

Dem Darsteller seiner Jugend- und Bildungsgeschichte, seiner beginnenden Entwicklung hat Gottfried Keller mit seinem umfangreichsten Werke, dem Roman „Der grüne Heinrich," einen gewaltigen, schwer zu bewältigenden Block in den Weg gewälzt. Keller selbst hat es nie geleugnet, daß dieser Roman in Thatsachen, Erlebnissen und Stimmungen viel Autobiographisches berge, und von der Zeit seines ersten Erscheinens an ist der „Grüne Heinrich" so oft mit andern autobiographischen Romanen verglichen worden, daß darüber der Anteil, den die poetische Erfindung und das künstlerische Gestaltungsvermögen an dem schönen und reichen Buche haben, gewissermaßen vergessen wurde. Ja in dem ziemlich geschmacklosen Phantasiestück, das das „Allgemeine Reichskommersbuch" (von Müller von der Werra) eröffnet, wird Gottfried Keller in Person schlechthin als „der grüne Heinrich" eingeführt. Nach Baechtolds ausführlichen und zum Teil überraschenden Nachweisungen wird die Übereinstimmung vieler Einzelheiten von Kellers Jugendleben und gewisser Züge des Romans noch viel verführerischer für die Art von Kritik werden, die nun einmal nicht begreifen kann, daß alle Fäden, die aus dem Leben eines Dichters stammen, doch nur den Einschuß für das Gewebe einer echten Schöpfung abgeben können. Träfe der Vergleich des Kellerschen Romans mit dem „Anton Reiser" oder mit „Heinrich Stillings Jugend" zu, so würde selbst dann noch genau zu unterscheiden sein, wie weit die Lebenserinnerungen bloß berichtet, wie weit sie durch die Darstellung in andre Beleuchtung gerückt, erhoben und verklärt wären. Er trifft aber nicht zu, und wenn verglichen werden soll, so liegt die Parallele für Kellers „Grünen Heinrich" mit Goethes „Werther" viel näher. Der genaueste Nachweis der zahlreichen Einzelzüge, die aus Goethes Wetzlarer Erlebnissen im Sommer 1772 in den Wertherroman übergegangen sind, die schärfste Unterscheidung zwischen den Bestandteilen, die dem Idyll im Deutschordenshof, denen, die den Geschicken des jungen Jerusalem, und denen, die der erfindenden und bildenden Kraft Goethes entstammen, hat immer nur die Bewunderung vor dem schöpferischen Vermögen, der das Ergreifendste und das Spielendste, das innerlich Notwendigste und das Zufälligste unlöslich verschmelzenden Phantasie des großen Dichters erhöhen können. Ähnlich wird es — mutatis mutandis — auch mit Gottfried Kellers „Grünem Heinrich" ergehen, wenn man sich nur erst über die Fülle der Wirklichkeit, der aus den Erlebnissen des jugendlichen Keller stammenden Einzelzüge beruhigt haben wird, die Baechtold im ersten Teile seiner Lebensgeschichte des Dichters aneinanderreiht.

Die Geschichte des grünen Heinrich verwandelt bekanntlich das Elternpaar unsers Dichters, den Drechslermeister Hans Rudolf Keller von Glattfelden

und dessen Ehefrau Elisabeth, die Tochter des Chirurgen Johann Heinrich Scheuchzer, in den jungen Steinmetz und Baumeister Heinrich Lee, der sich mitten unter die französisch-griechischen Gestalten eines ländlichen Pfarrhauses mischt und um die Pfarrerstochter wirbt. Aber sowohl der frühe Tod des Vaters und die Thatsache, daß ein altes Haus (das Haus „zur Sichel" am Rindermarkt in Zürich) als das einzige Besitztum der hinterlassenen Witwe und ihrer Kinder Gottfried und Regula verblieb (im Roman ist der grüne Heinrich das einzige Kind seiner Mutter), als die, daß Frau Elisabeth Keller der Erziehung ihres begabten Sohnes ebenso rat- und hilflos gegenübergestanden zu haben scheint wie Frau Elisabeth Lee im „Grünen Heinrich," wird durch die Erzählung des Biographen bestätigt. Im Verlauf der Darstellung tauchen dann nach einander ein altes Kinderbildnis aus dem siebzehnten Jahrhundert auf dem Boden des Nordorfischen Nachbarhauses (das „Meretlein" aus dem „Grünen Heinrich"), der Trödler Jakob und seine Ehefrau Anna Hotz aus Uster (Vetter Jakoblein und Frau Margreth im Roman), die bescheidne Schule, die unser Dichter und der grüne Heinrich zuerst besucht (das Landknabeninstitut auf der Stüßihofstatt) und die anspruchsvollere „Industrieschule" auf, aus der Keller, als Rädelsführer bei einem Schülertumult gegen den Lehrer Johann Heinrich Egli von Küßnach, am 9. Juli 1834, ganz wie es im Roman geschildert ist, ausgewiesen wurde. Baechtold sagt: „Als angeblicher Rädelsführer der lärmenden Unbotmäßigkeit mußte er ganz allein büßen, während man die schuldigern Herrensöhnchen schonte. Das bittere Gefühl der ungerechten Relegation hat er nie ganz verwunden. Die gewaltsame Ablenkung von der Bahn pflegte er als erste Ursache seines »verhunzten« Bildungsganges zu bezeichnen, wobei er weidlich gegen eine Erziehungsanstalt loszog, die sich durch Wegschickung eines Schülers — sofern er nicht gänzlich unbrauchbar sei — stets selbst das erste Armutszeugnis ausstelle." Nun, wer die ernste Selbstbildung zu dem Grade zu steigern vermochte, den Gottfried Keller erreichte, der hat geringe Ursache gehabt, sein Autodidaktentum zu beklagen.

Unmittelbar nach seiner Schulkatastrophe flüchtete Gottfried Keller, wie der Held seines Romans, in die dörfliche Heimat seiner Eltern, nach Glattfelden. Gleich dem grünen Heinrich führte er seine Malgerätschaften und einen Vorrat von Papier mit sich, um die Reize der Landschaft festzuhalten. Statt des Pfarrhauses im Roman war es das Doktorhaus des Oheims Heinrich Scheuchzer, das ihn aufnahm, und in diesem Hause ging es munter zu, wie es im „Grünen Heinrich" geschildert wird, „hier war (heißt es im Roman) überall Farbe und Glanz, Bewegung, Leben und Glück, reichlich, ungemessen, dazu Freiheit und Überfluß, Scherz und Wohlwollen." Und der Biograph verfehlt nicht, auch bei diesem Anlaß eine ganze Fülle von Einzelheiten zum Vergleich beizusteuern: „Der Oheim Doktor war ein eifriger Jäger. Eine ganze Meute von Jagd-

hunden, ein zahmes Reh, der Marder Hänsi, eine prachtvolle graue Katze, lauter Bekannte aus dem Roman, bevölkerten seinen Hof." Auch die alte, in zweiter Ehe noch lebende Großmutter väterlicherseits, manche andre Episodengestalt, der Briefwechsel des jungen unberatnen und phantasievollen Burschen mit der Mutter über den künftigen Malerberuf, nicht minder die beiden Lehrer Kellers sind aus der Wirklichkeit in den Roman übergegangen. Der Züricher Kunstmaler Peter Steiger enthüllt sich als das Urbild des Meister Haberfaat, der unglückliche, im Wahnsinn 1857 verstorbne Landschaftsmaler (Aquarellist) Rudolf Meyer von Regensdorf, den „irgend eine flüchtige Beziehung zu einer römischen Principessa aus dem Gleichgewicht gehoben hatte," als das zum Maler Römer im „Grünen Heinrich." Wie tief der Dichter auch in späterer Zeit noch das Mißgeschick empfand, daß seine künstlerischen Anfänge unter unzulänglicher, schlimmer Leitung gestanden hatten, dafür giebt es vielfältige Zeugnisse. Adolf Stern hat (in dem Nekrolog Kellers in der Allgemeinen Zeitung von 1890) aus persönlicher Erinnerung erzählt: „Im September 1884 unternahmen wir gemeinsam eine Fahrt nach dem schöngelegnen Küßnach am Züricher See. Unser Mittagsmahl fand in einem besondern, altertümlichen, holzgetäfelten Zimmer des dortigen Gasthauses statt; an den Wänden hingen kleine Radirungen von Schweizer Landschaften, die in einer etwas verschollnen Manier behandelt waren. Indem wir sie betrachteten, sagte ich zu Keller nur »Haberfaat.« »Danke für das Zitat,« antwortete er lachend, fügte aber, plötzlich ernst werdend, hinzu: »Es ist doch verwünscht, daß man selbst mit dem Humor die Bitterkeit gewisser Erinnerungen niemals auflösen kann.«"

In langer Folge weist Baechtolds Biographie den weitern Zusammenhang der persönlichen Erlebnisse Kellers für die Jahre zwischen 1835 und 1840, sowie für die Münchner Zeit, 1840 bis 1842, mit zahlreichen Episoden des Romans nach. Die Hungertage in München, das Flötenwunder, der Verkauf der Skizzen und Studien des darbenden Künstlers an ein altes Trödelmännchen und das Malen der Fahnenstangen, hundert andre kleine Züge, die den Lesern des „Grünen Heinrich" seit Jahrzehnten vertraut sind, erweisen sich durchaus als erlebt, sodaß Baechtold ausruft, die Lebensbeschreibung Gottfried Kellers lange immer wieder bei einem Punkt an, wo sich „Menschen und Dinge, die man aus dem »Grünen Heinrich« kennt und für dichterische Erfindung halten möchte, plötzlich mit einer unheimlichen oder beinahe plumpen Wirklichkeit als bestimmte Personen und Thatsachen vor uns hinpflanzen."

Dennoch und trotz all dieser Beziehungen des Dichters zu seinem Werke bringt uns „Gottfried Kellers Leben" die entscheidendsten Beweise, daß der Erstlingsroman des Züricher Dichters eine freie poetische Schöpfung und keine verhüllte Autobiographie ist. Wenn auch getränkt und durchsättigt von den persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen, den Stimmungen und Träumen Kellers, ist er doch (auch schon in der ersten Fassung) ein ausgestaltetes Kunst-

werk, und der Biograph hätte sich nicht entgehen lassen sollen, die erfindende, belebende, steigernde Kraft, die der Dichter gerade diesem Stoffe gegenüber bethätigt hat, schärfer zu betonen. Zwar erzählt er genug für den, der die Gestalten, die Szenen, die Schilderungen des Romans treu im Gedächtnis hat. Er hebt ausdrücklich hervor, daß die Jugendliebe Kellers, die früh verstorbne Henriette Keller, die neunzehnjährig 1838 in Richtersweil am Züricher See starb, die tote Anna aus dem „Grünen Heinrich" durch den Dichter mit zarter Empfindung und verklärender Phantasie aus unerquicklichen Familienverhältnissen in das Idyll am verborgnen Waldsee hineinversetzt, daß die Gestalt der braunen Judith als Kontrastfigur dem anmutigen Schulmeisterstöchterlein gegenübergestellt und frei erfunden worden ist; er weist nach, daß Gottfried Keller München erst im Mai 1840 betreten hat, also das große und glänzende Künstlerfest vom 17. Februar jenes Jahres, das er den „Grünen Heinrich" von den Anfängen bis zum wunderlichen Ausklang mit durchleben läßt, nur aus Rudolf Marggraffs Gedenkbuch „Kaiser Maximilian I. und Albrecht Dürer in Nürnberg," aus Neureuthers figurenreichem Erinnerungsblatt und vor allem aus den Erzählungen der Künstlerfreunde kennen gelernt hat. Aber die Erinnerung, die noch alle Künstlerwerkstätten und Künstlerkneipen durchschwirrte, machte sich Keller so zu eigen, daß sie wie ein völlig Erlebtes erschien und eine Reihe der frischesten und entzückendsten Abenteuer des Romans aus ihr erwuchs. Und so ließe sich noch lange fortfahren; mindestens ebenso viel Abweichungen als Übereinstimmungen, ebenso viel Zusätze aus der Phantasie als Mitgaben der Wirklichkeit würden sich bei der Fortsetzung des Vergleichs ergeben. Und mehr als das: jede Benutzung des eignen Lebens würde in einer Reihe charakteristischer Änderungen, leichter, leiser, für den groben Sinn unmerklicher und doch die rechte Wirkung erst hervorbringender Verschiebungen und Erhöhungen die poetische Innerlichkeit und das künstlerische Feingefühl Gottfried Kellers erweisen. Eine eingehende Studie über das Verhältnis des Romans zur Lebensgeschichte wie zum innersten Wesen des Dichters würde also nur dann dankenswert und fruchtbar sein, wenn sie sich von all den Überraschungen mit behaglichen und unheimlichen Thatsachen nicht überraschen und verführen ließe. Der Zug des Tages und die Methode, die für jede poetische Erfindung und jede lebendige Gestalt eines Dichters am liebsten gedruckte Quellen fände, läuft freilich schnurstracks gegen diese Art der Betrachtung und Würdigung eines Kunstwerks.

Der „Grüne Heinrich" schließt bekanntlich mit der Heimkehr des gescheiterten Landschaftsmalers, der, ein andrer Wilhelm Meister, die Überzeugung gewonnen hat, daß er nicht zur Kunst berufen sei. In Gottfried Kellers Biographie spielt er noch über ein volles Jahrzehnt die entscheidende Rolle. In den wenig erquicklichen Jahren zwischen 1842 und 1848, wo zwar der Quell der Lyrik hell und blitzend in Gottfried Kellers Seele aufsprang, aber

der Übergang vom Maler zum Dichter sich nur langsam und unter schmerzhaften innern Kämpfen entschied, bildete der Entwurf und die stille Phantasiearbeit für den spätern Roman eine der Brücken, die diesen Übergang ermöglichten. Im vierundzwanzigsten Lebensjahre faßte Keller zuerst den Vorsatz, seine Jugendgeschichte und die gescheiterten Kunstbestrebungen in die Form eines kleinen elegischen Romans („ein elegisch-lyrisches Buch, mit heitern Episoden und einem cypressendunkeln Schlusse, wo alles begraben würde," nennt ihn der Dichter in einer autobiographischen Aufzeichnung selbst) zu bringen. Der Gedanke an den „Grünen Heinrich" begleitete den Stipendiaten des Kantons Zürich, als er in dem Sturmjahr 1848 zu späten, aber darum nicht minder dienlichen und fruchtbaren Universitätsstudien nach Heidelberg aufbrach. An seinen Gönner, den Staatsrat Eduard Sulzer in Zürich, berichtete der Dichter am 23. Juli 1849 aus Heidelberg: „Ich schrieb an meinem Romane, welchen ich immer noch in den Händen behalten habe. Da derselbe eine Frucht persönlicher Erfahrung ist und ein Abschluß sein soll, so habe ich eine große Scheu, denselben endlich gedruckt zu sehen, und bin namentlich immer noch unschlüssig über die Haltung der letzten Kapitel, denn der innere Gehalt muß bei solchen Produkten durch Äußerlichkeiten und poetische Erfindungen verstärkt und ausgeputzt werden. Die Leute tragen dem aber keine Rechnung und lassen ihre Hypothesen fliegen, sobald der Schuß los ist, und sie merken, daß etwas Reelles zu Grunde liegt." Die letztere Ahnung Kellers sollte sich nur zu sehr erfüllen und die leidigen Hypothesen ihm das Leben mehr als einmal sauer machen. Zunächst wollte es sein Mißgeschick, daß er den ursprünglichen Vorsatz, das Werk vor dem Abschluß nicht aus der Hand zu geben, nicht durchzuführen vermochte. Durch die Berliner Jahre von 1850 bis 1855 zog sich die unausgesetzte Arbeit an dem Roman; den Druck ließ Keller im August 1850 beginnen, zu einer Zeit, wo er noch glaubte, den reichen poetischen Gehalt des Werkes in die Form eines Bandes pressen zu können. Aus dem einen Band von etwa dreißig Druckbogen wurden bekanntlich vier Bände von gleichem Umfang, und Keller mußte es als ein großes Glück betrachten, daß sein Verleger Eduard Vieweg in Braunschweig einen tiefen, ja enthusiastischen Anteil an dem Gedeihen des Werkes nahm, von Haus aus mit Entzücken spürte, daß hier „ein Meisterwerk, dem er nichts ähnliches an die Seite zu setzen wisse," entstehe, und aus diesem Entzücken immer wieder den Mut schöpfte, die jahrelangen Zögerungen und Weiterungen des Dichters zu ertragen, ihm zwar zu Zeiten ernstlich zu zürnen, aber sich doch dem bedrängten Autor immer aufs neue willig und hilfreich zu erweisen. Schon nach dem Erscheinen der drei ersten Bände im August 1853 mußte Keller in einem Briefe an Hermann Hettner (damals in Jena) eingestehen: „Könnte ich das Buch noch einmal umschreiben, so wollte ich jetzt was Dauerhaftes und durchaus Tüchtiges daraus machen. Es sind eine Menge Geziert- und Flachheiten, auch große

Formfehler darin; das alles schon vor dem Erscheinen vorauszusehen und mit diesem gemischten Bewußtsein noch daran schreiben zu müssen, war ein Fegefeuer, welches nicht jedem zu gute kommen dürfte heutzutage." Keller ist es in Wahrheit zu gute gekommen, und bekanntlich ist ihm denn auch in dem fruchtreichen Herbst seines Dichterlebens vergönnt worden, dem Roman seiner Jugend eine erneute und die bleibende Gestalt zu geben, der nur einzelne schöne und tiefe Seiten der ersten Fassung geopfert worden sind.

Marie Neander

Novelle von Otto Verbeck

1

Guten Abend, sagte Marie Neander, als sie eine halbe Stunde vor der festgesetzten Zeit den hübschen, hellen Salon ihrer Freunde betrat. Da bin ich. Nun wollen wir in corpore ein bischen Vorrat gähnen.

Was fällt dir ein, du ungezognes Mädel! Komm, setz dich her und sei vernünftig.

Das ist viel verlangt. — Sie schmiegte sich lachend in den weichen Sessel, nachdem sie die Falten ihres schlichten schwarzen Sammetkleides glatt an sich heruntergestrichen hatte. Wie kommt ihr überhaupt dazu, mich zu einer Abfütterung einzuladen? Ich habe nämlich die ehrenwerte Frau Stadtrat getroffen. Das Drum und Dran für heute Abend kann ich mir also vorstellen. Da wird eine nette Menagerie zusammenkommen. Seht ihr wohl? Ihr seid entlarvt!

Und Sie sind ein verzognes Prinzeßchen. Wissen Sie das? sagte Bernhard Lange. Sie verdienen den interessanten Nachbar gar nicht, den Ihnen Toni zugedacht hat.

Wer könnte das sein? Nur keinen Ehemann! Entweder ist er noch vom holden Wahn befangen, dann ist er ungenießbar; oder er ist schon aufgewacht, und dann danke ich dafür, Blitzableiter zu spielen. Ein sonderbarer, beinahe häßlicher Zug von Spott überschattete dabei flüchtig ihr hübsches, weiches Gesichtchen und raubte ihm vorübergehend allen Jugendschimmer.

Halb so wild, mein Engel! sagte Toni abwehrend. Du kennst doch den Németi?

Den kleinen Geiger, den ungarischen?

Klein, der?

Ach Gott, wenn ich klein sage, dann meine ich jung; das weißt du doch. Ich hab ihn einmal im Konzert gehört. Ist er gescheit?

Das will ich hoffen. Lustig hab ich ihn jedenfalls gefunden. Du siehst, deine Furcht war unbegründet. Außerdem hab ich noch eine Überraschung für dich in petto.

Nun?

Doktor Weber. Ha, was sie für Augen macht! Den hast du dir nicht erwartet?

Doktor Weber? Marie richtete sich hastig auf. Wie hast du denn das fertig gebracht?

Das ist meine Sache, ich will ihn näher kennen lernen. Deine begeisterte Schilderung ist nicht maßgebend, du bist Partei. Er sieht nicht aus wie ein Gesellschaftsmensch.

Nein, das ist er auch nicht. Ein wahres Glück. Er hat etwas besseres zu thun, als sich in den Salons herumzutreiben.

Mit völlig verändertem Gesicht, ernsthaft, großäugig, leicht erblaßt, blickte Marie gerade vor sich hin. Da war wieder das Krankenzimmer, drüben an der Wand das Bett, des Vaters hageres, bleiches Gesicht in die Kissen gedrückt, friedlich in tiefem Schlaf, nach langen Wochen zum erstenmale wieder. Und er, der an dem Bette stand, den Puls des Kranken in der festen, ruhigen Hand, der den Schlummer bewachte, ernst und schweigsam — ach, sie wußte es, daß sie niemals den Augenblick vergessen würde, wo er sich in jener sonnigen Mittagsstunde nach langer Stille zu ihr wandte und sagte: Von heute an dürfen wir hoffen, Fräulein Marie.

Toni Lange und ihr Mann hatten einen Blick getauscht.

Sie kennen ihn doch auch noch nicht lange?

Seit einem Vierteljahr. Als Papa damals krank wurde — aber ihr wißt das ja alles ganz genau. Er hat Papa das Leben gerettet. Das vergessen wir ihm nie. — Sie atmete tief auf. — Wieviel sind wir denn alles in allem? fragte sie dann leichthin mit schnell wiedergewonnenem Gleichmut.

Zwölf mit uns dreien.

Werden Sie jetzt brav sein und nicht mehr von Menagerie reden, Prinzeßchen? Denn Ihren Doktor können Sie doch unmöglich mit unter diesen verallgemeinernden zoologischen Begriff stellen wollen —

Mein Doktor, unterbrach Marie mit scharfer Stimme, gehört allerdings da nicht hin, wie überhaupt in keine solche landläufige Gesellschaft, wie ihr sie heute gebt. Ich möchte wissen, was er hier soll. Er thäte gescheiter, wegzubleiben.

Entschuldigen Euer Gnaden, aber als Wirt meiner Gäste darf ich Ihnen nicht so schlankweg beipflichten. Auch hatte ich mich gerade darauf gespitzt,

Ihren Freund außeramtlich näher kennen zu lernen. Hoffentlich wird er sich bei uns uninteressant gesunden Leuten nicht zu sehr langweilen.

Ach, Sie meinen wohl, Doktor Weber könne von nichts weiter reden, als von seiner Wissenschaft — fachsimpeln nennt man das, glaub ich. Stecken Sie Ihr Schwert nur wieder in die Scheide. Sie möchten enttäuscht werden.

Desto besser. Ich werde ihm sofort einen verzwickten Rechtsfall unterbreiten. Dann werden wir sehen, ob er sich auch auf Operationen versteht, die nur mit dem Kopfe gemacht werden können.

Er wird Ihnen auch da beweisen, denk ich, daß ihm nichts Menschliches fremd ist.

Und wenn Sie mir nun noch ein gutes Wort geben, dann schneid ich mich zum Nachtisch ein bischen lebensgefährlich in die Fingerspitze, damit's doch was zu verbinden giebt.

Ich fürchte, ehe es so weit kommt, haben Sie sich den Mund so verbrannt, daß man den wird verbinden müssen, und das wäre ja im Interesse aller friedfertigen Leute kein Schade.

Toni Lange hatte halb lachend, halb verlegen dem kleinen Scharmützel zugehört. Laß mir das Kind in Ruhe, sagte sie jetzt. Was für unnötige Spitzfindigkeiten! Und du, Marie, thust ja gerade, als wollte man dem Herrn Doktor an Kopf und Kragen. Warte doch, bis ihm wirklich jemand etwas thut. Und dann glaube ich erst recht, daß er Manns genug sein wird, sich selbst zu wehren.

Das glaub ich auch. Darum ist mir nicht bange. Aber ich ärgere mich, wenn Sie so spöttisch auf ihn loshacken. Sie kennen ihn ja noch gar nicht.

Eben um diesem Mangel, den ich schwer empfinde, abzuhelfen, lade ich ihn mir ja ein. Neugierig genug haben Sie mich gemacht, neulich mit Ihrer begeisterten Schilderung. Das war ja der reine Dithyrambus.

So? Marie war heftig herumgefahren. Das können Sie gar nicht beurteilen. Werden Sie erst einmal sterbenskrank.

Die Götter sollen mich bewahren!

Und lassen Sie ihn dann kommen, als Retter, als — ach, wenn er nur hereinkommt, so geht ja schon die Sonne auf. Übrigens — sie zuckte die Achseln, stand auf und trat ans Fenster. Laßt mich in Frieden! sagte sie kurz, als sie einen Schritt hinter sich hörte.

Toni Lange winkte schweigend ihren Mann hinaus, trat dann trotz des Verbots zu Marie hin und faßte sie um die Schultern.

Ich rate dir dringend, Kind, gewöhne dir das ab, sagte sie. Du bist von einer Empfindlichkeit, die bald unerträglich wird. Und als Marie die Stirn an die Fensterscheibe drückte: Denkst du, ich sähe nicht, daß du jetzt die Augen voller Thränen hast? Wie kommst du mir vor? Was soll das heißen? Weißt du, daß du mir gar nicht mehr gefällst?

Marie entzog sich Tonis Arm und wandte ihr ein finsteres Gesicht zu. Was willst du eigentlich? Du thust doch gerade so, als ob du —

Fünf Jahre älter wärest, freilich. Bin ich das etwa nicht? Und steh ich dir nicht nahe genug, dir einmal gelegentlich ein warnendes Wort sagen zu können? Wenn deine Mutter noch lebte, brauchte ichs nicht. So aber denk ich mir ein Recht dazu erworben zu haben —

Ich möchte nur wissen, was du mir eigentlich vorwirfst? unterbrach sie Marie.

Daß du auf eine unerlaubte Art wechselvoll in deinen Stimmungen bist, daß du nicht die kleinste Neckerei verträgst, sondern gleich ausfallend wirst. Eben jetzt zum Beispiel gegen Bernhard. Daß der dir nicht übel will, solltest du doch wahrhaftig wissen; du benimmst dich aber, als ob er dich vorsätzlich hätte beleidigen wollen.

Er wollte mich auch kränken —

Fiel ihm nicht ein! Er machte sich lustig über deine Begeisterung für euern Doktor. Es macht ihm Spaß, wenn du so ins Zeug gehst, weiter nichts. Ich rate dir dringend, mein Kind, beherrsche dich. Wenn dich vorhin andre als wir beide gehört hätten, so würden sie wunderliche Schlüsse aus deinem Betragen gezogen haben. Überhaupt werde ich aus dir nicht mehr klug. Die paar Jahre, die wir getrennt gewesen sind, können dich mir doch nicht so entfremdet haben. Wenn ich an München denke! Wie lange seid ihr jetzt hier? Zwei Jahre. Wenn ich denke, wie ich mich damals freute, als du mir schriebst, ihr kämet auch nach Berlin. Du lieber Gott, wie bist du mir aus den Händen gewachsen! Wenn ich dir so zusehe und zuhöre, weiß ich wahrhaftig manchmal nicht — gerade, als wenn du zwei Menschen wärest. Kommt daher, lustig, ausgelassen, den Kopf voller Possen, ganz mein Sprühteufelchen von damals — und zehn Minuten später könnte man glauben, man hätte es mit einer nervösen, verbitterten Frau von vierzig Jahren zu thun. Eine Sprache führst du manchmal, als wenn du die greulichsten Erfahrungen gemacht hättest — und was kann dir schließlich ärgeres begegnet sein, als daß du dich einmal unglücklich verliebt hast.

Mariens Gesicht war während der Rede ihrer Freundin langsam blaß und starr geworden. Sie stand mit dem Rücken gegen das Fenster, die Hände auf den Sims gestützt und blickte unbeweglich vor sich hin mit einem so düstern Ausdruck, daß Toni erschrak.

Was hast du nur, Kind? An was denkst du?

Marie erwachte gleichsam. Unter einem leichten Erschauern richtete sie sich gerade auf und kam ins Zimmer zurück.

An was ich denke? sagte sie dann ruhig. An Überflüssigkeiten. Rege dich übrigens meinetwegen nicht auf, fügte sie lächelnd hinzu. Ich bin weder ein harmloses Kind, noch eine erfahrene Frau. Ich habe nur Augen und

Ohren offen. Schließlich kann man mit zweiundzwanzig Jahren nicht mehr bewußtlos kreuzfidel sein, wie mit vierzehn.

Das mag sein. Aber trotzdem —

Sei still, Alte, und zanke nicht, sagte Marie lachend. Freu dich doch, wenn ich lustig bin. Denn meistens bin ich doch lustig, was? Weißt du, es steckt etwas vom Zigeuner in mir. Ich behaupte, irgend eine Ururahne von mir muß eine Zigeunerin gewesen sein. Und die hat mir einen Tropfen von ihrem wilden, leichtsinnigen, ruhelosen Blute vererbt. Wenn auch zuweilen der Ernst des Lebens sein Wörtchen mitreden möchte, die fidele Verrücktheit bekommt doch immer wieder Oberwasser.

Wie du willst, Kind, sagte Toni freundlich. Ich sehe, es ist dir nicht ums Reden — so laß es. Aber komm mit an den Eßtisch. Wir wollen schnell die Karten hinlegen.

Die Sitzfrage war kaum entschieden, so sagte Marie: Du, ich höre etwas sprechen, es ist jemand gekommen. Schnell hinein! Ich gehe in dein Schlafzimmer, waſche mir die Hände noch einmal und komme dann frisch und unschuldig wie ein Lenzmorgen zur offiziellen Thür herein.

Einige Minuten später wurde Marie aufs neue, und zwar mit ehrfürchtigem Handkuß, vom Hausherrn empfangen.

Guten Abend, Prinzeßchen. Wollen wir wieder gute Freunde sein? Sie sehen mich tief zerknirscht. Meine Frau hat mich in der Geschwindigkeit in eine Ecke gedrückt und dem Erdboden gleich gemacht, ganz gemütlich, nebenher, parlando, ohne daß einer der Gäste eine Ahnung davon hatte. Glücklicherweise hielt gerade Tante Hebenstreit ihren aufhorchenden Mitbürgern einen Vortrag über additive Subtraktion — so verlief die Hinrichtung ohne Publikum —

Schon gut, holen Sie erst einmal wieder Atem! Es soll Ihnen verziehen sein — bis zum nächstenmal. Was haben Sie denn schon für Mitbürger beisammen?

Sie blickte nach der in dem anstoßenden Zimmer befindlichen Gruppe hinüber, aus der der schwarzgelockte Kopf des ungarischen Geigenkünstlers hervorleuchtete.

Ihr unmittelbarer Tischgenosse ist schon da, wie Sie sehen. Werthers, Hermanns und Hebenstreits auch.

Hinter ihnen ging jetzt die Thür auf, und Doktor Weber trat ein. Der Hausherr bewillkommnete den neuen Gast aufs liebenswürdigste. Marie und Weber begrüßten einander wie gute Freunde.

Was macht Papa?

Danke. Er sitzt zufrieden im Atelier und strichelt an der Ausführung einer niedlichen Skizze, die er heute beim Spaziergang aufgefischt hat.

Auch Toni Lange kam nun mit ausgestreckter Hand auf Weber zu.

Wie freue ich mich, verehrter Herr Doktor, daß Ihre Kranken so rücksichtsvoll gewesen sind, Sie uns für heute Abend zu gönnen. Gestatten Sie —

Weber? fragte Frau Hebenstreit ihren Nachbar mit scharfem Flüsterton mitten in die Vorstellungszeremonie hinein. Von dem hab ich doch schon öfter erzählen hören.

Schon möglich, meine Gnädige, antwortete Doktor Marholm. Man nennt ihn einen aufgehenden Stern. Seine Patienten, die ihn anbeten, erzählen Wunderdinge von seiner Diagnose. Ich muß wahrhaftig nächstens einmal hingehen und versuchen, ihn mit irgend einer simulirten Krankheit aufs Glatteis zu führen. Wenn er hineinfiele, ich lachte mich tot. Übrigens, was ihm bei seiner Praxis von großem Nutzen sein muß: eine interessante Erscheinung, das muß man ihm lassen. Denken Sie sich dieses lose, dunkelblonde Haar entsprechend länger, statt des schwarzen Gesellschaftsanzuges ein faltiges, fließendes Gewand, als Staffage zum Überfluß noch einige Gichtbrüchige, und das Christusbild ist fertig.

Was für einen scharfen Blick Sie haben, sagte Marie neben ihm. Es war mir ein Vergnügen, Ihnen zuzuhören, fuhr sie lächelnd fort.

Frau Hebenstreit schien weniger entzückt. Mit einem Gemurmel über unpassende Vergleiche machte sie geradlinig linksum.

Marholm sah ihr spöttisch nach und wandte sich dann zu Marie zurück.

Was meinen Sie, Fräulein, es lohnte sich wahrhaftig, einem Interview mit diesem schlauen Charakterkopf zu liebe sich einen bescheidnen Magenkatarrh zu holen.

Sehr opfermutig. Besonders, wenn man den edeln Zweck bedenkt. Aber ich rate Ihnen doch, lieber keine Krankheit zu heucheln, sondern die Unterhaltung mit Ihrem schlauen Charakterkopf hier auf neutralem Boden einzuleiten.

Fürchten Sie, es könnte bei der Kur aus dem geheuchelten Leiden ein wirkliches werden?

Nein, aber ich kenne Doktor Weber ziemlich gut und weiß, daß er in Bezug auf seine Wissenschaft keinen Spaß versteht. Bedanken Sie sich bei mir für die Warnung. Sie hätten verdient, hineinzufallen. Der Eindruck seiner Persönlichkeit nach einer solchen Konsultation wäre nämlich nicht sehr christusmäßig ausgefallen. Verstehen Sie?

Ich bewundre Ihren Scharfsinn, gnädiges Fräulein.

Das freut mich herzlich, sagte Marie ernsthaft. Eben winkt mir meine Freundin — unterhalten Sie sich gut.

Was hast du mit dem Marholm gehabt? fragte Toni. Er macht so ein saures Gesicht hinter dir her.

Ach nichts. Auf wen warten wir denn eigentlich noch? Man steht so herum —

Auf Woytes und Fräulein Leberecht. Da sind sie. Es war auch die höchste Zeit.

An die Gewehre, meine Herren! rief nach kurzer Begrüßung der Hausherr. Kollege Woyte ist entschuldigt, wenn er spät kommt. Aber ich glaube, wir sind alle hungrig.

Mit einiger Beschleunigung verfügte man sich zum Tisch, und die wortkarge Andacht, mit der im Beginn drauflosgegessen wurde, bestätigte die Wahrnehmung des Wirts. Marie hatte mit Doktor Weber über den Tisch hinüber einen stummen Gruß ausgetauscht und warf nun einen forschenden Seitenblick nach links über das kühne magyarische Profil. Es schmeckte dem Herrn ersichtlich, zum Reden schien er noch keine Zeit zu haben. Marie lächelte vor sich hin. Auch Herr Moritz Hermann zur Rechten war mit Andacht der Erledigung seiner Nahrungssorgen hingegeben. Das konnte gut werden. Marie machte eine mutwillige, kleine Grimasse zu Toni hinüber, die, aus einer Unterhaltung mit Doktor Weber heraus, einen verlegen forschenden Blick über den Tisch hin schickte. Wollte sich denn nirgends ein muntrerer Flügelschlag regen? Auch der allezeit redefertige Doktor Marholm schien sich zwischen Frau Hermann und Frau Stadtrat Hebenstreit einer verdrossenen Einsilbigkeit zu befleißigen. Das Gepräge der „Abfütterung" lag doch allzu sichtbar auf der ganzen Gesellschaft.

Samiel, hilf! rief Toni halblaut zu Marie hinüber, die stillvergnügt den Rekognoszirungsblick begleitet hatte.

Aber die Angerufne zuckte nur mit den Achseln und begnügte sich damit, den gesegneten Appetit des ausländischen Vogels neben ihr schweigend zu bewundern. Sie wartete ruhig ab, bis er auch dem Lachs alle Ehre angethan hatte, ohne sich um seine Dame zu bemühen.

Warte, mein Junge, dachte sie. Und als er dann die Gabel hinlegte, fragte sie ihn freundlich nnd sanft: Was malen Sie jetzt?

Der Künstler wischte sich den Bart und wandte ihr sein hübsches, träges Gesicht zu.

Befehlen, Gnädige, sagte er nachlässig, ich bin der Németi.

Ah! rief Marie lächelnd. Sehen Sie einmal an. Der Németi! Ja, dann begreife ich aber nicht — ich habe bis jetzt die ganze Zeit über den Eindruck gehabt, Sie wären ein Maler.

Ich verstehe nicht, bitte.

Nun, Sie schwiegen wie der Makart.

Einen Augenblick starrte er sie verblüfft an; dann wetterleuchtete es in seiner verdrossenen Miene, und er brach in ein lustiges Gelächter aus, so unwiderstehlich, daß Marie mit einstimmen mußte. Er hielt ihr sein Glas entgegen.

Erlauben, anzustoßen! Und dann wieder ernsthaft: Ich bitte um Verzeihung — ich war jetzt ganze Zeit — wie sagt man doch —

Sagen wir kurz: grob, fügte Marie lächelnd hinzu.

Er nickte. Und faul.

Das sind ja nette Geschichten. Was haben Sie denn für einen Vorwand, faul zu sein? Ist ein Diner so anstrengend?

Was soll man machen, bitte, rief er eifrig. Alle Tag eingeladen, und immer dasselbe: essen und reden, und kenn ich nicht all die Leute, und weiß ich nicht, was soll man immer sagen — ist wirklich langweilig, und endlich — aber das ist heut schon ganz eine andre Geschichte. Also gut sein, ich bitte.

(Fortsetzung folgt)

Litteratur

Zur Agrarfrage. Professor von der Goltz hat auf der letzten Plenarversammlung des deutschen Landwirtschaftsrats über die ländlichen Arbeiterverhältnisse im Sinne seines Buches, das unsern Lesern aus dem vorjährigen Heft 47 bekannt ist, berichtet. Sein Bericht und die Debatte, die sich daran geknüpft hat, sind im Sonderabdruck bei Adolf Gertz in Charlottenburg erschienen. Sehr interessant darin ist die Erklärung des Landesökonomierats Kennemann auf Klenka, daß er schlechterdings nicht über Arbeitermangel zu klagen habe; er behandle die Leute gut, ermögliche ihnen die Kuhhaltung, beschäftige alle, die er im Sommer brauche, auch den ganzen Winter hindurch und lasse beim Dreschen gerade noch so, wie es vor fünfzig Jahren üblich war, den Dreschern ihren Anteil; er habe auch den Flegeldrusch noch nicht ganz abgeschafft; so möchten es nur alle Landwirte machen, dann würde keiner mehr über Arbeitermangel zu klagen haben. Die meisten der Anwesenden scheinen, den verzeichneten Äußerungen nach zu urteilen, über diese Mitteilung „einer sechzigjährigen Erfahrung“ sehr ungehalten gewesen zu sein. — In einem Streitschriftchen gegen den russischen Handelsvertrag unter dem Titel: Wir fordern Beweise (im Selbstverlag des Verfassers) beweist der Regierungsassessor a. D. Paul Ackermann, daß auf dem schlechtern Boden der Glogauer Gegend der Getreidebau bei den heutigen Preisen (die aber doch weder die gestrigen noch die morgigen sind!) nicht nur nichts bringe, sondern noch einen Zuschuß fordere. Das ist schon möglich; der Gutsbesitzer darf sich eben durch hohe Preise nicht verleiten lassen, Land unter den Pflug zu nehmen, das bei niedrigen Preisen die Kosten nicht zurückerstattet, da er ja wissen muß, daß die Preise wechseln. — Für Staffeltarife tritt der Kommerzienrat Leopold Schoeller in einem bei Wilhelm Gottlieb Korn in Breslau (1894) erschienenen Schriftchen ein. Vom eisenbahntechnischen Standpunkte aus hat er unbedingt Recht, denn es ist unbestreitbar, daß die Kosten der Bahn für den Kilometer desto geringer sind, je weiter das Frachtstück zu befördern ist; in wirtschaftlicher Beziehung aber hat man es hier eben mit Interessengegensätzen zu thun, die sich mit Gründen nicht aufheben lassen. — Ein sehr interessantes Buch ist: James Anderson, drei Schriften über Korngesetze und Grundrente. Mit Einleitung und An-

merkungen von Lujo Brentano. (Leipzig, Duncker und Humblot, 1893.) Anderson, geboren 1739 in einem Dorfe bei Edinburg, gestorben 1808, hat eine Grundrententheorie aufgestellt, die der von Ricardo so ähnlich ist, daß manche gemeint haben, der jüngere berühmte Nationalökonom habe die seine von dem ältern unberühmt gebliebnen entlehnt. Brentano zeigt aber, daß sich beide Theorien sehr wesentlich unterscheiden; Ricardo lasse die Grundrente aus dem Monopol des von Natur bessern Bodens entspringen, Anderson bezeichne sie als den Ertrag vorgenommner Meliorationen. Und dieser Unterschied sei von ungeheurer Wichtigkeit für die Begründung des Eigentumsrechts. Werde nämlich das Eigentum auf die Arbeit gegründet als dessen Frucht, so lasse sich der Großgrundbesitz, der ja vielfach nicht durch Arbeit, sondern durch Gewaltthat erworben sei, nicht rechtfertigen, namentlich wenn er, wie Ricardo meint, dem Besitzer ein Monopol sichert; Henry George sei dann nicht zu widerlegen. Fließt aber die Grundrente aus den Meliorationen, dann bildet das Grundeigentum die unerläßliche Voraussetzung der Arbeit, weil niemand auf den Boden Arbeit verwenden würde, wenn er nicht sicher wäre, daß der Ertrag ihm selbst zufließen werde. Was die Kornzölle und Ausfuhrprämien anlangt, so bestätigt auch dieses Buch die selbstverständliche Wahrheit, daß sie unschädlich sind, so lange das im Lande erzeugte Getreide für die Bevölkerung hinreicht, sich aber bei Übervölkerung nicht aufrecht erhalten lassen. Seite XVII sagt Brentano in einer Anmerkung: „Dafür, daß Kornzölle den Bauernstand nicht retten, ist der Untergang des englischen Bauernstandes zur Zeit der höchsten Blüte der Kornzölle ein schlagender Beweis." — In der Studie: Kurlands Agrarverhältnisse (Riga, L. Hörschelmann, 1893) sucht Hans Hollmann nachzuweisen, daß Kurland seine günstigen Agrarverhältnisse, namentlich die Erhaltung seines Bauernstandes, dem gesunden Sinne seines Adels verdanke, der es nach Möglichkeit vermieden habe, Gesetze zu erlassen, deren Wirkung sich schwer voraussehen lasse, und der sich so, nur durch gewohnheitsrechtliche Tradition gebunden, die Freiheit gewahrt habe, in jedem Augenblicke das nach der Lage der Dinge nützlichste zu thun.

Schwarzes Bret

Die Hamburgische Börsenhalle vom 21. März 1894 schreibt: „Die große Gefahr der treibenden Wracks sei, so konstatirte der Delegirte der Handelskammer für Belfast, Herr Jaffe, eine(!) so allgemein anerkannte, daß eine an die Regierung zu richtende, Abhilfe erheischende Petition in weniger als sechs Wochen von 890 Kapitänen britischer Schiffe, die den Nord-Atlantic(!) befahren und eine Gesamtbesatzung von 35000 Köpfen aufzuweisen haben, unterzeichnet worden sei."

Der Satz ist fürchterlich, aber die Mitteilung dankenswert. Es ist bezeichnend, daß man auch in Deutschland die Regierung zu Hilfe gerufen hat, diese treibenden Wracks zu zerstören. Aber von Gesetzen, die das Entstehen von Wracks vermindern würden, will man in Deutschland nichts wissen, darin sind uns die Engländer weit voraus.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Wandlungen im engliſchen Unterhauſe

Aus London

Wer in der Parlamentsſitzung vom 27. Juli vorigen Jahres dem wilden Hin und Her von Schmähreden und Fauſtſchlägen beigewohnt hat, die plötzlich in die Debatte über die Homerulebill hineinregneten, dem wurde recht handgreiflich vor Augen geführt, welche Wandlung ſich ſeit den Tagen Pitts und Cannings, Sir Robert Peels und Palmerſtons in dem Weſen und Charakter des engliſchen Unterhauſes vollzogen hat. Welcher Gegenſatz zu der ſtaatsmänniſchen Geſchäftsmäßigkeit, der Würde und Vornehmheit der Parlamentarier vergangner Glanzperioden! Wenn man auch eine ſo gröbliche Verletzung der Ordnung, wie die erwähnte, einem ausnahmsweiſe heftigen Ausbruch der politiſchen Leidenſchaften zuzuſchreiben geneigt iſt, ſo bleibt ſie doch immer bezeichnend für das Sinken des parlamentariſchen Tones; lärmende Unterbrechungen, perſönliche Ausfälle und unziemliche theatraliſche Demonſtrationen als Ausdruck kleinlichen Parteigrolls ſind leider im Unterhauſe, das andern Volksvertretungen früher als Muſter würdevoller Haltung galt, ſchon durchaus zur Gewohnheit geworden.

Eine der unwürdigſten Kundgebungen dieſer Art ereignete ſich vor nicht langer Zeit, als „Black Rod“ — der Kammerherr mit dem ſchwarzen Stabe — nach herkömmlichem Gebrauche mit der altehrwürdigen Botſchaft im Hauſe der Gemeinen erſchien, daß „die Lords, die durch Verfügung Ihrer Majeſtät beauftragt ſind, die königliche Genehmigung der von beiden Häuſern angenommnen Bills kundzugeben, dieſes ehrenwerte Haus erſuchen, im Hauſe der Pairs zu erſcheinen, um der Verleſung der Verfügung beizuwohnen.“ Der Wortlaut der Ankündigung und die damit verbundne Zeremonie ſind ſeit Jahr-

hunderten unverändert geblieben. Die Zeit dafür wird gewöhnlich mit dem „Sprecher" je nach der Bequemlichkeit des Unterhauses verabredet. In diesem Falle hatte sich aber die Verlesung der königlichen Verfügung um eine halbe Stunde über die festgesetzte Zeit verspätet, und als der Kammerherr mit dem schwarzen Stabe eintrat, war Mr. Gladstone gerade am Sprechen. Eine so schöne Gelegenheit zu einer theatralischen Gesinnungsäußerung, um ihre Feindseligkeit gegen das Oberhaus und ihre Bewunderung für Mr. Gladstone zu bekunden, konnten sich gewisse radikale Elemente nicht entgehen lassen: „Black Rod" wurde mit Hohngeschrei begrüßt, als er auf den Tisch zuschritt und die üblichen drei Verbeugungen machte. Wäre das nun bloß einmal vorgekommen, so hätte man es für einen unbedachten Ausbruch von Mutwillen halten können. Es ereignete sich aber noch mehreremal, daß „Black Rod," sobald er zur Erfüllung seines Auftrags im Unterhause erschien, von denselben Mitgliedern in derselben Weise verhöhnt wurde, sodaß nun dem „Sprecher," um das Parlament vor so unwürdigen Auftritten zu schützen, nichts weiter übrig bleibt, als das Verlesen der königlichen Verfügungen, allerdings zur großen Unbequemlichkeit aller Beteiligten, schon auf zehn Uhr morgens, d. h. auf eine Zeit anzusetzen, wo diese rücksichtslosen Vertreter der Freiheit noch nicht im Hause anwesend sind.

Die zunehmende Parteizersplitterung erhöht sehr wesentlich die Schwierigkeiten, die in einer Versammlung von 670 Mitgliedern in der Aufrechterhaltung der Disziplin ohnehin schon bestehen. Vor der Reformakte von 1832 unterschied man einfach zwischen Whigs und Tories, wie später zwischen Liberalen und Konservativen, sodaß die Regierungspartei, ebenso wie die Opposition, eine geschlossene Phalanx bildete. Aber die Gefolgschaft der gegenwärtigen liberalen Regierung setzt sich zusammen aus Whigs und gemäßigten Liberalen, Radikalen, Arbeitervertretern und Iren, ganz abgesehen von Nebenspaltungen, die durch die Temperenzler, die Vertreter der Entstaatlichung der Kirche u. s. w. veranlaßt werden. Dazu haben sich innerhalb der ursprünglich rein politischen Parteien nach dem Vorgange der Iren andre „nationale" Gruppen gebildet, die ihre Sonderinteressen scharf in den Vordergrund stellen. Es ist das sehr zweifelhafte Verdienst Gladstones, halb der Vergessenheit anheimgefallne Rassengegensätze wieder wachgerufen zu haben. Lord Rosebery aber ist bereit, die vollen Konsequenzen aus dem von seinem Vorgänger gegebnen Anstoß zu ziehen, indem er das Nationalitätsprinzip zur Grundlage der zukünftigen Reichspolitik gemacht wissen will und dieses auf jeden Überrest einer Sonderrasse in Großbritannien anwenden möchte — ein Beginnen, das nur als eine Verzerrung und ein Mißbrauch des Nationalitätsprinzips bezeichnet werden kann. Wie dem auch sei, der leitende Staatsmann spricht nicht mehr von einer einheitlichen Nation, sondern von den „vier Nationen" Großbritanniens, und so kann es nicht Wunder nehmen, daß der Partikularismus neuerdings üppiger

denn je emporgeschossen ist. Dezentralisation in der Verwaltung und Gesetzgebung ist ja unzweifelhaft zur Notwendigkeit geworden; sie aber einseitig auf Rassenunterschieden zu begründen und damit allen zentrifugalen Kräften Raum zu geben, wäre doch ein verhängnisvoller politischer Fehler.

Die gegenwärtige Gefahr wird noch dadurch vermehrt, daß das keltische Element dem angelsächsischen gegenüber ein unverhältnismäßig großes Gewicht in die parlamentarische Wagschale zu werfen hat, da es eine zahlreichere Vertretung im Unterhause hat, als ihm der Volkszahl nach zukommt. Nach der Volkszahl sollte Irland 80 Abgeordnete haben, es hat aber in Wirklichkeit 103, also 23 mehr, als ihm gebühren. Ebenso überschreitet Wales, das 30 Parlamentsmitglieder entsendet, die ihm zustehende Zahl um 3. Das keltische Element verfügt also über ein unberechtigtes Übergewicht von 26 Stimmen, die nach der Bevölkerungszahl auf England fallen sollten. Dieses Mißverhältnis verfehlt natürlich nicht, auf die allgemeine Haltung des Parlaments, auf die Gesetzgebung sowie auf die Reichseinheit einen unheilvollen Einfluß auszuüben. Daher dringt die aus konservativen und liberalen Unionisten bestehende Opposition mit Recht auf eine Neuverteilung der Parlamentssitze.

Daß sich die Regierung fortwährend in großen Nöten befindet, unter ihrem buntscheckigen Gefolge die Parteidisziplin aufrecht zu erhalten, läßt sich denken. Brachte doch der radikale Guerillaführer Labouchere am 13. März bei der Adreßdebatte sogar eine Mehrheit von zwei Stimmen gegen die Regierung zustande. Die Parnelliten sind bereits im Zustande des offnen, die Walliser im Zustande des gährenden Aufruhrs.

Der Gegensatz, der sich zwischen jetzt und früher in dem parlamentarischen Ton und der parlamentarischen Disziplin kundgiebt, steht natürlich zu der veränderten Zusammensetzung des Unterhauses in enger Beziehung. Das Personal ist eben ein andres geworden. Früher begannen die Mitglieder des Unterhauses, die meist hervorragenden und unabhängigen Familien entstammten, ihre Laufbahn fast durchweg jung, um dann ihr ganzes Leben dem parlamentarischen oder dem Staatsdienste zu widmen, sodaß das Haus stets eine beträchtliche Anzahl erfahrner und gewiegter Parlamentarier hatte, die mit den Obliegenheiten einer gesetzgebenden Körperschaft gründlich vertraut waren, und denen die Würde des Hauses am Herzen lag. Die Erweiterung des Wahlrechts brachte aber, natürlich auf Kosten des aristokratischen Elements, nicht nur den ernsten und aufrichtigen Vertreter der Mittel- und Arbeiterklassen auf die parlamentarische Bühne, sondern auch den oft kurzlebigen politischen Abenteurer und den gewerbsmäßigen Demagogen, dem weniger an der Würde des Hauses gelegen ist, als an dem Abfeuern oratorischer Raketen und dem Loslassen hämischer Kundgebungen, die dem unwissenden Haufen imponiren. Die Zahl der Parlamentarier, die sozusagen von der Pike auf gedient haben, ist seitdem fortfortwährend im Abnehmen begriffen; kein Wunder, wenn sie mit Seufzen ge-

stehen, daß die Zeiten, wo man das Haus der Gemeinen als den „vornehmsten Klub englischer Gentlemen" bezeichnete, für immer dahin sind.

Die berührten, augenscheinlich unvorteilhaften Wandlungen, die sich mit Bezug auf die allgemeine Haltung des Unterhauses seit Jahren bemerkbar gemacht haben, sind aber eigentlich nur die äußern Anzeichen einer innern Wandlung, einer nach und nach eingetretnen und sich immer noch weiter vollziehenden Veränderung des Parlaments. Wie die Reformbill von 1832 die Macht der parlamentarischen Aristokratie erschütterte und der Gentry der Kaufherren und Fabrikanten einen hervorragenden Einfluß verschaffte, so führten die Reformbill von 1867 und namentlich die von 1884, durch die auch die Landarbeiter das Wahlrecht erlangten, eine Revolution, wenn auch eine friedliche, zu Gunsten des demokratischen Elements herbei, sodaß bereits jetzt eine so starke Machtverschiebung nach links stattgefunden hat, daß in der Partei der Gladstonianer, d. h. in der heutigen Regierungspartei, die Radikalen die Mehrheit bilden. Und zwar kam dem Radikalismus für die Erlangung des Übergewichts in der liberalen Partei besonders der Umstand zu Hilfe, daß sich im Jahre 1886 infolge der Gladstoneschen Homerulepolitik die Gemäßigten als liberale Unionisten abschieden und ein Bündnis mit den Konservativen eingingen.

Bezeichnend dafür, wie sehr in einem Parlament, das noch vor wenigen Jahren die Hochburg des Individualismus war, selbst sozialistische Anschauungen Wurzel gefaßt haben, ist die Thatsache, daß die Bill über den Achtstundentag für Bergleute kürzlich in zweiter Lesung mit einer Mehrheit von 87 Stimmen angenommen wurde. Aber lassen wir den sozialistisch angehauchten Radikalismus an dieser Stelle außer Betracht; sprechen wir von dem Radikalismus überhaupt.

Mit dem modernen Radikalismus, der in den Grundgedanken der französischen Revolution wurzelt, ist auch ein der angelsächsischen Rasse ganz fremdartiges Gewächs im Parlament emporgeschossen und hat dort eine Blüte getrieben: der Doktrinarismus. Englands Verfassung besteht, soweit sie überhaupt schwarz auf weiß vorhanden ist, aus einzelnen Parlamentsakten. Seine Gesetzgebung, weit davon entfernt, abstrakte Grundsätze durchführen zu wollen, ist dem jedesmaligen thatsächlichen Bedürfnis entsprungen. Noch vor zwanzig Jahren würde man nur ein mitleidiges Lächeln für den Parlamentarier gehabt haben, der eine Bill mit theoretischen Sätzen anstatt mit praktischen Gründen hätte rechtfertigen wollen. In seinen Oxford Essays schrieb Lord Salisbury im Jahre 1858: „In der Politik handelt niemand nach Prinzipien oder daraus abgeleiteten Gründen." Das galt für Konservative wie Liberale. Der moderne Radikalismus aber ist bestrebt, mit dieser Anschauungsweise gründlich aufzuräumen. Er besteht auf der Abschaffung des Oberhauses, denn es giebt keinen souveränen Willen als den Volkswillen; er fordert ein Wahlgesetz, das weder dem Besitz noch der Bildung größern Einfluß verstattet, denn alle er-

wachsenen Männer sind gleich, und die höchste politische Gewalt soll ausgeübt werden von der Mehrheit, d. h. von Abgeordneten, die die Mehrheit erwählt und bezahlt, um ihren Willen auszuführen.

Die Radikalen der alten Schule dachten darin anders. Stuart Mill, einer ihrer Größten, hebt in seinem Werke On Representative Government hervor: „Obwohl jedermann eine Stimme haben sollte — daß jedermann eine gleiche Stimme haben müßte, ist ein ganz andrer Satz." Und weiter: „So lange man nicht ein von der öffentlichen Meinung angenommnes Verfahren ausfindig macht, wonach ein Wähler ein Anrecht auf mehrere Stimmen erwerben kann, sodaß der Bildung als solcher das Maß von überlegnem Einfluß zuerkannt wird, das ihr gebührt und das zugleich genügt, dem numerischen Druck der am wenigsten gebildeten Klasse das Gleichgewicht zu halten, so lange lassen sich die Vorteile des völlig allgemeinen Wahlrechts nicht erreichen, ohne daß man, wie mir scheinen will, viel schwerer wiegende Übel herbeiführt."

Seitdem das Mill geschrieben hat, d. h. seit ungefähr dreißig Jahren, hat der englische Radikalismus eine völlige Umwandlung erfahren: er hat sich nach und nach mit der politischen Philosophie Rousseaus erfüllt; seine Jünger predigen, bewußt oder unbewußt, die Grundsätze des Jakobinismus, und ihr Erzpriester ist John Morley, der Staatssekretär für Irland. Für diesen ist die französische Revolution „ein neues Evangelium" und Robespierre „der große Prediger der Erklärung der Menschenrechte." Der französische Nationalkonvent ist ihm ein erstrebenswertes Vorbild, und er hält es gegebnen Falls für notwendig, das Haus der Lords — allerdings eine reformbedürftige Körperschaft — „durch Gewalt aus seinen erblichen und veralteten Verschanzungen zu vertreiben" und England der unumschränkten Herrschaft einer einzigen Kammer, d. h. der zügellosen Tyrannei der Massen zu unterwerfen.

Aber dieser englische Jakobiner vergißt, daß die Annahme der ochlokratischen Lehre die Vernichtnng der Parteiregierung bedeutet, daß der neue Herrscher, König „Mob," sobald er sich kräftig fühlt, das ganze Staatsleben schnell von Stufe zu Stufe herabwürdigen wird, und daß die Besitzlosen, wenn sie erst die Übertragung der Staatsgewalt erlangt haben, auch die Übertragung des Besitzes fordern werden. Denn der Kern der modernen demokratischen Bewegung ist in England, wie anderswo, nicht politisch, sondern sozial, und politische Macht ist nicht Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck. Wenn auch die Hirngespinste eines deutschen Sozialdemokraten in einem englischen Kopfe keinen Raum finden, so kann sich doch darüber niemand täuschen, daß sich in der gegenwärtig noch kleinsten Gruppe des Unterhauses, in den fünfzehn Arbeitervertretern, der Ansatz zu einer Partei findet, die in demselben Maße wachsen wird, als sich die Massen bewußt werden, welche Macht sie in der Staatsordnung geworden sind.

Schon mehren sich die Zeichen, daß den Arbeitern der Kamm schwillt,

und daß sie entschlossen sind, sich nicht wie bisher an die Rockschöße der Liberalen zu heften, sondern als selbständige Partei ins Feld zu rücken. Auf dem letzten Kongreß der englischen Gewerkvereine, der im vergangnen September in Belfast stattfand, und auf dem 380 Abgeordnete als Vertreter von 900000 Mitgliedern der Gewerkvereine erschienen waren, wurde beschlossen, daß mit der Aufstellung unabhängiger Arbeiterkandidaten für die Munizipal- und Parlamentswahlen entschieden vorgegangen werden solle, und daran knüpfte sich der weitere Beschluß, einen Agitationsfonds zu bilden, um die Vertreter der Partei wirksam unterstützen zu können. In diesem Sinne hat sich die schon im Februar 1893 gebildete „Unabhängige Arbeiterpartei" neu konstituirt und bereits in einer Anzahl von Wahlbezirken Kandidaten aufgestellt. Die Arbeiter bilden in 400 von den 670 Wahlbezirken des Königreichs die Mehrheit. Daß die „Unabhängige Arbeiterpartei" eine auch nur annähernd dem entsprechende Zahl von Kandidaten aufstellen oder gar durchbringen werde, ist selbstverständlich nicht anzunehmen. Aber die Ziele und die Taktik, die von ihren Wortführern für die nächste Zukunft empfohlen werden, laufen ungefähr auf folgendes hinaus: die Arbeitervertreter sollen sich mit den irischen Abgeordneten zu einem festen Bündnis gegen die Herrschaft der besitzenden Klassen vereinen und sich in dem nächsten Parlament zu Herren der Lage zu machen suchen, indem sie einerseits die gemäßigten Liberalen zum Anschluß an die Konservativen drängen, andrerseits die vorgeschrittnen Radikalen zwingen, sich mit ihnen, den Arbeitervertretern und Iren, zu einer Partei zu verschmelzen, die dann die Arbeit und die besitzlosen Klassen gegenüber dem Kapital und den bevorzugten Klassen vertreten würde.

Ob der nächste Wahlgang der geplanten Verschmelzung, wenn sie zustande käme, zu einem Übergewicht im Unterhause verhelfen würde, ist mehr als zweifelhaft. Denn erstens wird die „Unabhängige Arbeiterpartei" vorläufig nicht alle Arbeiter aus den alten Parteiverhältnissen herausreißen können; und zweitens, wenn ein großer Teil der Arbeiter für unabhängige Vertreter anstatt für liberale Kandidaten stimmt, so haben infolge dieser Spaltung ihre unionistischen Gegner desto bessere Aussichten, durchzukommen, da ja Stichwahlen in England nicht stattfinden und der von vornherein Sieger ist, der unter den verschiednen Bewerbern die höchste Stimmenzahl auf sich vereinigt. Aber nicht aus der Stimmenzersplitterung allein würde den Unionisten ein Gewinn erwachsen. Sobald überhaupt wirklich die Gefahr drohte, daß infolge des Wachsens und Drängens der unabhängigen Arbeiterpartei, sowie infolge der offnen Kriegserklärung der Radikalen gegen das erbliche Oberhaus eine weitere ernstliche Verschiebung des Schwerpunktes der bisherigen liberalen Partei nach der äußersten Linken stattfinden könnte, würden sofort alle gemäßigt liberalen Elemente — wie ja die Arbeiterpartei das allerdings auch wünscht — Fühlung suchen mit den Konservativen und liberalen Unionisten,

sodaß dadurch vermutlich eine Mehrheit gegen die Vertreter extremer Richtungen zustande kommen würde. Damit wäre aber jedenfalls bereits das im Parlament betont, wonach die „Unabhängigen" streben, nämlich der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit, und der erste Schritt zur Umwandlung der politischen in soziale Parteien wäre gethan.

Lord Rosebery, dem weder die staatsmännische Erfahrung noch das taktische Geschick Gladstones zu Gebote steht, und der daher seine so verschiedenartigen Häuflein nur mit Mühe und Not im Zaume hält, fühlt sich durch die neue Gefahr, die das Auftreten einer selbständigen Arbeiterpartei heraufzubeschwören droht, nicht wenig beunruhigt. In verschiednen seiner jüngsten Reden hat er daher die „Unabhängigen" wegen ihrer Undankbarkeit gegen die Liberalen scharf ins Gebet genommen und sie mit der Behauptung zu schrecken gesucht, daß sie nur den Tories in die Hände arbeiten würden, ohne sich selbst zu nützen. Aber die „Unabhängigen" haben sich bis jetzt nicht schrecken lassen. Sie erklären einfach, daß in ihren Augen Liberale und Konservative alle desselben Geistes Kinder seien, und daß sie in den einen wie in den andern nur die Vertreter eines drückenden Monopols erblickten, das sie entschlossen seien mit allen Kräften zu bekämpfen.

Ob es sich nun bei den nächsten Wahlen, denen die Regierung in Anbetracht ihrer völligen Ohnmacht nicht mehr lange wird ausweichen können, um die sozialen Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit oder um den konstitutionellen Widerstreit zwischen erblicher Kammer und Volksvertretung, um den Kampf des Nonkonformistentums gegen die Staatskirche, oder um die Geltendmachung des Nationalitätsprinzips, oder um alles dies zu gleicher Zeit handeln wird, so viel ist klar: heftige und folgenschwere Parteikämpfe bedrohen das großbritannische Königreich, und die Zukunft des englischen Parlaments steht unter dem Zeichen des Sturms.

Das Börsenspiel

nach den Protokollen der Börsenkommission

Von O. Bähr

(Fortsetzung)

Neben dem regelmäßigen (festen) Termingeschäft kommen auch noch einige besondre, künstlicher gestaltete Arten des Termingeschäftes vor. Das Prämiengeschäft ist ein Termingeschäft, bei dem sich der Käufer oder der Verkäufer vorbehält, nach einer von ihm an einem bestimmten Tage abzugebenden Erklärung gegen Zahlung eines Reugeldes (Prämie) von dem Geschäfte zurückzutreten. Stellage-

geschäfte sind solche, bei denen dem Käufer am Erklärungstage die Wahl freisteht, die Stücke zu einem bestimmten höhern Preise abzunehmen oder zu einem bestimmten niedrigern Preise zu liefern, während der Verkäufer „stillzuhalten" hat. Nochgeschäfte sind solche, bei dem dem Käufer oder dem Verkäufer das Recht vorbehalten ist, am Erklärungstage den Gegenstand des Handels mehreremale zu fordern oder zu liefern. Auch auf diese Arten von Geschäften hat sich die Umfrage ausgedehnt, und es liegen darüber folgende Aussagen vor.

Kopetzky: Ich verkenne nicht die Bedenken, die gegen das Prämiengeschäft vorliegen, aber ich halte es für eine nützliche Einrichtung. Im großen und ganzen ist das Prämiengeschäft ein solides Geschäft, wenn ich die Spekulation im allgemeinen für zulässig erachte und mir davon einen Nutzen in wirtschaftlicher Hinsicht verspreche (131). Beim Stellagegeschäft räumt der eine dem andern das Recht ein, zu einem bestimmten Preis die Ware entweder zu liefern oder zu empfangen. Es braucht darum noch kein unsolides Geschäft zu sein. Es kann jemand die Absicht haben, ein in seinem Besitz befindliches Papier je nach dem Kurs entweder zu verkaufen oder zu verdoppeln (132).

Benary: Ich halte die Prämiengeschäfte, wenn auch selbstverständlich Spekulationen darin gemacht werden, für berechtigte und unter Umständen sehr solide Geschäfte. Es ist gewissermaßen eine Ähnlichkeit mit der Lotterie vorhanden. Ebenso bin ich nicht gegen Stellagegeschäfte (139).

Bamberger: Das Prämiengeschäft beschränkt das Risiko. Gerade darin sehe ich einen großen Nutzen. Das Stellagegeschäft ist von internationaler Bedeutung. Täglich gehen Ordres von Wien und Paris, die ohne Stellage nicht ausgeführt werden können (676).

Bosch: Prämiengeschäfte vermindern das Risiko und haben auch Vorteile, sodaß ich mich nicht ganz dagegen aussprechen kann (998).

Salomon: Vor- und Rückprämien-, Stellage- und Nochgeschäfte für unklagbar zu erklären, würde ich für ganz falsch halten, da ich aus eigner Erfahrung weiß, daß ein großer Teil der Leute, die sich ihren Rubelkurs sichern wollen, der Prämiengeschäfte bedürfen (1213).

Simon: Prämiengeschäfte entsprechen in zahlreichen Fällen einem wirtschaftlichem Bedürfnis. — KM. Gamp: Die Beispiele, die man für die Nützlichkeit der Prämiengeschäfte angeführt hat, beschränken sich doch auf Geschäfte mit ausländischen Valuten. — Simon: Das sind nicht die einzigen Fälle. Nehmen Sie an: ich bin Besitzer von Ostpreußischen Südbahnaktien; ich bin der Ansicht, daß die Verhältnisse ungünstig werden. Ich will aber mein Risiko beschränken und verkaufe das Papier auf Prämie. Das ist doch ein wirtschaftliches Bedürfnis (1591).

Maier: Prämiengeschäfte sind allen andern Spekulationsgeschäften gegenüber die solidesten, weil sie den Verlust auf einen bestimmten Betrag begrenzen. Sie decken sich dadurch mit der Lotterie, wo man auch mit einem bestimmten Einsatz eine bestimmte Summe gewinnen kann. Ich würde es für völlig inkonsequent halten, so lange wir die Staatslotterie haben, das Prämiengeschäft zu verbieten (1618).

Der stellvertretende Vorsitzende: Vom Nochgeschäft wird behauptet, daß es ein sehr unsicheres Element in das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage bringe, da sich nicht klar erkennen ließe, in welchem Umfange der Markt in Anspruch genommen wird. — Lappenberg: Das Nochgeschäft ist nur eine Abart des gewöhnlichen Prämiengeschäfts. — Der stellvertretende Vorsitzende: Dann würde auch gegen das gewöhnliche Prämiengeschäft das nämliche Bedenken zu er-

heben sein, da niemand weiß, ob der Betreffende verlangen wird, daß ihm geliefert wird, oder ob er sich mit der Prämie begnügt. — Lappenberg: Das Nochgeschäft ist nur eine geringere Vorprämie auf etwas höherer Basis. Im Effektengeschäft kommt es übrigens nicht vor, daß man mehr als zweimal noch Effekten kauft oder verkauft (1383).

Gwinner: Das Prämiengeschäft ist das weniger gefährliche. Die Prämie ist eine Spekulation mit beschränktem Risiko (1974).

Diesen Aussagen stehen folgende Aussagen gegenüber, die den Geschäften der fraglichen Art minder günstig sind.

Müller: Prämiengeschäfte möchte ich ganz verbieten. Sie sind, wenigstens von einer Seite, immer Spiel (1080).

Christians: Prämiengeschäfte finde ich überflüssig. Man sucht hier zu ihrer Begründung Fälle zu konstruiren, wo sie sich als Versicherungsgeschäfte darstellen. Solche Fälle sind aber sehr selten; vielleicht von einem Hunderttausend kaum einer. Alle übrigen Prämiengeschäfte sind, um es nackt zu sagen, nichts weiter als Spekulationen. Man kauft sich eine Vorprämie, um darauf „herumzureiten." Man kauft und verkauft auf Grund derselben hin und her. Das sind die reinen Spekulationsgeschäfte. Um einen Versicherungscharakter zu tragen, müßte doch Verlust- und Gewinnchance auf einem Objekt sich vereinigen. Für ein internationales Geschäft können auch nicht etwa in Diskontokommanditanteilen die Gegenchancen gefunden werden. Nun sind es aber die Bank- und Industrieaktien, in denen das Prämiengeschäft am meisten florirt. Das Prämiengeschäft ist das wirksamste Mittel, dem Börsenspiel Opfer zu bringen. Wer die Courage nicht hat, feste Stücke zu kaufen, hat noch immer Mut genug, eine Prämie zu nehmen. So dient das Prämiengeschäft wesentlich dazu, das Börsenspiel auszudehnen und in das große Publikum zu bringen (1801, 1802).

Siemens: Prämiengeschäfte haben keinen andern Charakter als Differenzgeschäfte. Sie unterscheiden sich von diesen dadurch, daß sie das Risiko etwas begrenzen, und daß sie die Abwicklung bequemer und sicherer machen. Daß sie vorzugsweise zum Spiel angewandt werden, darüber ist kein Zweifel (1973).

van Gülpen: Prämien sind, weil für das solide Geschäft gänzlich entbehrlich, nur bei den Spielern im Schwange (2067).

Wilhelm: Wenn die Börsenenquete auch nur den Wegfall der Prämiengeschäfte erreichte, so wäre damit schon Gutes geschaffen (2245).

Kochhann: Das Prämiengeschäft wird oft zur Sicherung des Kurses der russischen Valuta gemacht. Es begünstigt den Spieltrieb. Für den Getreidehandel ist es nicht nötig (2316).

Schmerfeld: Das Prämiengeschäft ist besonders zur Verleitung geeignet (2522).

Schütt: Das Prämiengeschäft ist durchaus unnütz; es ist der Lockvogel für unerfahrne Personen. Es gewährt für den Kommissionär den Anreiz, nicht ein-, sondern fünf- bis sechsmal Provision zu verdienen; deshalb ist es so gefährlich (2663).

von Frege: Zum Prämiengeschäft wird häufig nur, um doppelte Courtage und Provision zu gewinnen, animirt (2668).

Klepper: Durch das Prämiengeschäft wird die Spielsucht des Publikums angeregt (2680).

Meyer (Berlin): Wenn der Käufer oder Verkäufer einer Prämie nicht sehr vorsichtig ist, so kann der Verlust sehr groß sein. Notwendig sind die Geschäfte

nicht; sie sind die reine Spekulation. Für Zwecke des Umsatzes kann das Prämiengeschäft gar nicht in Frage kommen (3043).

Eulenburg: Ich denke über Prämiengeschäfte sehr schlecht. Daß sie Spiel sind, kann man gar nicht leugnen. Sie sind besonders gefährlich. Die meisten, die auf sich reiten lassen, sind mit der Sache gar nicht vertraut. Der Nutzen solcher Geschäfte ist minimal (3150 bis 3153).

Rosenfeld: Das Prämiengeschäft ist im Getreidehandel noch weniger angebracht als im Fondsgeschäft; man kann nicht genug davor warnen (2909).

Kopisch: Das Stellagegeschäft ist eine eigentümliche Ausartung, eine besondre Form von Montecarlo (2672).

Hinrichsen: Das Stellagegeschäft ist einfach ein Spekulationsgeschäft (673).

Die Verhandlungen ergeben auch einiges über die übliche Verleitung zum Börsenspiel. Eine solche findet in gleicher Weise zum Spiel an der Warenbörse, wie zum Spiel an der Effektenbörse statt. Es mögen hier folgende Aussagen darüber Platz finden.

Der Vorsitzende: Ein hiesiger Bankier hat fortwährend an Kassenbeamte*) geschrieben und ihnen die Vorteile der Börse auseinandergesetzt. Er hat eine Schrift beigefügt: „Die Kniffe der Börse," die nichts enthält, als eine Verleitung zum Börsenspiel (818).

Der Vorsitzende: Die Verleitungen finden beim Terminhandel in großem Umfange statt. Ich habe ein Schriftstück vor mir, aus dem hervorgeht, daß sich eine hiesige oft genannte größere Bankfirma die größte Mühe giebt, Leute für den Terminhandel zu gewinnen, daß die Leute mit Telegrammen und Kursnachrichten förmlich bestürmt werden, obgleich es sich mancher verbeten hat (1157).

Ramdohr: Ich weiß eine ganze Menge Fälle, wo die Agenten im Lande herumgereist sind und jeden, den sie dazu bewegen konnten, veranlaßt haben, Getreide an der Börse zu kaufen, und zwar zu ihrem Unglück (2462). Sie scheuen dabei vor keinem Kunstgriff zurück (2481).

Schmerfeld: Ich weiß aus meiner dreißigjährigen Erfahrung, daß namentlich in den sechziger Jahren die Berliner Häuser Agenten selbst in die Dörfer geschickt haben, um Leute zum Spekuliren zu veranlassen, Handwerker und wer weiß wen, um auf diese Weise Kommissionen zu bekommen und damit die Ware nach oben oder unten drücken zu können. Jetzt ist das Publikum etwas aufgeklärter. Man hat die Spielbanken geschlossen. Ich hätte es für richtiger gehalten, den Terminhandel zu schließen. Denn an der Börse können Summen verloren werden, die man gar nicht besitzt, was an der Spielbank nicht möglich ist (2477).

Damme (Getreide): An der Danziger Börse findet kein Terminhandel statt. Aber es giebt dort Agenten, die für Berliner, Londoner, Pariser Häuser Geschäfte machen. Nicht die Kaufleute, sondern die Privatleute machen diese Geschäfte. Der Agent eines Pariser Hauses verkaufte an eine Manufakturwarenhandlung Weizen in Chicago unter Newyorker Bedingungen. Daraus können sich unsägliche Verwicklungen ergeben. Der Terminhandel verlockt zum Spiel, weil gar kein Betriebskapital dazu gehört. Man schreibt einen Brief, dann hat man das ja gesichert, sein Glück oder sein Unglück. In Berlin wird nicht einmal ein Einschuß verlangt (2866).

Hagen (Getreide): Die Landwirte werden durch Agenten zum Spekuliren

*) Empörend!

verführt. Auch mir ist es vielfach angeboten worden. Wenn ich in Berlin war, habe ich mündliche und schriftliche Aufforderungen dazu bekommen. So werden viele Leute, die absolut nicht beteiligt sind, zur Spekulation veranlaßt (3420).

Molinari (Zucker): Noch schlimmer als an der Warenbörse ist das Börsenspiel an der Effektenbörse, weil da die Kreditwürdigkeit der Leute noch weniger beachtet wird. An der Warenbörse wird doch immer ein Einschuß verlangt, der schon eine gewisse Grenze zieht. Wenn ich aber höre, daß bei der Effektenbörse ein Mann, dem ich nicht 50 Mark geborgt hätte, eine Differenz von 50000 Mark verloren hat, so wundre ich mich über die Leichtigkeit, mit der dort Engagements eingegangen werden (3309).

Krahmann: Kleine Leute werden vielfach durch Agenten zu Termingeschäften veranlaßt, bäuerliche Besitzer haben Haus und Hof verloren, kleine Handwerker, Dorfschmiede, Bahnwärter, Lehrer sind geschädigt worden (3021).

Bauriedel bezeugt (aus Baiern), daß Berliner Kommissionshäuser Zirkulare mit beigefügtem Freikouvert an Landbürgermeister senden, mit der Bitte, ihnen zahlungsfähige Leute des Ortes und des Bezirks namhaft zu machen (2841).

Die Verhandlungen über die Frage, ob sich innerhalb des Terminhandels die auf bloßen Differenzgewinn gerichteten Geschäfte von den auf ernstlichen Erwerb (Effektivverfüllung) gerichteten Geschäften unterscheiden ließen, haben sich in eigentümlicher Weise gestaltet. Die Kommission hat die darüber an die Sachverständigen zu richtende Frage dahin formulirt: „Giebt es Merkmale (und eventuell welche), wodurch sich der reelle Terminhandel von dem bloßen Differenzgeschäft (Börsenspiel) unterscheidet?" Diese Formulirung war wenig geeignet, Klarheit in die Sache zu bringen. Denn es liegt auf der Hand, daß man sich, je nach dem Begriff, den man sich von dem vielfach im kaufmännischen Leben gebrauchten Worte „reell" bildet, unter einem „reellen Termingeschäft" alles mögliche denken kann. Es ist auch nicht das Streben vorhanden gewesen, die Sachverständigen darüber in Klarheit zu setzen. Wohl aber ist man von gewissen Seiten aufs eifrigste bemüht gewesen, unter den Begriff des „reellen Termingeschäfts" auch solche Geschäfte zu bringen, die unzweifelhaft Spielgeschäfte sind. Daraus wurde dann weiter gefolgert, daß sich zwischen reellem Termingeschäft und Spiel gar nicht unterscheiden lasse.

Hand in Hand mit diesem Bestreben ging das weitere, durch die Umfrage zu beweisen, daß die Börse die Teilnahme des Privatpublikums, d. h. der Börsenspieler, gar nicht entbehren könne. So sollte mit einem doppelten Grunde die Notwendigkeit des Fortbestandes des Börsenspiels erwiesen werden. Die Umfrage hat jedoch für diese Bestrebungen kein ganz befriedigendes Ergebnis geliefert.

Bei der Warenbörse stellt sich für eine gewisse Klasse von Teilnehmern ihre Eigenschaft als bloße Spieler so deutlich heraus, daß es unmöglich war, ihre Geschäfte unter den Begriff des „reellen Terminhandels" zu bringen. Es sind das die Personen, die weder als Händler noch als Produzenten bei dem Handel mit der betreffenden Ware beteiligt sind. Wenn diese Personen gleich-

wohl in solchen Waren Termingeschäfte machen, so liegt es auf der Hand, daß sie nur spielen wollen. Diese Personen sind an den Börsen überall bekannt, und sie werden sogar mit einem besondern Namen bezeichnet: nämlich mit dem englischen Wort Outsiders. Darnach ergiebt sich denn, daß jedenfalls insoweit, als diese Outsiders sich an dem Terminhandel beteiligen, das Differenzgeschäft sich von dem „reellen Terminhandel" sehr bestimmt unterscheidet.

Folgende Sachverständige bezeugen, daß es auch gar nicht schwierig sei, nach der Person des Handelnden und nach dem Umfange des Geschäfts zwischen reellem Geschäft und Spielgeschäft zu unterscheiden: Heremann 2241, Wilhelm 2244, Schirlitz 2327, 2335, Ramdohr 2517, Brödermann 2520, Werner 2521, Heuser 2903, Meyer 2675, Klepper 2678, Kühnemann 2884, Schäfer 3022, Krahmann 3030, Gerloff 3270, Bennecke 3250. Aus ihren Aussagen heben wir noch folgende Einzelheiten hervor:

Schirlitz: Der kaufmännische Partner weiß so gut wie immer aus der Person des Gegners, ob dieser ein solides Deckungsgeschäft oder ein Spielgeschäft machen will.

Ramdohr: Ob ein Spiel oder ein reelles Geschäft vorliegt, kann sowohl aus dem Personenstande wie aus dem Umfange des Geschäfts geschlossen werden.

Brödermann: Die Spielabsicht wird größtenteils genau nachzuweisen sein.

Werner: Unterscheidungsmerkmale liegen in der persönlichen Stellung und in dem Berufe. Termingeschäfte von Müllern dürften meist nur zur Spekulation abgeschlossene Differenzgeschäfte sein.

Rosenfeld: Von einem Manne, der keinen Speicher hat, nicht Roggen von Weizen zu unterscheiden weiß, und sich gleichwohl mit 10000 Tonnen engagirt, wird kein Mensch erwarten, daß er ein reelles Geschäft beabsichtigt habe.

Heuser: Der Kommissionär weiß genau, welche Aufträge Spiel und welche reelle Termingeschäfte sind.

Schäfer: Durch die gegenwärtige Judikatur des Reichsgerichts werden reelle Geschäfte nur in ganz kleinem Maße verhindert.

Bennecke: Soweit Geschäfte von Nichtbeteiligten getrieben werden und nicht von vornherein die Absicht der Effektivlieferung erkennbar ist, müßte solchen Geschäften der Zaum angelegt werden. Würden die von nicht beteiligten Kreisen geschlossenen Geschäfte für unklagbar erklärt, so würde das unreelle Termingeschäft, das Spielgeschäft aufhören.

van Gülpen führt als Beispiel an, daß ein Lehrer auf einem Dorfe 2000 Mark bei einer Bank deponirt und nun Differenzgeschäfte von mehreren Millionen gemacht habe (2069).

Auch der Beweis dafür, daß die Warenbörse die Teilnahme des Privatpublikums brauche, dürfte schwerlich als gelungen zu betrachten sein. Für die Notwendigkeit dieser Teilnahme sprechen sich zwar aus:

Friedmann (Spiritus): Ohne die Beteiligung des Publikums ist der Terminhandel nicht denkbar. Die Abnehmer würden fehlen und die Preise unter die Produktionskosten sinken. Die Spekulanten sind unbedingt nötig. Das Agentenwesen muß man mit in den Kauf nehmen; man würde sonst den Terminhandel zu Grunde richten (3132).

Baumann (Getreidemakler): Viele Landwirte wären 1892 vor Schaden bewahrt geblieben, wenn sie sich durch Termingeschäft gesichert hätten. Der Terminhandel ist auch für andre Erwerbsgruppen unzweifelhaft legitim. Das Risiko trägt der letzte Konsument und der, der sich verrechnet hat. (Der Sachverständige bekennt jedoch, daß er pro domo spreche). (3418)

Bröbermann: Die Zuckerindustrie genießt in direktester Linie (!) den Vorteil davon, daß der Spekulant eingreift. Warum soll jemand, der Geld hat, sich nicht für einen Artikel wie Zucker interessiren, und warum sollen wir seine Hilfe, sein Kapital nicht dankbar entgegennehmen? (3277).

Horwitz (Getreide): Es muß jedermann zur Spekulation zugelassen werden, der die geistigen und pekuniären Fähigkeiten hat; doch giebt es auch Elemente, die ausgemerzt werden sollten (2454, 2461).

Kantorowicz (Berlin): Die Teilnahme des Kapitalisten am Terminhandel ist wünschenswert (3142).

Diesen Aussprüchen stehen jedoch folgende gegenüber:

Klepper (Müllerei): Die Ansicht der Theoretiker, daß die Beteiligung weiterer Kreise nützlich wirke, ist irrig; die legitime Preisbildung wird durch kapitalistische Eingriffe, die vielleicht über Millionen verfügen, irregulär beeinflußt. Das ist die Überzeugung der praktischen Kreise. Die Beseitigung der Outsiders wird die Preisbildung durch den Terminhandel nicht einschränken (2678).

Werner (Getreide): Am Terminhandel sollten sich nur Fachleute beteiligen. Es gehört sich nicht, daß das Risiko auf Leute, die es nicht aushalten können, Schuhmacher, Schneider u. s. w. übertragen wird. Der Handel muß seine Rückendeckung in sich selbst finden (2770).

Kühnemann: Das Effektivgeschäft ist aristokratisch; es erfordert weit größere Mittel. Kommt ein Termingeschäft auf, dann kann jeder Schnorrer das Geschäft machen. Uns ist dieses Eindringen der Termingeschäfte von kleinen Leuten sehr unsympathisch gewesen. Sie kaufen sich fünfzig, hundert Wispel Roggen, gehen zum Bankier und verkaufen die Ware nach auswärts zu einem billigen Preise. Deshalb wollen auch die reichen Antwerpner, wo der Markt riesenhafte Quantitäten von Getreide bereit hält, kein Termingeschäft haben. (Der Terminhandel ist vor wenigen Wochen in Antwerpen aufgehoben worden.) (2817)

Bennecke (Zucker): Wenn die an den Waren nicht beteiligten vom Terminhandel zurückgehalten werden könnten, würden wir mit einemmale ein sehr gesundes Geschäft haben (3254). Daß solche Geschäfte, bei denen der eine Kontrahent weder Händler noch Produzent ist, präsumtiv als Spiele betrachtet werden, würden wir mit großer Freude begrüßen (3276).

Schmerfeld: Der Terminhandel in Getreide ist eigentlich nur für größere Besitzer von Landgütern, Getreidehändler und Müller. Wenn gesagt wird, daß breite Schichten notwendig seien, damit der Terminhandel gemacht werden könne, so werden diese nur dazu benutzt, die Preise hinauf oder hinunter zu werfen. Sind sie nicht vorhanden, so werden auch die großen Schwankungen nicht vorkommen, die wir erlebt haben (2476).

Breuninger (Getreide): Zum Terminhandel werden höchst unberechtigte Kreise herangezogen, für die der Terminhandel größte Gefahr bringt (2465).

van Gülpen (Kaffee): Es müßten die zwar gewandten, in Sachen der Moral aber etwas laxen Elemente durch Beschränkung des Terminhandels auf die berufsmäßigen Kreise thunlichst ferngehalten werden (2092).

Wilhelm: Wer seine Freude daran hat, zu spekuliren, der soll nach Monaco gehen. An der Börse ist das Spiel viel gefährlicher. Denn nach Monaco muß man erst hingehen und sein Geld im Sacke haben. An die Börse braucht man aber nicht hinzugehen. Da geht der Agent, der Verkäufer zu ihm herein, flüstert ihm etwas ins Ohr, bis der Verleitete endlich ja sagt; dann hat er seinen Schlußschein, und auf dessen Grund muß er nachher bezahlen (2247). Was geht den Privaten der Kaffee an? Diese Leute machen nur den soliden Handel unmöglich. Auch der ehemalige Kaufmann, der sich zur Ruhe gesetzt hat, hat kein Recht mehr, gelegentlich noch ein Geschäft zu machen; das ist doch nur Spiel (2244).

Brödermann: Die Outsiders sind schließlich immer die Verlierenden (2467).

von Schorlemer-Alst: Der Terminhandel dient nicht sowohl einem wirklichen Handelsbedürfnis als der reinen Spekulation und schädigt die vaterländische Produktion (2831).

Sehr interessant ist der Verlauf folgender Vernehmung:

Meyer (Berlin): Der Terminhandel ist eine absolute Notwendigkeit für die Verteilung der Vorräte (von Getreide) nach Raum und Zeit. Die Spekulation ist das notwendigste Bedürfnis; das Spekulationsgeschäft nimmt eine sehr wichtige Stellung im Wirtschaftsleben ein. Durch die neue gerichtliche Praxis steht unser ganzes Kommissionsgeschäft auf blauem Dunst. Berlin hat dadurch unendlichen Schaden erlitten. Jede Anregung zur Spekulation fehlt. Die Kommissionäre müssen sich jetzt ihre Leute genau ansehen, ehe sie Aufträge annehmen. Landwirte haben freilich keinen Beruf zu spekuliren. — KM. Gamp: Würden Sie denn vom Standpunkt der Handelsinteressen ein Bedenken haben, auch Handwerker und unselbständige Personen vom Terminhandel auszuschließen? — Meyer: Ja, sehe doch jeder, wo er bleibe, und wer steht, daß er nicht falle. — KM. Gamp wiederholt seine Frage. — Meyer: Jeder hat das Bedürfnis, seine Familie zu ernähren. Da sehen sich die Leute um, und sie finden das leicht genug gemacht, ja sogar zu leicht, im Terminhandel. Warum sollen wir den freien Mann beschränken? — KM. Gamp: Ich frage nochmals: halten Sie es im Handelsinteresse für notwendig, daß Landwirte, Handwerker, Beamte, überhaupt Privatleute sich an dem Terminhandel in Waren beteiligen? — Meyer: Darauf erwidre ich kurz und klar: ich halte es nicht für notwendig (3012, 3016).

In welcher Weise nach andrer Richtung auf die Sachverständigen einzuwirken versucht wurde, ergiebt folgende Szene.

Sobernheim erklärt auf die Frage, ob er es für ein wirtschaftliches Bedürfnis halte, daß auch Outsiders Termingeschäfte machen: Nein! Gutsbesitzer jedoch, wenn sie als Kaufleute auftreten, möchte ich nicht ausschließen. — KM. Wiener: Wie stellen Sie sich einem potenten Privatmann gegenüber? Es ist Ihnen ja bekannt, daß vielfach behauptet wird, daß die Teilnahme des Privatpublikums an den Spekulationen als Art der Risikoverteilung gegenüber dem eigentlichen Terminhändler für wünschenswert, ja für notwendig erachtet wird. Weisen Sie in Ihrem Geschäftsbetriebe Leute zurück, die keine reelle Beziehung zu dem Produkte haben, von denen Sie aber hören, sie wollen ihr Kapital in diesen Artikeln arbeiten lassen? — Sobernheim: Es kommt darauf an, wer es ist. Wenn es ein ehemaliger Kaufmann ist, habe ich schon Aufträge von einem solchen ausführen lassen. — KM. Wiener: Wenn es nun ein Kammergerichtsrat wäre, wo ist der Unterschied? — Sobernheim: Ich sage, das ist ein kaufmännisch denkender Mann, der Handelsgeschäfte

übersehen kann. — KM. Wiener: Sie meinen also, er versteht es? — Sobernheim: Ja, das Verständnis der Sache kommt in Betracht (2450).

Über die Teilnahme von Landwirten am Terminhandel äußern sich viele Sachverständige entschieden mißbilligend. So namentlich: Kochhann 2291, von Graß 2298, Ramdohr 2462, Brödermann 2466, Werner 2470, Schmerfeld 2476, von Frege 2635, von Lieres 2640, Schütt 2619, von Schorlemer-Alst 2832, Damme 2854, Traugott Müller 3032, Graf Mirbach 3401, Hagen 3421, von Tiedemann 3126, Heuser 2850. Für den Landwirt ist der Terminhandel absolut entbehrlich, entschieden unwirtschaftlich, sehr gefährlich. Der Landwirt kann die Ursachen der Preisbildung nicht übersehen. Auch große Landwirte sollen die Hand vom Terminhandel lassen. Die Produzenten sind stets die am meisten Geschädigten. Der am Terminhandel sich beteiligende Landwirt genießt nicht mehr die Achtung seiner Berufsgenossen. So lauten die Urteile dieser Männer. Hirsch bezeugt, daß in Süddeutschland der Terminhandel in Getreide höchst selten sei (3020).

Gleichwohl liegen folgende Aussagen vor:

Kopisch: Die größten Spekulanten sind die Landwirte (2645).

Kühnemann: Die Landwirte beteiligen sich meist ganz ungenirt an der Spekulation (2824).

Rosenfeld: Der Landwirt kann unter Umständen innerhalb der Grenzen seiner Produktion die Börse zur Assekuranz gebrauchen. Es ist mir aber kein Fall bekannt, wo an der Berliner Börse ein Grundbesitzer verkauft und dann seine eigne Ware geliefert hätte (2868).

Einige Verteidigung findet der Terminhandel der Landwirte bei

Horwitz: Für den Landwirt ist der Terminhandel ein Bedürfnis. Doch haben auch manche recht viele und dicke Haare darin gefunden (2456).

Für Müller erklären folgende Sachverständige den Terminhandel zum Ankauf des Getreides für nützlich: Rieffel (wenn die Ware für sie brauchbar ist!) 2280, Abel 2306, Anwandt 2307, Horwitz 2455, Ramdohr (für die großen Mühlen) 2482, Meyer-Hameln 2653, Klepper 2655, Kühnemann 2816, Heuser (für die Berliner Mühlen) 2848, Graf Mirbach (für die Großmüllerei) 3401, Hagen („die Müller sind aber arge Spekulanten geworden") 3401.

Gegenüber stehen folgende Aussagen:

von Frege: Die Müller werden in Sachsen ohne Terminhandel sehr gut fertig (2657).

Bauriedel: Die bairische Müllerei braucht den Terminhandel nicht (2838).

Schütt: Für die Müller paßt der Terminhandel nur selten (2620).

Schäfer: Die Müller, die Termingeschäfte machen, um sich wegen des Preises zu decken, sind nur eine kleine Minderzahl (3010).

Heuser: Ich halte von hundert Geschäften, die hier in Berlin an der Börse gemacht werden, neunzig für Spiel und Schwindel. Wo am Rhein oder in Westfalen Müller oder Händler sind, von denen ich weiß, daß sie in Berlin Termingeschäfte machen, mit denen arbeite ich nicht, weil ich nicht wissen kann, wie bald

der Mann kaput ist. In der Gegend von Duisburg sind eine Unmasse Mühlen, und keinem Müller fällt es ein, auf Termin zu kaufen (2842, 2846).

Was den Terminhandel der Bäcker betrifft, so sagt

Horwitz: Für den Bäcker ist der Terminhandel in Mehl kein Bedürfnis; er kann dadurch in schweren Nachteil kommen. Der Bäcker soll nicht spekuliren (2473, 2476).

Heuser: Für Bäcker ist der Terminhandel nicht gangbar (2846).

Krahmann: Die im Terminhandel gelieferte Ware ist meist unbrauchbar und giebt kein Backmehl (3021).

Der Terminhandel in Spiritus wird von folgenden Sachverständigen für nützlich und notwendig erklärt: Eulenburg 3119, von Tiedemann 3126, Kantorowicz-Posen 3129, Friedemann 3132, Kantorowicz-Berlin 3136. Der letztere würde zwar die Ausschließung der Outsiders für sehr wünschenswert halten, erblickt aber doch in ihrer völligen Ausschließung eine ernste Gefahr (3140). Dagegen sagt

Macholl: Wir Süddeutschen können den Terminhandel nicht so freundlich betrachten. Es ist unnatürlich, daß an der Berliner Börse ungefähr fünfzigmal soviel Spiritus gehandelt wird, als überhaupt im deutschen Reiche produzirt wird. Der Terminhandel verführt das Publikum. Er müßte in solidere Bahnen einlenken. Ich würde die Ausschließung der Outsiders in allen Richtungen befürworten. Ich betrachte allerdings den Terminhandel als ein notwendiges Übel, da er unter gewissen Verhältnissen, namentlich zur Rückversicherung, nicht zu entbehren ist (3145).

Aus den übrigen Handelszweigen möge hier nur noch durch einige Aussagen gezeigt werden, daß über den Wert des Terminhandels als „Versicherung" sehr verschieden geurteilt wird.

Molinari (Zucker): Der Terminhandel ist ein ganz notwendiges Glied im Handel. Unsre Raffinerien benutzen den Terminhandel auch sehr häufig als Versicherungsanstalt. Ein Fabrikant hat 10000 Zentner Zucker, die er in einer gegebnen Zeit aufarbeitet. Es ist im Inlande sehr schwer, damit auf weitere Termine zu handeln. Dagegen verkauft er in Magdeburg oder Hamburg am Terminmarkt auf einen beliebigen Monat, und wenn dann die Ware höher geht, so verliert er selbstverständlich an dem Verkauf, den er in der Deckung gemacht hat, er bekommt aber den Verlust in dem Preise seiner Ware zurück, sodaß das eigentlich eine ganz legitime Art ist, sich vor großen Konjunkturen zu schützen (3307).

Ganz anders äußern sich dagegen folgende Sachverständige, die dem Kaffeegeschäft angehören.

van Gülpen: Man hat mich wohl ersucht, mein Lager zu versichern. Ich habe das natürlich bleiben lassen. Wenn ich ein Lager von 5000 Sack habe, so wollte man mir klar machen, daß ich 5000 Sack auf Lieferung verkaufen sollte, um eventuell gegen Verluste versichert zu sein. Es wird einem so vorgemacht, als ob das eine schöne Sache sei; aber die Wirklichkeit verläuft ganz anders. Diese Versicherung bliebe für mich eine Spekulation, die sich in ganz andrer Zeit abwickelt, als die Realisation meines Lagers (2068).

Gierth: Für den kleinern und überhaupt jeden Effektivhändler und als Lagerversicherung ist der Terminhandel absolut unbrauchbar (2082).

Joachimsthal: Der Terminhandel ist als „Versicherung“ nicht brauchbar; er ist sehr gewagt (2229).

Robinow: Für inländische Lager den Terminhandel als „Versicherung“ zu benutzen, ist sehr verkehrt (2088).

Embden: Die „Versicherung“ rentirt sich nur bei fallenden Preisen (2083).

Heermann: Auch als „Versicherung“ ist der Terminhandel für den Binnenkaufmann fast gar nicht brauchbar (2211).

Magenau: Die Versicherung durch den Terminhandel ist für den Händler im Binnenlande geradezu ein Unding (2238).

Hat die Umfrage bei der Warenbörse ein Ergebnis geliefert, über das man im großen Ganzen kaum zweifelhaft sein kann, so liegt die Sache bei der Effektenbörse nicht so einfach. Hier läßt sich — abgesehen von gewissen, dort gehandelten Gegenständen — aus der Person der Terminhändler kein so sichres Kennzeichen für die Natur ihres Geschäfts als Spiel entnehmen, wie bei der Warenbörse. Denn Wertpapiere kauft heutzutage jeder. Die übereinstimmende Aussage der Sachverständigen geht daher dahin, daß ihnen Merkmale, wodurch sich das reelle Lieferungsgeschäft von dem bloßen Differenzgeschäft unterscheide, nicht bekannt seien. Auf die Unterscheidung, die der neuen Praxis des Reichsgerichts zu Grunde liegt, daß nämlich ein Differenzgeschäft offenbar da vorliege, wo nach den Vermögensverhältnissen der Beteiligten an eine wirkliche Bezahlung oder Lieferung der gehandelten Effekten gar nicht zu denken sei, sind sie dabei nicht gekommen, weil das unklare Wort „reelle Termingeschäfte“ verwirrend wirkte. Diese Unklarheit wurde aber noch dadurch gesteigert, daß einige Fragsteller eifrigst bemüht waren, diesem Worte eine Bedeutung zu geben, wodurch jene Unterscheidung hinfällig wurde. Auch das in der aufgestellten Frage enthaltne Wort „bloße Differenzgeschäft“ wurde in diesem Sinne verwertet.

Als Beispiel, wie es in dieser Beziehung in der Kommission herging, können wir gleich einige Szenen aus der Vernehmung des zuerst gehörten Sachverständigen Kopetzky benutzen. Kopetzky erklärte wiederholt (121, 124), daß er grundsätzlich auf dem Standpunkt des Reichsgerichts stehe. Dann sagte er aber: Als Differenzgeschäft würde ich es betrachten, wenn aus den Umständen zu ersehen ist, daß für die daraus entstehenden Folgen der Betreffende nicht würde aufkommen können (116). Wenn ein Hausknecht oder sonst ein untergeordneter Mann, der offenbar nicht in der Lage ist, die aus dem Geschäft entstehenden Verbindlichkeiten zu erfüllen, einen Terminhandel abschließt, so würde ich das allerdings als Differenzgeschäft ansehen.

Daraus entwickelten sich dann folgende Gespräche.

KM. Cohn: Der Fragebogen spricht nicht vom „Differenzgeschäft,“ sondern vom „bloßen Differenzgeschäft.“ Ist Ihnen ein Fall bekannt, wo nicht auf Lieferung, sondern auf Zahlung der Differenz sich (!) vereinbart wäre? — Kopetzky: Nein. — KM. Cohn: Weil das so ist, zieht sich die hohe Judikatur auf eine weitere Form zurück, wo auf Lieferung kontrahirt wird, aber der Animus (!) auf

Differenzzahlung geht. Ist das Ihnen auch bekannt? — Kopetzky: Es wird nicht festzustellen sein, ob die Absicht lediglich darauf hinzielt. Diese Absicht kann ich nur annehmen, wo man von vornherein die Möglichkeit ausschließen muß, daß der Vertragschließende in der Lage ist, das Geschäft zu erfüllen. — KM. Frentzel: Ich frage den Sachverständigen, ob nicht der Animus (!) jedes Kaufmanns bei jedem Geschäft darauf hingeht: der Preis, zu dem er verkauft, wird höher sein, als der Preis, zu dem er gekauft hat. Thatsächlich geht also die Absicht immer auf die Differenz zwischen Kauf und Verkauf, und ich frage, ob Sie sich eine andre Deckungsart des handeltreibenden Publikums vorstellen können? — Kopetzky: Ich kann zunächst bestätigen, daß es ja selbstverständlich ist, daß der Kaufmann sein Geschäft betreibt, um einen Gewinn zu erzielen. — KM. Cohn: Ich nehme im Sinne des Sachverständigen an, es sei möglich und thatsächlich festgestellt, daß die Absicht zwischen zwei Geschäftshäusern auf bloße Differenzzahlung gehe und nicht auf Lieferung oder auf Erfüllung des Vertrags. So frage ich: hat man ein Recht, das in Gegensatz zu stellen zum reellen Terminhandel? Ist nicht vielmehr ein derartiges Geschäft mit der entschiednen Absicht auf bloße Differenzzahlung ein durchaus reeller Terminhandel? Ich sehe darin eine Assekuranz für den Preis! — Kopetzky: Ich habe bereits erklärt: ein Unterschied zwischen reellem und unreellem Terminhandel besteht nach meiner Auffassung nicht. — KM. Cohn: Dann glauben Sie, daß man bloße Differenzgeschäfte dazu benutzen kann, um wirklich wirtschaftliche Zwecke zu erreichen? — Kopetzky: In gewissem Sinne muß jedes Geschäft eine wirtschaftliche Wirkung ausüben. Ich kann nur wiederholen, daß selbst ein reines Differenzgeschäft einen wirtschaftlichen Nutzen nicht ausschließt. Aus reinen Differenzgeschäften entwickeln sich eine Reihe andrer Geschäfte, und schließlich wird jedes Geschäft auf die Belebung des Verkehrs hinwirken (116 bis 118).

KM. Gamp: In Effekten ist es allerdings schwerer zu entscheiden, als bei Waren, ob ein reines Differenzgeschäft vorliegt. Mir scheint es darauf anzukommen, ob nach Verabredung oder nach den thatsächlichen Verhältnissen des Falles zu folgern ist, daß nicht erfüllt werden, sondern nur die Differenz gezahlt werden soll. Mir sind zahllose Fälle bekannt, wo Agenten zu Privatleuten, Offizieren, Beamten, Grundbesitzern kamen und sie veranlaßten, in Kaffee, Getreide u. s. w. zu spekuliren. Es wurde ihnen gesagt: es handelt sich für dich nur darum, zu gewinnen, oder allenfalls die Differenz zu bezahlen. Ist dem Sachverständigen nicht bekannt, daß solche Fälle zahlreich vorkommen? — Kopetzky: Ich sagte schon, daß es sich beim Warengeschäft sehr viel klarer herausstellt, ob ein Geschäft ernst gemeint war. Allerdings giebt es auch beim Effektengeschäft solche Fälle. Wenn z. B. ein Schlächter 500000 russische Noten kauft, so muß ich annehmen, daß es ihm nicht um den Besitz dieser Noten, sondern nur um die Differenz zu thun sei, da er sie zu einer Reise und im Geschäftsbetriebe nicht braucht (120).

KM. Frentzel: Bei einem Geschäft wird der Wille der Kontrahenten immer auf einen Gewinn gerichtet sein. Kann man nun einen Unterschied machen zwischen einem Kaufmann von Fach und einem andern Manne? Dem erstern sagt man: du darfst Geschäfte machen in dem Sinne auf Gewinn. Andern will man verbieten, diesen Sinn auf Gewinn zu haben. Das moderne Leben will aber nicht die Rechte an solche Kategorien knüpfen. Ich frage den Sachverständigen, ob er es nicht für ein vollberechtigtes Geschäft hält, wenn jemand, der sich aus seinem allgemeinen Denkvermögen heraus überlegt, daß einige Monate später die Zeit kritisch werden könnte, Papiere, die er verkaufen will, schon jetzt auf Zeit verkauft, um sich gegen die ungünstigen Chancen der Zukunft zu sichern? — Kopetzky: Unzweifelhaft. Das

gehört zu den Termingeschäften, die ich für notwendig erachte, und die ich zur Begründung des Termingeschäfts angeführt habe (121, 122).

So wurde der Sachverständige mit den an ihn gerichteten Suggestivfragen hin und her gedrängt. Bei dieser ersten Verhandlung war KM. Wiener (der erst etwas später in die Kommission eintrat) nicht zugegen. Bei den folgenden Verhandlungen übernahm er die Führung in der Fragstellung in der schon hier von KM. Frentzel und Cohn bethätigten Richtung.

Der Sachverständige Winterfeld äußerte sich dahin, daß er gern jeder Maßregel zustimmen würde, die geeignet wäre, das Differenzgeschäft einzuschränken oder zu beseitigen.

KM. Wiener: Es ist mir zweifelhaft, ob der Sachverständige es wirklich für wünschenswert betrachtet, daß das Privatpublikum sich beim Terminhandel nicht beteilige. Halten Sie es nicht für ein legitimes Geschäft, wenn ein Privatmann in guten Verhältnissen einen Teil seines Kapitals zur Bethätigung seines prophetischen Geistes über die Änderungen des Geldmarkts oder die Schicksale eines bestimmten Papieres bestimmt? — Winterfeld: Wenn das in richtigem Umfange geschieht, so finde ich keinen Grund, dem entgegenzutreten; ebenso wenig wie dem Lotteriespiel. — KM. Wiener: Dann ist es auch nicht richtig, ganz allgemein zu sagen, daß es wünschenswert wäre, daß das Privatpublikum sich gar nicht beteilige. Ist es nicht nötig, daß eine solche Beteiligung, wenn auch in richtigem Maße, stattfinde? — Winterfeld: Gewiß, daß das geschieht, finde ich ganz korrekt und legitim. Warum soll man einem Manne die Berechtigung abschneiden, seine Ideen zu fruktifiziren? — KM. Wiener: Also wurde von der Voraussetzung ausgegangen: eine möglichst große Zahl von Spekulationsgeschäften ist für die Erfüllung der Funktionen der Börse nötig, und eine Beteiligung des Publikums ist nötig, um diese große Zahl herbeizuführen. — Winterfeld: Ja! (440).

Eine ähnliche Szene spielte sich bei Vernehmung des Sachverständigen Sulzbach ab.

KM. Wiener: Ich habe früher die Frage gestellt: ist es nicht richtig, je mehr das Spekulationsgeschäft an der Börse gepflegt wird, desto förderlicher ist es dem Handel, und es bedarf der Heranziehung des Privatpublikums, um die Zahl der Spekulationsgeschäfte möglichst zu vergrößern? Schon einer der Sachverständigen hat den potenten(!) Mann, der innerhalb seines Budgets reine Spekulationsgeschäfte macht, als einen Typus (!) reklamirt (!), den die Börse zur Erfüllung ihrer Aufgaben braucht. — Sulzbach: Ich gestehe vollständig, ohne Spekulation ist die Börse lahmgelegt; denn die Fluktuationen würden furchtbar sein, wenn bloß das, was man heute braucht oder morgen zu haben wünscht, gehandelt würde. Wir brauchen die Spekulation zur Aufrechthaltung der Größe der Börse (1366).

Kurz darauf sagte KM. Wiener weiter:

Ich möchte den Satz tilgen, daß die Börse die Leute nicht brauchte, die bloß auf Differenzgewinn ausgehen. Sie braucht diese Leute allerdings; aber sie will und braucht auch nur Leute, die das in mäßigen, ihren Verhältnissen entsprechenden Dimensionen aus eigner Veranlassung, ohne Provokation, machen. Die Börse erachtet dies für anständige Geschäfte und weist sie nicht zurück, weil sie bloß auf Differenz und nicht auf Anlage hinausgehen (1369).

Daß aber KM. Wiener die Giltigkeit des Differenzgeschäfts durchaus

nicht an die von ihm selbst als nötig bezeichnete Schranke, daß nur „potente Leute“ am Börsenspiel teilnehmen, geknüpft wissen wollte, ergiebt sich aus folgender, etwas spätern Verhandlung. KM. Frentzel hatte die Ansicht geäußert, daß beim Termingeschäft der, der das Geschäft eingeht, immer „erfüllen“ könne, weil er ja nicht nötig habe, selbst zu erfüllen, sondern an der Börse einen andern finden könne, der für ihn erfülle. KM. Wiener trat ihm darauf mit folgender Rede entgegen:

Wenn Sie die äußerste Konsequenz nicht ziehen, so kommen Sie auf eine schiefe Ebne. Es giebt Leute, bei denen man mit apodiktischer Sicherheit sagen kann: und wenn das Engagement für sie so glänzend wie möglich ausfällt, sie können nicht Effektivlieferung oder Effektivbezug gewollt haben. Wenn ein Hausdiener oder sonstiger kleiner Mann in Ostpreußen an der Pariser Börse in Zucker spekulirt hat, so wird er, auch wenn auf dem Engagement Gewinn liegt, schwerlich jemand erreichen, der an seiner Stelle erfüllt. Der Bankier, an den er sich wenden möchte, wird ihn von sich weisen und sagen: ich will damit nichts zu thun haben. Es giebt persönliche Verhältnisse und auf das Geschäft bezügliche Umstände, bei denen man, so weit es in der menschlichen Voraussicht liegt, annehmen muß: wenn der Mann das Geschäft gemacht hat, kann er vernünftigerweise keinen andern Willen gehabt haben, und der andre, der gesehen hat, daß die Verhältnisse so sind, kann auch vernünftigerweise keinen andern Willen gehabt haben, als daß, es mag geschehen, was da will, dieses Geschäft nur im Differenzregulirungswege ausgeglichen wird. Ihre Einräumung, daß das reine Differenzgeschäft ungiltig sei, bringt ungeachtet des Vorbehalts, ein solches komme nicht vor, die Sache immer unter das Ermessen des Richters. Ich möchte daher fragen, ob Sie nicht zu der Konsequenz kommen müssen: ich halte auch dieses Geschäft überhaupt für ein zulässiges? Wer nicht zu dieser Konsequenz kommt, wird immer auf halbem Wege stehen bleiben (1606).

KM. Wiener sieht also vollkommen ein, daß es Leute giebt, von denen man mit Gewißheit sagen kann, daß sie nur spielen wollen. Aber auch diese sollen, selbst wenn es die kläglichsten Gestalten sind, festgehalten werden, weil nun einmal das Spiel unbedingt aufrecht erhalten werden soll.

Die vorstehenden Aufzeichnungen werden genügen, um erkennen zu lassen, was für ein Geist bei der Führung der Verhandlungen in der Kommission vorzugsweise waltete. Bei der ungeheuern Stofffülle ist es ganz unmöglich, diesen Geist in allen Einzelheiten seiner Bethätigung zu verfolgen und darzustellen.

Zum Schluß hier noch einige statistische Bemerkungen.

Nach Angabe des Sachverständigen Goldschmidt (1595) hat die Berliner Börse 1200 Wertpapiere, davon 80 mit Terminhandel und von diesen etwa 40 mit regelmäßigem Terminhandel. Frankfurt hat 775 Wertpapiere. Davon fällt der zehnte Teil auf Terminhandel; etwa 30 haben regelmäßigen Terminverkehr.

Nach einer Bemerkung Freges, bestätigt vom KM. Cohn, hat der Terminhandel eine solche Ausdehnung gewonnen, daß das Dreißigfache von dem, was thatsächlich an die Börse kommt, im Termin gehandelt wird (2634).

(Schluß folgt)

Soziale und Naturreligion

Für den eignen Gebrauch kann sich der einzelne gebildete Mann, der mit der Orthodoxie gebrochen hat, sehr leicht eine Religion zurechtmachen, aber ein liberales Christentum fürs Volk zu schaffen ist noch nicht gelungen. Von manchen liberalen Theologen kann man sagen, daß sie weder einander noch sich selbst verstehen, und daß sie vom Volke erst recht nicht verstanden werden würden, wenn es sie hörte und läse. Wer sich mit ihren geschraubten und unklaren Redensarten zu befassen hat, für den ist es eine Erquickung, sich zur Abwechslung einmal in einen folgerichtigen Gedankenbau zu vertiefen, sei es ein orthodoxer oder ein naturalistischer. Einen solchen findet man gerade bei den angesehensten unter den neuesten Philosophen so wenig wie bei den liberalen Theologen; auch sie sprechen an den entscheidenden Punkten Galimathias, weil sie bald ihre Unwissenheit zu verbergen haben, bald das, was sie wissen. Folgerichtig sind nur die Sozialisten, die keine Staatspfründen beanspruchen, und deren Verleger sicher sind, daß bei ihrem Publikum Offenherzigkeit keinen Anstoß erregt. Eine solche Schrift, die durch Klarheit und Folgerichtigkeit befriedigt, ist jüngst in dem sozialdemokratischen Verlage von J. H. W. Dietz in Stuttgart erschienen: Natürliche und soziale Religion von Franz Lütgenau. Der Verfasser hat bei der Abfassung an Leser aus der Arbeiterklasse gedacht, und es ist ihm in der That gelungen, so einfach und klar, wenn auch nicht durchweg ganz korrekt zu schreiben, daß das Büchlein, einige Stellen abgerechnet, von einem begabten Arbeiter verstanden werden kann; Fremdwörter und Anführungen in fremden Sprachen werden verdeutscht, die vorkommenden griechischen Wörter sind mit lateinischen Lettern gedruckt. Dabei beruht die Darstellung auf gründlicher quellenmäßiger Kenntnis des Gegenstandes und ist streng wissenschaftlich, ganz frei von demagogischem Gewürz und gehässiger Polemik. Die Abschnitte über die Urreligionen lehnen sich vorzugsweise an Max Müller, die über christliche Dogmen an Harnack, die über die Reformation an Kautskys Buch: Thomas More und seine Utopie an. Der Verfasser nimmt selbstverständlich den Standpunkt des von Marx und Engels begründeten „historischen Materialismus“ ein. Eine kirchliche Wochenschrift bemerkte vor kurzem einmal, die Sozialdemokratie sei hinter der Gedankenbewegung

der Zeit zurückgeblieben mit ihrem Materialismus, sei dieser doch in der Philosophie längst überwunden. Das vorliegende Buch wird durch diesen Vorwurf nicht getroffen. Lütgenau verwahrt sich sehr entschieden gegen die Verwechslung des historischen mit dem erkenntnistheoretischen Materialismus. Leute wie Büchner haben erklären wollen, wie aus der Materie die Empfindung und der Gedanke entspringen; ihre Versuche sind gescheitert und ihre Untersuchungen gänzlich unfruchtbar geblieben. Mit dieser Aufgabe beschäftigt sich der „Geschichtsmaterialismus" gar nicht; dieser sucht nur den Inhalt des Geisteslebens rein natürlich, aus den äußern Umständen, zu erklären; die neue Methode besteht darin, „daß, wie die politischen und rechtlichen (!) Einrichtungen, so auch die vernünftigen und religiösen Vorstellungsweisen eines jeden geschichtlichen Zeitabschnitts aus den Produktions-, Austausch- und Verkehrs-, kurz den ökonomischen Verhältnissen der Gesellschaft" erklärt werden. Das Ergebnis der Untersuchung ist der Hauptsache nach folgendes.

Vergöttlicht wird auf allen Kulturstufen das Unbegreifliche oder Unbegriffne. Zunächst fühlt sich der Mensch von unbegriffnen Naturerscheinungen bewegt und erschüttert, von der Unendlichkeit des Himmels, der scheinbaren Unermeßlichkeit der Erde, dem ungreifbaren Blitz. Diese Erscheinungen werden zu Göttern; der Fetischismus, die Verehrung begrenzter und greifbarer Dinge ist eine spätere Entartung der ursprünglichen Naturreligion. Die ersten Götter sind also physikalischer Art. Sobald man sie hatte, fürchtete man sie; Statius hat also das Verhältnis umgekehrt, wenn er schreibt: primus in orbe deos fecit timor. Anfänglich wurde jeder Gott an den Ort seiner Erscheinung gebunden gedacht. Als dann fortgesetzte Beobachtung den Menschen belehrte, daß die Naturerscheinungen unterbrochne Wirkungen beharrender Ursachen seien, wurde der Gott nicht mehr als in seine Erscheinung gebannt gedacht, sondern als ein Wesen, das sich nach Menschenart frei bewegt, seine Wohnung hat und in seinem Wirken hervortritt nach freiem Ermessen. Diese „Loslösung der Götter von der Natur spiegelt die Loslösung des Menschen von der Natur wieder." Aus den physikalischen Göttern werden „begriffliche," menschenähnliche, daher zugleich ethische, vor denen der Mensch nicht mehr bloß Furcht, sondern auch Ehrfurcht empfindet; ihr ursprüngliches Wesen wird vergessen, der Grieche der homerischen Zeit weiß nicht mehr, daß sein Zeus ursprünglich der Himmel gewesen ist. Selbstverständlich können diese spätern menschenähnlichen Götter auch in ethischer Beziehung nur ihre Schöpfer wiederspiegeln: milde Völker schaffen sich milde Götter. Wenn sich später die Betrachtung des Menschen von der äußern Natur auf ihn selbst wendet, fällt ihm zunächst das unbegreifliche Geheimnis des Lebens auf. Was ist das, was den Menschenleib in Thätigkeit erhält, so lange er lebt, und was ihn verläßt, wenn er stirbt? Es kann nicht nichts sein. Es ist die Seele, die ihm auch im Traume, als andres Selbst, leibhaftig erscheint. Die entwichnen

Seelen der Eltern fordern fortgesetzt Verehrung; so entsteht der Ahnenkultus. Den physikalischen und ethischen Gottheiten gesellen sich so anthropologische zu, die ihren Kreisen eingefügt und auf das mannichfachste mit ihnen verbunden werden, indem man Eigenschaften und Thätigkeiten der ältern Götter auf die jüngern überträgt, und umgekehrt, Verwandtschaftsverhältnisse zwischen allen diesen Wesen stiftet u. s. w. Sehr leicht wird nun der mächtigste und vornehmste Gott zum Vater aller Väter, zum Stammvater, zuletzt zum Schöpfer des Menschengeschlechts. Tieferes Eindringen des Menschen in sein eignes Innere hat die Vergöttlichung seiner einzelnen Seelenkräfte, Leidenschaften, Tugenden und Laster zur Folge; unter diesen psychologischen Gottheiten ragen bei den Hellenen die Musen, Eros und Psyche hervor.

Die physikalischen und die anthropologischen Götter sind aus der allgemeinen gleichen Unwissenheit entstanden, die Urreligionen daher Erzeugnisse des ganzen Volks. Der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts war demnach im Irrtum, wenn er die Religionen für Erfindungen betrügerischer Priester hielt. Priester als einen besondern Stand konnte es vor der Arbeitsteilung gar nicht geben; die Urreligionen aber sind älter als die Arbeitsteilung und die Scheidung der Völker in Stände. Priester war ursprünglich jeder Hausvater, dann jeder Häupling eines Stammes; im Archon Basileus der Athener, im rex sacrificulus der Römer blieb das Andenken an diese ursprüngliche Religionsverfassung lebendig. Den Abschnitt, der diese Verhältnisse darlegt, leitet Lütgenau mit den Worten ein: „Das Priestertum ist, was seine sittliche Würdigung wie seinen thatsächlichen Einfluß auf die Gesellschaft betrifft, weniger von seinen Freunden nach der guten als von vielen seiner Gegner nach der schlimmen Seite hin überschätzt worden. Das dickste Buch, das Nichtsnutzigkeiten von den Priestern aufzählt, beweist in keinem Falle etwas gegen die Religion und nur dann etwas gegen den Priesterstand, wenn ein ungünstiger Unterschied seiner Sittlichkeit von der allgemeinen der Zeit dargethan wird. Eine bekannte, ziemlich wertlose Schrift dieser Art ist der »Pfaffenspiegel; historische Denkmale des Fanatismus in der römisch-katholischen Kirche,« von O. Corvin, Rudolstadt, bei O. Bock. Der Verfasser stützt seinen Anspruch, nur wahre Thatsachen mitzuteilen, auf sein »wörtliches« Zitiren der »Quellen«; er steht auf dem naiven Standpunkte des Glaubens an den gedruckten Buchstaben. Falsch ist selbstverständlich die Meinung, daß die Priester die Urheber der religiösen Meinungen und Kulte seien, daß die Religion auf Priesterschwindel beruhe. Die vergleichende Sprachwissenschaft thut dar, daß die Religion vielmehr eine notwendige Stufe in der geistigen Entwicklung der Menschheit bildet. Priester kann es sogar in der ursprünglichen Religion überhaupt nicht geben, einmal aus ökonomischen und zweitens aus ideellen Gründen.“ Wie hoch steht dieser Sozialdemokrat über solchen liberalen Volksführern, die vor zwanzig Jahren den Pfaffenspiegel und ähn-

lichen Schund mit Andacht lasen und seine Verbreitung unter dem Volke allen Ernstes für das geeignetste Mittel zur Ausrottung des katholischen Glaubens hielten!*) Seitdem sind die Herren zwar vorsichtiger und zurückhaltender, aber um nichts klüger geworden und von der Kenntnis des Wesens der Religionen und Kirchen noch so weit entfernt wie damals. Seite 160 kritisirt Lütgenau einen religionsgeschichtlichen Versuch des Franzosen Molinari und sagt: „Das Buch fängt mit einem falschen Satze an: die Sozialisten führen ihm zufolge den Ursprung aller Religionen auf Betrug zurück. Die Schriftsteller, die sich eines so ungeschichtlichen Verfahrens schuldig machen, sind keine Sozialisten." Daß die Priester, wenn einmal ein Priesterstand vorhanden ist, den Volksglauben nach ihren Standesinteressen zu beherrschen und zu beeinflussen suchen, versteht sich von selbst; ebenso, daß das Nachdenken über die Götter mit fortschreitender Kultur in den selbständigen Köpfen immer subjektiver wird, sodaß zu guter letzt Religionsstifter auftreten. Allerdings kann keine subjektive Religion Volksreligion werden, die nicht den Anschauungen und Bedürfnissen des Volkes entspricht, doch geht Lütgenau zu weit, wenn er den Namen Religionsstifter gar nicht gelten läßt und auch die größten unter ihnen rein nur für Produkte ihrer Zeit ansieht.

Die ethisirten physikalischen und die anthropologischen Götter sind ihrer Natur nach Stammgötter. Da die ursprüngliche Gentilverfassung, wo alle gleichberechtigte Bauern waren und keine bedeutenden Vermögensunterschiede vorkamen, keinen Interessengegensatz erzeugte, so bestand auch keine Feindschaft zwischen den Göttern eines Volks. Feindlich waren einander die Götter verfeindeter Nachbarvölker, und wurde ein Volk vom andern unterjocht, so gerieten auch seine Götter in Abhängigkeit von denen des Siegers. Mit der Scheidung des Volkes in Klassen, den Klassenkämpfen und dem entstehenden Weltverkehr nehmen die Götter einen andern Charakter an. Zeus wird Xenios und Ktesias, Beschützer der Reisenden und des Erwerbs, der Reichtum erscheint als Göttergabe, während unter den alten Göttern, als deren Haupt jetzt Kronos erscheint, der Unterschied von Arm und Reich gar nicht bestanden hatte. Diese alten Götter hatten nur Naturgüter gespendet, und diese allen in gleichem Maße; die Erinnerung an dieses goldne Zeitalter ward noch bei den spätern Römern in den Saturnalien lebendig erhalten. Die Religion wird nun sozial. Im Urzustande bot nur die Natur Unerklärliches, was zur Vergöttlichung nötigte; den rein agrarischen Charakter der römischen Götter, meint Lütgenau, habe auch Döllinger in seinem bekannten großen Werke über Heidentum und Judentum ganz nach der geschichtsmaterialistischen

*) Die einzige Wirkung der Verbreitung solcher Schriften unter den Katholiken besteht selbstverständlich darin, daß jeder Katholik einen solchen Aufklärungsversuch als persönliche Beleidigung empfindet, gerade so wie sich der gläubige Lutheraner nur beleidigt, nicht überzeugt fühlt, wenn ihn der Katholik mit Anekdoten aus Luthers Tischreden bekehren will.

Methode richtig erkannt. Während aber das Gebiet dieses ersten Unerklärlichen durch fortschreitende Erfahrung und Erkenntnis mehr und mehr eingeengt wurde, trat dafür ein zweites Unerklärliche in den Vordergrund: die Abhängigkeit des Einzelnen von der auf Arbeitsteilung beruhenden Gesellschaft. Im Bauernstaate ist jedes Einzelnen Dasein, wenn er nur arbeitet, gesichert und sein Schicksal für gewöhnlich genau bestimmt; er sieht es von Anfang bis zu Ende voraus, wenn nicht der feindliche Gott eines fremden Volkes oder ein Naturereignis den gewöhnlichen Lebenslauf unterbricht. In der auf Arbeitsteilung beruhenden Gesellschaft dagegen ist niemand sicher; hier heißt es: der Mensch denkt und Gott, d. h. das Kapital, lenkt. Die Güter sind nicht mehr bloß Gebrauchsgüter, sondern in erster Linie Marktware, die Marktware aber ist, wie Marx treffend gesagt hat, ein Fetisch, ein geheimnisvolles unheimliches Ding; es kommt vor, daß sie aufgehäuft daliegt und daß sie niemandem etwas nützt, daß im Anblick aufgehäufter Getreidevorräte beide verhungern: der Bauer, der sie geerntet hat, aber verkaufen muß, und der Städter, der sie gern kaufen möchte, aber nicht das Geld dazu hat.

Der Weltverkehr fordert einen Weltgott. Nur in nationalen Kämpfen leben die Volksgötter wieder auf, wie denn 1870 das deutsche wie das französische Volk jedes zu seinem Gott gebetet habe; daher führen Nationalkämpfe stets zu Religionsverfolgungen, wie man das heute in Rußland und anderwärts beobachten kann. Der Monotheismus ist bekanntlich bei den Semiten ausgebildet worden, und zwar zuerst als Henotheismus bei den Juden; diese moderne Bezeichnung will sagen, daß sich ein Volk auf die Verehrung eines Gottes beschränkt, ohne den übrigen Göttern die Existenz abzusprechen; Jahve war nur einer unter den Elohim, und Paulus, der an Dämonen glaubt, ist nach Lütgenau eigentlich Henotheist, nicht strenger Monotheist.*) Der Sieg des Monotheismus im Königreich Juda wurde durch den Umstand begünstigt, daß dieser kleine Staat nur einen Stamm umfaßte, also auch nur einen Stammesgott hatte, den Jahve, der ursprünglich ebenfalls ein Naturgott (Himmel) gewesen war. Seite 152 schreibt der Verfasser: „Döllingers synonymische Bemerkung: »meist wird Elohim gebraucht, wo von der allgemeinen kosmischen Thätigkeit Gottes die Rede ist, Jehovah, wo es sich von seinen Beziehungen zu seinem Bundesvolke handelt,« trifft daher dem materiellen Resultate nach das Richtige, so wenig er von dem wirklichen Grunde weiß."

Die Religion Jesu erklärt sich aus dem Bedürfnis der Volksmassen, die durch den neuen Weltgott, den Mammon, in Bedrängnis geraten waren. Jesus verwirft diesen Gott. Gleichheit verkündigt er nicht, sondern will vielmehr das Verhältnis umkehren, indem er den Armen den Besitz seines Reiches

*) Seite 152 macht Lütgenau aus dem Strauße, dem die Elohim so wenig Verstand verliehen haben, daß er seine eignen Eier vergißt (Hiob 39, 13 bis 16), einen Storch; der Storch wird an dieser Stelle nur zu einem Vergleich herbeigezogen.

verspricht und den Reichen die Hölle androht. Da nun diese Auffassung den damaligen Produktionsverhältnissen nicht entsprach, blieb sie unwirksam; das Christentum ließ die Sklaverei, wie sie war, und die Christen beschränkten sich darauf, das versprochne Reich, das „tausendjährige," zu erwarten; das ursprüngliche Christentum war Chiliasmus; nicht eine Religion der Gebildeten, sondern der ungebildeten und abergläubischen Armen. Die Einführung der griechischen Philosophie ins Christentum, zuerst durch die Gnostiker, war eine Ethnisirung von oben, wie die durch Einschleppung der Mythologie eine von unten. Lütgenau bemerkt richtig, daß die Protestanten in ihrer Polemik gegen diese Seite des Katholizismus gewöhnlich zu weit gehen, indem sie auch solche Glaubensmeinungen und Gebräuche auf das griechisch-römische Heidentum zurückführen, die aus allgemein menschlichen Vorstellungen und Empfindungen entspringen.

Längere Zeit hindurch blieb die Kirche noch in Opposition zu den ökonomischen Verhältnissen, wie die kommunistischen Anwandlungen mancher Kirchenväter, die fortdauernde Wertschätzung der Armut, das Eifern gegen den Reichtum und das kanonische Zinsverbot beweisen. Je reicher jedoch die Kirche selbst wurde, desto mehr sah sie sich auf den Kompromißweg gewiesen, auf dem sie schließlich eine Stütze des irdischen Besitzes wurde. Indem sie die Armen auf den Himmel vertröstete, hielt sie sie von Empörung ab; die jenseitigen Güter der Armen sicherten den Reichen ihren irdischen Besitz, und die ausgleichende Gerechtigkeit, die im Jenseits waltet, ward ein Schutzwall für alle diesseitigen Ungerechtigkeiten. Dadurch verdarb es jedoch die Kirche zu guterletzt sowohl mit den Armen wie mit den Reichen; mit den Armen, indem sie selbst als Ausbeuterin auftrat, mit den Reichen, indem sie immerhin der Ausbeutung noch einige Schranken setzte, was den Stadtbürgern um so unbequemer wurde, als sich die Gelegenheiten zur Ausbeutung um die Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts mehrten. Dazu kam, daß die Funktionen der Kirche durch die fortschreitende Kultur überflüssig wurden. Die Entscheidung für und wider die Reformation lag bei den weltlichen Interessen. In Deutschland hatten fast alle Klassen ein Interesse daran, die Verbindung mit dem Papsttum zu lösen. Für Italien war das Papsttum im Gegenteil ein großartiges Werkzeug zur Ausbeutung der übrigen christlichen Völker, und in Frankreich und Spanien hatten die Könige der Hauptsache nach schon erreicht, was die deutschen Fürsten erst erstrebten, und waren so mächtig geworden, daß sie ebenfalls daran denken konnten, das Papsttum für ihre Zwecke zu gebrauchen. Die habsburgischen Kaiser aber bedurften des Katholizismus als eines Bindemittels für ihre zerstreuten Besitzungen und als der ideellen Grundlage ihrer Kaisergewalt. „Wenn Italien, Frankreich und Spanien katholisch blieben, so ist dies nicht, wie man meistens thut, ihrer geistigen Rückständigkeit zuzuschreiben, sondern vielmehr ihrer höhern ökonomischen Entwicklung. Dagegen ging der

Vorkampf der Reformation an zwei der rückständigsten Nationen Europas über: Schweden und Schottland. »Damit soll, sagt Kautsky, natürlich keine Verurteilung der Reformation ausgesprochen werden. Wir haben die Thatsache konstatirt, weil sie erklärt, warum gerade die gebildetsten Geister in Deutschland und in England von der Reformation nichts wissen wollten, eine Erscheinung, die unbegreiflich ist, wenn man in der herkömmlichen Weise annimmt, die Reformation sei wesentlich geistiger Natur, ein Kampf der höhern protestantischen Geistesbildung gegen die tiefer stehende katholische gewesen.«" Die eine Wurzel der Religion, die natürliche,*) heißt es weiter, „wurde durch die damalige sogenannte Naturwissenschaft, die in Sterndeuterei, Goldmacherei und Quacksalberei bestand, kaum angegriffen. Die andre aber, die ökonomische, trieb gerade damals üppige Schößlinge; neue furchtbare Klassenkämpfe begannen, das Ringen mit dem Heute, das Zittern vor dem Morgen ließ das religiöse Bedürfnis wachsen und gab der Religion einen trüben, finstern Zug." Am schärfsten spiegelt der Calvinismus die Produktionsverhältnisse der Zeit wieder, die nun erst anfingen, rein kapitalistisch zu werden, nachdem die kapitalistische Entwicklung des Altertums durch die mittelalterliche Wiederherstellung älterer einfacherer Zustände unterbrochen worden war. „Calvins Gnadenwahl, sagt Engels, war der religiöse Ausdruck der Thatsache, daß in der Handelswelt der Konkurrenz Erfolg oder Bankrott nicht abhängt von der Thätigkeit oder dem Geschick des Einzelnen, sondern von Umständen, die von ihm unabhängig sind. So liegt es nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern am Erbarmen überlegner, aber unbekannter ökonomischer Mächte. Und dies war ganz besonders wahr zu einer Zeit ökonomischer Umwälzung, wo alle alten Handelswege und Handelszentren durch neue verdrängt, wo Amerika und Indien der Welt eröffnet wurden, und wo selbst die altehrwürdigsten ökonomischen Glaubensartikel — die Werte des Goldes und Silbers — ins Wanken und Krachen gerieten."

Der Fortbestand des Katholizismus nach Auflösung des feudalen Wirtschaftssystems, mit dem er verwachsen gewesen war, erklärt sich zum Teil aus der Zähigkeit der Religionen, die die Produktionsformen, aus denen sie hervorgegangen sind, zu überdauern pflegen, teils auch aus seiner großen Anpassungsfähigkeit. Lütgenau ist geneigt, die vatikanischen Dogmen als einen Versuch zur Bethätigung dieser Anpassungsfähigkeit zu erklären. Wenn nämlich die

*) Übernatürlich ist auch die ökonomische Wurzel nicht. Lütgenau läßt den Gegensatz von natürlicher und geoffenbarter Religion nicht gelten, weil auch die sogenannten geoffenbarten Religionen natürlich entstanden seien, während sich jede Religion einen übernatürlichen Ursprung zuschreibe; der Gegensatz sei der zwischen natürlicher und sozialer Religion. Statt natürlicher Religion müßte aber, auch auf dem Titel des Buches, Naturreligion stehen, weil eben nicht der Gegensatz zum Übernatürlichen bezeichnet werden soll, sondern der von Naturmächten und Gesellschaftsmächten.

Dogmenbildung dem schwerfälligen Körper der Gesamtkirche entzogen und dem Papst übertragen, wenn der Grundsatz aufgestellt wird, daß die Geschichte durchs Dogma überwunden werden könne, dann liege es in der Hand des Papstes, Dogmen, die einem frühern Standpunkt der Wissenschaft entsprechen, preiszugeben und durch neue, unsrer gegenwärtigen Erkenntnisstufe entsprechendere zu ersetzen. Bei der kirchlichen Gährung, die den Protestantismus mehr als den Katholizismus ergriffen hat, hemmen zwei praktische Rücksichten: das Verhältnis der Religion zur Moral und ihr Nutzen für Staat und Gesellschaft, die Gedankenbewegung. In ersterer Beziehung leugnet Lütgenau nicht, daß die Religion, die selbstverständlich etwas andres sei als die Sittlichkeit, dieser in vielen Fällen wertvolle Stützen leihe, findet aber den heute so beliebten Bindestrich: „religiös-sittlich" sehr verderblich. Denn diese unlösliche Verbindung beider Begriffe, an die man das Volk gewöhne, habe einmal zur Folge, daß Leute, die mit der Religion brechen, damit auch allen sittlichen Halt verlieren und sich einbilden, es sei ihnen nun alles erlaubt, was sie gelüstet, und zweitens erscheine dann alles, was die Religion gebietet oder erlaubt, sofort als zugleich sittlich geboten und erlaubt, auch wenn die Religion in Fanatismus ausartet oder sich sonstwie sittlich verirrt, z. B. den Herren eine besondre Moral gestattet. Ganz verfehlt sei die Art und Weise, wie die höhern Klassen die niedern sittlich zu heben versuchten. Den richtigen Weg habe die Sozialdemokratie beschritten. „Einen immensen Fortschritt bedeutet es, wenn, wie in der Gegenwart, eine unterdrückte Klasse die individuelle Beugung der dem bestehenden Gesellschaftssystem zugehörigen Rechtsordnung und Moral seitens(?) ihrer Angehörigen verwirft und im organisirten Ringen der unterdrückten Klasse gegen die herrschende einer bessern Moral zur gesellschaftlichen Anerkennung verhelfen will. Das erweist sich als möglich nur, wenn die ökonomischen Voraussetzungen dafür vorliegen; die Moral der künftigen Gesellschaft wird vorgebildet und vorbereitet durch eine Minderheit unsers heutigen Proletariats. Andrerseits erzeugt der Konflikt zwischen dem Interesse des gesellschaftlichen Fortschritts und der herrschenden Gesellschaftsordnung — ökonomisch ausgedrückt: der Konflikt der Produktionstechnik und der Produktionskräfte mit der Produktionsordnung — auf seiten der herrschenden Klasse eine Abnahme der moralischen Tüchtigkeit und eine steigende Unfähigkeit, die gesellschaftliche Moral zu bestimmen. Sie stellt Pflichten auf, die nicht erfüllt werden können, und vermag keine Moral zu entwickeln, die innerhalb der von ihr verteidigten Gesellschaftsordnung möglich, lebensfähig wäre. Unser Gesetz bestraft den Arbeitslosen für jeden aktiven [Selbst-] Erhaltungsversuch (Betteln, Stehlen), den er bei der Unmöglichkeit sittlichen Verhaltens (nämlich des Arbeitens und Sicherhaltens vom Erlös der verkauften Arbeitskraft) unternimmt. Als ob da, wo das allein Sittliche zu thun einem objektiv unmöglich ist, von einer subjektiven Verschuldung die Rede sein könnte! Es ist ein häufig wieder-

holtes thörichtes Argument gegen den Sozialismus, daß er die Umwandlung der Menschen in Engel voraussetze. Umgekehrt, die bürgerliche Gesellschaft und die Behörde, die vom Erwerbs- und Subsistenzlosen die Respektirung der Eigentumsordnung und der Strafgesetzparagraphen erwartet, setzt Engelnaturen voraus. Engelnaturen nach der Auffassung der bürgerlichen Gesellschaft [oder vielmehr der christlichen Kirche]; der klassenbewußte Proletarier würde eher sagen: Menschen, die zu tierischer Stumpfheit herabgesunken sind." Was das andre anlangt, die Hemmung der Gedankenentwicklung durch die Rücksicht auf das Klasseninteresse, so weiß ja jedermann, wie der Staat die Religion benutzt (nur die italienischen Excellenzen und Onorevoli halten sich von dieser Art Heuchelei gänzlich frei, allerdings der einzige Vorzug, den sie vor ihren Kollegen in den übrigen Staaten voraushaben), und in welche Verlegenheit die Liberalen durch diese Lage der Dinge versetzt werden. Einerseits möchten diese Herren gern ihren Überzeugungen und Herzensneigungen folgen, andrerseits glauben sie die Religion um des Volkes willen nicht ganz entbehren zu können; gleichzeitig aber fürchten sie bei jedem Zugeständnis an die Vertreter der Religion schon wieder, die Kirche möchte zu mächtig werden, die Herrschaft des Klassenstaats abschütteln und sich mit den Volksmassen gegen ihn verbünden. Die Geistlichen verhalten sich in der Gährung verschieden nach Abkunft, persönlicher Lage und Beschaffenheit des eignen Kirchentums. „In den thüringischen Orten mit armer textilarbeitender (!) Bevölkerung z. B. kommen manche Geistliche auf wirtschaftlichem Gebiet der Sozialdemokratie weit entgegen; wo der Pfarrer ein vermögender Landwirt ist, pflegt er auch ein eifriger Anwalt des Besitzes zu sein. Katholische Priester haben vielfach noch den lebendigern Zusammenhang mit den untern Volksklassen und sind daher oft zu individueller Hilfe und sozialer Mitarbeit in kleinen Kreisen geneigt. Der Protestantismus gestattet dem Einzelnen eine relativ freiere Kritik der kirchlichen Lehranschauungen; aus ihm sind gelegentlich kühne, die ökonomische Entwicklung berücksichtigende Theorien über das Verhältnis zwischen Kirche und Gesellschaft hervorgegangen."

Was die Zukunft betrifft, so erwartet Lütgenau selbstverständlich nichts weniger als eine deutsche Nationalkirche. „Es gehört einige Unkenntnis der Geschichte der religiösen Entwicklung dazu, die nationale Religion, die notwendig die erste Stufe der natürlichen Religion war, als das Ziel der Entwicklung, als ein Zukunftsideal anzusehen." Was die Stellung des Sozialismus zur Religion anlange, so habe man zu unterscheiden zwischen dem Sozialismus als Wissenschaft und der Sozialdemokratie, die eine organisirte Partei sei und praktische Ziele verfolge. Die Wissenschaft wolle die Dinge nur begreifen, nicht ändern, und habe keine Autorität, die darüber entscheide, ob z. B. in dem vorliegenden Buche die bisherige Entwicklung richtig gedeutet sei. Die sozialdemokratische Partei dagegen habe ihr Ziel in Beziehung auf die Religion im Erfurter Programm ausgesprochen: sie wünsche die Religion zur Privat-

sache zu machen, alle Aufwendungen für kirchliche Zwecke aus öffentlichen Mitteln abzuschaffen und den Religionsgesellschaften vollkommne Selbständigkeit in der Ordnung ihrer Angelegenheiten zu lassen. Diese Forderungen, meint er, würden allen Religionen im vollsten Maße gerecht; der Religiöse, der sie annehme, behalte volle Freiheit und verzichte auf nichts als auf das Recht, andre zum Bekenntnis seiner Religion zu zwingen und den Kindern andrer die Erziehung in einer Religion aufzuzwingen, die nicht die der Eltern ist. Was dann weiter kommen wird, weiß man nicht. „Es ist Ansicht, nicht Absicht; nicht Forderung, sondern rein theoretische, dem Kopf entsprungne Meinung, daß die Religion in der sozialistischen Gesellschaft allerdings absterben wird. Vom Standpunkt des historischen Materialismus muß man zu diesem Ergebnis kommen."

Was haben wir nun zu dieser Auffassung der Religionsgeschichte zu sagen? Zunächst, daß im einzelnen sehr viel dagegen einzuwenden wäre. Die zweite Hälfte des Buches ist dürftig, lückenhaft und zerfahren ausgefallen; das Christentum und die Reformation lassen sich eben nicht vollständig aus den Produktionsverhältnissen allein erklären. Doch können wir uns hier auf ausführliche Kritik nicht einlassen, die gehört in eine Fachzeitschrift. Grundsätzlich aber nehmen wir diesem Geschichtsmaterialismus gegenüber, der unstreitig eine Wendung der Geschichtswissenschaft bedeutet, denselben Standpunkt ein wie gegen den Darwinismus. Wir sagen: es ist möglich, daß die Dinge so verlaufen sind, aber nicht ohne Gott. Es ist möglich, daß alle Religionen auf natürlichem Wege zustande gekommen sind, aber sie sind dann auch alle zugleich geoffenbart, indem es Gottes Wille ist, der diese Entstehung nach solchem Plane geordnet hat. Gewiß spiegelt jeder Gott den einzelnen oder den Volksgeist, der ihn erzeugt hat, vorher aber spiegelt dieser menschliche Geist den göttlichen wieder, von dem er ausgegangen ist (woher sollte er sonst kommen? aus nichts wird nichts) je nach seiner Anlage und Erkenntnisstufe, wie sich ja auch die Gedanken der Erwachsenen in den Seelen der ihre Reden hörenden Kinder nur unvollkommen spiegeln. Und ebenso muß das Ganze jeder Religion den jeweiligen Gesellschaftszustand wiederspiegeln, der seinerseits einen Teil des göttlichen Weltplans verwirklicht, also ein Abbild göttlicher Ideen ist. Gelänge es, einen durchaus vollkommnen und glücklichen Gesellschaftszustand herzustellen, so würde allerdings die Religion verschwinden; denn glückliche Menschen denken an kein Jenseits, und eine Menschheit, die sich selbst glücklich zu machen vermöchte, würde keines Gottes mehr bedürfen, sie wäre ihr eigner Gott. Wahrscheinlich aber wird dieser Fall nicht eintreten; wahrscheinlich werden die Menschen stets von unerklärbaren Fügungen abhängig, wird also die Wurzel der Religion bestehen und ihnen nur die Wahl bleiben, ob sie diesen Trost benutzen oder sich dem Pessimismus ergeben wollen.

Griechisch oder Latein?

ls vor etwa fünfundzwanzig Jahren die Bewegung gegen das humanistische Gymnasium begann, geschah dies zu Gunsten der Realschule. Die öffentliche Meinung wurde dabei zu mancher recht bittern Äußerung gegen das Gymnasium veranlaßt. Jetzt, da die Realschule vieles von dem, was sie wollte, erreicht hat, denkt man allmählich wieder etwas freundlicher über das Gymnasium. Man besinnt sich auf den Wert der Altertumswissenschaft. Und während jener Bewegung gegenüber anfangs das Gymnasium für sich jede Reform ablehnte, giebt es jetzt im eignen Kreise viele, die Änderungen für nötig halten. Die sogenannte Berliner Konferenz hat freilich nichts ganzes und nichts halbes hinterlassen und konnte das auch wohl nicht; sie war wesentlich ein pädagogisches Kostümfest.

Es giebt viele einsichtsvolle Männer, die das naturwissenschaftliche Zeitalter auch für unsre Jugendbildung sicher voraussehen. Wir wollen damit jetzt noch nicht rechnen, denn bis dahin wird mindestens noch eine ganze Reihe von Zwischenstufen durchzumachen sein. Solche Übergangszeiten sind reich an Vorschlägen, und mit einem möchte ich mich hier beschäftigen.

Seit ich es von vielen Gymnasiallehrern sehr verschiedner Orte hatte aussprechen hören, daß nach den „neuen" Lehrplänen weder genug Griechisch noch genug Lateinisch gelernt werde, wunderte ich mich nicht, im Publikum vielfach die Stimmung anzutreffen, ob man denn nicht eine alte Sprache abschaffen könnte, und ganz zuletzt ist auch in der Presse diese Frage oft und bisweilen ausführlich behandelt worden. Soviel ich mich erinnere, ist bei diesen Auseinandersetzungen, soweit sie ernsthaft waren, äußerst selten gegen das Griechische Partei genommen worden. Wo man dieses beseitigen wollte, hörte in der Regel die Alternative auf. Man sieht daraus, daß das Griechische auch bei denen, die es nicht oder doch nur wenig kennen, immer noch verhältnismäßig in Gunst steht, während die ganze Last der Anklage gegen das Gymnasium vom Lateinischen getragen werden muß.

Für den Ausschluß des Lateinischen führt man drei Gründe an: als formales Bildungsmittel sei es neben dem Griechischen entbehrlich; seine Litteratur habe geringen Wert; als technisches Hilfsmittel sei es zwar nützlich, aber

nicht so allgemein notwendig, um die Mühe des Erlernens für alle zu rechtfertigen.

Über die beiden letzten Punkte wird man sich leicht verständigen; ich nehme sie deswegen voraus. Die ganze römische Litteratur hat allerdings nur historischen Wert. Wenn man alles, was sie aus dem Griechischen entlehnt und dann selbst weiter interpretirt hat, abzieht, so bleiben als Rest von selbständigem künstlerischem Werte vielleicht nur die Elegiker. Und wenn ein großer Meister unsrer Tage einmal mit viel Emphase erklärt hat, der lebendige Bronnen, aus dem römisches Wesen unverfälscht quelle, seien die Inschriften und die Pandekten, so wird er es auch begreiflich finden, daß, wenn man dereinst keine römische Geschichte mehr zu schreiben braucht und das Referendarexamen nicht mehr nach heutigem Stil gemacht wird, man diese Quelle ohne Bedauern wird versiegen sehen. Es handelt sich dann nicht darum, ob wir beispielsweise ohne Cicero und Horaz die Kunstlehre der Griechen aus den Quellen überhaupt noch gewinnen können — das ist eine wissenschaftliche Aufgabe —, sondern darum, ob jeder Einzelne, wie seit den Zeiten der Scholastik, zu der Welt der Griechen seinen Weg durch das Reich der Römer nehmen soll oder nicht. Und wenn man nun diesen selbständigen Wert der römischen Litteratur auf sein richtiges Maß zurückführt, so wird man um deswillen die Erlernung der lateinischen Sprache dem jugendlichen Geiste gern erlassen, wenn man ihm dafür mit der griechischen mehr und besseres geben könnte. Braucht aber der moderne Mensch das Lateinische zu praktischen Zwecken, als Grundlage für romanische Sprachen, für das Fremdwort, für das Technische in Jurisprudenz und Medizin, so ist doch wahrlich die Sprache nicht so schwer, daß man nicht zu solchen praktischen Zwecken auf viel kürzerm Wege als bisher gelangen könnte. Um der künftigen Philologen willen sollte allen übrigen der Umweg nicht auferlegt werden.

Aber nun soll, wenn das Lateinische, wenigstens in der bisher auf die Litteratur genommnen Richtung, wegfällt, das Griechische dies alles ersetzen. Das klingt viel einfacher, als es in Wirklichkeit ist. Zwar über den hohen Wert der griechischen Litteratur sind wir alle einig. Man möchte sogar meinen, daß ein tiefer Gewinn für unsre ganze geistige Kultur darinstecken könnte, und man möchte vor lauter Freude die Lust dieser Vermittlung sich recht lebhaft ausmalen. Schiller und Goethe haben uns das griechische Altertum als lebendigen Besitz, nicht auf gelehrten Umwegen, wiedergegeben. Der eine verstand gar kein Griechisch, der andre nicht so viel, um Schriftsteller wirklich lesen zu können. Und was für Schätze haben sie mit unzulänglichen Mitteln gehoben! Denken wir uns nun eine Zukunft, wo jeder gebildete Mann einen griechischen Schriftsteller lesen könnte und die griechische Litteratur kennte, und wo viele zu ihr ein inneres Verhältnis hätten, und dann kämen wieder Schriftsteller und Dichter, nicht, wie jene großen, sondern überhaupt nur Schriftsteller und

Dichter, sollten die nicht noch ganz andre Schätze ans Tageslicht fördern? Wahrlich, das müßte eine Zeit des Blühens geben, wie noch keine dagewesen! Denn auch jene Voraussetzungen sind noch nie dagewesen. Goethes oder Schillers Verhältnis zur griechischen Sprache ist nicht vereinzelt. Lessing, Herder, W. v. Humboldt hatten doch alle etwas vom Philologen in sich. Die andern verstanden sämtlich nicht soviel Griechisch, um wirklich zu lesen, höchstens einen Schriftsteller, den man, wie etwa heute noch ein gebildeter Mann seinen Homer, wiederholt liest und sich dadurch zu eigen macht.

Aber nicht anders als vor hundert Jahren war es, wenn mich nicht alles täuscht, auch in den folgenden Geschlechtern, zur Zeit unsrer Großväter und Väter. Ich habe viele für das Altertum begeisterte Männer gekannt, alte Portenser und andre, aber keinen, wenn er nicht Philologe war, habe ich getroffen, der noch später einen griechischen Schriftsteller wie ein deutsches Buch gelesen hätte oder hätte lesen können. Alle, die gelegentlich zu griechischen Schriftstellern geführt wurden, brauchten Übersetzungen und fanden das Griechische „sehr schwer." Denken wir ferner an unsre eigne Schulzeit, so müssen wir zuerst die ausnehmen, die Philologen werden wollten und darum in ihren Studien emsiger waren. Aber selbst diese haben ihr Griechisch wohl meist erst auf der Universität gelernt. Und die andern? Ich will es mit einem Worte aussprechen: das Experiment, ob eine ganze Prima soviel Griechisch lernen könnte, wie etwa jetzt ein einzelner guter Primaner noch Lateinisch verstehen mag, ist noch gar nicht gemacht worden. Gehört dazu wirklich nur das, daß man dem griechischen Unterricht alle Stunden zulegt, die man dem lateinischen nimmt, wenn man ihn beseitigt hat? Sind denn überhaupt Lehrer genug vorhanden, die das Experiment durchführen könnten? Es hat einzelne Männer gegeben und giebt auch wohl noch solche, die mit Leichtigkeit griechische Verse machen und griechische Prosa schreiben. Das ist Sache des Talents und besondrer Neigung. Aber in der Regel sind es gerade nicht solche, die wir wissenschaftliche Philologen nennen. Die Kenntnis und Behandlung der griechischen Sprache hat gewiß an wissenschaftlicher Vertiefung gewonnen; aber dieser Weg, auf dem man zur Behandlung der Dialekte und zur historischen Grammatik fortgeschritten ist, führt nicht zu jener Fertigkeit im Gebrauch der griechischen Sprache, durch die man allein das Lateinische und die bisherige formale Schulung darin ersetzen könnte. Ich will dafür ein überzeugendes Beispiel anführen. Vor langer Zeit fragte ich einen Philologen, den ich für den besten Kenner des attischen Griechisch unter allen jetzt lebenden halte, welchem Hilfsmittel aus seiner Jugendzeit er am meisten zu verdanken glaube. Er nannte mir Madvigs griechische Syntax. Und gerade dieses Buch bezeichnete vor einigen Jahren, als ein Neudruck davon erschienen war, der betreffende moderne wissenschaftliche Rezensent als — wertlos. Vielleicht hatten beide Recht. Aber dann bezeichnet dies deutlich genug die beiden entgegenstehenden

Richtungen und die beiden Ziele, das eine, um deswillen man jetzt wissenschaftlich das Griechische treibt, das andre, zu dem man es führen müßte, wenn es einen völligen Ersatz für das Lateinische abgeben sollte. Und ein so erfahrner Mann wie der verstorbne Sauppe sprach es einmal mir gegenüber als seine Überzeugung aus, daß wir mit dem Griechischen auf der Schule nie so weit kommen könnten, um darin diesen Ersatz für das Lateinische zu haben, gleichviel, ob die Sprache an sich „zu schwer" wäre, oder ob es an den dazu geeigneten Lehrkräften fehlen würde.

Die ganze Frage ließe sich zunächst rein theoretisch noch viel weiter fördern, als es mit diesen wenigen Andeutungen geschehen kann. Aber ich überlasse sie dem Nachdenken des Lesers. Es ist ja ohne weiteres klar, daß man das Verständnis der griechischen Litteratur, wenn man das Lateinische preisgiebt, bedeutend vertiefen könnte, und das wäre ja, an sich betrachtet, schon etwas sehr wichtiges. Hätte man nur das im Auge, so könnte man sogar Übersetzungen zu Hilfe nehmen. Das klingt unwissenschaftlich, aber so gut, wie man es vor hundert Jahren bei griechischen Schriftstellern gethan hat, so thut es noch heute mancher bei italienischen oder spanischen, und geistig hochstehende Männer haben sich zu verschiednen Zeiten nicht gescheut, hierüber ihre von der Meinung der Schulgelehrten abweichende Ansicht vorzutragen. Aber auf diesem Wege gelangt man nicht zu einem Ersatzmittel für die aufzugebende lateinische Sprache. Die Formel läßt sich nicht durch noch so wohlgemeinte Aufsätze lösen. Hier kann nur das Experiment helfen. Gelingt es nicht, so ist der Schade im einzelnen Falle schwerlich größer als bei dem „gemeinsamen Unterbau" nach „Frankfurter oder Altonaer System," den man versuchsweise zugelassen hat, und der meiner festen Überzeugung nach zu keinem Ergebnis führen wird. Es wäre wohl der Mühe wert, wo es sich um die Grundlagen unsrer Bildung handelt, einen Versuch in dieser andern Richtung zu machen. Bis dahin stehen wir vor einer Phrase. Mißlingt der Versuch, so müssen eben Griechisch und Latein, wie sie in der Philologie untrennbar sind, auch in der Schule, so gut oder so schlecht es geht, und so lange es gehen wird, neben einander bestehen bleiben.

Es ist zu wünschen, daß eine Frage wie diese von den Gymnasiallehrern selbst in die Hand genommen werde. Die Philologenversammlungen bedeuten schon lange nichts mehr. Was aber eine gut geleitete Organisation vermag, zeigt der Einfluß des deutschen Volksschullehrertages und des Realschulmännervereins. Die Gymnasiallehrer sind berufen, in Fragen unsrer höhern Bildung die Führung zu übernehmen, und doch giebt es, so viel ich weiß, noch keinen allgemeinen Verein deutscher Gymnasiallehrer.

Dresden Adolf Philippi

Marie Neander

Novelle von Otto Verbeck

(Fortſetzung)

Für die Unterhaltung war von jetzt an geſorgt. Der kleine Ungar taute immer mehr auf. Nur ſchade, daß Mariens Intereſſe an ſeinem vergnügten Geſprudel nicht in gleichem Maße zunahm. Auge und Ohr irrten wiederholt bedenklich ab. Aus dem allmählich lebhafter gewordnen allgemeinen Stimmengewirr tauchte in kurzen Abſätzen der wohlbekannte Klang von Webers Stimme auf. Er unterhielt ſich angelegentlich mit Toni, und aus dem nachdenklichen Ausdruck ihres Geſichts ließ ſich entnehmen, daß es ſich um kein alltägliches Geplänkel handeln konnte. Wie gern hätte ſie zugehört! Aber neben ihr das magyariſche Zündhölzchen — wenn er nur wenigſtens eine Pauſe gemacht hätte! Er vergaß faſt das Eſſen.

Nehmen Sie etwas von den Hühnern, Herr Németi, das iſt eine Force meiner Freundin. Und dann achten Sie einmal auf meinen andern Nachbar. Das hätten Sie vorhin ſehen ſollen. Er probirte den Lachs, winkte dann ſeiner Frau und rief halblaut: Luiſe, iß, 's iſt gut!

In dieſem Augenblick erhob ſich die ſpitze Naſe der Frau Hermann aus dem eben vom Diener dargebotenen Glaſe Rotwein.

Moritz, hauchte ſie heiſer herüber, trink, 's iſt gut!

Németi krümmte ſich vor Vergnügen.

Jetzt muß ich ſchon Acht geben, was er mit die Hähndl anfangt.

Glauben Sie mir, glauben Sie mir! ſagte jetzt Doktor Weber laut und eindringlich, während Toni wiederholt den Kopf ſchüttelte.

Was iſt denn, was ſoll ſie glauben? rief Marie hinüber, froh, ein flüchtiges Endchen des Fadens erhaſcht zu haben.

Höre nur! — Toni wies achſelzuckend mit der Hand auf ihren Nachbar — der Herr Doktor meint, man würde mit ſeinem ſchlechten Gewiſſen leichter fertig, als mit ſeinem ſchlechten Rufe.

So hingeworfen, klingt der Satz etwas brutal, wandte Weber ein. Gleichzeitig zog sein schneller Aufblick Marie ins Gespräch. Es will mir nicht gelingen, meine Ansicht klar zu machen.

Von was war denn die Rede? fragte Marie aufmerksam.

Können Sie sich nicht denken — Weber wandte sich jetzt unmittelbar zu ihr —, daß jemand, der sich eines dunkeln Fleckens in seiner Vergangenheit bewußt ist, ruhig und vergnügt weiter lebt, nur weil er sicher ist, daß niemand sein Geheimnis kennt, außer ihm und allenfalls einem aus gleichen Gründen wie er verschwiegnen Mitwisser? Daß er erst zusammenbricht, wenn es die Welt erfahren hat und ihn nun richtet?

Schnell erblaßt und völlig verwirrt sah ihn Marie an. Richtet — wiederholte sie halblaut, mit unsicherer Stimme. Dann verstummte sie wieder. Eine kleine Stille trat ein. Man war auf die etwas lauter gesprochnen Worte aufmerksam geworden. Die Einzelunterhaltungen versiegten und ein Gesicht nach dem andern wandte sich aufhorchend dem Doktor zu.

Bitte, wir möchten auch etwas davon hören, sagte Bernhard Lange. Wenden Sie sich an die große Masse.

Weber streifte seine Umgebung mit einem kurzen Blick und wandte sich wieder zu Marie: Nun? Was meinen Sie?

Ihre weit offnen Augen hingen wie gebannt an seinem eindringlich fragenden Blick. Sie atmete schwer. Ihre Lippen zitterten.

Was ist Ihnen? fragte Weber erstaunt und beunruhigt.

Sie faßte sich wieder. Nichts, nichts! entgegnete sie hastig, mit einem Versuch zu lächeln, griff dann nach ihrem Glas, setzte es aber wieder hin, drehte mit nervöser Emsigkeit den Stiel ihres Dessertlöffelchens zwischen den Fingern und setzte zum Sprechen an.

Prinzeßchen! drohte Bernhard Lange, Sie sehen schuldbewußt aus. Haben Sie am Ende einmal in frühern Jahren aus der Geleebüchse genascht?

Nein, aber aus der Zuckerdose, erwiderte Marie unter allgemeiner Heiterkeit. Aber ihr Lächeln hatte einen fremden Zug. Jetzt wandte sie den verdunkelten Blick zu Weber hinüber. An was haben Sie gedacht? fragte sie kurz und rauh.

Na, an Mord und Totschlag doch wohl nicht, rief Marholm dazwischen, indem er sich vorbeugte, um Weber, der an derselben Tischseite saß, zu sehen. Sie gestatten doch einer bescheidnen Stimme aus der großen Masse einige unterthänige Silben?

Der Angerufne winkte lächelnd mit der Hand. Besten Dank! Sie nahmen mir das Wort aus dem Munde. Natürlich hab ich nicht an Mord und Totschlag gedacht. Auch nicht an Diebstahl. Wenigstens nicht an den von beweglicher Habe. Ich kann nicht glauben, Fräulein Marie, daß Sie nicht verstanden haben sollten, was ich meine.

Sie nickte vor sich hin. O ja, ich habe verstanden, sagte sie ganz leise. Dann richtete sie sich gerade auf. Mir scheint aber, fügte sie laut hinzu, es hat sich um deine Einwendung gehandelt, Toni. Von der war doch zu Anfang die Rede.

Sie sprach jetzt ganz ruhig; nur blaß sah sie noch aus.

Einwendung? fragte Toni. Ganz einfach, ich behaupte, daß man unmöglich mit einem schlechten Gewissen glücklich sein könne.

Ja, liebes Kind, rief Lange, da müßte man doch wohl vor allen Dingen einmal erst feststellen, was man unter glücklich sein versteht.

Hiermit dürften wir wohl heute Abend kaum zum Schluß kommen, wandte Marholm lächelnd ein. Bekanntlich sind die Begriffe über diese Materie etwas ausgedehnt.

Stimmt! Sie denken wohl an Hopfens Definition des Glücks? Nein? Kennen Sie nicht? Müssen Sie lesen. Steht zu Eingang seiner Gedichtsammlung.

Glück! sagte Weber, zu Toni gewendet. Glauben Sie mir, unser sogenanntes Glück hängt am wenigsten von dem ab, was wir selbst von uns wissen. Das, was die andern von uns wissen — oder zu wissen glauben, was nämlich auf dasselbe hinauskommt —, das ist das mächtigere. Und der Tag, wo das bisher Verschwiegne aus dem Munde der andern zu uns redet, von draußen über uns herfällt, der Tag entscheidet.

Entscheidet? fragte Marie rasch, und worüber?

Über unser Glück, selbstverständlich. Denn er bringt den Urteilsspruch.

Und der heißt?

Vereinsamung.

Marie lehnte sich plötzlich zurück, wie erschöpft.

Vereinsamung, wiederholte Bernhard Lange nach einer kleinen Pause. Br! Wie das klingt! Er schüttelte sich. Sie könnten einem angst und bange machen. Aus dem Wort gähnt ja förmlich die Einöde.

Aber ich denke, Sie geben mir Recht, nicht wahr? Oder giebt es etwas schlimmeres als die Verdammung zur Einsamkeit mitten unter den andern, als gemieden zu werden von denen, die sich bis dahin unsre Freunde nannten? Denn das ist doch die Strafe für Verbrechen, die nicht vors Schwurgericht kommen.

Eine schauerliche Art Lynchjustiz, seufzte Toni.

Gewiß schauerlich. Der Herdeninstinkt ist übermächtig in uns allen. Darum fürchten wir auch die Vereinsamung so sehr. Darum zucken wir zusammen unter einem kalten Blick, einem verzognen Munde von seiten derer, unter denen und für die wir erzogen sind. Der Gedanke, aus dieser Gemeinschaft ausgestoßen zu werden, ist schrecklicher, als das Bewußtsein eines Vergehens, das nur unser eignes Geheimnis ist.

Es entstand eine beklommne Pause.

Wahrhaftig, sagte Bernhard Lange endlich, Sie haben uns alle melancholisch gemacht, Herr Doktor. Gar nicht hübsch von Ihnen. Sehen Sie nur all die ernsthaften Gesichter ringsum!

Das wollte ich nicht —

Sogar unser entlarvtes, naschhaftes Prinzeßchen sagt keinen Mucks mehr. Jetzt müssen wir versuchen, unsern Kummer mit Kaffee und Cognac hinunterzuspülen. Toni — Frau — halte die einzige Rede, zu der ich dich je ermächtigt habe.

Toni stand auf: Gesegnete Mahlzeit!

Die Prozession bewegte sich ins anstoßende Zimmer zurück und löste sich in Händeschütteln auf. Marie, die kein Wort mehr gesprochen hatte, machte sich mit einer stummen Verbeugung von ihrem Geiger los. Sie stand gerade an der offnen Thür zu Tonis Zimmer. Schnell wandte sie sich und trat über die Schwelle. Als sie allein war, brachte ein heftiges Aufatmen Bewegung in ihr Gesicht. Gott im Himmel! flüsterte sie und schloß für eine Weile die Augen. Dann beugte sie sich über den Blumenstrauß, der auf dem kleinen Sofatischchen stand, und drückte das Gesicht in die Blüten. Gott im Himmel! hauchte sie in die Veilchen hinein. Da näherten sich Schritte, sie richtete sich auf. Um ihre Lippen zuckte verhaltnes Weinen.

Gesegnete Mahlzeit, Fräulein Marie, sagte Weber neben ihr.

Sie fuhr zusammen; ein Zittern überflog sie, als seine warme Hand die ihre ergriff. Sie hatte fort gewollt; nun blieb sie stehen, wie gelähmt.

Na, Fräulein Marie, sagte er freundlich, munter, munter! Was machen Sie heute Abend für ein Gesicht? Das kenne ich ja gar nicht an Ihnen. Ist Ihnen was nicht recht, oder sind Sie krank?

Nein nein, antwortete sie mühsam und zog leise ihre Hand aus der seinen. Aber bei dem Gespräch eben konnte man doch wohl ernsthaft werden, nicht wahr?

Gewiß konnte man das. Ich habe ja auch keineswegs gespaßt. Es thut mir nur nachträglich leid, daß das Gespräch eine solche Wendung nahm. In meiner Absicht lag es gewiß nicht, die Unterhaltung damit beherrschen zu wollen. Ich weiß kaum, wie es dazu gekommen ist. Dergleichen Dinge eignen sich ja gar nicht zur Besprechung unter Leuten, die zusammengekommen sind, um gemütlich zu Mittag zu essen. Sie sehen, ich bereue meinen Fehler; nun machen Sie aber auch wieder das alte Gesicht, ja?

Marie hatte einigemal mühsam aufgeatmet. Ich möchte etwas von Ihnen wissen, sagte sie jetzt leise.

Bitte!

Setzen Sie den Fall: jemand, der Ihnen wert ist, würde so einer Sache überwiesen —

Ach, lassen Sie das doch jetzt!

Nein nein, antworten Sie mir. Ich muß das wissen. — Sie sah ihn, angstvoll, flehend an. — Wären Sie dann imstande, ihn sofort, ganz unwiderruflich fallen zu lassen?

Wenn ich mich von seiner Schuld überzeugt hätte — unbedingt.

Schuld! Schuld! Sie riß an der Quaste des Sessels, neben dem sie stand. Es kann doch jemand einmal einen Fehler begehen und sonst ein braver Mensch sein.

Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich habe nur sagen wollen: die Seele des Mannes, dessen Freund ich bin, der Frau, die ich liebe, muß rein sein, ganz rein, von keinem Hauch getrübt; sonst ist ein Zusammenleben, eine Gemeinschaft zwischen uns unmöglich.

Das soll also heißen, wenn da irgend ein Schatten auftauchte — oder nehmen wir einfach an: Sie finden in der Vergangenheit der Frau, die Sie lieben, plötzlich eine dunke Stelle, einen — Hauch, um Ihre eignen Worte zu gebrauchen, der den reinen Spiegel trübte —

So wäre sie eben von dem Augenblick an nicht mehr die Frau für mich, ergänzte er. Aber sagen Sie mir um alles in der Welt, warum fragen Sie darnach, was gehen diese Sachen uns beide an?

Nichts, entgegnete sie rasch und heftig. Aber ich will das wissen. Würden Sie sie dann also einfach verurteilen?

Ja, das würde ich. Sie wäre für mich nicht mehr vorhanden.

Und würden Sie selbst darunter gar nicht leiden?

Wahrscheinlich sehr. Aber daß es darauf nicht ankommen dürfte, versteht sich doch wohl von selbst.

Sehr grausam. Sehr hart.

Aber gerecht. Ich fürchte, die Gerechtigkeit ist meistens grausam.

Ja, das scheint so. — Sie sank wie in tiefer Erschöpfung in den Sessel. — Und nun danke ich recht schön. Das wollt ich nur noch wissen.

Daß die Gerechtigkeit grausam ist? Das wußten Sie schon.

Da haben Sie Recht. — Sie lächelte traurig. — Das sollte man wenigstens nie vergessen.

Marholms Vogelgesicht äugte um die Thür herum: Vergiß das beste nicht, sagte er und wies dem Doktor seine Cigarre. Auch das ist eine Wunderblume. Aufs Rauchen versteht sich Freund Lange. Ich höre eben an einigen Schlagworten, daß Sie noch immer an dem letzten Thema festsitzen, Herr Doktor. Das gnädige Fräulein scheint auch davon eingenommen, was?

Marie hatte sich gleich bei seinem Näherkommen erhoben und ging nun, ohne weiter von den beiden Herren Notiz zu nehmen, ins andre Zimmer zurück. Dort trat sie hinter Toni, die sich angestrengt mit den beiden ältesten Damen unterhielt, beugte sich über ihre Stuhllehne und flüsterte ihr zu: Ich gehe. Achte nicht darauf.

Toni wandte sich hastig um. Bist du verrückt? fragte sie ärgerlich halblaut.

Ich will nach Hause, sagte Marie finster.

Mach mich nicht böse. Setz dich her. Ich brauche dich noch nötig.

Bitte, Toni, ich habe Kopfweh.

Launen hast du, mein Kind. Mit dir ist nichts mehr anzufangen. Du bist unausstehlich. Ich hatte so sehr auf dich gerechnet fürs Musiziren.

Du hast ja den Németi.

Eben mit dem solltest du spielen. Geh, sei gut, mein Zigeunermädel! Herr Németi! rief sie dann, als Marie achselzuckend stehen blieb.

Der junge Künstler plauderte gerade mit der blonden Frau Woyte, die ihr schmachtendes Gesichtchen wie eine kleine Blume zur Sonne seiner Gunst emporgerichtet hielt, zu nicht geringer Beunruhigung ihres in der Nähe Schildwacht haltenden Gatten.

Herr Németi, bat Toni den Nähertretenden, seien Sie edel, spielen Sie uns was!

Der junge Mann verbeugte sich.

Armer Herr Németi, sagte Marie lächelnd. Alle Tage dasselbe: essen und trinken und brav reden und Geige spielen und nach Hause gehen. Sie müssens machen wie der Wilhelmi einmal in Newyork, als man ihn nach Tische zum Spielen aufforderte. Meine Geige? die ist nicht da, sagte er. Hatten Sie meine Geige eingeladen? Dann ging er hinaus, und nach einer Viertelstunde brachte ein Diener das Instrument; er selbst kam nicht wieder. Aber damit Sie sehen, daß ichs ehrlich meine, kommen Sie, wir wollen zusammen etwas spielen.

Entzückt bot er ihr den Arm und führte sie ins Musikzimmer. Joseph Weber, der bis dahin noch mit Marholm im Gespräch gestanden hatte, ging ihnen nach und setzte sich still in eine Ecke.

Also, was? fragte Németi, an seiner Violine stimmend. Noten hab ich keine da.

Marie saß schon am Klavier. Brauchen wir auch nicht. Die Brahmsschen Tänze werden Ihnen wohl gegenwärtig sein. Damit schlug sie den bekannten leidenschaftlichen Rufakkord an.

Rum — pum! sagte Németi vergnügt und fiel mit seiner Geige ein. Sie verstanden sich sofort. Mariens Gesicht blühte auf. Die Musik that ihrs an, wie immer. Und die Geige neben ihr — o, auf die Weise konnte man sich schon mit ihm unterhalten. Das waren verwandte Klänge. Ihre Wangen färbten sich, ihre Augen leuchteten, sie atmete wie befreit. Németi spielte mit hinreißendem Feuer. Er achtete nicht darauf, daß Hörer um Hörer sich einschlich. Er sah nichts, als das feine Gesichtchen halb vor ihm, dem ein fremdes Feuer in dunkeln Augen brannte. Nicht fremd für ihn. Er verstand diesen Freimaurergruß, obwohl die Augen an ihm vorbei ins Weite blickten. Aber

er wußte, was sie sahen. Er hatte es auch gesehen. Darum verstand er auch, was ihr kurzes Winken zu bedeuten hatte, und glitt am Schluß mit einigen halb geflüsterten Modulationen in den andern Tanz hinüber. Es sollte jetzt niemand sprechen. Vielleicht hätte auch niemand gesprochen, wenigstens nicht gleich. Die Zuhörer befanden sich unter dem Bann, mit dem ein echtes Talent seine Umgebung gefangen nimmt. Weber saß regungslos in seinem Sessel. Seine Augen verließen nicht die Gestalt am Klavier. Sein Ohr trank die Töne, die ihn umfluteten, mit ihrem Jubel, mit ihrer Schwermut. Németi hatte sich aus Brahms in eins der todestraurigen Volkslieder seiner Heimat hinübergespielt. Marie begleitete ihn in abgerissenen, träumerischen Akkorden. Künstlerin, hauchte Németi, Künstlerin!

Ach, wie ists möglich dann — klang es nun in den summenden Schlußton seines Liedes hinein. Jetzt nahm er die Begleitung auf, und seine webende Geigenstimme umschmeichelte in sanften Wellen die altbekannten Klänge. Weber lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. Die Vergangenheit stieg vor ihm auf. Wie manches mal hatte seine arme kleine Frau mit ihrem süßen, weichen Stimmchen dieses Lied gesungen! Wie hatte er es geliebt, und wie war er schmerzlich erschrocken, als an jenem Morgen, da er an ihrem Sarge stand, im Nebenzimmer das feine Kinderstimmchen seiner kleinen Josephe plötzlich anhub: Ach, wie ists möglich dann, daß ich dich lassen kann! Er war hineingegangen, hatte ihrs verwiesen. Aber ich muß doch dem Schwesterchen was vorsingen! Das Schwesterchen schlief ungestört den tiefen Schlaf der Neugebornen. Da lag es, die Fäustchen am Gesicht. Es wußte nichts davon, daß um seinetwillen die tapfre, kleine Mutter dem warmen Leben hatte ade sagen müssen —

Schöß mich ein Jäger tot, sang jetzt Marie, fiel ich in deinen Schoß. Sähst du mich freundlich an, gern stürb ich dann —

Sie verstummte und ließ auch die Hände sinken.

Weiter! Mehr! bat Németi.

Nein! sagte sie und stand auf. Er legte die Geige hin, ergriff ihre Hände und drückte sie an seine Lippen. Danke! Danke!

Nun umringte man die beiden. Einer kam dem andern zuvor mit Dank und Anerkennung. Nur Weber war in seiner Ecke sitzen geblieben. Er lauschte noch auf den verschleierten Ton der Altstimme, deren letzte Worte undeutlich in einem wehmütigen Zittern verweht waren.

Einige Minuten lang hielt Marie dem liebenswürdigen Anprall Stand. Stumm, freundlich, mit einem Zug von Ermattung im Gesicht, ließ sie sich loben. Dann machte sie sich aus dem Knäuel los und wandte sich zur Thür.

Wohin, wohin? fragte Toni.

Ich komme gleich wieder.

Draußen schlüpfte sie eilig in ihren Mantel, nahm das Spitzentuch in die

Hand und huschte hinaus. Auf der Treppe nestelte sie mit den eiskalten Fingern den Mantel zu.

Fort, nur fort! Nach Hause, allein sein, zu Bett gehen, weinen, weinen!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Anarchisten und die Berliner Offiziösen. Gewisse angeblich der preußischen Regierung nahestehende Organe gefallen sich in neuester Zeit in Betrachtungen über die Gefahr des Anarchismus, die das höchste Staunen hervorrufen müssen. Bald wird das Bestehen solcher Gefahr für Deutschland schlechthin geleugnet — der verruchte Anschlag vom Niederwald scheint also bereits vergessen zu sein oder nicht gerechnet zu werden, weil er nicht gelungen ist; bald wird orakelt, daß durch strenge Maßregeln allein die Pest nicht ausgerottet werden könne (worüber die ganze Welt einig ist), oder daß man jugendlichen Schwärmern nicht den Weg zur Besserung verlegen dürfe. Nun wird gewiß jedermann junge Leute bedauern, die sich durch verschrobne Köpfe und gewissenlose Demagogen zu verbrecherischen Reden und Thaten verführen lassen; aber gerade deswegen muß endlich rücksichtslos gegen die Verführer eingeschritten werden. Wer sich als Anarchist bekennt, erklärt doch damit schon der bestehenden Ordnung den Krieg, ob er sich nun mit theoretischen Erörterungen begnügt oder mehr oder weniger deutlich zu Umsturz und Meuchelmord auffordert. Und weshalb soll dem auf frischer That ergriffnen Banditen nicht Banditenrecht werden? Weil man hofft, aus ihm Geständnisse herauszubringen? Viel ungefährlicher ist es, wenn ein Spießgeselle in dem Fall unentdeckt bleibt, als wenn die Hoffnung des eigentlichen Thäters erfüllt wird, wochen- und monatelang der Held der Zeitungen der ganzen Welt zu sein, vor dem Schwurgericht seine Tiraden loslassen zu können, von einem zungenfertigen Advokaten weißgewaschen, wohl gar verherrlicht zu werden und endlich als Märtyrer seiner Sache deren Anhänger zu Rache und allgemeiner Vergeltung aufzuhetzen. Man rühmt die Wachsamkeit der englischen Polizei, die alle Schlupfwinkel der Anarchisten kenne und beaufsichtige; aber sie hat noch nicht verhindert, daß aus jenen Schlupfwinkeln Sendboten mit Instruktionen und Geldmitteln versehen ausziehen. Auch von Verbrecherkolonien will man in Berlin nichts wissen. Aber die mit solchen Kolonien gemachten Erfahrungen sind doch keineswegs abschreckend, die Deportirten würden in Afrika entschieden besser dran sein, als in Zuchthäusern oder in großstädtischen Höhlen, wo Elend, Unthätigkeit, Schnaps und Verkehr mit Ausgelernten die Erziehung der jungen Schwärmer vollenden. Und in erster Reihe handelt es sich um den Schutz der Gesellschaft. Aber man könnte beinahe auf die Vermutung kommen, daß die Neophyten des neuen Kurses vor allem den Verdacht von sich abzuwälzen bemüht wären, daß sie noch dem Gedanken eines Ausnahmegesetzes Bismarckischen Andenkens nachhingen!

Beamtenbeleidigung. Als ein delictum sui generis, als ein besonders schwerer, ausgezeichneter Fall der Ehrenkränkung ist die „Beamtenbeleidigung“ als solche wohl zuerst von dienstfertigen, unterthänigsten Naturen in tiefster Ehrerbietung und nicht ohne wohlwollendes Zunicken ihrer Vorgesetzten auf Aktendeckeln sowie in Berichten nach oben angebracht worden. Eine willkürliche, selbstgefällige Schöpfung ohne gesetzliche Anerkennung; denn dem deutschen Strafgesetzbuch ist der Begriff der „Beamtenbeleidigung“ als eines eignen, von andern Fällen der Ehrverletzungen geschiednen Vergehens fremd; nur da, wo von den Antragsberechtigten bei Beleidigungen die Rede ist, in § 196 heißt es: „Wenn die Beleidigungen gegen eine Behörde, einen Beamten, während sie in der Ausübung ihres Berufs begriffen sind, oder in Beziehung auf ihren Beruf begangen ist, so haben außer den unmittelbar Beteiligten auch deren amtliche Vorgesetzte das Recht, den Strafantrag zu stellen.“ Abgesehen von dieser insofern unwesentlichen Besonderheit ist, wer einen Beamten beleidigt, zu bestrafen, wie wenn er einem gewöhnlichen Sterblichen in seiner Ehre zu nahe getreten wäre. Im allgemeinen, wohlverstanden; von der Strafzumessung soll später noch kurz die Rede sein.

Hervorgehoben und mit besonders strengen Strafandrohungen bedacht finden wir im Strafgesetzbuche unmittelbar hinter Hochverrat und Landesverrat allerdings die Beleidigung des Landesherrn und der Bundesfürsten (§§ 94 bis 101), aber auch nur diese. Das sind die Fälle der Majestätsbeleidigung. Nicht unmöglich oder vielmehr sehr wahrscheinlich, daß man sich in den Schreibstuben von Behörden und ihres Amtes vollen Angestellten in dem Bewußtsein der eignen Würde und Befehlsgewalt gesagt hat, es müsse doch zwischen der Majestätsbeleidigung und der allgemeinen, gar zu gewöhnlichen Beleidigung ein Mittelding geben, entsprechend ungefähr den Stufen der Rangordnung; denn wozu all diese feinen und groben Unterschiede, wenn nicht der Wichtigkeit der Amtsperson auch ein höherer Schutz ihrer Würde und Ehre entspricht? Etwas wie eine Vorstellung dienstlicher Unfehlbarkeit und unfehlbarer Verdienstlichkeit kann auch mit untergelaufen sein, kurz auf einmal war die „Beamtenbeleidigung“ da, man hätte ihr auch den Namen der „kleinen Majestätsbeleidigung“ geben können, doch muß es wohl nicht geraten erschienen sein, gar zu deutlich auf den Ursprung hinzuweisen. Wer aber heute das Mißgeschick hat, sich vor die Schranken des Strafgerichts stellen zu müssen und bereits einmal, wie man sich in bezeichnender Kürze ausdrückt, wegen „Beamtenbeleidigung“ zu Strafe verurteilt worden ist, der mag sich doppelt vorsehen.

Zu Strafe! Geldstrafe bis zu eintausendfünfhundert Mark oder Gefängnis bis zu zwei Jahren ist angedroht. Da meinen nun halbamtliche und halbhöfische Blätter, man müsse den Gerichten den ernsten Rat geben, Beamtenbeleidigungen in Zukunft mehr mit empfindlichen Freiheitsstrafen zu ahnden, denn aus Geldstrafe mache sich so ein Mann von der spitzen Feder nichts, es kämen gar seine Freunde mit der Frage: wie hoch ist die Kostenrechnung? und beschafften das nötige „Moos.“ Wir möchten nicht mißverstanden sein; als ob wir nicht im vollen Einklang mit der ganzen anständigen Gesellschaft dem gewerbsmäßigen Ehrabschneider, der seine armselige, unsaubere Persönlichkeit in den Vordergrund zu bringen sucht, indem er Hochgestellte dummdreist verlästert und anklagt, als ob wir dem nicht zur Abschreckung einen längern Aufenthalt hinter Schloß und Riegel als wohlverdienten Schreierlohn gönnten. Wir sind auch ganz damit einverstanden, daß der Beamte ganz besonders darauf bedacht sein muß, seinen Ehrenschild blank zu erhalten, weil er des öffentlichen Vertrauens nie entbehren kann, daß daher auch Beleidigungen, zugefügt im Dienste oder wegen seines Amtes, wenn überhaupt des Beleidigers

Stellung oder Bildung darnach ist, nicht zu gelinde bestraft werden. Aber wenn zwei dasselbe thun, so ist es doch nicht dasselbe.

Ehre nennt Aristoteles die Meinung andrer von unsern Verdiensten. Überhaupt galt im klassischen Altertum als Ehre wesentlich das Ansehen des Einzelnen bei der Gemeinschaft. Daß es auch im neuen deutschen Reiche eine öffentliche Meinung und eine Öffentlichkeit giebt, das kann wohl einmal jemand in einem unbewachten Augenblicke bestreiten, aber nach der Rückkehr in sein stilles Kämmerlein wird ihm dann auch das klassische Si tacuisses in den Ohren klingen. Gegen Verdienste nun, sagt Schopenhauer, giebt es zwei Verhaltungsweisen: entweder, welche zu haben oder keine gelten zu lassen; die letztere wird, wegen größerer Bequemlichkeit, meistens vorgezogen. Aber — Schopenhauer in allen Ehren — es giebt auch noch eine dritte Verhaltungsweise, die von jeher auch in den „feinsten Familien“ nicht verschmäht wurde und heute erst recht nicht verschmäht wird; das ist, wie der Franzose sagt, die association d'admiration mutuelle, zu deutsch: die Lobhudelei auf Rückversicherung mit Gegenseitigkeit. Als in den sechziger Jahren im Opernhause zu Berlin die ersten Aufführungen der damals viel bewunderten, nun auch schon abgetakelten „Afrikanerin“ von Meyerbeer stattfanden, ließen sich meine jungen Universitätsfreunde an der Hinterthür als Statisten anwerben. Dann wurden sie von einem untergeordneten Geiste als Wilde eingekleidet und rasch darin unterwiesen, an bestimmten Stellen der Oper auf ein gegebnes Zeichen so deutlich wie möglich mit aufgesperrtem Munde und erhobnen Armen Nelusso und Selica zu bewundern, anzubeten. Um diesen Preis erwarben sich damals hoffnungsvolle Jünglinge den Anblick des prachtvoll ausgestatteten Stückes. Da kein sacrificio dell' intelletto damit verbunden war, mochte es angehen. Diese Jugenderinnerung drängt sich mir lebhaft auf, so oft ich von Strafanträgen hoher und höchster Beamten gegen die Herausgeber angesehener Zeitungen und Zeitschriften lese. Zugegeben, daß eine gewisse Empfindlichkeit sogar den Verdientesten unter uns nicht fremd sei, aber wer da meint, zu einem würdigen Erben einer großen Zeit gehöre auch eine regelmäßige und strenge Verfolgung aller unliebsamen Äußerungen, der bewiese doch einen sehr unsichern Blick und großen Mangel an richtiger Selbsteinschätzung.

Wenn aber Ehre, nach Schopenhauer, an sich die Meinung andrer von unserm Werte und innerlich (subjektiv) unsre Furcht vor dieser Meinung ist, dann allerdings gewinnt die Verfolgungssucht wegen Beamtenbeleidigung ein andres Aussehen. Wir haben in der Verfassung eine gegen alle Angriffe gesicherte Redefreiheit der Abgeordneten, wir haben dann im § 193 des Strafgesetzbuchs die Wahrnehmung berechtigter Interessen anerkannt, ein gewisses Recht zu Tadel und Rüge über wissenschaftliche, künstlerische, gewerbliche Leistungen. Und nicht über amtliche? und um so weniger, je höher das Amt? Das Wohl des Staats und unser aller Wohl hängt unmittelbar von dem Geschick oder Ungeschick ab, womit der Staat gelenkt wird, und der Vorwurf der bloßen Untauglichkeit, der Unfähigkeit gegenüber einem bestimmten Wirkungskreise ist nicht als eine gegen die Ehre eines andern gerichtete vorsätzliche und rechtswidrige Kundgebung anzusehen. Denn was haben Kenntnisse und Fähigkeiten mit der Ehrlichkeit zu thun? Jemand kann ein guter Karrenschieber und doch nicht nur ein schlechter Kutscher, sondern auch eine ehrliche, gute Haut sein, und wer einem den schlechten Kutscher vorhält, wird meistens auch gern bereit sein, in ihm den guten Kerl anzuerkennen und gelten zu lassen.

Die Wahrnehmung berechtigter Interessen erfährt seit Jahren von unserm höchsten Gerichtshofe eine immer eingeschränktere Zulassung, Hand in Hand mit

einer Auslegung des Preßgesetzes, die von Wohlwollen ungetrübt ist. Wenn, wie kürzlich in Berlin, der Presse von Amts wegen sozusagen jede Berechtigung, zu sein, jede höhere sittliche Aufgabe abgesprochen ward, so scheint sich da ein Wetter zusammenzuziehen, das für die Preßfreiheit zur Windsbraut werden kann. Das öffentliche Beschwerderecht besteht und wird bestehen trotz Strafantrag und Strafverfolgung. Jedes religiöse Bekenntnis bedarf der Blutzeugen und rühmt sich seiner Märtyrer. Auch politische Anschauungen — die sittlich makellos sind, denn nur von solchen ist die Rede — erstarken unter Verfolgungen und wirken dann wie ein Bekenntnis. Also wozu der Angstruf dienstbarer Geister nach Freiheitsstrafen über Verfasser und Herausgeber! Ist ihnen vielleicht aus neuerm Anlaß zu unglücklicher Stunde der Wahlspruch Caligulas ins Gedächtnis gekommen: Oderint, dum metuant? Dem gegenüber seien alle Übelwollenden und die Zaghaften mit ihnen an jenen Weltweisen des Altertums erinnert, der, von einem Großen der Welt, zu dem er redete, wegen seines Freimuts mit Schlägen bedroht, keine Miene verzog, sondern gelassen in seiner Strafrede fortfuhr, die angedrohte Züchtigung aber mit den wenigen Worten abfertigte: Schlag zu, aber höre!

Der dreijährige Durchschnitt. Nach dem Steuergesetz vom 24. Juni 1891, das für Preußen die Deklarationspflicht eingeführt hat, sind alle schwankenden Einkommen, also namentlich die aus dem Handelsbetriebe fließenden, nach dem dreijährigen Durchschnitt zu berechnen und zu versteuern. Für das erste auf das Gesetz folgende Steuerjahr vom 1. April 1892 bis zum 31. März 1893 war jedoch das durchschnittliche Einkommen der vorangegangnen zwei Jahre 1890 und 1891 zu berechnen. Das Gesetz ist mit diesen Bestimmungen von den gesetzgebenden Körpern beschlossen worden, ist also geltendes Recht. Man hat aber schwerlich die sich daraus für den Steuerpflichtigen ergebenden Folgen, wie sie ein einfaches Rechenexempel hätte darthun können, vorhergesehen, Folgen, die einer Doppelbesteuerung ähnlich sind wie ein Ei dem andern, sonst würde man doch wohl eine andre Art der Veranlagung beschlossen haben. Die folgenden abgerundeten Zahlen, die sich, soweit sie der Vergangenheit angehören, an wirkliche Verhältnisse anlehnen, und soweit sie die Zukunft betreffen, unter Berücksichtigung dieser Verhältnisse geschätzt worden sind, mögen zeigen, daß durch die Veranlagung nach dreijährigem Durchschnitt unter Umständen beinahe das Doppelte des wirklichen Einkommens versteuert wird. Und das kann doch der Gesetzgeber unmöglich beabsichtigt haben.

Es hat ein Kaufmann an Reingewinn gehabt:

im Jahre	1890	8000 Mark
„ „	1891	7000 „

und war nach der alten Veranlagung, die in kleinern Städten den wirklichen Verhältnissen ziemlich genau entsprach, mit einem Einkommen von 7200 bis 7800 Mark eingeschätzt. Er hat daher in den Steuerjahren 1890/91 und 1891/92 dieses Einkommen voll versteuert. Nun betrug aber sein Jahresreingewinn oder soll zu schätzen sein für die Jahre

1892	3000	Mark
1893	500	„
1894	3000	„
1895	4000	„
1896	4500	„
1897	0	„
mithin zusammen	15000	Mark

während er versteuern muß:

1892/93	7500	Mark	$^1/_2$ von	8000 + 7000	Mark
1893/94	6000	„	$^1/_3$ „	8000 + 7000 + 3000	„
1894/95	3500	„	$^1/_3$ „	7000 + 3000 + 500	„
1895/96	2170	„	$^1/_3$ „	3000 + 500 + 3000	„
1896/97	2500	„	$^1/_3$ „	500 + 3000 + 4000	„
1897/98	3830	„	$^1/_3$ „	3000 + 4000 + 4500	„
mithin zusammen	25500	Mark			

oder in 6 Steuerjahren 10500 Mark mehr als sein wirkliches Einkommen.

Anders, und zwar zu Gunsten des Steuerpflichtigen, stellt sich natürlich die Sache bei steigendem Einkommen. Wenn ein Kaufmann im Jahre 1890 ein steuerpflichtiges Einkommen von 7000 Mark hatte, das bis zum Jahre 1897, dieses mit eingerechnet, jährlich um 1000 Mark steigt, so würde er in den 6 Steuerjahren von 1892/93 bis 1897/98 6500 Mark weniger versteuern, als er wirklich eingenommen hat. Stiege sein Reingewinn in dieser Zeit um jährlich 2000 Mark, so wäre die Sache für ihn noch günstiger, denn er hätte dann nur 72000 Mark zu versteuern, während er 84000 Mark reines Einkommen gehabt haben würde.

Ein ganz besonders merkwürdiger Fall von Doppelbesteuerung kam bei einer kleinen Aktiengesellschaft vor, die erst im Herbst 1890 gegründet worden ist, und deren Geschäftsjahr mit Ende September schließt. Sie hatte im ersten Jahre ihres Bestehens einen steuerpflichtigen Reingewinn (nach Abzug der steuerfreien $3^1/_2$ Prozent des Aktienkapitals) von etwa 18000 Mark gehabt, den sie auch im Steuerjahre 1892/93 versteuert hat. Im zweiten Jahre betrug dieser Gewinn 27000 Mark, der, weil ein dreijähriger Durchschnitt noch nicht gegeben war, ebenfalls voll versteuert wurde. Im folgenden Geschäftsjahre ergab sich ein bedeutender Betriebsverlust, und auch für das laufende ist ein solcher mit voller Gewißheit zu erwarten. Trotzdem müssen für 1894/95 15000 Mark ($^1/_3$ von 18000 + 27000 Mark) und für 1895/96 9000 Mark ($^1/_3$ von 27000 + 000 + 000), d. h. also 24000 Mark von den schon versteuerten 45000 Mark noch einmal versteuert werden.

Das Kuriose bei der Sache ist, daß auch hierbei die Bessergestellten, nämlich die Leute mit steigendem Einkommen, sich der (vielleicht unbeabsichtigten) Gunst des Steuergesetzgebers zu erfreuen haben.

Portofreiheiten. Auf unsre „Frage an die Wissenden“ in Nr. 20 hat ein Wissender in der Straßburger Post mit Abdruck einer Stelle aus dem Regulativ über Portofreiheiten geantwortet. Darin heißt es, daß sich die Portofreiheit der regierenden Fürsten sowie ihrer Gemahlinnen und Witwen nicht allein „beziehe“ auf „diejenigen Sendungen, welche von den Allerhöchsten Herrschaften persönlich abgesandt werden oder unter Allerhöchst deren persönlicher Adresse eingehen, sondern auch auf solche Sendungen, welche die Hausministerien, die denselben nachgeordneten Verwaltungen, ferner die Hofstaaten, die Adjutantur, das Zivil- und das Militärkabinett sowie die sonstigen mit diesen Sendungen betrauten Dienststellen in Angelegenheiten der Allerhöchsten Herrschaften ablassen oder empfangen.“ Das ist es aber eigentlich nicht, worauf sich unsre neugierige Frage bezog, sondern wir möchten wissen, wie viele Gärtnereien, Brauereien und sonstige Erwerbsanstalten regierender Fürsten von der den „nachgeordneten Verwaltungen“ eingeräumten Portofreiheit zum Schaden bürgerlicher Konkurrenten Gebrauch machen, wobei noch der Umstand

zu beachten wäre, daß manche deutsche Fürsten und Gemahlinnen deutscher Fürsten solche Erwerbsanstalten nicht bloß in ihrem eignen Lande besitzen, sondern auch in andern deutschen Ländern, wo sie nicht regieren.

Litteratur

Deutsche Ferienwanderungen. Schülerreisen als Anschauungsgänge in deutscher Landes- und Volkskunde von Otto Wilhelm Beyer. Leipzig, Georg Reichardts Verlag, 1894

Aus einer warmen Vaterlandsliebe, deren Kundgebung in der Einleitung dieses Buches von vornherein durch ihren Gedankenreichtum fesselt, fließen hier wohldurchdachte Vorschläge eines Jugend- und Naturfreundes. Die Liebe zu unserm deutschen Land und den Stolz darauf zu pflegen, genügt allerdings weder der landeskundliche Unterricht noch die paar Schulhefte mit ihren patriotischen Gesängen und Reden. Besonders nicht der Unterricht, für den Zeit wie Mittel zu spärlich bemessen sind, und für den nicht alle Lehrer, wie tüchtig sie sonst auch sein mögen, die Fähigkeit mitbringen, zu fesseln, ja zu begeistern, ohne die kein Nutzen ersprießt. Es klingt ebenso einfach wie überzeugend: was in unserm Vaterlande erhebend, begeisternd wirkt, soll auf eignen Wanderungen und Reisen aufgesucht werden. „Du magst die mittelalterliche Herrlichkeit der Wartburg im Unterricht mit noch so lebhaften Farben schildern, weit tiefer wird doch der Eindruck sein, wenn du deine Knaben diese Herrlichkeit mit eignen Augen schauen, sie sich die Seele vollsaugen lässest an diesem Kleinod deutscher Kunst.“ Das Schematische und Lückenhafte des Unterrichts nach Büchern, das rasche Verfliegen der Eindrücke der Schulfeste, beides wird dabei vermieden, gewonnen wird das Unvergeßliche und Echte der Eindrücke in dem gesteigerten Erleben des Wanderns. Wir erachten es, mit dem Verfasser, für keinen unbedeutenden Nebenvorteil, daß auf vaterländischen Wanderungen die Jugend tief in das eigne Volkstum eingetaucht wird, statt über den Wert fremden Volkstums hochmütig zu Gericht zu sitzen, und erinnern an Jahns Preis des Zusammenwanderns, das schlummernde Tugenden erweckt: Mitgefühl, Teilnahme, Gemeingeist und Menschenliebe, „weil aus dem fröhlichen Zusammenleben der Jugend der Keim der Leutseligkeit in die Welt getragen wird.“

Wie nun diese Wanderungen anzustellen, wie Schul- und Schülerreisen zu unterscheiden sind, wie aus ihnen durch wohlbedachte Wahl der Ziele ein Anschauungskursus in deutscher Land- und Volkskunde hervorgehen muß, lese man in dem Büchlein selbst nach, das neben oder vielmehr zu den Hauptsachen soviel schönes und gutes aus der Erfahrung des Wandrers geschöpftes über den erziehenden und bildenden Wert des Naturgenusses und überhaupt des Reisens, besonders auch in unsern Mittelgebirgen und Hügelländern im Gegensatz zu den Alpen, bringt, daß es kein Freund der Jugend ohne Genuß lesen wird. Möge dem Verfasser beschieden sein, die Vorschläge und Pläne, die er hier vorlegt, praktisch verwirklicht zu sehen, mögen durch ihn viele dazu angeleitet werden, den tiefen Sinn des

Goethischen Spruches zu erleben und zu erwandern, der dem Büchlein vorgesetzt ist:

Ich wandle auf weiter, bunter Flur
Ursprünglicher Natur;
Ein holder Born, in welchem ich bade,
Ist Überlieferung, ist Gnade.

Schwarzes Bret

Auf Grund des § 142 des Gesetzes über die allgemeine Landesverwaltung vom 30. Juli 1883 und der §§ 6 und 15 des Gesetzes vom 11. März 1850 verordne ich mit Zustimmung des Kreisausschusses für den Umfang des Landkreises Essen, was folgt:

§ 1. Das Verabfolgen von Almosen an Bettler, welche außerhalb ihres Wohnortes ansprechen, ist verboten.

§ 2. Zuwiderhandelnde verfallen in eine Geldstrafe bis zu 15 Mark, an deren Stelle im Unvermögensfalle entsprechende Haft tritt.

§ 3. Diese Verordnung tritt mit dem Tage ihrer Verkündigung in Kraft.

Essen, den 7. Dezember 1889. Der Landrat

Vorstehende Polizeiverordnung wird hiermit erneut zur öffentlichen Kenntnis gebracht.

Essen, den 6. Juni 1894. Der Landrat

Wer also, den Geboten Christi folgend, einen seiner Mitmenschen nicht verhungern lassen will, setzt sich in einem Staate, der sich einen christlichen nennt, der Gefahr aus, bestraft zu werden.

Da in den letzten Tagen — neben anzuerkennender Rücksichtnahme des Publikums — leider immer noch Fälle von Wasserverschwendung, ja mutwilliger Vergeudung durch z. B. an öffentlichen Ventilbrunnen spielende Knaben wahrgenommen worden sind, so dürfte es gerechtfertigt erscheinen, an Zeugen solcher und ähnlicher bei gegenwärtiger Wasserknappheit doppelt Ärgernis erregender Wasserverschwendung die Bitte zu richten, beobachteten Falles die Betreffenden ernstlich zu verwarnen, da es ja nicht möglich ist, jeden einzelnen Brunnen ununterbrochen polizeilicherseits bewachen zu lassen. Gießener Anzeiger vom 6. Juli.

Kürzlich ist uns die gedruckte Empfehlung eines Gastwirts und em. Lehrers in Ruhla zugegangen, der „als langjähriger Lehrer sowohl, als auch als Gastwirt" mit den Bedürfnissen der wandernden Schüler bekannt ist, und dessen Fremdenbücher „die stärkste Frequenz von mich besuchten Schulanstalten" aufweisen. Der gute Mann ist jetzt offenbar besser an seinem Platze als früher.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Semitismus und Antiſemitismus

in Öſterreich-Ungarn

Während des Krieges um Sebaſtopol bezeichnete Lord John Ruſſell den Staat Öſterreich, alſo das heutige Öſterreich-Ungarn, in etwas unhöflicher Ausdrucksweiſe als das neue gelobte Land. Nach den jüngſten Vorgängen gewinnt es den Anſchein, als hielten die Auserwählten die Zeit für gekommen, ſich als Herren im Lande zu zeigen. So mancher Zeitungsartikel weckt Erinnerungen an alte Weiſen, wie „Warum toben die Heiden, die Könige im Lande lehnen ſich auf“ u. ſ. w., die aber natürlich „modern“ geſetzt ſind. Der Satz, daß man nicht Gott dienen könne und dem Mammon, hat keine Geltung mehr, da ja Mammon der wahre Gott iſt; die ihn anbeten, ſind die „Freiſinnigen, die Fortſchrittlichen, die Verteidiger der Kultur und Geſittung“ gegen den Anſturm der Götzendiener. Dieſe Klaſſifikation fiel längſt auf in den Berichten über Streitigkeiten der Wiener Studenten, jetzt wird ſie allgemeiner angewandt. Iſt irgendwo ein Chriſt gewählt worden, der ſeinen Glauben ernſt nimmt, ſo erhebt ſich ein Wehgeſchrei, doppelt laut, wenn er gar dem geiſtlichen Stande angehört. Nicht als ob man die Meinungsäußerung unterdrücken wollte: beileibe nicht! man iſt ja liberal und daher duldſam. Aber ſolche Meinungen ſind gottlos, ſollten überhaupt nicht vorhanden ſein. Man iſt auch der Geiſtlichkeit keineswegs feindlich geſinnt; wenn ſie ſich judenfreundlich zeigt, darf ſie auf die ausgiebigſten Lobſprüche rechnen. Nur die Baalspriester müßten von Rechts wegen behandelt werden, wie in den fernen ſchönen Zeiten, und es iſt entſetzlich, daß ſich die Regierungen noch ſo läſſig zeigen, den Urteilen der hohen Preſſe Kraft zu geben. In Ungarn giebt es Verworfne, die der Einführung der Zivilehe nicht zujubeln, das Oberhaus erkühnte ſich ſogar, die Vorlage zu verwerfen — thut ſich denn kein Abgrund auf für dieſe Rotte Korah? Und in Wien —

Doch bleiben wir zunächst in „Transleithanien," um die dortige Entwicklung der Dinge nach gedruckten und schriftlichen Mitteilungen zu betrachten.

Die Magyaren haben sich den Ruf praktischer Politiker erworben, scheinen jedoch dessen überdrüssig zu sein. Durch zähe Ausdauer und geschickte Benutzung der Verlegenheiten und Mißgeschicke des Reichs hatten sie die Anerkennung der Verfassung von 1848 durchgesetzt, dem großen Staatsmanne Beust eine „Gemeinsamkeit" mit den deutsch-slawischen Ländern abgetrotzt, in der ihnen bei völlig gleichen Rechten nur ein Drittteil der Pflichten zufällt; sie verstanden es, mit eiserner Faust die andern Volksstämme Ungarns unter ihre Botmäßigkeit zu zwingen; ihre Finanzen sollen leidlich in Ordnung, die wirtschaftlichen Zustände befriedigend sein; das Verhältnis zum Herrscherhaus ist das allerbeste, auf österreichischer Seite will man sogar mitunter eine Bevorzugung alles Ungarischen bemerken. Freilich war es längst kein Geheimnis mehr, daß jüdische Geld- und Zeitungsmacht einen bedenklichen Einfluß auf alle öffentlichen Angelegenheiten nimmt, und lärmenden, von Studenten geführten Volksmassen wird eine Einmischung in die Politik gestattet, die in einem geordneten Staatswesen unmöglich sein sollte. Am bedauerlichsten kam dieses Unwesen bei dem Begräbnis Franz Kossuths zu Tage. Weder die tumultuirende Menge, noch die „feurigen" Redner, unter ihnen natürlich junge Herren mit deutschen Namen, die ihren Ahnen wahrscheinlich zwangsweise beigelegt worden sind, werden sich wohl der Bedeutung ihres Treibens bewußt gewesen sein. Sie erhitzten und berauschten sich selbst mit patriotischen Phrasen und bedachten nicht deren beleidigenden Sinn für den Monarchen, dem sie sonst mit dem landesüblichen Eljen überschwänglich huldigen. Denn der Gefeierte war doch derselbe Mann, dessen staatsmännische Eigenschaften in Redegewandtheit und rücksichtsloser Dreistigkeit bestanden, der sein Land ins Verderben gebracht, das Haus Habsburg-Lothringen des Throns verlustig erklärt, die Krone einem russischen Großfürsten angetragen hatte, dann als Gouverneur und Excellenz von eignen Gnaden die Rolle eines Prätendenten spielte und mehr als vierzig Jahre lang (noch grotesker als die letzten Demokraten, die dem deutschen Reiche die Anerkennung versagen, weil weder die Frankfurter Verfassung noch das Königreich Hannover wiederhergestellt, und Elsaß und Lothringen Frankreich abgenommen worden sind) bis an sein Lebensende in dieser Rolle verharrt hat. Daß die Regierung eine solche Totenfeier für den unversöhnlichen Feind des Reichs und der Dynastie duldete, beweist doch mindestens eine arge Schwäche.

Und unmittelbar darauf der erbitterte Streit um die Zivilehe! Unsre Gewährsmänner, im wahren Sinne liberale Magyaren, versichern, daß sich das Volk im großen und ganzen herzlich wenig um die Sache gekümmert habe. Die verschiednen Bekenntnisse, Römisch- und Griechischkatholische, nichtunirte Griechen, Protestanten und Kalvinisten, Juden und Zigeuner u. s. w. genießen

unbeschränkte Glaubensfreiheit, leben ohne Zwistigkeiten neben und durch einander, die Ehe der Katholiken ist nicht, wie in Österreich, unlösbar, der Übertritt von einer Konfession zu einer andern ungehindert. Und da mit Ausnahme eines Teils der Kalvinisten und der Mehrheit der Juden alle Gegner der Zivilehe sind, begreift man nicht, weshalb das Ministerium mit solcher Hartnäckigkeit auf der Annahme der Gesetzvorlage bestanden, eine Kabinetsfrage daraus gemacht, eine Kollision mit der Krone und den Bruch mit dem — von jeher ungarisch-national gesinnten — Klerus herbeigeführt hat. Allerdings war es auch auffallend, daß sich die Katholiken, geistliche und weltliche, so heftig gegen eine Einrichtung aussprachen, mit der man sich in ganz Westdeutschland so gut abgefunden hat.

Die Erklärung für beide Erscheinungen lautet folgendermaßen. In Ungarn hat das Freimaurerwesen noch eine uns Fernstehenden schwer verständliche Wichtigkeit. Der Orden ist dort noch der Sammelpunkt der „Aufgeklärten," der „Freidenker," verfolgt kirchenfeindliche Tendenzen. Den Mitgliedern, namentlich Juden und Kalvinisten, kann es gleichgiltig sein, ob die katholische Kirche den gemischten Ehen gegenüber den sakramentalen Charakter der Ehe mit aller Strenge aufrecht erhält, da sie auch als Katholiken nicht genötigt sind, sich katholisch trauen zu lassen. Aber es galt, der Kirche einen Streich zu versetzen, und deshalb wurde die Führung der Standesregister (Matrikeln) den Geistlichen entzogen. Diese stehen von nun an außer jeder bürgerlichen Beziehung zur Gemeinde. Möglich ist es ja, daß sich einzelne unnötig eingemischt haben, aber in ihrer Gesamtheit verdienen sie, wie versichert wird, nicht im mindesten einen solchen Beweis des Mißtrauens. Dazu kommt das allgemeine Bildungsniveau und das politische Parteiwesen in den Provinzen. Auf dem Lande soll häufig der Geistliche der einzige sein, der zur Führung der Register befähigt ist, es müßte denn der jüdische Krämer hinlänglich Kenntnis des Lesens und Schreibens haben. Und was die autonomen Verwaltungs- und Gerichtsbehörden anlangt, so behaupten Kenner der Verhältnisse, daß die Gewohnheiten aus der Türkenzeit noch immer nicht überwunden seien; Geschäftsleute in Österreich und Deutschland befleißigen sich im Verkehre mit Ungarn der äußersten Vorsicht und Zurückhaltung, weil sie meinen, bei Rechtsstreitigkeiten komme dort nie etwas heraus; wie es in Zeiten der Wahlbewegung zuzugehen pflegt, ist zur Genüge bekannt. Woher soll da das Vertrauen zu den neuen Standesbeamten kommen? Von der Ministerbank aus ist die Versicherung erteilt worden, die Zivilehe werde der Unsittlichkeit steuern. Natürlich — wie in Frankreich!

Neben diesem Siege des Semitismus nimmt sich der kürzlich in Wien erfochtne vollends possenhaft aus, und es ist begreiflich, daß sich die Witzblätter des Stoffs bemächtigt haben, wie denn eins die Formel gefunden hat, die Juden müßten für die Unbill entschädigt werden, die ihnen schon im fernsten

Altertum von den Antisemiten angethan worden sei. Aber mit guten oder schlechten Witzen ist die Sache nicht abgethan, die Sprache der „ernsten" Blätter läßt zu deutlich erkennen, daß es sich auch in Wien um eine Kraftprobe handelte. Man höre! Eine Anzahl „Doktoranden" der Medizin erklären eines Tags in allen Zeitungen, daß sie mit der „Freiwilligen Rettungsgesellschaft" nichts mehr zu thun haben wollen, weil der Oberarzt die Juden zurücksetze. Sofort ist das Vaterland, ja die Menschheit in Gefahr, die verbreitetsten Zeitungen läuten Sturm gegen die Gesellschaft, wohlzumerken eine Privatgesellschaft! die Verunglückten beispringt, ohne sie nach ihrem Glauben zu fragen, aber sich — angeblich — herausnimmt, nicht jeden jüdischen Studenten der Medizin zu beschäftigen. Die um ihren Ruf besorgte Gesellschaft setzt sofort einen hochnotpeinlichen Spezialgerichtshof ein, dessen Mitglieder, wie behauptet und unsers Wissens nirgends bestritten worden ist, ohne Ausnahme erklärte Philosemiten sind, an der Spitze als Großinquisitor ein Professor der Pathologie und Therapie, namens Nothnagel, der sich, wie die Folge gezeigt hat, als Parteimann ebenso geschätzt wie verhaßt gemacht hat, während seine wissenschaftlichen Verdienste im stillen geblieben sind. Das Ergebnis der Untersuchung muß äußerst dürftig gewesen sein, da der Spruch lautete, der Oberarzt habe verabsäumt, einer „Unterströmung" rechtzeitig entgegenzutreten. Nun ist die Zivilisation wieder gerettet, falls nicht entdeckt werden sollte, daß noch unverhältnismäßig viel Ärzte angestellt sind, die weder den Vorzug jüdischer Herkunft haben, noch sich ihrer Abstammung schämen. (Rom teilt bekanntlich die Menschen in Katholiken und Akatholiken, Roms Nachfolger in der Weltherrschaft wären daher wohl berechtigt, den Namen Ajuden einzuführen.) Wundern würden wir uns nicht, wenn demnächst gefordert würde, das Strafgesetzbuch um einen Paragraphen zu bereichern, der die Vernachlässigung der schuldigen Ehrerbietung gegen Juden mit schweren Strafen belegte.

Leider hatte die Sache noch ein Nachspiel. Nichtjüdische Studenten aus allen Nationalitäten gaben dem Professor Nothnagel ihre Unzufriedenheit zu erkennen, und zwar sehr ungehörigerweise zu Beginn seines nächsten Vortrags. Er ließ sich durch den Lärm nicht abhalten, das Hereinschaffen eines Typhuskranken zu befehlen. Und nun trug sich etwas merkwürdiges zu. Der Kranke folgte mit gespannter Aufmerksamkeit dem Demonstriren der Studenten, und als er untersucht wurde, konnte eine Wendung zum bessern beobachtet werden. Daß diese Wirkung vom Professor vorausgesehen worden sei, wird bezweifelt. Die Studenten begingen einige Tage später eine zweite Taktlosigkeit. Als eine Deputation mit scheinbar günstigem Bescheid vom Rektor zurückkehrte, stimmten sie die „Wacht am Rhein" an. Daß ihnen dies als österreichfeindliche Demonstration ausgelegt und weiblich ausgebeutet werden würde, hätten sie wohl voraussehen können.

Doch darf billigerweise nicht unberücksichtigt gelassen werden, daß sie von

der judenfreundlichen Presse auf alle erdenkliche Weise herausgefordert worden waren. Historiker und Kulturhistoriker würden gut thun, einige Wiener Blätter (die ja jetzt überall zu sehen sind) aus den letzten Monaten zu sammeln, da sie wertvolles Material zum Verständnis des gegenwärtigen Entwicklungsprozesses enthalten. In Ungarn haben die „Liberalen" in aller Form gesiegt, die Krone hat sich gefügt, wenn auch die Mitteilungen, daß bald dieser, bald jener im Staatsdienste stehende ungarische Aristokrat wegen seiner Abstimmung gegen die Zivilehe gemaßregelt werden solle, wohl nur als Ausdruck frommer Wünsche zu nehmen sein dürften. Und der übermütige Ton, den die entsprechende Partei in Österreich anschlägt, verrät auch dort die Siegeszuversicht. Auch ohne Verdächtigengesetz ist die Einführung der Gesinnungsinquisition in dem ersten Falle gelungen; wie lange wird es dauern, daß „die öffentliche Meinung" eine Purifikation der Staatsbehörden verlangt?

Und dabei wundert man sich über das Anwachsen des Antisemitismus und die Gewaltthätigkeit, mit der auch er häufig auftritt!

Das Börsenspiel

nach den Protokollen der Börsenkommission

Von O. Bähr

(Schluß)

Schon in meinem früher erwähnten Aufsatze vom Februar d. J. habe ich es als unerhört bezeichnet, daß eine zum Kampfe gegen ein schweres soziales Übel berufne Versammlung hochangesehener Männer Vorschläge macht, die darauf abzielen, das Übel erst recht zu befestigen. Aus dem Sitzungsprotokoll vom 12. Oktober 1892 ergiebt sich, daß der Antrag Wieners, das Differenzspiel unbedingt für klagbar zu erklären, mit zehn gegen acht Stimmen gefaßt worden ist. Wir sehen nun auch klarer darüber, auf welchem Wege dieses Ziel erreicht wurde.

Mit allen Mitteln dialektischer Kunst wurde dahin gestrebt, den Begriff des „reellen Termingeschäfts," das man dem „bloßen Differenzgeschäft" gegenübergestellt hatte, dahin zu erweitern, daß er jedes Differenzgeschäft umfasse, wenn dieses nur nicht dem Spielenden unmittelbar zum Verderben gereiche. Am klarsten ergiebt sich das aus dem einem Sachverständigen gemachten Vorhalt, ob er es denn nicht als ein „legitimes Geschäft" anerkenne, wenn ein wohl-

habender Mann einen Teil seines Vermögens zu Differenzgeschäften verwende. Hieran knüpfte sich dann als weiteres Glied dieser Börsenlogik der Satz, daß man zwischen verderbenbringenden und nicht verderbenbringenden Termingeschäften unmöglich unterscheiden könne, weil man ja sonst „auf eine schiefe Ebne gerate." Und daraus wurde dann endlich der Schluß gezogen, daß alle Termingeschäfte für „reell" zu halten, folglich klagbar seien. Quod erat demonstrandum.

Diese ganze Kette von Schlüssen beruht auf einer Fälschung des Spielbegriffs. Denn dieser ist (wie schon Seite 10 gezeigt wurde) unabhängig davon, ob der Spielende das Spiel aushalten kann oder nicht. Auch der reiche Mann, der an der Börse Differenzgeschäfte macht, spielt. Seine Geschäfte fallen nicht minder unter den Begriff des „unreellen Termingeschäfts," als die Geschäfte, die der Hausknecht oder Kellner für sich machen läßt. Gerade weil sich nicht zwischen schädlichem und unschädlichem Spiel unterscheiden läßt, haben die Gesetze nicht etwa (nach der Logik der Börsenfreunde) alle Spiele für klagbar erklärt, sondern allen Spielen die Klagbarkeit entzogen.

Diese auf rechtlichem Gebiete liegende Täuschung wurde begleitet von dem Versuch eines Beweises, daß das Börsenspiel auch innere Berechtigung und wirtschaftlichen Wert habe. Bei einer Beurteilung der Sache vom Standpunkte des bestehenden Rechts würde es nun freilich hierauf gar nicht ankommen. Denn der Richter kann nicht von solchen Philosophemen abhängig machen, ob er die Gesetze anwenden will oder nicht. Gleichwohl wollen wir auch das, was in dieser Beziehung die Umfrage gebracht hat, einer kurzen Betrachtung unterwerfen.

Für die innere Berechtigung des Differenzspiels wird vor allem (wie bei so manchen andern Mißbräuchen) auf die natürliche Freiheit des menschlichen Handelns Bezug genommen. Wie kann man einem freien Manne verbieten, sein Vermögen im Terminhandel nutzbar zu machen? seinen prophetischen Geist über die Wandlungen des Geldmarkts zu bethätigen? seine Ideen zu fruktifiziren? So fragen unsre Börsenfreunde. Die Antwort liegt auf der Hand. Niemand hindert die Spiellustigen, zu spielen. Nur versagt ihnen der Staat seinen starken Arm, um den Spielgewinn einzuheimsen, weil die Erfahrung lehrt, daß das Spiel vielen zum Verderben gereicht. Wenn es unter diesen Umständen die Börsenmänner vorziehen, gar keine Spielgeschäfte mehr zu machen, so müssen sich das unsre Spielfreunde, die nur ihre Ideen fruktifiziren wollen, schon gefallen lassen. Übrigens verdient diese ganze Argumentation doch ein ernstes Wort. Wenn Börsenleute solche Sätze, wie die mitgeteilten, aufstellen, so ist es zu begreifen. Wenn aber auch solche, die die Verhältnisse tiefer durchblicken, den Fortbestand des Börsenspiels mit all seinem physischen und moralischen Verderb damit verteidigen, daß es doch einem reichen Mann unbenommen bleiben müsse, sein Spielgelüste zu befriedigen, so ist das geeignet,

die größte sittliche Entrüstung wachzurufen. Freilich darf man annehmen, daß es denen, die so reden, viel weniger darum zu thun sei, dem reichen Manne seine Handlungsfreiheit zu wahren, als vielmehr ihn dabei festzuhalten, daß er seinen Reichtum in den Schlund der Börse hineinstürze. Das bezeichnen die Worte: die Börse kann die Teilnahme des Privatpublikums nicht entbehren.

Eine weitere Anschauung, die sich auf diesem Gebiete geltend macht, ist die von der absoluten Berechtigung der Spekulation. Der Kaufmann dürfe doch unzweifelhaft bei Ankauf und Verkauf seiner Waren spekuliren. Dieses Spekuliren durchdringe das ganze kaufmännische Leben. Warum solle man nun nicht auch in der Weise spekuliren dürfen, daß man sich lediglich die Differenz zwischen dem jetzigen und dem spätern Preis einer Ware ausbedinge? Auch dies sei eine kaufmännische Spekulation, wie jede andre. Der Unterschied liegt aber darin: der Kaufmann erlangt in der Form der Spekulation den Lohn für eine wirtschaftlich nützliche Thätigkeit. Darin hat seine Spekulation ihre Berechtigung. Beim Differenzgeschäft dagegen ist die Spekulation zum Selbstzweck erhoben. Sie dient nur dazu, daß der eine gewinnt, was der andre verliert, ohne daß eine wirtschaftlich nützliche Thätigkeit in der Mitte liegt. Sie will nur den Satz verwirklichen: wer klüger ist als ein andrer, darf diesem sein Geld abnehmen, wenn er nur nicht dabei gegen das Strafgesetz verstößt. Diese Art der Spekulation entbehrt jeder innern Berechtigung und hat deshalb auch keinen Anspruch auf Schutz vonseiten des Staates. Denn was für einen Grund hätte der Staat, den zu schützen, der kein andres Verdienst für sich anführen kann, als daß ihm der blinde Zufall oder auch eine schlauere Berechnung vor einem andern den Vorzug gegeben hat?

Was den wirtschaftlichen Wert des Terminhandel betrifft, so können wir die hochtönenden allgemeinen Aussprüche mancher Sachverständigen von dessen unbedingter Notwendigkeit, von dem allgemeinen „kulturellen" Bedürfnis, das er befriedige, von seiner Eigenschaft als einem großen Bindegliede zwischen Angebot und Nachfrage u. s. w. wohl auf sich beruhen lassen. Es kommt darauf an, wie im einzelnen sein Wert begründet wird.

Zuvörderst wird angeführt, daß der Terminhandel dazu diene, Papiere, namentlich auch bei neuen Unternehmungen, leichter unterzubringen („loszuwerden"). Hierher gehört auch die Äußerung, daß der Terminhandel schon an sich den Wert eines Papiers erhöhe. Aber das ist doch ein sehr zweifelhaftes Lob. Der Terminhandel kann dazu dienen, gute und schlechte Papiere unterzubringen, gute und schlechte Papiere in ihrem Werte zu erhöhen. Für seine regelmäßige Wirksamkeit in dieser Beziehung liegt in der Aussage des Sachverständigen Christians (S. 18) ein sehr ungünstiges Zeugnis vor. Er diene nur dazu, schlechte Papiere dem Publikum verdaulich zu machen. Eine Bestätigung hierfür dürfte in der Thatsache liegen, daß die große Mehrzahl der Börsenpapiere, und zwar gerade die besten, weder bei der Ausgabe noch später

terminlich gehandelt werden. Der Terminhandel von Papieren „per Ausgabe“ — wenn er überhaupt vorkommt — wird wohl nur auf Schwindel hinauslaufen. Jedenfalls wird sich aus dieser Art, den Terminhandel nutzbar zu machen, kein dringendes wirtschaftliches Bedürfnis dafür ableiten lassen. Glücklicherweise sind auch heutzutage unsre deutschen Staaten nicht mehr genötigt, wegen Unterbringung ihrer Anleihen die Börse in Anspruch zu nehmen. Sie können sich mit Vertrauen an die Kapitalkraft des deutschen Volkes wenden.

Weiter wird für den Terminhandel angeführt, daß er wesentlich zu einer richtigen Preisbildung für die terminlich gehandelten Gegenstände beitrage. Es ist aber durchaus nicht ausgemacht, ob das richtig ist. Unsre Börsenkundigen sind darüber, wie wir gesehen haben, sehr verschiedner Meinung. Schließlich wird jede dieser Meinungen auf ein unbestimmtes Dafürhalten hinauslaufen. Die Preisschwankungen an der Börse sind sowohl in ihrer Erscheinung als in ihren Gründen völlig unberechenbar. Unzweifelhaft trägt mitunter der Terminhandel zu diesen Schwankungen bei. Die Kommission, die es in ihrem Berichte gleichfalls im allgemeinen als ein Verdienst des Terminhandels rühmt, daß er die Preisbildung sichere, hat unvorsichtigerweise an andrer Stelle ein Zeugnis gerade in gegenteiliger Richtung abgelegt. Unter den Gründen, weshalb sie für die Warenbörse eine Registerführung vorschlägt, ist auch der Grnnd, daß die Warenbörse in höherm Maße eines Schutzes gegen Beunruhigung und Fälschung der Preisbildung bedürfe. Also doch!

Aber selbst angenommen, die an der Börse abgeschlossenen Differenzgeschäfte seien geeignet, auf die Preisbildung günstig einzuwirken: könnte denn das einen Grund abgeben, sie aufrechtzuerhalten, wenn andre gewichtige Gründe entgegentreten? Die Preisbildung ist ja niemals wirtschaftlicher Selbstzweck, sondern sie ist die natürliche Folge des gesunden Verkehrs. Mögen doch die, die an der Börse ernstlich Geschäfte machen, damit auch für die Preisbildung sorgen. Daß aber andre, die nur spielen wollen, für diesen Zweck ihre Haut zu Markte tragen sollen, das ist doch zuviel verlangt. Wir wünschten nur, daß einmal einer unsrer Börsengelehrten an ein von der Börse abgeschlachtetes Opfer heranträte und zu ihm die Trostesworte spräche: „Du hast mit deinen leider mißglückten Spekulationen doch einem höhern wirtschaftlichen Zwecke gedient. Du hast die Preisbildung gefördert und dazu beigetragen, das Wellengekräusel der Börse zu erhalten.“ Wir möchten wohl hören, welche schöne, aber wohlverdiente Antwort er bekäme!

Ein beliebter Grund, mit dem man den Terminhandel verteidigt, ist noch der, daß man sagt: der Kassahandel sei als Spekulationsmittel ebenso schädlich wie der Terminhandel; und wenn der Terminhandel beseitigt werde, so würde in gleicher Weise im Kassahandel spekulirt werden. Dieser Verteidigung ist durch die Umfrage entschieden der Boden entzogen worden. Die große Mehrzahl der Sachverständigen, darunter selbst solche, die dem Terminhandel

durchaus nicht abhold sind, bezeugt, daß der Terminhandel weit günstiger für das Börsenspiel sei, und daß in ihm die eigentliche Verlockung dazu liegt. Das ist auch sehr begreiflich. Beim Kassahandel müssen doch wenigstens die Stücke, über die gehandelt wird, zur Stelle sein. A la baisse kann also immer nur der spekuliren, der solche Stücke im Besitz hat. Beim Terminhandel dagegen fliegen die Stücke, in denen spekulirt wird, gewissermaßen überall und nirgends in der Luft herum. Dadurch wird es möglich, über weit mehr Gegenstände zu handeln, als man besitzt, ja als überhaupt vorhanden sind; was nicht bloß bei der Warenbörse, sondern mitunter auch bei der Effektenbörse vorkommt. Daß daraus große Verluste entstehen, liegt in der Natur der Sache. Auch alle die Verlockungen zum Börsenspiel, von denen uns die Sachverständigen ein so anmutiges Bild vorgeführt haben, haben den Abschluß von Termingeschäften zum Ziel. Übrigens brauchten ja auch die Börsenfreunde gar nicht mit solchem Eifer den Terminhandel zu verteidigen, wenn das Publikum im Kassahandel ebenso gut spekuliren könnte. Denn dann würde die Börse im Kassahandel vollen Ersatz finden.

Sind also alle diese Verteidigungen des Terminhandels, die die Verteidigung des Differenzgeschäfts in sich schließen sollen, ohne ernste Bedeutung, so kommt es nur noch darauf an, inwieweit die Möglichkeit vorliegt, im Gebiete des Terminhandels das „bloße Differenzgeschäft" herauszuerkennen. In dieser Beziehung müssen wir gesondert von der Waren- und von der Effektenbörse reden.

Bezüglich des Warenverkehrs hat die Umfrage wenigstens in einer Richtung ein ganz unzweifelhaftes Ergebnis geliefert. Die Börse selbst scheidet die, die nach ihrer Lebensstellung gar keinen Beruf haben, mit der betreffenden Ware Handel zu treiben, aus und nennt sie Outsiders. Die Sachverständigen erklären auch in ihrer großen Mehrzahl selbst vom Standpunkt der Börse aus die Teilnahme dieser Outsiders nicht allein für unnötig, sondern auch für schädlich. Damit ist die neue Praxis des Reichsgerichts glänzend gerechtfertigt. Es wird dadurch aber auch klar, wie die Kommission dazu kam, durch den Vorschlag einer Registerführung die Warenbörse für das Börsenspiel aufzugeben. Es war das kein freiwilliges, sondern ein notgedrungnes Opfer. Die Warenbörse war als Station des Börsenspiels völlig unhaltbar geworden. Man suchte daher nach der mildesten Form, in der man sie von sich abschütteln konnte.

Als Termingeschäfte, die man (insofern sie sich nicht schon durch ihren Umfang als Spielgeschäfte aufweisen) bis auf weiteres als ernste Kaufgeschäfte wird ansehen müssen, bleiben sonach nur die übrig, die von Händlern unter einander oder mit Produzenten bezüglich der von diesen erzeugten oder für ihre Produktion erforderlichen Waren geschlossen werden.

Hiernach wird man auch den Termingeschäften der Landwirte — so beklagenswert auch nach dem Urteile vieler sachkundigen Männer deren Teilnahme

am Börsenverkehr ist — Rechtsschutz nicht versagen können, wenn sie sich auf den Verkauf der von ihnen erzeugten Früchte beschränken. Dasselbe gilt von den Termingeschäften der Müller, wenn sie das für ihre Fabrikation nötige Getreide an der Börse ankaufen. Anders, wenn sie sich auf Spekulationen einlassen, die mit ihrer Gütererzeugung nichts gemein hat. Dann müssen auch sie als Outsiders gelten.

Minder einfach liegen die Verhältnisse an der Effektenbörse. Hier hat das Reichsgericht zunächst solche Termingeschäfte als bloßes Spiel bezeichnet, wo einer der Beteiligten — gewöhnlich der börsenfremde Spieler — gar nicht soviel Vermögen besitzt, um die Abschlußsumme, auf die das Geschäft lautet, bezahlen zu können. Diese Praxis ist, auch nach dem Ergebnis der Umfrage, vollkommen gerechtfertigt. Daß der Spieler, um die Abschlußsumme zu bezahlen, seinen Kredit mobil machen oder sich auch durch ein neues Termingeschäft von der Zahlpflicht — bis auf die schon herangewachsene Differenz — losmachen könne, sind nur künstlich ersonnene Ausreden, um die wahre Natur des Geschäfts zu verdecken. Mit solchen Sophistereien werden sich die Gerichte nicht fangen lassen.

Es fragt sich aber, ob nicht die Umfrage Ergebnisse geliefert hat, die ein weiteres Vorschreiten der Gerichte auf dem eingeschlagnen Wege rechtfertigen. Stellt man freilich die Frage so: welche der an der Effektenbörse abgeschlossenen Termingeschäfte sind bloße Differenzgeschäfte? so mag sie auf den ersten Blick schwer lösbar erscheinen. Man kann aber die Frage auch dahin stellen: welche der an der Effektenbörse abgeschlossenen Termingeschäfte sind keine Differenzgeschäfte? Mit dieser Frage kommt man zu einem weit sichereren Ergebnis.

Man hat nämlich bei der Umfrage nicht umhin gekonnt, alle die Fälle namhaft zu machen, wo Termingeschäfte auf ein ernstliches Kaufgeschäft hinauslaufen und darnach, wie man annehmen kann, einen wirtschaftlichen Wert haben. So sehr man nun auch diese Fälle möglichst aufzubauschen gesucht hat, so ist doch das Ergebnis äußerst dürftig ausgefallen.

Man sagt zunächst: es sei ja möglich, daß sich jemand für später eingehende Gelder die Anlage in Papieren zu einem bestimmten Preise oder für später auszuzahlende Gelder den Verkauf von Papieren zu einem bestimmten Preise sichern wolle. Dann sei der Terminhandel als ein wirklicher Ankauf oder Verkauf gemeint. Die Möglichkeit eines solchen Falles kann nicht bestritten werden. Aber wenn man auch nicht mit der Anführung von KM. Gamp (S. 18) annehmen will, daß unter einer Million von Fällen ein solcher Fall nur einmal vorkomme, so wird er doch jedenfalls höchst selten vorkommen. Und wenn er vorkäme, so wäre nicht das geringste daran gelegen, wenn nichts daraus würde. Denn die wirtschaftliche Bedeutung eines solchen, ohnehin höchst unsichern, im besten Falle aber mit dem Schaden eines andern zu erkaufenden

Vorteils wäre verschwindend gering. Man kann deshalb die Möglichkeit eines solchen Falls praktisch ganz bei Seite lassen.

Man redet sodann davon, daß der Terminhandel öfter als „Versicherung" diene, wo er doch jedenfalls berechtigt sei. Will sich jemand den Preis seiner Waren in der Art versichern, daß er sie im voraus (terminlich) verkauft, so liegt ein ernstes Kaufgeschäft vor, gegen das nichts einzuwenden ist. Wenn aber jemand (wie der Sachverständige Russell S. 18 als Beispiel anführt) ein Spielgeschäft geschlossen hat und nun, um dessen Folgen von sich abzuwenden, ein zweites Geschäft in entgegengesetzter Richtung abschließt, so kann er allerdings sagen, daß er sich gegen Schaden „versichern" wolle. Aber er thut das mittels eines zweiten Spielgeschäfts. Er wendet die Gefahr, die er durch das erste Spiel auf sich genommen hat, von sich ab und wendet sie seinen beiden Mitspielern zu. Von einem wirtschaftlichen Werte solcher sich neutralisirenden Geschäfte kann so wenig die Rede sein, als wenn ein Spieler am Roulettetisch erst auf Rouge und gleich darauf auch noch auf Noir setzt.

Eine Art von Versicherung jedoch, die bei der Effektenbörse öfter in der Form des Terminhandels in Anspruch genommen wird, hat einen eigentümlichen Charakter. Es ist das die Versicherung des Wertes ausländischer Valuta vonseiten solcher, die mit dem Auslande Handel treiben und dort diese Valuta einzunehmen oder in ihr zu zahlen haben (S. 18). Hier hat die fremde Valuta gewissermaßen die Natur einer Ware, die der Händler für sein Geschäft terminlich kauft oder verkauft. Das ist ein reelles Kaufgeschäft, gegen das nichts einzuwenden ist. Die besondre Natur dieser Termingeschäfte erweist sich auch darin, daß sie nicht durchweg auf Ultimo, sondern je nach Umständen auf Monate hinaus abgeschlossen werden (S. 19). Übrigens ist in Paris der Terminhandel mit russischen Noten erst ganz vor kurzem eingeführt worden. Man hat doch sicherlich auch schon vorher in Frankreich Handel mit Rußland gehabt. Es muß also doch auch dieser Terminhandel nicht ein so dringendes Bedürfnis sein.

Es wird ferner bezeugt, daß, wo Effekten zur Ausgleichung internationaler Verpflichtungen verwendet werden sollen, der Terminhandel zu deren Beschaffung notwendig sei. Es ließe sich ja fragen, ob nicht der Kassahandel dazu ausreicht, wenn man nur bei diesem etwas längere Lieferungsfristen bedinge. In Newyork, wo nur Kassageschäft besteht, werden gleichwohl große Umsätze in solchen Papieren gemacht (S. 19). Doch mag es sein, daß der Terminhandel das bequemere Mittel ist. Auch hier handelt es sich aber um einen Kauf, der effektiv erfüllt werden soll.

Auf diese beiden Verhältnisse beschränken sich die Fälle, wo sich nach der Aussage der Sachverständigen der Terminhandel zu einem wirklichen Kaufgeschäft gestaltet und damit ein wirtschaftliches Bedürfnis erfüllt.

Was ist daraus zu folgern? Daß in allen übrigen Fällen der Termin-

handel nichts andres ist als Differenzgeschäft, d. h. Börsenspiel. Bestätigt wird dies durch die Thatsache, daß sich der Terminhandel durchweg in den stehenden Formen des Ultimogeschäfts mit bestimmten Papieren und in bestimmt begrenzten großen Beträgen bewegt. Bestätigt wird es durch das Zeugnis in Salings Börsenbuche Seite 74, daß „die Zeitgeschäfte fast ausschließlich der Spekulation dienen," ein Ausspruch, den der Verfasser allerdings wohl nicht in dem Bewußtsein, daß er einstmals für das Börsenspiel verhängnisvoll werden könnte, abgegeben haben mag. Es ergiebt sich zugleich hieraus, daß die Annahme der Kommission, es könne zwischen „reellem Termingeschäft" und Börsenspiel nicht unterschieden werden, in gewissem Sinne ganz richtig ist. Auch das, was die Kommission reelles Termingeschäft nennt, ist — von den angeführten wenigen Ausnahmen abgesehen — nichts als Börsenspiel.

Für die künstlicher gestalteten Termingeschäfte, Prämiengeschäft, Stellage u. s. w., hat die Annahme, daß sie nur Spielgeschäfte seien, in den Aussagen vieler Sachverständigen (S. 57) noch eine positive Bestätigung gefunden.

Aus dem Dargestellten läßt sich nachstehende Folgerung ziehen. Die Gerichte würden, wenn sie der Wahrheit ihr Recht geben wollen, in der Annahme von Differenzgeschäften noch viel weiter gehen müssen als bisher. Wie die Dinge thatsächlich liegen, würde die Vermutung berechtigt sein, daß alle an der Effektenbörse abgeschlossenen Termingeschäfte nichts andres als Differenzgeschäfte seien. Die Gefahr, daß mit Aufstellung dieser Vermutung die wenigen Fälle, wo im Terminhandel ein reelles Kaufgeschäft enthalten ist, ungerecht betroffen werden könnten, ist nicht groß. Zunächst würde in solchen Fällen nach der Stellung der beteiligten Personen kaum jemals der Einwand des Spieles erhoben werden. Auch würden sich solche Verhältnisse leicht durchschauen lassen, wenn nur die Gerichte nicht so thun wollten, als ob ihnen alles Menschliche fremd sei. Wenn ein Königsberger Getreidehändler russische Valuta oder ein Münchner Bierbrauer österreichische Valuta in einem ihrem Geschäftsbetrieb entsprechenden Umfange an der Börse gehandelt haben, so wird man nicht annehmen können, daß sie damit nur ein Spielgeschäft hätten machen wollen. Deshalb brauchen sich aber doch die Gerichte noch nicht weismachen zu lassen, daß, wenn ein Schlächter (oder auch, wie ein andrer Sachverständiger als Beispiel anführt, ein Lehrer) für 500 000 Mark russische Noten auf Ultimo gekauft hat, dies ein ernsthafter Kauf sei. Auch die Geschäfte, die zur Beschaffung der für den internationalen Ausgleich nötigen Effekten dienen, würden sich leicht herauserkennen lassen. Zunächst beschränken sich solche Geschäfte auf die nicht sehr große Zahl der hierzu geeigneten Papiere. Es werden auch nur größere Häuser sein, die solche Geschäfte machen, während wir andrerseits aus der Aussage des Sachverständigen Winterfeld (S. 15)

wissen, daß solche große Häuser Spekulationsgeschäfte für sich selbst so gut wie niemals machen. Auch hier ist also die Gefahr, daß solche Geschäfte verkannt werden könnten, sehr gering. Im übrigen ist der ganze Terminhandel eine wertlose Geldmacherei und ein Mittel der Ausbeutung.

Sollten aber die Gerichte Bedenken haben, so weit, wie hier vorgeschlagen wird, zu gehen, vielmehr dabei stehen bleiben wollen, daß für die Annahme eines Spielgeschäfts noch besondre Anzeichen, namentlich also die Unzulänglichkeit des Vermögens eines Beteiligten für die Effektiverfüllung, hinzukommen müssen, so würde doch an die nicht wegzuleugnende Thatsache, daß die ungeheure Mehrzahl der Termingeschäfte nichts andres als Spielgeschäfte sind, eine andre juristisch wichtige Folge zu knüpfen sein, nämlich die, daß der Bankier, der ein solches Geschäft abschließt oder dessen Vermittlung übernimmt, nicht gegen die Frage, ob denn die Vermögensverhältnisse seines Kunden dazu auch ausreichen, sich gleichgiltig verhalten und später sein „Nichtwissen" vorschützen dürfe; daß man vielmehr von ihm fordern könne, er habe sich, ehe er das Geschäft eingehe, nach den Vermögensverhältnissen seines Kunden zu erkundigen, und daß er, wenn er dies unterlassen hat, als ein solcher angesehen wird, der diese Verhältnisse hätte kennen müssen. In vielen Fällen wird es freilich für den Bankier von vornherein gar nicht zweifelhaft sein können, daß das Vermögen seines Kunden zur Zahlung der ungeheuern Summen, auf die die Termingeschäfte lauten, nicht ausreicht.

Überhaupt möchten wir hier auf den Gedanken hinweisen, den die Gerichte im allgemeinen ihrer Rechtsprechung auf diesem Gebiete zu Grunde zu legen haben. Es handelt sich nicht darum, dieser oder jener mitleidswürdigen Person, die sich auf das Spiel eingelassen hat, aus der Not zu helfen oder diesen oder jenen Börsenjobber für seine Schlechtigkeit abzustrafen. Öfter wird es in solchen Prozessen sehr zweifelhaft sein, ob der Kläger oder der Verklagte die schuldigere Person ist. Vielmehr handelt es sich darum, durch folgerichtige Versagung des Rechtsschutzes dem Börsenspiel überhaupt entgegenzutreten. Der Einwand des Spieles ist daher ganz ohne Rücksicht auf die Person, für oder gegen die er wirken soll, zu beurteilen.

In Börsenkreisen wird gegen die neue Praxis unter anderm eingewendet, daß sie den börsenfremden Spieler schütze, den Börsenmann dagegen ungeschützt lasse. In dem Munde eines Sachverständigen hat das sogar zu der Äußerung geführt, daß der Bankier jetzt vogelfrei sei (1950). Juristisch ist das nicht richtig, wie auch KM. Wiener ausdrücklich anerkannt hat (1953). Auch der Bankier würde, wenn er verspielt hätte und wegen der Differenz in Anspruch genommen würde, den Einwand des Spieles entgegensetzen können. Wenn er dies nicht thut, weil er überhaupt diesen Einwand nicht aufkommen lassen will, so ist das seine Sache. Im öffentlichen Interesse wäre nur zu wünschen, daß auch der Bankier jedesmal den Einwand erhöbe. Denn dadurch

würde auch auf die Outsiders dahin gewirkt werden, daß sie die Lust am Spiel verlören.*)

Noch ein andrer juristischer Punkt möge hier erwähnt werden. Es ist damit gedroht worden, daß, wenn man dem Spiele an den deutschen Börsen durch Versagung der Klage Schwierigkeiten bereite, die Spieler sich zu den ausländischen Börsen wenden und dort ihr Spiel fortsetzen würden. Dann würden aber auch die Ausländer zu gewärtigen haben, daß sie bei den deutschen Gerichten ihren Spielgewinn nicht einklagen könnten. Denn wenn die Gesetze eines Landes aus sittlichen und wirtschaftlichen Gründen die Klage aus dem Spiele versagen, so müssen die Gerichte in den bei ihnen erhobnen Prozessen diesen Grundsatz zur Anwendung bringen, gleichviel, ob das Spiel im Inlande oder im Auslande stattgefunden hat. Ich würde es kaum für nötig halten, dies hervorzuheben, wenn nicht in der Kommission (3312) einmal eine gegenteilige Ansicht ausgesprochen worden wäre.

Der Kommission hat eine (wahrscheinlich von KM. Wiener angefertigte) Sammlung von 47 Reichsgerichtsentscheidungen vorgelegen über Rechtsfälle, in denen der Spieleinwand erhoben worden war. Die Sammlung beginnt mit einer Entscheidung von 1884 und umfaßt dann weiter Entscheidungen von 1888 bis zum Juli 1893. In den 13 Entscheidungen, die dem Jahre 1892 vorausgehen, ist in der Regel der Spieleinwand verworfen, und nur in zweien dieser Entscheidungen ist er zugelassen worden. In den seit dem Jahre 1892 entschiednen Fällen ist von den verschiednen Senaten nicht durchweg übereinstimmend erkannt worden. Doch hat der erste Zivilsenat, zu dessen Geschäftsbereich vorzugsweise diese Prozesse gehören, in der Mehrzahl der Fälle dem Spieleinwand Folge gegeben.

Die Mitteilung der Fälle läßt nicht immer die thatsächlichen Verhältnisse genau erkennen. Manche Entscheidungen des Reichsgerichts scheinen auch an der thatsächlichen Feststellung der Vorinstanz ein Hemmnis gefunden zu haben. Unverkennbar aber ist, daß sich namentlich in der Praxis des ersten Senats ein Umschwung in der Richtung vollzogen hat, daß die Absicht zu spielen auch lediglich aus den Umständen erkannt werden könne.

---

*) Nach einer Mitteilung, die ich erhalten habe, soll im Oktober beim Reichsgericht ein Prozeß zur Verhandlung kommen, worin der Bankier die Spieleinrede vorgeschützt hat. Daß der Bankier nicht „vogelfrei“ ist, zeigt auch ein Urteil des ersten Senats vom 11. April 1894. Der Verklagte hatte gesiegt, weil sämtliche in der Rechnung des Klägers aufgeführten Geschäfte Differenzgeschäfte seien. Wegen eines dieser Geschäfte, wobei der Verklagte eine namhafte Summe gewonnen hatte, hatte er Widerklage auf Bezahlung dieses Gewinnes erhoben. Das Reichsgericht hat ihn abgewiesen: der Verklagte verfährt arglistig, wenn er gleichzeitig einerseits den Saldo einer Rechnung bestreitet, weil die Geschäfte, als deren Ergebnis er eingeklagt wurde, reine Differenzgeschäfte seien, andrerseits aber eines dieser Geschäfte, bei dem er gewonnen hat, zu seinem Vorteil als effektives Geschäft darstellt.

Es kann nicht meine Absicht sein, hier auf eine juristische Besprechung der einzelnen mitgeteilten Fälle näher einzugehen. Zu meiner Belehrung hielt ich es für angemessen, die Sammlung einem erfahrnen Bankier zum Lesen zu geben. Es ist vielleicht von Interesse, wenn ich mitteile, daß er sie mir mit der Erklärung zurückgab: soweit sich die thatsächlichen Verhältnisse erkennen ließen, sei es ihm nicht zweifelhaft, daß alle hier besprochnen Geschäfte nichts andres als Differenzgeschäfte gewesen seien.

Nur einen Punkt, der sich in den Entscheidungen öfter wiederholt, möchte ich hier etwas näher besprechen. Es wird mehrfach gesagt: um ein Differenzgeschäft anzunehmen, genüge es nicht, daß die Absicht beider Vertragschließenden nicht auf wirkliche Lieferung gerichtet gewesen sei, sondern der Anspruch auf wirkliche Lieferung müsse durch ausdrückliche oder stillschweigende Verabredung rechtlich ausgeschlossen sein. Vorzugsweise mittels dieses nicht glücklichen Grundes ist man mehrfach zu einer, wie ich glaube, verfehlten Entscheidung gelangt. Beim Terminhandel ist das Spiel nicht ein von dem Kaufe verschiednes Rechtsgeschäft, sondern es fällt rechtlich mit dem Kaufe zusammen. Nach der Absicht der Beteiligten soll aber der Kauf bloß in einer seiner rechtlichen Folgen, in Beziehung auf die Pflicht zur Entschädigung wegen Nichtlieferung, verwirklicht werden. Diese im beiderseitigen Bewußtsein liegende Absicht macht ihn zum Spiel. Dazu gehört aber nicht, daß diese Absicht bis zu der Vereinbarung, daß kein Teil die Erfüllung in Natur fordern könne, gediehen sein müßte. Der Spielbegriff ist nicht ein juristischer, sondern ein wirtschaftlicher Begriff. Und wo er als solcher seine Stelle findet, da muß ihm auch der Richter Folge geben. Eine rechtliche Ausschließung des Anspruchs auf Effektiverfüllung wird sich in den allerseltensten Fällen erweisen lassen. Es würde oft ganz lächerlich sein, wenn die Parteien auch nur daran gedacht hätten. Wenn ein Hausknecht, der sich 1000 Mark erspart hat, für 100000 Mark Aktien an der Börse für sich kaufen läßt, so wird doch wohl niemand bezweifeln, daß das ein Spielgeschäft sei. Wird man nun aber sagen: er hat doch keine Verabredung getroffen, daß er nicht die Aktien in Natur fordern könne; und deshalb muß er die Differenz bezahlen? Will man den Verhältnissen gerecht werden, so muß man von einer rechtlichen Ausschließung des Anspruchs auf Effektiverfüllung gänzlich absehen.

Übrigens sind auch in diesem Jahre (1894) bereits sieben Entscheidungen des ersten Senats ergangen, in denen auf Grund der thatsächlichen Verhältnisse der Spieleinwand für begründet erklärt worden ist.*)

Nicht günstig für die Durchführung der neuen Praxis wirkt es, daß das Reichsgericht in den Fällen, wo es abändernd entscheidet, in der Regel nicht

*) Es sind das die Urteile vom 31. Januar in Sachen Stubenrauch gegen Jaffa und Levin, vom 22. Februar in Sachen Wirth gegen Auerbach und Benas, vom 3. März in Sachen Sieler

selbst das Endurteil giebt, sondern die Sache zur weitern Verhandlung und Entscheidung an die Vorinstanz zurückgiebt. Es ist menschlich natürlich, daß in solchen Fällen die Vorinstanz nur allzu geneigt sein wird, aus andern Gründen ihr früheres Urteil zu wiederholen. Deshalb wäre dringend zu wünschen, daß das Reichsgericht die Zurückverweisung der Sachen an die Vorinstanz möglichst beschränkte.

Bei den ausgezeichneten juristischen Kräften, die stets der Börse zur Verfügung stehen, konnte es nicht fehlen, daß schon Versuche gemacht worden sind, mittels juristischer Kunst die neue Praxis des Reichsgerichts lahm zu legen.

Einen dieser Versuche hat schon bei den Kommissionsverhandlungen der Vorsitzende zur Sprache gebracht. Er las in der Sitzung vom 1. Juli 1892 (1793) folgende Bedingungen vor, die ein Bankgeschäft für die von ihm abzuschließenden Termingeschäfte aufgestellt habe:

Die verhandelten Wertpapiere müssen effektiv geliefert und gegen Zahlung des Kaufpreises persönlich oder durch eine dritte Firma bezahlt und abgenommen werden. Eine bloße Berechnung der Differenz nach dem Kurse des Stichtages findet unter keinen Umständen statt. Eine Verlängerung der Lieferzeit findet in der Weise statt, daß wir den Verkauf oder Ankauf der Papiere und den Abschluß eines neuen, dem ersten entsprechenden Geschäfts pro ultimo des nächsten Monats bewirken, und soll in diesem Falle der Verkauf oder Ankauf und das neue Geschäft als zu dem für den laufenden Monat amtlich festgestellten Liquidationskurse unter Berücksichtigung des Reports und Deports abgeschlossen gelten; jedoch unbeschadet unsers Rechts, die Ausführung der Prolongation abzulehnen.

In der Kommission wurde diese Vorlesung mit „Heiterkeit" aufgenommen.

Von einer andern juristischen Erfindung, die man gemacht hat, um der Rechtsprechung des Reichsgerichts zu entgehen, hat vor kurzem die Berliner Börsenzeitung berichtet. Es wird nämlich den Schlußnoten über das Termingeschäft hinzugefügt:

Für obiges Geschäft gelten gegenseitig die für den obigen Lieferungstermin in Berlin bestehenden, den Kontrahenten genau bekannten Bedingungen, wie solche in den (Roggen u. s. w.) Schlußnoten festgesetzt sind.

Nach dieser Bestimmung kommt dann die Frage über die Rechtsgiltigkeit des Geschäfts nicht an die ordentlichen Gerichte, sondern an die kaufmännischen Schiedsgerichte, die natürlich den Einwand des Spiels verwerfen. Auf diese Weise, wird erzählt, sei bereits ein Fall glücklich durchgebracht worden. Das Schiedsgericht habe den Einwand des Spieles verworfen und den Verklagten verurteilt. Das Landgericht in Bonn habe auch, trotz des wiederholten Einwands des Verklagten, ein Vollstreckungsurteil erteilt. Die hiergegen an das

---

gegen Auerbach und Benas, vom 7. März in Sachen Schibli gegen Singer, vom 17. März in Sachen Görk gegen Cohn, vom 21. März in Sachen Rheinisch-Westfälische Bank gegen Balke, und vom 30. Mai in Sachen Ullrich gegen Benas und Auerbach. Diesen schließt sich an ein Urteil des dritten Senats vom 13. Juli in Sachen Levi gegen Mauer und Plaut.

Kammergericht erhobne Berufung sei zurückgewiesen worden. Hiernach wäre der Coup glücklich gelungen. Es wird gesagt: die Formulirung der Schlußnote sei im Hinblick auf die Reichsgerichtsentscheidung vom 17. Januar 1891, Band 27, Nr. 98, erfolgt, durch die das Reichsgericht selbst die Hand geboten habe, daß man seiner neuen Praxis ein Bein stellen könne. Hoffentlich werde sich hiernach die Praxis befestigen und damit die trübe Zeit der neuen Rechtsprechung glücklich beseitigt sein.

Auch diese Versuche könnte man Spekulationsgeschäfte nennen. Es sind Spekulationen auf die Schwäche der Gerichte; nur fragt sichs, ob diese sie honoriren werden. Es wäre traurig, wenn da, wo aus wirtschaftlichen und sittlichen Gründen das Gesetz einem Rechtsgeschäft die Klagbarkeit versagt, es so leicht wäre, es mittels eines juristischen Kunstgriffs doch durchzubringen. Dieselben Thatsachen, die es rechtfertigen, in einem unter der Form eines Kaufs auftretenden Geschäfte ein Spielgeschäft zu erkennen, werden wohl auch ausreichen, die in dem oben erwähnten Formular getroffne ausdrückliche Verabredung „effektiver Lieferung“ auf ihren wahren Wert zurückzuführen. Was den Versuch betrifft, durch einen Schiedsvertrag der Rechtsprechung der ordentlichen Gerichte zu entgehen, so muß dieser an der richtig angewendeten Bestimmung in § 867 Nr. 2 der Zivilprozeßordnung scheitern. Denn unter einer verbotnen Handlung ist hier eine „nicht zu erzwingende“ zu verstehen. (Struckmann und Koch, Kommentar, 8867, Anmerkung 3.) Eine solche ist aber die Zahlung eines Spielgewinnes. Die Gerichte werden daher aus solchen Schiedssprüchen die Hilfsvollstreckung zu versagen haben. Daß die Reichsgerichtsentscheidung vom 17. Januar 1891 gegen den Börsenspieler Anwendung fände, würde voraussetzen, daß sich dieser bei dem Schiedsgericht ohne Widerspruch eingelassen hätte. Es scheint mir aber auch zweifelhaft, ob der erste Zivilsenat nach der neuen Wendung seiner Praxis in der Hauptfrage die Entscheidung vom 17. Januar 1891 aufrecht erhalten wird.

Zum Schluß noch einige Mitteilungen aus neuesten Zeitungsberichten. In Mannheim wurden die Inhaber des Bankhauses Salomon Maas, Wilhelm, Max und Eugen Maas, wegen Bankbruchs zu schweren Gefängnisstrafen verurteilt. Sie hatten in Differenzgeschäften 2117835, 353227 und 172385 Mark verspielt. In Bamberg sind die Bankiers Jakob und Nathan Heßlein bankrott geworden. Kommerzienrat Nathan Heßlein ist zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Jakob Heßlein hat sich entleibt. Ihre Verluste sind durch ungeheure Börsenspekulationen entstanden. Sie haben sich z. B. in der Zeit vom Januar bis Ende Mai 1893 mit 20875898 Mark engagirt gehabt und haben in den Jahren 1890 bis 1893 2598090 Mark verloren. In dem Prozeß Maas sagte der Staatsanwalt am Schlusse seines Vortrags: „Der Fall Maas ist kein sporadischer, sondern wir stehen einer Epidemie gegenüber. Das Börsenspiel hat schon unzählige Existenzen ruinirt; es frißt in

immer weitere Kreise und richtet unabsehbare Verheerungen am Volkswohlstand an. Dem Börsenspiel muß entgegengetreten werden; es muß bekämpft werden auf allen Gebieten, mit allen Kräften."

Die deutsche Zivilrechtsprechung ist unter den heutigen Verhältnissen nur selten in der Lage, durch ihre Entscheidungen in die öffentlichen Verhältnisse tiefer einzugreifen. Hier ist ihr ausnahmsweise ein solches Feld eröffnet. Die Börsen mit ihrem hergebrachten Spiel sind in das Herz Deutschlands verlegte Monacos in hundertfacher Vergrößerung. Es würde eine unendliche Wohlthat sein, wenn hier Einhalt geschähe. Der neuern Rechtsprechung des Reichsgerichts liegt bereits die Erkenntnis zu Grunde, daß unsre Gesetze hierzu die Mittel an die Hand geben, und daß es nur auf einer unvollkommnen Anschauung beruhte, wenn man bis vor kurzem von diesen Mitteln keinen Gebrauch machte. Jetzt kommt es nur noch darauf an, den eingeschlagnen Weg mit Festigkeit und Entschiedenheit zu verfolgen. Durch die veranstaltete Umfrage ist auch hierfür vieles klarer geworden. Es liegt mir ganz fern, einem blinden Draufgehen der Rechtsprechung das Wort zu reden. Aber ich möchte doch aussprechen, daß, wenn man in ein solches Getriebe, das sich noch dazu mit dem größten Raffinement zu schützen sucht, eingreifen will, man fest zufassen muß. Mit juristischen Disteleien kommt man dabei nicht weit. Gelingt es der Rechtsprechung, diesem abscheulichen System der Ausbeutung, das sich bei uns eingebürgert hat, Einhalt zu thun, so wird ihr dafür der Dank des besten Teils der deutschen Nation gewiß sein.

Neue Sprachdummheiten

1. Der Bindestrich

Die Frauenklinik der Leipziger Universität, die nach ihrem Stifter, einem Hofrat Trier, das Triersche Institut genannt wird, ist vor einiger Zeit in ein neues Gebäude übergesiedelt, an dessen Stirnseite in goldnen Lettern die Inschrift prangt: Universitäts-Frauen-Klinik. (Triersches-Institut.)

Bei dem ersten Namen wird nicht klar, ob die Frauenklinik der Universität oder die Klinik der Universitätsfrauen gemeint ist. Es würde das sofort klar werden, wenn statt der zwei Bindestriche nur einer dastünde, und dieser an der richtigen Stelle. Was aber der Bindestrich zwischen Triersches und Institut bedeuten soll, ist vollends nicht einzusehen. Die Studenten der

Medizin haben darüber den ausgezeichneten Witz gemacht, dieser Bindestrich sei gar kein Bindestrich, sondern ein Entbindestrich.

In der That scheint es jetzt in unsrer Schrift einen Strich zu geben — in der lateinischen ist es gewöhnlich ein einfacher (-), in der deutschen ein doppelter (=) —, der die Aufgabe hat, die Wörter, zwischen denen er steht, nicht zu verbinden, sondern zu trennen. Oder kann er eine andre Bedeutung haben, wenn z. B. an einem zweiten Gebäude derselben Leipziger Universität vor einigen Wochen die Inschrift angebracht worden ist: Orthopädische-Universitäts-Poliklinik? oder wenn an den Fenstern von Leipziger Bierwirtschaften ein Schild ausliegt mit der Aufschrift: Täglich=frei=Konzert? oder wenn ein Verein, wie auf seiner Eintrittskarte zu lesen war, im Saale von Köhlers=Gesellschaftshaus einen Kommers veranstaltet zur Vorfeier von Königs=Geburtstag? oder wenn die Zeitungen Berichte bringen über die Anzahl der Badegäste in Bad=Elster? Man sehe sich um: in Zeitungen, Geschäftsanzeigen, namentlich aber auf Firmenschildern macht der Entbindestrich immer größere Fortschritte. Neue Firmenschilder werden schon gar nicht mehr anders geschrieben. Ein Schenkwirt eröffnet eine Gute=Quelle, ein Gemüsehändler verkauft Grüne=Waren. Wenn es so weiter geht, so drucken wir in einigen Jahrzehnten in den Liederbüchern: Wer nur den lieben=Gott läßt walten, und: Guter=Mond, du gehst so stille, und in den Schullesebüchern: „In einem dichten=Walde verirrten sich an einem heißen=Sommertage zwei kleine=Kinder, ein sechsjähriger=Knabe und ein vierjähriges=Mädchen."

Nächst dem Apostroph und den Gänsefüßchen giebt es jetzt für gewisse Leute kein größeres Vergnügen beim Schreiben als den Bindestrich. Er ist eine ziemlich junge Erfindung. Noch das siebzehnte Jahrhundert schrieb lieber Rats Personen oder RatsPersonen oder Ratspersonen, wenn auch daneben schon Rats=Personen üblich war. Heute geht es nicht mehr ohne den Bindestrich. Ganz verliebt in ihn sind namentlich die Setzer in den Accidenzdruckereien, am verliebtesten aber die Firmenschreiber. Ein Weinhändler, der einem Firmenschreiber mündlich den Auftrag giebt, ihm ein Schild zu malen mit der Aufschrift: Weinstube in der Hausflur, kann sicher sein, daß ihm ein Schild geliefert wird, auf dem zu lesen ist: Wein=Stube in der Haus=Flur. Einem Firmenschreiber drückt es fast das Herz ab, wenn man ihn nötigt, zu schreiben: Ratsarchiv, Stadtbibliothek; am liebsten schriebe er: Werk=Statt, Hand=Schuh, Zahn=Schmerz.

Nun ist ja der Bindestrich nicht ein ganz so kindisches und überflüssiges Ding wie der Apostroph und die Gänsefüßchen in ihren beliebtesten Verwendungen. Er ist zwar auch nur für die Augen da, und aussprechen kann ihn niemand; aber ich gebe zu: ein Bindestrich kann bisweilen die Auffassung des Geschriebnen, die durch das Auge vor sich geht, erleichtern. Wenn es auch natürlich eine Albernheit wäre, Tisch=Bein oder Bahn=Hof zu schreiben, so giebt es doch Wort-

zusammensetzungen, die man, um schwachen Gemütern etwas zu Hilfe zu kommen, in Gottes Namen mit dem Bindestrich schreiben mag, wie: Erb-Lasser, Thal-Ebene, Alt-Arie, Orla-Ufer, Kap-Perle. Namentlich bei Wörtern, die aus mehr als zwei Gliedern zusammengesetzt sind, kann ein Bindestrich bisweilen nichts schaden, namentlich wenn man ihn — an die richtige Stelle setzt. Wenn freilich, wie man es jetzt auf jeder Straße lesen kann, geschrieben oder gemalt wird: Stehbier-Halle, Roh-Eisverkauf, Glacee-Handschuhfabrik, so nützt der Bindestrich nichts. Leute, die ein Wort so abteilen, zeigen nur, daß sie nicht denken können. Glacirt ist doch nicht die Fabrik, sondern der Handschuh, nicht der Verkauf ist roh, sondern das Eis, und in der Halle wird nicht Stehbier getrunken, sondern es ist eine Bierhalle, in der man stehend trinkt. Also muß, wenn der Bindestrich etwas nützen soll, geschrieben werden: Steh-Bierhalle, Roheis-Verkauf, Glaceehandschuh-Fabrik. Aber auch in andern Fällen kann ein Bindestrich willkommen sein. Man sieht jetzt in Leipzig Läden, an deren Schaufenstern steht: Obst und Gemüsehalle, oder Tuch und Buckskinlager. Was soll das heißen? Wenn es richtig ist (und es ist richtig), daß man keinen Gedanken ohne eine Zeitwort ausdrücken kann, und daß, wo das Zeitwort fehlt, es im Geiste ergänzt werden muß, so wäre der Sinn dieser Aufschriften etwa: Obst [habe ich zu verkaufen] und [eine] Gemüsehalle [ist auch hier], oder: Tuch [ist hier zu haben], und [ich halte auch ein] Buckskinlager. So umständlich wollen sich aber die Leute nicht ausdrücken; sie wollen einfach sagen, in ihrer „Halle" sei Obst und Gemüse, auf ihrem Lager Tuch und Buckskin; mit andern Worten: Halle und Lager sollen im Geiste mit beiden vorangehenden Wörtern verbunden werden. Da wäre es nun doch gewiß nicht übel, wenn man, wie es ja auch in der Schule gelehrt wird, hinter dem ersten Worte, das wie ein abgebrochnes Glied dasteht, gleichsam die Bruchfläche durch einen Bindestrich andeutete und schriebe: Obst- und Gemüsehalle, Tuch- und Buckskinlager. Aber unsre Firmenschreiber sind närrische Leute; wo der Bindestrich einen Sinn hätte, da lassen sie ihn nun gerade weg.

Auf keinen Fall kann über die Bedeutung des Bindestrichs ein Zweifel sein: die beiden Wörter, zwischen die er tritt, sollen dadurch zu einem Worte verbunden werden. Ob ich schreibe Lautgesetz oder Laut-Gesetz, ist gleich. Ganz unsinnig also ist es, Trier'sches-Institut zu schreiben, denn niemals kann ein flektirtes Adjektivum mit einem Substantivum zu einem Worte zusammenwachsen. Das ist nur möglich, wenn das Adjektivum unflektirt ist. Vollmond, Fremdwort, Großstadt — das sind zusammengesetzte, organisch verbundne Wörter; aber niemand schreibt: der volle-Mond, ein fremdes-Wort, alle großen-Städte.

Da hat nun neuerdings mit reißender Schnelligkeit — wie alle Sprachdummheiten! — der Fehler um sich gegriffen, daß man schreibt: Dresdner-

Straße, Thüringer-Hof, Glashütter-Uhren, ja sogar — ich sollte eigentlich nicht sagen: sogar, denn es ist ja genau dasselbe — Leipzigerstraße, Erlangerbier, Genfersee. Den Anfang scheint der Schweizerkäse gemacht zu haben. In solchen Zusammensetzungen äußert sich eine Denkschwäche, gelind gesagt: eine Trübung des Sprachgefühls, die im höchsten Grade bedauerlich ist.

Die von Ortsnamen (Länder- wie Städtenamen) abgeleiteten Bildungen auf -er sind ja unzweifelhaft Substantiva. Österreicher und Passauer bedeutet ursprünglich einen Mann aus Österreich oder aus Passau. Als Adjektiva hat die ältere Sprache solche Bildungen nicht verwandt, die Adjektiva bildete sie von Länder- und Städtenamen auf -isch: meißnisch (meißnische Gulden), torgisch (von Torgau, torgisches Bier), lündisch (von London, lündisches Tuch), parisisch (parisische Schuhe schreibt noch der junge Goethe statt Pariser Fuß).

Nun ist allerdings zwischen diesen beiden Bildungen schon längst Verwirrung eingerissen: die Formen auf -er sind schon frühzeitig auch im adjektivischen Sinne gebraucht worden. Lessing schrieb noch 1768 eine Hamburgische Dramaturgie, Goethe aber schon 1772 Rezensionen in die Frankfurter Gelehrten Anzeigen. Wohlgemerkt: die Bildungen auf -er sind dadurch, daß sie adjektivisch gebraucht werden, nicht etwa zu Adjektiven geworden; das macht man auf den Seminaren den Jungen weis, die Schulmeister werden wollen, und die machens dann wieder, wenn sie Schulmeister geworden sind, den Kindern in der Schule weis. Die fragen dann freilich, wenn sie ein bischen nachdenken: wie kann denn Leipziger ein Adjektivum sein? es heißt doch: der Leipziger Rat, des Leipziger Rats, dem Leipziger Rate. Da macht man ihnen dann weiter weis, solche „Adjektiva" seien „undeklinirbar." O heilige Einfalt! Als ob es nicht möglich wäre, auch Kindern begreiflich zu machen, daß hier eigentlich ein abhängiger Genetiv vor dem Worte Rat steht. Es glaubens aber selber Zeitungsredakteure, daß solche Bildungen Adjektiva seien, sonst würden sie nicht beharrlich pariser, berliner, wiener drucken lassen, wo die Formen scheinbar adjektivisch gebraucht werden (die pariser Moden, die berliner Theater).

Also, wie gesagt, Adjektiva sind solche Formen nicht und werden sie nie werden, sie werden nur vor andern Substantiven wie Adjektiva gefühlt. Und wie sehr sie von manchen Leuten so gefühlt werden, zeigen Verbindungen wie: der Verein Berliner Künstler. So sagt man ganz naiv, als ob es einen Nominativ Berline Künstler gäbe! Es zeigens auch Verbindungen, wie echt Kulmbacher Bier, echt Karlsbader Kaffee, wo ganz naiv Adverbia davor gesetzt werden; das Richtige wäre natürlich entweder: echtes Kulmbacher Bier oder: echt Kulmbachisches Bier.

Nun haben sich aber doch im Laufe der Zeit zwischen den Bildungen auf

-er und denen auf -isch auch wieder gewisse Grenzen festgesetzt. Von manchen Länder- und Städtenamen gebrauchen wir noch heute ausschließlich die echt adjektivische Form auf -isch, von andern ebenso ausschließlich die Bildung auf -er, wieder von andern beide friedlich neben einander. Niemand sagt: der Österreicher Finanzminister, der Römer Papst, aber auch niemand mehr das Leipzigische Theater, die Berlinischen Bauten. Dagegen sprechen alle Gebildeten noch von Kölnischem Wasser, holländischem Käse, italienischen Strohhüten, amerikanischem Schweinefleisch. Warum von dem einen Namen die Form auf -isch, von dem andern die auf -er bevorzugt wird, kann niemand sagen. Der Gebrauch der Gebildeten hat sich dafür entschieden, dabei muß man sich beruhigen. Drollig ist es, wie bisweilen beide Formen in ganz bestimmter Anwendung neben einander gebraucht werden. In Leipzig geht, wer mit der Thüringischen Bahn fahren will, auf den Thüringer Bahnhof; aber niemand geht auf den Thüringischen Bahnhof, um mit der Thüringer Bahn zu fahren.

Nur in gewissen Kreisen, die von dem wirklichen Verhältnis der beiden Bildungen zu einander und von der Berechtigung des Sprachgebrauchs der Gebildeten keine Ahnung haben, besteht die Neigung, das Gebiet der Bildungen auf -er mehr und mehr zum Nachteil derer auf -isch zu erweitern. So empfiehlt z. B. ein Leipziger Geschäftsmann beharrlich Amerikaner Öfen, obwohl alle Gebildeten, die in seinen Laden kommen, seine amerikanischen Öfen zu sehen wünschen. An einer alten, berühmten Leipziger Weinhandlung sah ich kürzlich zu meinem Schrecken ein Schild am Schaufenster liegen: Italiener Weine! Ich traute meinen Augen nicht. Aber auch Holländer Austern werden schon empfohlen, ja sogar Kölner Wasser, und der Kölnischen Zeitung hat man schon mehr als einmal zugemutet, sich in Kölner Zeitung umzutaufen — ein thörichtes Ansinnen, dem sie mit Recht nicht nachgegeben hat und hoffentlich nie nachgeben wird. Auf den echten Adjektivbildungen auf -isch liegt ein feiner Hauch des Altertümlichen und — des Vornehmen, manche sind wie Stücke schönen alten Hausrats; die unechten auf -er, namentlich die neu gebrauchten, sind so gemein wie Waren aus dem Fünfzigpfennigbazar. Mir ist es unbegreiflich, wie sich gebildete, namentlich wissenschaftlich gebildete Leute solchen unnötigen Neuerungen, die gewöhnlich aus den Kreisen der Geschäftsleute kommen, gedankenlos fügen können. Ich wäre z. B. nicht imstande, von einem Thüringer Landgrafen zu reden, ja nicht einmal von einem Thüringer Landpfarrer. Mögen die Leute von Thüringer Cervelatwurst reden, aber ein Landpfarrer ist mir doch zu gut dazu, ihn in den großen Spülichttopf unsrer heutigen Kaufmannssprache einzutauchen. Auf der Leipziger Stadtbibliothek giebt es eine berühmte Handschrift aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts: den Pirnischen Mönch, genannt nach der Stadt Pirna (eigent-

lich Pirn) an der Elbe in Sachsen. Den fangen sogar Historiker jetzt an den Pirnaer Mönch zu nennen! Meinetwegen mag man vom Pirnaer Generalanzeiger oder vom Pirnaer Bahnhofsinspektor reden, aber wenn mir einer den Pirnaer Mönch abverlangt, dann stelle ich mich so dumm, als wüßte ich gar nicht, was er meint.*)

Nun ist aber doch so viel sonnenklar, daß, wenn ein Wort wie Dresdner in zwei verschiednen Bedeutungen gebraucht wird, als Hauptwort und auch als Eigenschaftswort, es nur in seiner Bedeutung als Hauptwort mit einem andern Hauptwort zusammengesetzt werden kann. Wenn nun eine Straße in Leipzig die Dresdner Straße genannt wird, ist Dresdner da als Substantiv oder als Adjektiv aufzufassen? Ohne Zweifel als Adjektiv. Es soll damit dasselbe bezeichnet sein, was durch Dresdnische Straße bezeichnet sein würde: die Straße, die von Dresden kommt oder nach Dresden führt. Sowie ich den Bindestrich dazwischensetze und schreibe Dresdner-Straße oder gar in einem Worte: Dresdnerstraße, so kann Dresdner nichts andres bedeuten, als Leute aus Dresden, es wird Substantiv, oder vielmehr es bleibt Substantiv, und die Zusammensetzung rückt auf eine Stufe mit Bildungen wie Fleischergasse, Gerbergasse, Böttchergasse und andern Gassennamen, die in alter Zeit nach den Handwerkern genannt worden sind, die auf den Gassen angesessen waren. Eine Dresdnerstraße kann also nichts andres bezeichnen, als eine Straße, auf der Dresdner, womöglich lauter Dresdner wohnen. Wir haben in Leipzig ein Paulinerkirche und eine Wettinerstraße. Ja das sind richtige Zusammensetzungen, denn die Paulinerkirche war wirklich die Kirche der Pauliner, der ehemaligen Dominikaner Leipzigs, und die Wettinerstraße ist natürlich nicht nach dem Städtchen Wettin genannt, wie die Berliner Straße nach der Stadt Berlin, sondern nach den Wettinern, dem sächsischen Herrschergeschlecht. Die Paulinerkirche findet man aber jetzt gar nicht selten in den Zeitungen Pauliner Kirche gedruckt.**)

---

*) Wie gut es wäre, wenn man die Bildungen auf -er nicht so einseitig bevorzugte, sondern gelegentlich auch noch von denen auf -isch Gebrauch machte, hat das Gastspiel des Schlierseer Bauerntheaters gezeigt. Der Apostroph ist natürlich ganz einfältig, man könnte ebenso gut vom Ob'ramm'rgau'r Passionsspiel schreiben. Man nimmt auch bloß seine Zuflucht zu ihm, weil man eine kindische Angst vor den drei e in Schlierseeer hat; denn es gehört ja zu den Glaubenssätzen der Volksschule, daß dreimal hinter einander derselbe Buchstabe in keinem Worte vorkommen dürfe. Wörter wie Schifffahrt, Betttuch, Kammmacher, Brennnessel flößen dem Schulmeister Entsetzen ein. Warum spricht man denn nicht vom Schlierseeischen Bauerntheater?

**) Über die Bedeutung mancher unsrer Straßennamen herrscht ohnehin in den Köpfen der Masse eine solche Unklarheit, daß man sie nicht noch durch fehlerhafte Schreibung zu steigern braucht. Unter den Straßen Leipzigs, die nach den Helden der Befreiungskriege genannt sind, ist auch eine Lützowstraße, eine Schenkendorfstraße, eine Gneisenaustraße. Was machen die Kinder daraus, die kleinen wie die großen Kinder? Eine Lützower Straße,

Die Verwechslung der adjektivischen und der substantivischen Bedeutung der von Ortsnamen abgeleiteten Bildungen auf *-er* grassirt gegenwärtig in ganz Deutschland und wird von Tag zu Tage ärger. Sie beschränkt sich keineswegs, wie man wohl gemeint hat, auf die Gassen- und Straßennamen, sie geht weiter. Schenkwirte, Kaufleute, sogar Buchhändler schreiben: *Wienerschnitzel*, *Berlinerblau*, *Schweizerfabrikanten*, *Tirolerführer*, wo doch überall der Ortsname als Adjektivum verstanden werden soll; denn nicht die Tiroler sollen geführt werden, sondern die Fremden durch Tirol. Ein Wienerschnitzel aber — entsetzliches Wort! — kann doch nichts andres bedeuten als ein Stück Fleisch, das man von einem Wiener heruntergeschnitten hat.

Ganz ähnlich wie mit den Bildungen *Leipziger*, *Dresdner* verhält sichs mit den von Zahlwörtern abgeleiteten Bildungen auf *-er*: *Dreißiger*, *Vierziger*, *Achtziger*. Auch das sind natürlich zunächst Hauptwörter; wir reden von einem *hohen Dreißiger*, einem *angehenden Vierziger*. Aber auch sie werden dann auch als Adjektiva gefühlt; wir sagen: das war in den *vierziger Jahren*, in den *achtziger Jahren*. Auch da aber druckt man neuerdings in den Zeitungen: in den *Vierziger-Jahren*, in den *Achtzigerjahren*, als ob von menschlichen Lebensaltern und nicht von dem Jahrzehnt eines Jahrhunderts die Rede wäre!

Aber die Verwirrung geht noch weiter. Wie jede Sprachdummheit, wenn sie einmal losgelassen ist, wie Feuer um sich frißt, so auch diese. Nachdem unsre Geschäftsleute aus der *Dresdner Straße* eine *Dresdnerstraße* gemacht haben, schrecken sie auch vor dem Unsinn nicht zurück, die Bildungen auf *-isch*, über deren adjektivische Natur doch kein Zweifel sein kann, mit *Straße* zu einem Worte zusammenzusetzen; immer häufiger schreiben sie *Grimmaischestraße*, *Hallischestraße* (oder vielmehr *Halleschestraße*, denn das Adjektivum von Halle heißt ja jetzt *Hallesch*), und um das Maß des Unsinns voll zu machen, schließlich auch *Langestraße* und *Kurzegasse*, und wer in einer solchen Gasse wohnt, wohnt natürlich nun in der *Langestraße*, in der *Kurzegasse*. Eine Leipziger Zeitung ließ sich in den letzten Jahren in gewissen Zwischenräumen regelmäßig aus Dresden melden, daß „die prinzlich Georgsche Familie“ (schön gesagt! vgl. die kaiserlich Wilhelmsche Familie) ihr

---

eine *Schenkendorfer Straße*, eine *Gneisenauer Straße*! Also die Ortsnamen, die zu Personennamen geworden sind, werden fröhlich wieder zu Ortsnamen gemacht. Wir haben ferner eine *Senefelderstraße*. Auch die wird im Volksmunde nur als *Senefelder Straße* verstanden. Freilich giebt es bei Leipzig kein Senefeld, kein Schenkendorf, kein Gneisenau, kein Lützow. Aber das Volk, namentlich das ewig zu- und abfließende Volk, weiß doch von der Umgebung Leipzigs ebensowenig etwas, wie von dem Erfinder der Lithographie und den großen Männern der Befreiungskriege. Wurde doch auch unsre *Fichtestraße* gleich als *Fichtenstraße* verstanden, und ein unternehmender Schenkwirt eröffnete darin schleunigst ein „Restaurant zur Fichte“!

Palais „in der Langestraße“ verlassen oder wieder bezogen habe. So weit sind wir jetzt. In frühern Jahrhunderten war die Sprache unsers Volks so voll überquellenden Lebens, daß sich in den Ortsbezeichnungen die casus obliqui in den Nominativ hineindrängten; daher die zahllosen Ortsnamen, die eigentlich Dative sind (Altenburg, Weißenfels, Hohenstein, Breitenfeld). Heute ist sie so tot und starr, daß der Nominativ, dieser langweilige, nichtssagende Geselle, die casus obliqui verdrängt! Man wohnt in der Breite Gasse, und Sommerwohnungen sind, wie kürzlich in einer Dresdner Zeitung zu lesen war, auf Weißer Hirsch zu vermieten.

Aber auch damit ist die Verwirrung noch nicht erschöpft. Wir haben in Leipzig auch Ortsbezeichnungen, bei denen einer Örtlichkeit einfach der Name des Erbauers oder Besitzers im Genetiv vorangestellt ist, wie Auerbachs Keller, Hohmanns Hof, Löhrs Platz, Tscharmanns Haus, Czermaks Garten. Bis vor wenigen Jahren hat niemand daran gezweifelt, daß alle diese Bezeichnungen je aus zwei getrennten Wörtern bestehen, so gut wie Luthers Werke, Goethes Mutter, Schillers Tell. Jetzt fängt man an, auch hier den Bindestrich dazwischenzuschieben, den Artikel davorzusetzen und zu schreiben: im Auerbachs-Keller, am Löhrs-Platz, im Czermaks-Garten. Man denke sich, daß jemand schreiben wollte: in den Luthers-Schriften, bei der Goethes-Mutter, im Schillers-Tell!

Hier sieht man nun, glaube ich, die Ursache der Verwirrung. In einer echten Zusammensetzung ist stets das erste Glied, das unterscheidende Bestimmungswort, betont, man sagt Friedrichsstraße, Gérbergasse. Tritt aber vor ein Hauptwort ein Attribut in Form eines abhängigen Genetivs (und dazu gehören ja auch die Ortsbezeichnungen auf -er), so ist nicht das Attribut, sondern das Hauptwort betont; man sagt: am Züricher Sée, am Freiberger Dóm, in Goethes Fáust, in Auerbachs Kéller. Der Volksmund hat aber das Bedürfnis, bei Gassen- und Straßennamen stets das Unterscheidende hervorzuheben. So setzt er sich denn auch hier die Wörter zusammen und betont fröhlich: auf der Drésdnerstraße, im Áuerbachskeller. Ich will die Sache damit nicht etwa entschuldigen oder gar verteidigen, sondern nur erklären. Möglich ist es, daß auch die Telegraphie Einfluß hat. Wer in einer Adresse zu telegraphiren hat: Petersstraße, hat nur ein Wort zu bezahlen; wer zu telegraphiren hat: Dresdner Straße, hat von Rechts wegen zwei Wörter zu bezahlen, sucht das aber zu umgehen. Es wäre eine Forderung der Billigkeit, in Telegrammen alle Ortsbezeichnungen in Adressen für je ein Wort zu rechnen. Vielleicht wäre das das wirksamste Mittel, der Versündigung an der Logik und Grammatik, die in Zusammensetzungen wie Dresdnerstraße liegt, entgegenzuwirken.

Nun aber die Kehrseite des Bildes. Während man auf der einen Seite Wörter zusammenleimt, die grammatisch und logisch getrennt bleiben müssen,

schafft man auf der andern langatmige Wortreihen, denen die nötige Verbindung fehlt. Es giebt wohl keine deutsche Stadt, wo man nicht in den letzten zwanzig Jahren Namen eingeführt hätte, wie Robert Schumannstraße, Kaiser Wilhelmsplatz. Wir verdanken sie teils dem Byzantinismus unsrer Zeit, der unleugbar immer größere Fortschritte macht, teils dem alle Lebenskreise beherrschenden Juristentum, das alle andern Menschen für Dummköpfe hält und daher an Genauigkeit und Bestimmtheit gar nicht genug thun zu können glaubt, um jedes Mißverständnis, jede Verwechslung auszuschließen. Frühere Zeiten haben doch auch hunderte von Städten, Plätzen, Straßen nach Kaisern und Königen, Prinzen und Prinzessinnen genannt, aber ist es ihnen jemals eingefallen, den Titel davorzusetzen? Man sagte einfach Karlsbad, Augustusplatz, Wilhelmstraße. Heute heißt es: Königin Carolabad, Fürst Bismarckbüste, Kaiser Friedrich-Gedächtnis-Kirche. In Kösen hat man eine Kaiserin Augusta-Viktoria-Kinderheilstätte errichtet — die man vor fünfzig Jahren einfach Augustenhaus genannt hätte —, und im Stadtpark in Großenhain in Sachsen hat man gar eine Kaiser Wilhelm-I-Eiche gepflanzt. Wie mag wohl diese Eiche amtlich ausgesprochen werden? Nach der schneidigen Art, wie man jetzt im Heere nicht mehr von Fischer dem ersten, Fischer dem zweiten, sondern nur noch von Fischer eins, Fischer zwei spricht, darf man wohl annehmen, daß sie die Kaiser Wilhelm-Eins-Eiche heißt. Oder heißt sie Kaiser Wilhelm der Erste-Eiche? Jedenfalls ist eine Verwechslung ausgeschlossen, und das ist die Hauptsache. Robert Schumannstraße, Dr. Carl Heinedenkmal, Dr. Adolf Menzelstiftung — das ist genau, das ist gründlich, das kann nicht mißverstanden werden. Bei einer bloßen Schumannstraße könnte man ja an jeden beliebigen andern Schumann denken, statt an den Komponisten von Paradies und Peri — und das wäre schrecklich. Wenn aber nun, nachdem die Straße benannt ist, ein Tischler namens Robert Schumann ein Geschäft in der Stadt eröffnet, bald große Kundschaft erhält und ein berühmter Mann wird, was dann? Ja dann wird wohl nichts weiter übrig bleiben, als auch der Schumannstraße nachträglich noch den Doktortitel zu verleihen, wie man ja den Komponisten im Leben auch damit beglückt hatte.

Es ist klar, daß jede solche Wortanhäufung als Zusammensetzung aufzufassen ist und eigentlich in einem Wort geschrieben werden müßte. Den Herrschertitel oder den Vornamen getrennt zu schreiben, hat keinen Sinn, denn weder hat die Schumannstraße den Vornamen Robert, noch giebt es eine Königin, die Carolabad heißt. Das beste wäre freilich, wir schafften uns wieder so viel natürliches Sprachgefühl an, daß solche Bezeichnungen überhaupt unmöglich würden.*)

Es giebt noch andre Fälle, wo sich zeigt, daß wir heute nicht mehr im-

*) Dem Leipziger Adreßbuch muß man nachrühmen, daß es sich von den hier be-

stande sind, zu beurteilen, ob wir ein Wort oder zwei Wörter vor uns haben. Immer häufiger bildet man sich z. B. ein, ein Adverbium könne mit einem Zeitwort zusammenwachsen. In den Leipziger Zeitungen kann man alle Tage lesen, daß irgend jemand durch die Geburt eines Kindes hocherfreut worden ist. Die Leute glauben offenbar, es gebe ein Zeitwort hocherfreuen: ich hocherfreue dich, du hocherfreust mich. Vor kurzem berichteten auch die Zeitungen, im Juli dieses Jahres werde Orlando Lasso in vielen deutschen Städten hochgefeiert werden. Derselbe Witz: ich hochfeiere dich, du hochfeierst mich. Auf dem Titelblatt der neuen Ausgabe von Ercks Liederhort steht: Neubearbeitet von u. s. w. Also: ich neubearbeite, du neubearbeitest. Wie lange wirds dauern, und wir schreiben: er war sehrbetrübt, er war gerngesehen, das ist baldgemacht, das ist schnellerledigt. Da bedarf es nicht einmal des Bindestrichs.*)

Aber auch der Bindestrich löst, abgesehen von dem Trierschen-Institut und der Dresdner-Straße, noch eine Fülle schöner Aufgaben. Er ersetzt den Genetiv: F. Schmidt-Nachfolger; er ersetzt die Apposition: der Abgeordnete für Leipzig-Stadt; er ersetzt die Präposition aus: Herr Quidde-München; er ersetzt das Bindewort und: Quellenkunde von Dahlmann-Waitz; er ersetzt das Bindewort oder (Diabetiker-Zuckerkranke); er ersetzt — ja wer weiß, vielleicht ersetzt er noch das Denken, denn kann es etwas bequemeres geben, als z. B. von sittlich-religiösen Aufgaben oder von philosophisch-religiösen Fragen zu reden?

Die letzten Beispiele habe ich nur noch erwähnt, damit mein verehrter Freund Professor W. in Leipzig nicht wieder sage, es sei keine Kunst, Sprachdummheiten zu sammeln, wenn man sie von den Schaufenstern und Firmenschildern abschreibe; in den nächsten Aufsätzen gedenke ich auch noch einige andre Quellen zu benutzen. Übrigens schreiben auch schon unsre Universitätslitterarhistoriker und solche, die es werden möchten, von Goethes Schweizerfreunden (ganz à la Schweizerkäse) und von einer Hans Sachsbiographie, und einer unsrer großen „Führenden" hat — geistreich wie immer — vor wenigen Tagen in einer Rezension in der Deutschen Litteraturzeitung „von dem Allerwelt längst zugänglichen Materiale" gesprochen. Und schließlich: wer ist für Inschriften wie Triersches-Institut verantwortlich? Wirklich bloß der Firmenschreiber?

Nachtrag. Soeben erhalte ich einen Brief von einem Dr. phil., worin ich um rechtbaldige Auskunft über eine Sache ersucht werde.

Leipzig G. W.

sprochnen Fehlern bis jetzt völlig frei gehalten hat. Unsre Geschäfts- und Beamtenkreise könnten gar nichts besseres thun, als sich das Adreßbuch zum Muster zu nehmen.

*) Die Zeitungen reden gar von den handarbeitenden Klassen oder von der textilarbeitenden Bevölkerung, als ob es Zeitwörter gäbe: ich handarbeite, ich textilarbeite.

Baltische Anthologien

Bald nach einander sind vor kurzem zwei baltische Anthologien erschienen, die ebensowohl von der leidenschaftlichen Heimatsliebe der Deutschen in den Ostseeprovinzen, als von der zaghaften elegischen Stimmung Zeugnis geben, mit der die Mehrzahl der Balten auf die gegenwärtigen und künftigen Zustände der drei Außenlande deutscher Kultur blickt. Das gesteigerte Bedürfnis, sich und andern von den Nachwirkungen der deutschen Poesie auf baltischer Erde, von den eignen poetischen Kräften Rechenschaft abzulegen, hängt offenbar mit den jüngsten Erfahrungen zusammen, die die unter russischem Szepter lebenden Deutschen gemacht haben. In andrer Zeit ist es dem starken Selbstgefühl der Kurländer und Livländer nicht nötig erschienen, sich zu sammeln, der ausgeprägte Individualismus der Balten hat sich meist in der Vereinzelung gefallen, den Gedanken, daß die alten Lieder an ihrem Herd je verklingen könnten, haben sie weit von sich gewiesen. In der That hat die deutsche Kolonie zwischen dem Kurischen Haff und der Narwabucht Schlimmeres und Härteres bestanden, als ihr gegenwärtig widerfährt, gleichwohl ist in dem neuesten slawischen Ansturm ein Hauch, der das Mark dörrt und die Hoffnung auf bessere Zeiten tötet. Unter diesen Umständen kann eine Anthologie livländischer deutscher Dichter leicht eine Zusammenfassung des köstlichsten Besitztums bedeuten, dessen sich die Balten bewußt sind, ihr geistiges Leben gleicht dem goldnen Becher im „König von Thule“:

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Die beiden Sammlungen, die wir meinen, und von denen namentlich die erste die Teilnahme und Beachtung auch der Deutschen im Reiche verdient, nennen sich: Das baltische Dichterbuch. Eine Auswahl deutscher Dichtungen aus den baltischen Provinzen Rußlands mit einer litterarhistorischen Einleitung und biographisch kritischen Studien herausgegeben von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß (Reval, Franz Kluge, 1894) und: Die baltischen Lande

in Liedern ihrer Dichter, eine Anthologie mit biographischen und bibliographischen Notizen herausgegeben von Heinrich Johanson (Zürich, Sterns litterarisches Bulletin der Schweiz, 1894).

Der verschiedne Erscheinungsort der beiden Anthologien ist in gewissem Sinne bezeichnend für den verschiednen Zweck und die verschiedne Stimmung beider. Die Grotthußsche Sammlung, die die gesamte poetische Thätigkeit in den baltischen Provinzen vom dreizehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert berücksichtigt, wendet sich vor allem an die in den Ostseeprovinzen verbliebnen Landsleute und sucht das Bewußtsein sowohl des Zusammenhangs mit der deutschen Litteratur, als auch der wesentlichen Teilnahme und wertvollen Mitwirkung baltischer Talente an der Entwicklung dieser Litteratur zu kräftigen. Die kleinere Züricher Sammlung scheint recht eigentlich auf die baltischen Verbannten berechnet zu sein, die zahlreichen Wandrer, die die alte Ostseeheimat für immer verlassen haben, und die sich deren Bild in der poetischen Erinnerung, in der verherrlichenden Schilderung beschreibender Dichter neu vor Augen rufen wollen. Das größere Buch macht neben den poetischen auch litterarhistorische Ansprüche, das kleinere will, obschon es gleichfalls ein Dichterverzeichnis mit biographischen und bibliographischen Notizen giebt, offenbar nur durch seinen poetischen Inhalt wirken.

Da es gegenwärtig üblich ist, daß die provinziellen Ruhmesansprüche mit möglichster Selbstüberschätzung und äußerster Verachtung für Eingeborne andrer Provinzen und Landschaften erhoben werden, so muß man schon froh sein, daß Herr von Grotthuß den Mund nicht gar zu voll nimmt. Er wünscht nur, daß der „so arg vernachlässigten baltisch-deutschen Dichtung auch in der Nationallitteratur der ihr gebührende Platz eingeräumt werden möge," und im Vergleich mit der Ausschließlichkeit, mit der der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" die niedersächsische und holsteinische Art gepriesen oder mit der Herr Eugen Reichel die Ostpreußen als die allein charaktervollen und führenden Heroen unsrer Dichtung gefeiert hat, muß dieser Wunsch für bescheiden gelten. Nur wird es sich immer fragen, was die dichtenden Balten der deutschen Litteratur gegeben haben. Es ist natürlich, daß alle in der Dichtung des großen Mutterlandes erklingenden Laute in den baltischen Provinzen einen stärkern oder schwächern Wiederhall und Nachhall gefunden haben. Aber die Zahl der Talente, in denen dieser Nachhall etwas eignes und eigentümliches geweckt hat, ist doch viel kleiner, als der Sammler und Herausgeber des „Baltischen Dichterbuchs" sich und andern eingesteht. Zwei der klangvollsten Namen seiner Sammlung, der Fabeldichter Burchard Waldis im sechzehnten, der Lyriker Paul Fleming im siebzehnten Jahrhundert, gehören den Ostseeprovinzen kaum halb an. Es ist wahr, daß der Hesse Waldis die Haupteindrücke seines Lebens und seiner Entwicklung in Livland empfangen hat, und daß der Sachse Paul Fleming die wenigen glücklichen Jahre, die dem von der Not des großen

deutschen Krieges nach dem Norden und nach Persien Versprengten gegönnt waren, der gastlichen Aufnahme und den günstigen Zuständen im alten Reval zu danken hatte. In diesem Sinne kann man es ja gelten lassen, daß der Verfasser des deutschen Esopus wie der Dichter des schönen Liedes: „Ein getreues Herze wissen“ in einer baltischen Anthologie breiten Raum einnehmen, und würde es auch in der Ordnung finden, wenn die Jugenddichtungen Herders, die dem Leben in Riga ihren Ursprung verdanken, hier vertreten wären. Aber entscheidend ist doch zuerst und zuletzt die Zahl und Bedeutung der Dichter, die unter den Deutschen der Ostseeprovinzen geboren, erwachsen und gebildet sind. Und da läßt sich denn doch nur sagen, daß sich die verschiednen Entwicklungsperioden der deutschen Litteratur in zahlreichen baltischen Talenten und Halbtalenten wiederspiegeln, daß es zu keiner Zeit an begabten und liebenswürdigen Nachahmern und Anempfindern gefehlt hat, daß uns dagegen nur wenige selbständige und in ihrer Eigenart starke Naturen entgegentreten. Voran steht unter diesen, wie bekannt, allen andern Goethes Jugendgenosse Jakob Michael Reinhold Lenz, der livländische Pfarrerssohn, der das Vorbild aller problematischen Naturen des alten wie des neuen Sturms und Dranges ist, dem keine Lage genugthut, weil er keiner gewachsen ist, und dessen entwicklungslose Genialität man doch mit immer größerer Beflissenheit und Willkür neben das Genie Goethes zu stellen trachtet. Herr von Grotthuß enthält sich dieser Überschätzung; in seiner Anthologie ist Lenz nur mit ein paar lyrischen Gedichten vertreten, die (das ergreifende Gedicht „An den Geist“ ausgenommen) an den naiven, empfindsamen Lenz, nicht aber an den bizarren, nach Kraft und Natur in Rousseauischem Sinne lechzenden, phantastischen Lenz erinnern, der nur in den Dramen und Erzählungen erscheint. Wenn der Herausgeber an die interessanten Proben, die er von der Poesie des Livländers K. F. L. Petersen und des Kurländers Kasimir Ulrich Böhlendorff giebt, den Stoßseufzer anreiht: „Wie viele große Begabungen(!) mögen in den baltischen Provinzen zu Grabe getragen [worden] sein, ohne daß man unter ihrer schlichten Alltagshülle mehr entdeckt hätte, als gelegentlich vielleicht einen weltvergessen heraushängenden Zipfel von dem Purpur des Genies,“ so geht er viel zu weit, denn der Purpurzipfel schaut eben aus der Mehrzahl dieser Gedichte nicht hervor. Wir danken es dem Sammler, daß er durch die mitgeteilten Gedichte von Graß, Ulrich von Schlippenbach, Elise von der Recke und Sophie Schwarz den vielen, die immer nur diese und andre Namen gehört haben, zu einem ungefähren Begriff von den poetischen Bestrebungen der Genannten verhilft. Auch Vergessene tauchen aus seiner Anthologie empor, deren Schicksale bewegter und mannichfaltiger waren, als ihre Gedichte ahnen lassen. Nicht immer scheinen ihm die besten Quellen zugänglich gewesen zu sein. Von dem in Dresden im tiefsten Elend zu Grunde gegangnen Sonderling August Heinrich von Weyrauch erinnern wir uns z. B. Gedichte gelesen zu haben, die charakte-

ristischer und persönlicher waren, als die im „Baltischen Dichterbuch“ mitgeteilten.

Den größten Raum der Grotthußschen Anthologie nehmen die Lyriker des neunzehnten Jahrhunderts in Anspruch. Unter diesen fehlt es nicht an sinnigen und feinfühligen Liederdichtern, aber nur einzelne sind zu einer vollen poetischen Persönlichkeit ausgeprägt. Die Abhängigkeit von den deutschen Vorbildern verrät sich vielfach; bezeichnend ist es auch, daß das Leben im Lande selbst, in der vielgepriesenen Heimat viel seltner poetische Klänge und Schilderungen weckt, als die Wanderlust in der Fremde oder die sehnende Erinnerung. Eine bemerkenswerte Ausnahme bilden hierin die Gedichte von Helene von Engelhardt, deren „Nordischer Winter,“ Sturmlieder und Theearabesken uns fesselnde Bilder aus der Mitte des baltischen Lebens vor Augen stellen. Hervorragend durch Tiefe und Wärme des Gefühls, durch die Kraft der sinnlichen Anschauung und durch sprachschöpferisches Talent ist unter den neuern und neuesten Dichtern vor allen Reinhold Maurice von Stern, unzweifelhaft das bedeutendste Talent unter den jüngern Balten. Doch auch Karl von Fircks, der Herausgeber selbst, Jeannot Emil von Grotthuß, und der humoristische Realist Rudolf Seuberlich verdienen ausgezeichnet zu werden.

Die Dialektdichtung ist begreiflicherweise wenig vertreten, wo Dichter und Publikum vorwiegend aristokratisch sind; die Proben, die mit dem Gedicht des Revalers Jakob Johann Malm (1795 bis 1862) in deutschesthnischer Mundart: „Die Oberpahlsche Freundschaft“ mitgeteilt werden, scheinen, trotz ihrer Popularität in den Ostseeprovinzen, nicht zur Nacheiferung gereizt zu haben.

Daß der Herausgeber auch die wenigen deutschen Dichter, die ihr Schicksal in dem großen Rußland geboren werden ließ, den Balten an- und eingereiht hat, läßt sich mit dem Ausruf des Vorworts: „Wo sollten diese Heimatlosen auch sonst eine Stätte finden?“ allenfalls rechtfertigen. Die litterarhistorische Einleitung wie die biographischen Notizen am Schluß sind sehr dankenswert, aber nicht ganz frei von Irrtümern. Seite 44 der Einleitung wird des Rigaschen Kreises gedacht, in dem der junge Herder lebte, eines Kreises, „dem er viel gegeben, mehr aber noch zu danken hat.“ Berens, Hartknoch, die Lindner werden mit Recht aufgeführt, auch Hamann läßt man sich gefallen, da er damals in Mitau als Hauslehrer wirkte und wenigstens einmal auf längere Zeit nach Riga kam; aber Th. G. von Hippel, der nur 1761 kurze Zeit in Riga geweilt hat, kann doch dem Umgangskreise Herders nicht angehört haben. Und Garlieb Merkel (der erst 1769 geboren ward) müßte doch kennbarer als durch das Wort „später“ von dem Berensschen Kreise der Herderschen Zeit getrennt sein. Der Dramatiker Alexander Fischer lebte und erschoß sich nicht in Freiburg, sondern in Freiberg in Sachsen.

Die Dichter, denen wir in dem „Baltischen Dichterbuch“ begegnen, kehren in der zweiten Sammlung: „Die baltischen Lande in Liedern“ zum guten Teil

wieder, und natürlich wiederholt sich auch eine Anzahl von Gedichten in beiden Anthologien. Die Sammlung Johansons weist aber auch einige neuere Namen auf, die sich nicht im Dichterbuche finden; von ältern treffen wir nur auf einen, der auch bei Grotthuß nicht hätte fehlen sollen: auf den Eisleber Philipp Crusius, den deutschen Ahnherrn der esthländischen und schwedischen Familie von Kruſenstierna (1595 bis 1676), den Führer der holsteinisch-gottorpschen Gesandtschaft nach Persien, der auch Fleming angehörte. Gleich Fleming wurde Crusius (Kruse) durch die Liebe zu einer Patrizierstochter von Reval in dieser Stadt zurückgehalten und stieg im Dienst der schwedischen Krone zum Statthalter von Esthland. Die übrigen Lyriker des Büchleins gehören alle dem neunzehnten Jahrhundert an, nur bei etwa sechs liegt das Geburtsjahr noch im vorigen Jahrhundert, unter den jüngern hebt sich auch hier R. M. von Stern bemerkenswert über alle andern empor. Die Gedichte gelten sämtlich baltischen Erinnerungen. Strand, Wald und Heide, die Türme von Riga und Reval, die Burgen von Wenden und Treiden, der Dom und die Universität von Dorpat, die Inseln und Klippen der Ostsee, Seen, Flüsse und Bäche des Landes spiegeln sich darin wieder. Wenn die Heimatliebe und Heimatsehnsucht auch Gelegenheitsgedichte, wie den „Prolog zur Eröffnung der Zeitschrift »Nordische Rundschau«“ oder ein „Festlied zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Libauer Sparkasse“ sammeln will, so ist das ihre Sache. Die Wirkung einer Anthologie wie diese wird ohnehin auf die engen Kreise beschränkt sein, die vielleicht mit Viktor von Andrejanoff singen und sagen:

Doch lieb ich meiner Heimat Erdenscholle,
Lieb die Natur, in der erwacht mein Leben
Und häng an ihr mit zartem Seelenbande;
Italien, das duft- und farbenvolle,
Würd ich dahin für eine Wiese geben,
Für einen Wald an unserm Ostseestrande!

Marie Neander

Novelle von Otto Verbeck

2

Tage schlichen die Stunden der nächsten Tage vorbei. In der kleinen Gartenwohnung an der Corneliusstraße ging es so still zu, wie immer. Marie hätte die farblose Gleichförmigkeit ihres Lebens nun schon gewöhnt sein können, denn nicht erst seit gestern saß ihr Vater den größten Teil des Tages drüben im Atelier, und nicht erst seit gestern blieb es ihrem Gutdünken überlassen,

womit sie ihre Zeit ausfüllen wollte. Sie war ja auch bisher gut genug damit fertig geworden. Jetzt aber, in der bittern Not quälender Grübeleien, dehnten sich die Stunden, und vergebens suchte sie in anhaltender Thätigkeit sich selbst zu entgehen. Sie hatte viel zu wenig zu thun. Ihr kleiner Haushalt schuf nur geringe Mühe, und alles Herumräumen und Herumkramen half ihr nichts. Immer war sie mit allem zu früh fertig. Immer wieder gab es lange Pausen, wo sie am Fenster stand und dem Stürmen des Frühlingswindes zusah, der die Büsche und Bäumchen des Gartens zauste. Grauer Himmel, Wolken, Dämmerungen am hellen Tage. Auf dem Tische lag aufgeschlagen ein Band Heyse. Lesen konnte sie nicht. Sie war nicht imstande, sich zu sammeln. Nach den ersten paar Zeilen wußte sie nicht mehr, was sie las. Alle Gedanken drehten sich in kreisendem Wirbel um einen Punkt. Auch die Musik hatte ihren trostvollen Dienst versagt. Wie manche Stunde des Tages verträumte sie sonst an ihrem geliebten Flügel! Auf alle Fragen hatten diese Töne bisher Antwort gewußt; aller Trübsinn war bisher in dieser wohligen Flut untergetaucht. Jetzt suchte sie auch hier vergebens nach Ruhe. Scharfstimmig, unmelodisch klang das eintönige Lied, das sie in fiebernder Rastlosigkeit unaufhörlich wiederholen mußte: Er hat mich gerichtet!

Er? Und wann? Vorgestern Abend? Und bis dahin war ihre Seele ruhig gewesen? Bis dahin hatte keine Furcht, keine Erinnerung ihren Frieden getrübt?

Sie hatte doch nicht etwa im Ernst daran gedacht, die Frau dieses Mannes werden zu können? Die Frau überhaupt eines Ehrenmannes? Oder hatte sie geglaubt, man könne einen braven Mann heiraten und ihm verheimlichen — o, wie sie ihn haßte, diesen Verderber, der ihre halbflügge Jugend gemordet hatte! Wie bitterlich sie ihn haßte, über das Grab hinaus! Nein, sie hatte nichts vergessen, nein, sie hatte es gewußt, daß sie sich mit jenem ersten, halb unbewußten, im Fluge genossenen Rausch um alle Blüten der Zukunft betrogen hatte. Sie hatte es immer gewußt. Aber in den friedlichen, ereignislosen Jahren, die jenem unheilvollen Florentiner Frühling gefolgt waren, war allmählich eine Art farblosen Gleichmuts als Widerspiel der stürmischen Verzweiflung über sie gekommen. Die Schatten schlichen abseits am Wege hin. Aber sie lernte mit der Zeit die Augen abwenden. Es wußte ja niemand, niemand von all den fremden Leuten — und sie wollte ja auch nur nippen von dem leichten Schaum, sich nur die Lippen netzen, nichts weiter.

So konnte denn der eitle Vater in der Berliner Gesellschaft mit dem feinen, dunkeln „Correggioköpfchen“ Staat machen, und sie ließ sich lachend bewundern. Daß in diesem Lachen oft unbarmherzige Spottlichter funkelten, daß sie allen Huldigungen mit verständnisloser Miene auswich, daß sich keiner ihrer zahlreichen Verehrer auch nur eines Schimmers ihrer Gunst rühmen durfte — das alles gab ihr nur einen Reiz mehr. Sie hielt den Becher, sie

nippte am Schaum — war sie glücklich? hatte sie vergessen? Sie träumte es wenigstens. Aber es gab dunkle Nachtstunden, in denen Gespenster ihr beschattetes Angesicht über sie neigten. Mit dem Morgengrauen huschten sie in ihre Winkel zurück. Es wußte ja niemand —

Aber endlich — wann war denn das Verhängnis dieser großen, neuen — nein, dieser ersten wahrhaftigen Liebe über sie hereingebrochen? Unterthan war ihm ihre Seele vom ersten Augenblick an. Aber die langen, bangen Wochen hindurch am Krankenbett des Vaters hatte sie in ihm nichts andres gesehen als den Retter, dessen Segenshand den Schwerbedrohten am Rande des Abgrunds behütete.

Allmählich aber erklang aus dem Hymnus leidenschaftlicher, hingebungsvoller Dankbarkeit ein andrer Ton. Die Sorge um das bedroht gewesene Leben schwand, die Pflege des Genesenden spannte nicht mehr die Nerven auf die Folter, sie konnte auch wieder an andre Dinge denken. Und sie that es zu ihrem Unheil. Der zitternde Herzschlag, das selig beklommne Aufatmen begrüßte nicht mehr den in Not ersehnten Arzt, dem der Kranke nun schon mit einem vernehmlichen „Willkommen“ die Hand entgegenstreckte, es dauerte nicht lange, so war sie sich bewußt, daß sie diesen ernsten Mann liebte, daß ihres Lebens Seligkeit an einem freundlichen Blick seiner schweigsamen Augen hing, daß ein Tag, an dem er nicht kam, ihr die Einöde bedeutete.

Vergaß sie, daß diese Einöde ihr Los war? Vergaß sie den Fluch, der auf ihr lag? Ließ sie sich wirklich mit geschlossenen Augen steuerlos auf dem Strom ihrer Empfindungen treiben?

Nein, gewiß nicht. Aber wohin sollte sie flüchten aus der trostlosen Einsamkeit ihres stillen Zimmers, wo die Schatten nun aus allen Winkeln krochen, wo die Angst vor der Zukunft ohne den Mann, den sie anbetete, ihr das Herz versteinte? Warum sollte sie nicht in seiner Gegenwart Erquickung suchen, da er ja nichts von ihrem Leiden, nichts von ihrer hoffnungslosen Liebe erfuhr? Sie beherrschte sich ja so gut, und er hatte sich noch mit keinem Atemzug aus seiner unbefangnen Ruhe gerührt.

So gingen denn die Wochen dahin. Seine Besuche wurden mit der fortschreitenden Genesung des Vaters seltner, nahmen aber mit der Zeit die Art gemütlicher Plauderviertelstündchen an. Auch als der alte Herr schon wieder an seiner Staffelei sitzen durfte, kam der Doktor, nachdem er ihn dort aufgesucht hatte, noch „auf einen Sprung“ zu ihr herein. Es schien ihm doch etwas zu fehlen, wenn er sie nicht auch gesehen hatte; denn als er sie einmal nicht antraf, kam er am nächsten Tage wieder: Ich wollte nur im Vorbeigehen sehen, was Sie machen. Was ist denn das? Das bin ich ja gar nicht gewohnt, daß Sie nicht zu Hause sind.

Dann hatte er mit etwas verlegnem Gesicht einen Veilchenstrauß vor sie hingelegt, seinen Hut genommen — adieu, auf Wiedersehen! — und war schnell

fortgegangen. Wenn er gesehen hätte, wie sie die Blumen in der Hand hielt, wie sie weinte, wie sie sie küßte!

Hatte sie sich doch langsam dahingleiten lassen? Hatte das Gift sie doch betäubt? Sie durstete so hin, von einem Tag zum andern — die Erinnerung schlief ein. So kam es, daß seine Vernichtungsworte sie wie Donnerschläge aufschreckten.

Wohin war sie geraten? Wie war das möglich gewesen? Und wie sollte sie sich nun wieder zurecht finden? Sie mußte von ihm los. Aber wie? Und war das Leben denn noch denkbar ohne ihn?

Sie stand noch immer am Fenster, die heiße Stirn an die Scheibe gelehnt. Ein bittres Schluchzen stieg in ihr auf. Es mußte möglich sein, sie hatte es ja vorher gewußt. Es waren ihre eignen Worte, die er ahnungslos wiederholt hatte. Aber wie den Abschluß machen, so, daß er nichts merkte? Reisen — das war das einzige. Der Vater mußte mit ihr fort, recht bald. Und dann — dann war ja alles von selbst erledigt, da seine ärztliche Thätigkeit ihr Ende gefunden hatte. Dann sah man sich einfach nicht mehr, dann war eben alles vorbei.

Drüben ging die Thür, es war Essenszeit. Der Vater kam über den Flur. Sie nahm sich zusammen.

Mir ist der Kopf nicht ganz geheuer, sagte der alte Herr bei Tisch. Du könntest hingehen und dir das Antipyrinrezept noch einmal unterschreiben lassen. Ich habe keine Pulver mehr.

Das beste wäre, wir machten eine kleine Reise. Was meinst du? Das würde dich gewiß auffrischen. Und mir selbst, das gestehe ich, wäre es auch nicht unlieb, ein bischen herauszukommen.

Mädel, das ist noch lange nicht die dümmste Idee! Daß ich darauf nicht schon längst gekommen bin! Wollen den Doktor einmal fragen.

O, der ist sicher dafür. Er sagte neulich schon, daß dir eine kleine Reise sehr gut thun würde; wir sollten nur noch etwa vierzehn Tage warten. Das ist über eine Woche her, und wenn wir gleich mit Vorbereitungen anfangen, kommen wir doch nicht früher als nach reichlich acht Tagen fort. Was meinst du zu Baden?

Vorzüglich. Rede einmal mit ihm, wenn du nachher hingehst!

Du könntest ja auch schreiben und Lina hinschicken.

I wozu? Wir haben bisher alles mündlich besprochen. Geh nur zum Schluß der Sprechstunde hin, da brauchst du nicht so lange zu warten.

Gut, dann will ich hingehen.

Ja, sie wollte zu ihm gehen — zum Abschied. Ohne daß er eine Ahnung davon hatte, wollte sie von ihm Abschied nehmen, ihn noch einmal sehen, ihn noch einmal sprechen hören, ihm noch einmal die Hand geben. Das war doch nicht zuviel. Dieses letzte konnte sie sich noch gönnen.

Weißt du — aber worüber denkst du denn so tiefsinnig nach?

Nichts, nichts —

Weißt du, fuhr er fort, daß mir der Doktor ordentlich fehlen wird?

Ja, das glaube ich.

Er ist nun über acht Tage nicht dagewesen. Man hatte sich ordentlich an ihn gewöhnt. Du auch.

O ja. Aber schließlich — wenn du nur gesund bist —

Natürlich, das ist die Hauptsache. Aber wer hindert uns daran, freundschaftlich mit ihm weiter zu verkehren?

Das wird nicht gehen, sagte sie hastig.

Warum denn nicht? Das sehe ich doch nicht ein!

Er hat nicht genug Zeit zu geselligem Verkehr. Bei seiner großen Praxis —

Ach was, er war doch bei Toni.

Das war eine Ausnahme.

So wird er bei uns auch eine machen. Wir wollen ihm ja keine Gesellschaften von achtzig Personen anthun. Ganz gemütlich soll er herkommen, einmal mit Langes, einmal ganz allein. Ihr musizirt, ich höre zu — was ist — wo rennst du hin?

Ach, ich hatte vorhin mit Lina — sie ging schnell hinaus.

Neander sah seiner Tochter mit einem verschmitzten Lächeln nach.

Dummes Ding, murmelte er vergnügt. Glaubt, ich durchschaute sie nicht. Brennt — brennt lichterloh. Und er auch. Brennen alle beide. Charmanter Kerl! Ich denke, er wird dem Hangen und Bangen nächstens ein Ende machen. Es sah mir neulich ganz darnach aus. Sehr angenehm! So kommt man endlich mit dem Mädel in Ordnung.

3

Marie nahm das erste beste Buch zur Hand und setzte sich an den Mitteltisch. Die Sprechstunde nahte ihrem Ende. Es warteten nur noch zwei Parteien, eine Handwerkersfrau mit einem blassen kleinen Jungen und ein tief in seine Zeitung vergrabner Herr. Nichts rührte sich; nur hin und wieder bellte der Kleine mit einem harten, trocknen Husten auf, dann knisterte der Herr nervös mit seinem Blatt. Die Frau wischte mit ihrem Shawltuch dem Kinde übers Gesicht und sah sich verlegen um. Marie setzte sich nach einigen Minuten zu ihr.

Was fehlt dem Jungen? fragte sie leise.

Ach, ich weiß selber nich, gab die Frau seufzend zur Antwort. Es is so wie so schon rein gar nischt mit ihn los, und nu kriegt er auch noch den ollen Husten.

Ist er schon lange in Behandlung?

Nee, wir sind erst das zweitemal hier.

Na, dann warten Sie's ruhig ab, der Herr Doktor wirds schon machen.

I woll, den kennen wir schon. Er war schon bei meinem Mann hinjekommen, wie der von Bau is runterjefallen, un mein Mann sagt, ohne dem lag er auf'n Kirchhof. Nee, jut is er, allens, was recht is, un Wein hat er auch jeschickt un Essen, un keen Jeld hat er ooch nich jenommen, nee, sagt er, lassen Se man, davor bezahlen die Reichen mit.

Der Herr am Fenster ließ seine Zeitung sinken und sah scharf herüber. Sehr angenehme Mitteilung das, schnarrte er.

Marie hob flüchtig den Kopf und unterdrückte ein Lächeln.

Wie sind Sie denn an ihn gekommen? fragte sie, wieder zu der Frau zurückgewandt.

Was mein Schwager is, dem sein Freund wurde mal überjefahren, un da holten sie ihm, un denn machte er erst en Notverband, un denn mußte mein Schwager ne Droschke holen, aber erster, un denn fuhr er mit ihn nach seine Wohnung, un mein Schwager mußte mit, von wejen raus un rein, un denn hat er jeholfen ihm ins Bette bringen. Die Hose, die mußte er von des Bein runterschneiden, mit das verbundne Bein jing des nich, un denn hat er ihn nachher en abjelegten Anzuch jeschenkt, un wie des Bein heil war, da hat er jesagt, Jeld nimmt er nich, es wäre ne sehr hibsche Wunde jewesen un hätte ihm sehr amisirt, un wie Lehmann denn sagte, das jinge nich, daß er für umsonst des allens jemacht hätte — wir wissen doch ooch, was anständig is —, denn hat Herr Dokter jesagt, denn kennte er ja mal jelejentlich en paar Jänge für ihm machen mit des heile Bein, damit wäre des jenug bezahlt, un denn wurde er richtig grob und sagte, er sollte nu machen, daß er rauskäme.

So. Und als Ihr Mann nun fiel, da ging Ihr Schwager hin und holte ihn?

Jewiß doch.

Das glaub ich, schnarrte wieder der mit der Zeitung.

Marie zuckte spöttisch die Achseln.

Adieu, gute Besserung, sagte sie endlich zu der Frau, als diese an der Reihe war. Bis der mißvergnügte Fremdling abgerufen wurde, blätterte sie wieder in den Büchern auf dem Tische. Dann blieb sie noch für einige Minuten allein. Fröstelnd schauerte sie zusammen. Die quälende Unruhe, die während der Unterhaltung eingeschlummert war, wachte wieder auf. Abschied nehmen, Abschied nehmen! Und daß er nichts merkte! Ruhig sein, heiter sein! Es mußte gehen. Sie hatten ja zu sprechen: der Vater — und die Reise — das Rezept unterschreiben. Sie fühlte in die Tasche. Und richtig, da war ja auch der komische Brief, den sie neulich schon für ihn bereit gelegt hatte. Das war sogar lustig, man hatte etwas zu lachen. Und dann wollte sie gehen — mitten in der Heiterkeit.

Sie wurde hineingerufen.

Verwundert, etwas besorgt kam er ihr mit ausgestreckter Hand entgegen.

Fräulein Marie? Ist bei Ihnen etwas — ist Papa nicht wohl?

Nicht doch. Sie hatte sich nun völlig in der Gewalt. Freundlich, gleichmütig erwiderte sie seine Begrüßung. Es ist nichts. Nur sein Rezept möchte er für alle Fälle noch einmal unterschrieben haben — hier — wenn Sie so gut sein wollten. Und dann soll ich Ihnen einen kleinen Plan zur Begutachtung unterbreiten.

Einen Plan? Aber warum stehen Sie denn? Er schob sie sanft an beiden Händen zum Sofa und zog sich seinen Arbeitsstuhl näher. Einen Plan? Heraus damit.

Wir wollen reisen, Papa und ich. Es müßte ihm doch jetzt gut thun, so in den Frühling hineinzufahren. Was meinen Sie zu Baden? Später könnte man ja weiter gehen, hinunter. Am Genfer See waren wir noch nie.

Ja ja, sagte er, nachdenklich vor sich niederblickend, dagegen ist nichts einzuwenden. Im Gegenteil, Baden ist gut. Vorläufig; das „Hinunter" hört sich ja sehr unternehmend an. Sie scheinen da so eine monatelange Bummelei im Schilde zu führen.

Gewiß! Sie lächelte. Papa kann ja immer weg, wann er will und solange er will. Ob er hier malt oder in Nizza oder in Baden oder in — was weiß ich — ist ja ganz einerlei. Und neue Anregungen bekommt er noch obendrein. Und Sie selbst sagten ja neulich: eine Reise muß nun das Siegel daraufdrücken; wenns schön wird, muß er ein bischen hinaus. Nun, jetzt wirds ja schön.

Er sah sie an. Das ist ja ganz gut. Aber er hat auch genug, der Papa, wenn er sechs bis acht Wochen im Grünen herumspaziert ist. Dann könnten Sie ruhig wiederkommen. Sie werden mir —

Nun, das findet sich dann alles — unterbrach sie ihn hastig und senkte die Augen. Sie werden mir fehlen — hatte er das sagen wollen?

Ein paar Atemzüge lang schwiegen beide. Dann zog sie schnell ein Blatt aus der Tasche.

Ich hab Ihnen etwas mitgebracht, sagte sie wieder lächelnd. War übrigens unsre alte Köchin neulich bei Ihnen?

Jawohl. Gleich nach meiner kleinen Reise. Sie hatte was am Fuße. Ihr Schwager, der Schuster, den ich auch behandelt habe, hatte sie mir geschickt. Ein kurioses altes Gestell! Sie betonte noch besonders, daß sie Sie oder den Papa nicht um eine Empfehlung hätte angehen wollen.

Schon richtig, lesen Sie hier den Brief. Auf der Rückseite hat sie ihre Markteinkäufe vermerkt, so kam er mir in die Hände. Ich fand ihn in ihrem Korb und hab ihn geschwind geräubert, hier! Er ist ein bischen zerknittert.

Der Doktor trat ans Fenster und las.

„Liebe Schwägerin, Er ist nu wieder da. Ich solte dir doch melden wenn Er wieder da wäre ich habe mir erkundicht. Er ist also wieder da. Geh du nu man hin bei Ihn er wirt dir schon Helfen. Er kann alles. Er ist gut, wie der liebe Gott. Ich sage immer wie der Heiland aber meine Frau will des nicht von wegen des Ende. Aber Gehorchen mußt du Ihn denn daß kann er nicht Leiden sonst Schmeißt Er dir raus. Es grüßt dein Schwager

Gottlieb Lehnert."

Marie hatte strahlend das Gesicht des Lesenden beobachtet, und als er lachend und kopfschüttelnd den Zettel sinken ließ, rief sie: Nun, was sagen Sie? Ist das nicht ein kostbares Schriftstück? Schade, daß ich mirs nicht im Original aufheben kann. Ich muß es ihr wieder zustecken. Vorher aber schreib ich mirs ab.

Das werden Sie hübsch bleiben lassen, sagte er, schon wieder ernst, wie kann man von solchem Unsinn soviel Aufhebens machen!

Das ist doch kein Unsinn! Übrigens finde ich das reizend: aber meine Frau will das nicht, von wegen des Ende —

Kommen Sie, kommen Sie, unterbrach er sie, sprechen wir von was Gescheiterm.

Sie erhob sich. Das Gescheiteste ist, daß ich jetzt gehe. Sie haben zu thun, Sprechstunden sind keine Plauderstunden.

Er war zu ihr getreten und ergriff nun ihre Hand. Seien Sie einmal recht nett und lieb, und laufen Sie nicht fort. Sie wissen ja, daß niemand mehr im Wartezimmer sitzt. Machen Sie mir die Freude — ich möchte Ihnen so gern einmal meine Kinder zeigen. Kommen Sie auf ein paar Minuten mit hinein, ja?

Sie wurde glühend rot und atmete beklommen. Ja, sagte sie dann rasch, das will ich. Zeigen Sie sie mir.

Danke. Er drückte schnell und heftig ihre Hand. Kommen Sie, ich gehe voran.

Sie folgte ihm durch das dämmrige Speisezimmer. Vom Flur aus betraten sie dann ein freundliches, großes, helles Gemach, in das die Abendsonne noch schräg hereinschien. In der Mitte stand ein langer, breiter Tisch, auf dem Spielzeug ausgekramt war. Zwei kleine Mädchen hockten knieend auf ihren Stühlen. Ein hoher Turm von Bausteinen schien eben die letzte Weihe zu empfangen.

Sophie, sagte der Doktor beim Eintreten zu einer weißhaarigen Frau, die mit ihrem Strickzeug daneben saß, hast du wohl noch öppes guts für uns zu knuppern?

Während die Alte mit einem stummen Gruß für Marie und einem Gemurmel, das wie Frili, frili! klang, hinaushuschte, trat er zu den Kindern, die verlegen im Spiel innegehalten hatten.

Na, mein kleines Gesindel? Nun kommt einmal her und sagt der Tante guten Tag. Sie ist eine neue Tante, aber eine sehr liebe Tante. Hier setzen Sie sich her, Fräulein Marie. Geh, Josephe, bring mir auch einen Stuhl. So ists recht. Was denn, Vreneli? Ach, warum nicht gar!

Er nahm aber doch das kleine Ding, das die Arme nach ihm ausstreckte, auf den Schoß und zog dann mit der freien Hand die andre nahe zu sich.

Sehen Sie, fuhr er fort, das sind wir nun, wir drei zusammen. Das hier ist meine große Tochter, schon ganze sechs Jahre alt, meine Verständige, Brave. Sie kann dem Schwesterchen schon die Schürze an- und ausziehen und die Serviette umbinden. Nicht wahr? Zum Herbst kommen wir in die Schule; so lange wird noch gefaulenzt. Der Sommer soll noch einmal gründlich mitgenommen werden. Finden Sie sie auch mir ähnlich?

Sehr. Sie hatte noch kein Wort gesprochen. Ihre Stimme klang heiser. Wie er da vor ihr saß, die beiden Kinder im Arm! Wie das ernst träumerische, von braunem Haar umrahmte Gesichtchen sie ansah! Wie das Köpfchen der Kleinen sich an seine Schulter schmiegte, während seine Hand die blonden Flimmerlocken streichelte.

Sie sind ganz verschieden.

Ja, vollständig. Sie haben sich in ihre Vorbilder geteilt. Das Vreneli hat sich an seine Mama gehalten. Vielleicht nur mir zum Trost. Darum habe ich es auch nach ihr genannt, als sie uns damals allein ließ — zum Andenken.

Seine Blicke gingen nach der Wand hinüber. Da, sagte er, sie ist der Schutzengel geblieben in der Kinderstube.

Marie wandte sich hastig um, stand dann auf und trat zu dem lebensgroßen Bilde. Das also war sie. Hatte er sie wohl sehr geliebt? Und sie ihn? Eine frohe Helligkeit ging von der lichten Gestalt aus. Sonnenstrahlen schimmerten in dem gewellten, blonden Haar, Sonnenstrahlen leuchteten aus den blauen Augen. Ein großer Künstler mußte dieses rosige, friedliche, liebe Gesicht in einer Feiertagsstunde gesehen haben. Was hielt sie da in der Hand auf dem Schoße? Ein kleines Kinderstrümpfchen. Spielzeug und Blumen lagen verstreut auf dem Tisch, an den ihr andrer Arm sich lehnte.

Der Maler hat sie an ihrem eigentlichen Platz zuerst gesehen, sagte Weber, der mit Vreneli auf dem Arm zu ihr getreten war, in der Kinderstube, und so hat er sie dann gemalt. So hat sie ausgesehen, ganz genau so, mein braver Kamerad, unser Mutterli. So stehts auch auf ihrem Grabstein: Unser Mutterli, nichts weiter. Denn das war sie. Liebe, Liebe, echte Frauenliebe, mütterliche Liebe durch und durch. Keiner weiß, wer da schläft, als wir. Denn keiner hat wissen können, wie sie war, als wir, denen sie gestorben ist. So brauchts auch keinen Namen. Wir — sag ich übrigens. Meine armen Kinder haben ihr bestes verloren, ohne es zu wissen. Sie wachsen auf,

ahnungslos, daß ihnen die eigentliche Sonne fehlt. Das war es auch, was ihr das Sterben so schwer machte, sie wäre so gerne noch geblieben. Sie hatte noch so viel zu thun, Josephe war doch erst drei Jahre alt. Und das arme Kleine, das sie kaum gesehen hatte! Sie konnte ja die Arme nicht mehr heben, um es ans Herz zu drücken. Und wie sie flüsterte: Halt mirs her, einmal nur küssen, und ich ihr dann das winzige Ding da an die Lippen hielt! Nachher legt ichs ihr in den Arm, daß sie doch fühlte, sie hätte es, und Josephe in den andern, die war nur froh, daß sie zu ihrem Mutterli durfte. Und so schlief sie ein — lächelnd, friedlich. Er wandte sich um und ging, immer die Kleine im Arm, einigemal auf und ab.

Fliegen, Papali, fliegen! bat das Kind. Und er ließ es „fliegen," daß es jauchzte.

Marie stand unbeweglich, die Augen auf das sonnige Gesicht geheftet. So hatte er sie geliebt! Konnte er darnach eine andre — kann er diese hier jemals vergessen? Aber er soll ja auch nicht —

Weber kam zu ihr zurück. Hier, sagte er, auf eine breite Blumenvase deutend, die auf einer Konsole zu Füßen des Bildes stand, ganz mit Rosen gefüllt, ihre Lieblingsblumen. Die bringen wir ihr. Immer hat sie frische, im Winter, wenn sie schwer zu haben sind, manchmal nur eine, zwei. Jetzt giebts schon mehr, im Sommer aber, da hat sie eine Fülle. Auf ihrem Grabe blühen sie auch, zu Häupten ein mächtiger Strauch, und eine ganze Hecke von Kletterrosen wächst am Gitter rings herum.

Da ging die Thür auf.

Aha, sagte der Doktor, aber jetzt!

Ei, Altata! jubelte Vreneli, mit den Beinchen zappelnd. Er setzte sie hinunter, und beide Kinder musterten strahlend die große Platte mit allerlei guten Sachen, die da auf den Tisch gesetzt wurde.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Steuerfragen. Herr Miquel kann sich nicht über den Mangel an hilfreichen Händen und Köpfen beklagen, und da er in der nächsten Parlamentskampagne wieder eine Tabaksteuervorlage einzubringen gedenkt, so werden ihm die Broschüren, die für seine vorige geschrieben worden sind, noch nützlich sein. Recht hübsch abgefaßt ist: Die Cigarre auf dem Altar des Vaterlandes. Von Dr. jur. Frankensundern. (Frankfurt a. O., Hugo Andres.) Selbstverständlich ist nicht gemeint, daß die deutschen Männer aus Liebe zum Vaterlande das Rauchen sein lassen, sondern daß sie trotz Steuer zu rauchen fortfahren sollen. Wir haben ver-

sönlich gegen die Tabaksteuer nichts einzuwenden, und es ist uns ziemlich gleichgiltig, ob sie die Vernichtung oder die Verteuerung des Stinkkrauts zur Folge hat, aber wir bezweifeln, ob alle solche kleine Mittelchen zusammengenommen imstande sein werden, der Schraube ohne Ende, die zu den wesentlichen Organen des modernen Staats gehört, endlich einmal Einhalt zu thun. — Wilhelm Hausmann, Rechtsanwalt am königlichen Landgericht Berlin I, beweist in einer sehr gründlichen und interessanten Schrift: Verkehrssteuern (Berlin, Karl Heymann, 1894), daß wir uns nicht auf die sogenannte Börsensteuer beschränken dürfen, sondern die allgemeine Quittungssteuer — auch dieses Projekt wird ja wohl wieder aufleben — einführen müssen. Er gründet ihre Notwendigkeit darauf, daß dem einen der beiden Grundsätze, nach denen die Steuern einzurichten sind, daß nämlich jeder nach seiner Leistungsfähigkeit besteuert werden müsse, durch die preußische Steuerreform für den größten Teil Deutschlands genügt worden sei, und daß daher, wenn das Reich noch nicht genug hat, nichts übrig bleibe, als das Fehlende nach dem zweiten Grundsatze aufzubringen: daß jeder Leistung eine Gegenleistung entsprechen soll, daß also, da der Staat das Eigentumsrecht schützt, jeder bei jedem Rechtsgeschäft zu steuern habe, weil dabei jedesmal der Schutz des Staats wirksam werde. (Dagegen ließe sich doch wohl einwenden, daß es genug Leute giebt, die jede Schuld bezahlen würden, auch wenn gar kein Staat existirte.) — Reinhold Menz verspricht uns in Preußen Vierzig Millionen ersparte Steuern (Berlin, Georg Reimer, 1894), wenn wir die Staatseisenbahnverwaltung nach seinen Vorschlägen organisiren. Er fordert u. a., daß jedem Direktor eine nach dem durchschnittlichen Bedarf abgemessene Summe zur freien Verfügung überwiesen werde, sodaß nicht jedes unbedeutenden Baues wegen hundert Federn bis zur höchsten Instanz hinauf in Bewegung gesetzt zu werden brauchen. Als Hauptübelstände bezeichnet er die unzähligen Dienstvorschriften, die weder im Kopfe behalten noch durchgeführt werden könnten, und von denen manche offenkundig und täglich übertreten würden, und daß die Aufsicht im Büreau sitze, auf der Strecke aber fehle. — Endlich erwähnen wir noch eine höchst interessante, unter den heutigen Umständen beinahe revolutionär zu nennende Schrift, die sich nicht mit neuen Steuervorschlägen, sondern mit der Verwaltung des Steuerwesens befaßt: Die büreaukratische Verfassung im Spiegelbilde der Provinzialsteuerdirektionen in Preußen. Von Gustav Gutsch, Ober- und Geheimem Regierungsrat a. D. (München, Th. Ackermann, 1894.) Unter der büreaukratischen Verfassung versteht er die autokratische im Gegensatz zur kollegialischen. Er behauptet, die Grundsätze der Kollegialität und der Öffentlichkeit, die dem germanischen Charakter entsprechen und den Unterthanen Schutz gegen Willkür gewähren, und die auch die Verwaltungsorganisation von 1808 beherrscht hätten, seien in der Steuerverwaltung verlassen worden, und dem Provinzialsteuerdirektor sei eine übermäßige Macht eingeräumt worden, u. a. auch „eine in die bürgerlichen Kreise tief eindringende Gewalt im administrativen Strafverfahren." Zwar bleibe er haftbar „für eine in den Gesetzen ausdrücklich verbotne, durch den Finanzminister befohlne Handlung" (dergleichen scheint also vorzukommen), allein diese Verantwortlichkeit erhalte „einen schattigen Hintergrund durch das Gesetz vom 13. Februar 1854, betreffend die Konflikte bei gerichtlichen Verfolgungen wegen Amts- und Diensthandlungen." Die Volksvertretungen gewährten in solchen Fällen keinen genügenden Schutz gegen Willkür.

Arbeitslosigkeit und Arbeitsvermittlung. Daß sich Behörden mit der Arbeitsvermittlung und mit der Unterstützung der Arbeitslosen befassen müssen, ist

vom Übel, aber, solange die jetzigen Bevölkerungs- und Produktionsverhältnisse dauern, ein unvermeidliches Übel. Daher sind alle Schriften willkommen, die praktische Winke für die Einrichtung solcher Anstalten enthalten. Das Freie Deutsche Hochstift hat im Oktober vorigen Jahres zu Frankfurt a. M. einen sozialen Kongreß veranstaltet, der über Arbeitslosigkeit und Arbeitsvermittlung zu beraten hatte, und an dem sich Theoretiker wie Praktiker, Unternehmer wie Arbeiter, darunter auch einige Sozialdemokraten, beteiligt haben. Der Bericht darüber ist unter dem Titel: Arbeitslosigkeit und Arbeitsvermittlung in Industrie- und Handelsstädten bei Otto Liebmann in Berlin erschienen. In einem zusammenfassenden Schlußvortrage bezeichnete der Vorsitzende, Stadtrat Flesch, als Punkte, über die eine gewisse Einstimmigkeit erzielt worden sei: „Organisation des Arbeitsnachweises durch die Gemeinden oder unter Kostenbeitrag der Gemeinden; ferner, im Falle es nicht geeignet scheint, den gesamten Arbeitsnachweis eines Ortes zu monopolisiren, was in größern Städten kaum möglich wäre, Einführung einer regelmäßigen Verbindung der einzelnen Arbeitsnachweise unter einander; in allen Fällen aber vollständige Unentgeltlichkeit des Arbeitsnachweises und die Mitwirkung der Arbeiter durch von ihnen gewählte Vertrauensmänner.“ Einer der Teilnehmer, der Polizeikommissar Schnitzer aus Iserlohn, hat sich das Verdienst erworben, sehr nachdrücklich hervorzuheben, daß der organisirte Arbeitsnachweis nur ausgleichend wirken, nicht die Arbeitslosigkeit beseitigen könne, da er ja die Arbeitsgelegenheit nicht vermehre. Dr. Otto Krause, Herbergsvorstand in Annaberg i. Erzg., beleuchtet die Arbeitslosigkeit, Bettelei und Wanderverpflegung in einem bei Duncker und Humblot erschienenen Schriftchen unter besondrer Berücksichtigung sächsischer Verhältnisse. Wir heben daraus nur zweierlei hervor. Erstens hat den Verfasser die Erfahrung belehrt, „daß das Wandern der Arbeiter nicht bloß ein Ausfluß von Bummellust und Arbeitsscheu ist, sondern vielfach von wechselnden wirtschaftlichen und gewerblichen Umständen veranlaßt und beeinflußt wird.“ Zweitens lehrt die Statistik, daß es nicht das Fabrikarbeiterproletariat ist, das die meisten Bummler liefert, sondern das „ehrsame“ Handwerk; die Fabrikindustrie liefert den Verpflegungsstellen nur 8 bis 12 Prozent, das Handwerk 73 bis 78 Prozent der Gäste (das Handelsgewerbe 1 bis 2, die „Handarbeiterschaft“ — womit wohl Tagelöhner, Erdarbeiter u. dergl. gemeint sind — 9 bis 17). Und das läßt sich auch leicht erklären. Im Fabrikarbeiterproletariat werden die minder widerstandsfähigen Sprößlinge schon vor Vollendung des fünften Lebensjahres durch Mangel an Pflege hingerichtet. Was vom Nachwuchs groß wird, das übersteigt also an Zahl die Nachfrage nicht gar zu sehr, und die durch Geschäftskrisen vorübergehend arbeitslos gewordnen werden zum Teil durch ihre sozialdemokratischen Kameraden notdürftig über Wasser gehalten. Außerdem giebt es wohlwollende Großindustrielle, die, wenn das Geschäft flau geht, keine Arbeiter entlassen, sondern ihre Leute bei halber Schicht durchschleppen. Das Handwerk entnimmt seine Lehrlinge aus den Kreisen der kleinen Handwerker, der kleinen Landleute und der kleinen Beamten, die stets Überfluß an meist gesunden Jungen haben. Nun nehmen die Handwerker regelmäßig weit mehr Jungen in die Lehre, als nachher im Gesellen- und Meisterstande versorgt werden können, entlassen jederzeit, sobald die Arbeit knapp wird, Gesellen und nehmen über vierzig Jahre alte Gesellen gar nicht, über dreißig Jahre alte nur ungern an. Dazu werden die Lehrlinge oft mehr ausgenutzt als ausgebildet, sodaß sie meistens nicht eben durch gewerbliche Tüchtigkeit hervorragen. Das heißt also: ein großer Teil der Lehrlinge ist von vornherein zur Walze verurteilt. Möglich, daß die Handwerker nicht durchkommen, wenn sie es nicht so

machen. Aber wäre es dann nicht humaner, der Staat sortirte alljährlich die aus der Lehre kommenden Burschen in zwei Klassen und ließe die minderwertigen totschlagen? Wie leicht passirt es so einem zur Walze verurteilten, daß er wegen Diebstahl oder Bettels zu Gefängnis und dann auch noch zum Korrektionshaus verurteilt wird! Was das aber bedeutet, das mag uns eine Autorität sagen, der man Sentimentalität nicht nachsagen und vollkommenste Sachkenntnis nicht absprechen wird. Der Zentralvorstand der deutschen Arbeiterkolonien hat vor kurzem den Beschluß gefaßt, allen Vorständen von Arbeiterkolonien dringend zu empfehlen, auf etwaige Anträge der Landespolizeibehörde bereitwillig einzugehen, die den Zweck haben, zu korrektioneller Nachhaft verurteilten unter einstweiligem Aufschub der Vollstreckung dieses Urteils den Aufenthalt in den Kolonien zu ermöglichen (Sozialpolitisches Zentralblatt Nr. 39). Im Arbeitshause, heißt es in der Begründung, verliere der Sträfling den letzten Rest von Hoffnung, von Lebensmut und werde ein Vagabund und Verbrecher, für den es keine Rettung mehr gebe; die Nachhaft im Korrektionshause sei demnach in den meisten Fällen schlimmer zu achten als Todesstrafe, sie sei nur zu oft gleichbedeutend mit der „Verurteilung zu einem langsamen qualvollen Tode, wie er nicht grausamer ersonnen werden kann."

Seegerichtsspruch. Am 21. März d. J. verkündete das Hamburgische Seeamt: „Die Strandung des (deutschen) Dampfers Söderhamn nördlich vom Kap Verde an der Küste von Senegal am 4. Februar 1894, bei der das Schiff wrack wurde, ist durch eine fehlerhafte astronomische Ortsbestimmung am Mittag vor der Strandung, infolgedessen Schiffer H. seinen Kurs um $1^1/_4$ Strich mehr südlich veränderte, herbeigeführt [worden]. Bei größerer Aufmerksamkeit und Vorsicht hätte sich die Strandung vermeiden lassen. Es ist als ein Mangel im Schiffsdienst zu bezeichnen, daß außer dem wachthabenden Steuermann nur zwei Mann, Ausgucksmann und Rudersmann, auf der Wache zur Verfügung waren und ersterer leider in dem kritischen Moment der unbewußten Annäherung an die Küste (das soll wohl heißen: kurz vor der Strandung!) zum Auspurren (Wecken) der Wache seinen Posten verließ. Die Wachen sind so zu besetzen, daß ein Verlassen der Brücke seitens (!) des Wachthabenden ohne geeignete Vertretung nicht erforderlich wird."

Dieser Spruch ist lehrreich. Er zeigt, daß deutsche Handelsdampfer von 826 Tonnen Größe, die außer dem Wachthabenden nur zwei Seeleute auf der Wache haben, bis nach Lagos im Golf von Guinea fahren dürfen. Außer den Schiffsoffizieren, nämlich dem Kapitän und zwei Steuerleuten, zählte die seemännische Besatzung des Söderhamn nur einen Zimmermann, drei Matrosen, einen Koch und einen Schiffsjungen. Koch und Junge sind wachfrei; also bleiben nur zwei Mann für jede Wache. Einer davon oder der wachthabende Steuermann muß seinen Posten an Deck verlassen, um die ablösende Mannschaft nach Ablauf der vierstündigen „Hundewache" (von 12 Uhr nachts bis 4 Uhr morgens) zu wecken. In jeder Kriegsmarine, wo man die Wichtigkeit des Wachtdienstes zu würdigen weiß, wird das Verlassen des Ausgucks auf allein segelnden Schiffen ebenso streng wie ein Postenvergehen vor dem Feinde bestraft. Und in der Handelsmarine giebt es noch heute keine Vorschrift darüber, daß der Ausguck, der Wachthabende und der Rudersmann ihre Posten nicht verlassen dürfen.

Das Schiff würde wahrscheinlich nicht gestrandet sein, wenn die Aufmerksamkeit des Ausgucks und des Wachthabenden nur auf die Sicherheit des Schiffs gerichtet gewesen wäre. Wer je das mächtige Rauschen der Brandung an der afri-

kanischen Westküste gehört hat, der weiß, daß dieser warnende Ton viele Meilen weit seewärts zu hören ist, ganz besonders bei so schönem Wetter, wie zur Zeit der Strandung des Söderhamn. Die Brandung wurde zu spät gehört, weil die Wache nicht vollständig auf ihrem Posten war. So führte die ungenügende Bemannung des Dampfers zum Verlust des Schiffs.

Nur dadurch, daß die Leute ihr Leben retten konnten, ist dieser eine Fall von zu schwacher Bemannung bekannt geworden. Da die Stärke der Schiffbesatzung für die Handelsflotte leider immer noch nicht durch ein Reichsgesetz geregelt worden ist, so kann man aus dem Falle des Söderhamn schließen, daß gar manche von den verschollnen Schiffen, die mit Mann und Maus verschwinden, nur deshalb untergehen, weil ihre Besatzung zu schwach war. Es läßt sich leider statistisch nachweisen, daß die Schiffbesatzungen infolge des Wettbewerbs um billige Seefrachten fast von Jahr zu Jahr schwächer werden. Bei Segelschiffen kam z. B. in Bremen im Jahre 1871 noch ein Mann Besatzung auf 34,4 Tonnen Schiffsraum; 1891 kam ein Mann auf 65,2 Tonnen, und 1893 sogar nur ein Mann auf 68,4 Tonnen! Der Verlust des Söderhamn ist ein neuer und schlagender Beweis dafür, daß die Besatzungsstärke der Handelsschiffe unbedingt durch ein Reichsgesetz geregelt werden muß. Man denke nur an den Fall, daß auf einem solchen Dampfer in See ein Seemann über Bord fiele, so könnte das Rettungsboot nur mit einem Steuermann, einem Matrosen und dem Koch bemannt werden, um Rettungsversuche zu machen. Bei der Fahrt in einem kleinen Binnenmeere, wie es die Ostsee ist, wo die Reisen kurz sind, könnte allenfalls eine so schwache Bemannung geduldet werden, aber schon zu Nordseereisen und gar zu Fahrten nach der afrikanischen Küste ist sie „als ein Mangel im Schiffsdienst zu bezeichnen."

Während der Seegerichtsspruch im zweiten Abschnitt die schwache Bemannung rügt, versucht er zugleich im ersten Abschnitt die Strandung des Dampfers mit einem Fehler in der Besteckrechnung zu erklären, ohne aber nachzuweisen, welcher Fehler dabei gemacht worden ist. Es ist um so mehr zu bedauern, daß in dem Spruch hierüber keine Aufklärung gegeben worden ist, weil damit ein Makel auf den Kapitän fällt, ohne daß ein Tadel ausgesprochen wird. Da man den Zeitungsberichten über den Gang der Seeamtsverhandlungen kein Vertrauen auf genaue Wiedergabe schenken kann, wird dieser Punkt erst aufgeklärt werden, wenn der amtliche Bericht über den Seeunfall erscheint; leider dauert das noch etwa ein bis anderthalb Jahr. Erst dann wird sich zeigen, warum das Seegericht zu der Annahme berechtigt gewesen ist, die falsche Ortsbestimmung habe die Strandung herbeigeführt.

Vorläufig muß man aus dem Sinne des Spruchs schließen, daß bei besserer Besetzung der Wache das Schiff trotz eines fehlerhaften Bestecks nicht gestrandet wäre; denn auch ein richtig gemachtes, aber 16 Stunden altes Besteck kann durch Strömungen an jener Küste so unsicher werden, daß Vorsicht bei der Annäherung an Land dringend geboten ist.

Litteratur

Gottsched und Flottwell, die Begründer der Deutschen Gesellschaft in Königsberg. Festschrift zur Erinnerung an das 150jährige Bestehen der Königlichen Deutschen Gesellschaft zu Königsberg in Preußen. Von Dr. Gottlieb Krause. Leipzig, Duncker und Humblot, 1893

An den Namen Cölestin Christian Flottwell knüpfen sich für die Universität Königsberg zwei Ereignisse, die sich bald nach 1700 an verschiednen deutschen Universitäten abgespielt haben und nicht ohne Bedeutung für die Geschichte unsers Nationalgefühls sind: Flottwell hat die Gründung einer ordentlichen Professur für deutsche Beredsamkeit in Königsberg durchgesetzt, und er hat eine deutsche Gesellschaft dort gegründet. Beides hat man ihm nicht leicht gemacht, zumal um die „Profession der deutschen Beredsamkeit“ ist heftig gestritten worden. Dem Professor der lateinischen Eloquenz, einem gewissen Kowalewski, der nebenher auch deutsche Beredsamkeit lehrte, konnte man zwar vorwerfen, daß er „der deutschen Sprache nicht völlig mächtig wäre,“ aber die philosophische Fakultät, die Gegnerin Flottwells, verteidigte ihren Schützling Kowalewski so hartnäckig, daß Flottwell erst nach vielen vergeblichen Anläufen an das Ziel seiner Wünsche kam. An demselben Tage, am 18. August 1743, setzte Friedrich der Große die ersehnte deutsche Professur ein und verlieh er der jungen deutschen Gesellschaft das Privilegium, sich eine „königliche“ zu nennen: damit war für Flottwell die Möglichkeit gesicherten dauernden Weiterarbeitens an den von Gottsched gesetzten Aufgaben gegeben.

Flottwell war weder ein hervorragender Charakter noch ein bedeutender Kopf; er war ein Streber, und wie sehr er in unbedingter geistiger Abhängigkeit von Gottsched stand, hat er in seiner ganzen öffentlichen Thätigkeit gezeigt, bei seinem Wirken für die „gereinigte Bühne,“ bei der Gründung und Leitung der deutschen Gesellschaft und in seinem wissenschaftlichen Berufe. Überall ist es der weitblickende und thatkräftige Gottsched, der nicht nur anregt, sondern oft mit entschiedner Hand organisirt, was die Königsberger vornehmen sollen. Seine gewaltthätige Art, auf geistigem Gebiete oft verurteilt, hat ihn als praktischen Agitator und Organisator doch groß gemacht. Fast lutherisch klingt es, wenn er Flottwell einmal zuruft: „Die Gewalt thun, reißen das Himmelreich zu sich. Nur des Königs Geburtstag mit einer Rede gefeyret! Sapienti sat!“ Auch Reklame verschmäht er nicht; auf die Nachricht von einem neuen kleinen Fortschritt der Gesellschaft mahnt er Flottwell, nicht zu vergessen, „denselben wacker auszuposaunen.“ Und wir wollen es ihm heute nicht vergessen, daß er sich als Organisator immer deutsche Ziele gesteckt hat. Er empfiehlt das Studium vaterländischer Geschichte zur Belebung des Nationalstolzes; alle, die alte deutsche Geschichte läsen, hofft er, würden „mit Eifer auf die Ehre ihrer Nation erhitzet werden.“ Er wünscht eine Geschichte der Königsberger Professoren und ihrer Schriften, „um zu zeigen, daß man in Preußen seit 200 Jahren nicht geschlafen habe.“ Er überschickt eine „höchst garstige französische piece“ mit den entrüsteten Worten: „Solche abgeschmackte grobe und unflätige Dinge fängt itzo der französische Witz an hervorzubringen: sodaß auch Eulenspiegel und Claus Narr vor dreyhundert Jahren nichts unflätigeres gesagt und gethan haben. Gott ehre mir doch den deutschen Witz und die deutschen Sitten!“ Er wehrt deutschen Männern das Studium der Kunst im Auslande: „Es ist einmal Zeit, daß man aufhöre die Ausländer durch unsre Reisen zu ihnen stolz zu machen;

zumal, da sie oft ihr Brodt in Deutschland suchen müssen." Flottwell dankt ihm denn auch für „so viele erteilete weise Ratschläge, die Ehre der Deutschen zu befördern," und nennt ihn gar einmal „den Vater der Deutschen." Es ist auch nicht wahr, was Danzel behauptet hat, daß Gottsched, wie seine Zeit überhaupt, für politische Fragen abgestorben gewesen sei; sein Briefwechsel mit Flottwell bezeugt das Gegenteil. Er verfolgt Friedrichs Kriege lebhaft, und sein Heimatsgefühl und sein politisches Gewissen kommen in dem Kampfe zwischen Sachsen und Preußen in arge Bedrängnis, die Franzosen aber betrachtet er als die Erbfeinde Deutschlands und gönnt ihnen fröhlich eine gehörige Züchtigung. Tiefer noch als sein Nationalstolz ist seine Anhänglichkeit an die ostpreußische Heimat. Beiden vereint entspringen folgende Worte, die er einmal, betrübt und erzürnt über das Geschick der Marienburg, einem Aufsatz über den Bau dieses „wunderwürdigen Schlosses" unter andern vorangeschickt hat: „Man ist sehr sorgfältig, die Überreste der alten Griechen und Römer, ja der Perser und Ägypter zu untersuchen. Man gräbt viele Klaftern tief in die Erde, man reiset viele hundert Meilen darnach; man sparet keine Kosten, sie aufzusuchen und zu erkaufen: nur seines eignen Vaterlandes Altertümer verachtet und versäumet man; nur einheimische Überbleibsel seiner eignen Vorfahren schätzet man keines Aufhebens wert." Darin ist doch, Gott sei Dank, vieles anders geworden.

Die Anfänge der Deutschen Gesellschaft in Königsberg und Gottscheds Beziehungen zu ihr werden in dem Buche von Krause sorgfältig dargestellt, und dazu aus dem Briefwechsel zwischen Flottwell und Gottsched ein großer Teil mit erklärenden Anmerkungen abgedruckt. Als Menschen erscheinen freilich beide Männer in diesen Briefen zuweilen in komischem Lichte: sie verbreiten sich manchmal über Familienklatsch mit einer so würdevollen Grazie, daß es zum Lachen ist.

Schwarzes Bret

Wer von unsern Lesern diesen Sommer etwa Warnemünde zu besuchen vorhat, den machen wir auf folgenden großherzoglichen Erlaß aufmerksam:

Wir Friedrich Franz von Gottes Gnaden Großherzog von Mecklenburg, Fürst zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, auch Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herr ꝛc.

Thun hiemittelst kund, daß Wir das Uns von dem Magistrat zu Rostock nach vorausgegangener Verhandlung mit der dortigen repräsentirenden Bürgerschaft vorgelegte Revidirte Regulativ für die Erhebung einer Kurtaxe in dem Ostseebade Warnemünde in der aus dem Anschlusse ersichtlichen Fassung Landesherrlich genehmigt und bestätiget haben, also und dergestalt, daß dasselbe für Jeden, den es angeht, verbindliche Kraft haben soll.

Übrigens jedoch Uns und Unsern hohen Successoren an Unsrer Landesfürstlichen Hoheit und Obrigkeit, auch allen andern Uns zustehenden Herrlich- und Gerechtigkeiten ganz unabbrüchig, sowie sonst einem Jeden an seinem erweislichen Rechte unschädlich.

Urkundlich unter Unsrer eigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Großherzoglichen Insiegel.

Gegeben durch Unser Ministerium des Innern.

Schwerin, den 1. Juni 1894. (L. S.) Friedrich Franz.

In Freiburg hat am 7. Juli eine Schwurgerichtsverhandlung stattgefunden, bei der — nach dem Freiburger Tageblatt — die Anklage durch „Herrn Erster Staatsanwalt von Gulat“ vertreten war. Zu der Verhandlung waren „ca. 37 Zeugen“ geladen, also wohl 36½ oder 37½. Über den Fall selbst berichtet das Freiburger Tageblatt in folgendem Mustersatz:

Der Angeklagte, der am 10. Dezember 1845 zu Kenzingen geboren wurde, ist beschuldigt, in den Jahren 1891, 1892 und 1893 in 34 Einzelfällen an Personen aus Freiburg, die in diesen drei Jahrgängen Steuerrückvergütungen auf der von ihm als Steuereinnehmer verwalteten Steuereinnehmerei I in Freiburg zu empfangen hatten, vorsätzlich einen in jedem Einzelfalle geringern und im Gesamtminderbetrag sich auf 124 Mk. 99 Pf. belaufenden Betrag als den zum Rückersatz festgesetzt gewesenen Betrag in der Absicht ausbezahlt zu haben, sich den Unterschiedsbetrag zwischen den festgestellten richtigen und von dem von ihm nur ausbezahlten niedrigern Betrag widerrechtlich aus der von ihm geführten Kasse sich angeeignet zu haben und mit Beziehung auf diese Unterschlagungen, das zur Kontrole über die die Steuerrückvergütungen betreffenden Ausgaben bestimmten öffentlichen Register, nämlich das von ihm zu führen gewesene Abgangsverzeichnis der Steuereinnehmerei I zu Freiburg unrichtig geführt und bezw. gefälscht zu haben, indem er in jedem der erwähnten Einzelfälle den niedrigern von ihm zur Auszahlung beabsichtigten Betrag in die zur Kenntnis der Empfangsberechtigten über den Betrag seines Rückvergütungsanspruchs vor dem Vollzug der Quittung bestimmten Spalte 13 dieses Abgangsverzeichnis eintrug und nach erfolgter Quittirung über diesen Betrag diesen Eintrag wieder in den richtig festgestellt gewesenen höhern Betrag, wie solcher in Spalte Nr. 10 des nämlichen Verzeichnisses verzeichnet war, behufs Verdeckung der Unterschlagung und behufs Täuschung der Zentralbehörde umänderte.

Im Garten des Berichterstatters ist dieser Satz schwerlich gewachsen.

In Nr. 38 des Neuen Blatts findet sich ein Artikel von Oskar Linden: „Bergfexerei und Höhlenforschung,“ der eine bemerkenswerte Fülle sachlichen und logischen Unsinns enthält. Das Höchste darin leistet folgender Satz: „Selbst wissenschaftlich gebildete Männer sind beim Betreten von Höhlen, wie die Lueghöhle oder Lurloch, niemals gefeit gegen das Eintreten von elementaren Ereignissen, und in andern Höhlen wieder spielt die Ausdünstung, sowie die Vergasung der Luft eine Rolle, welche nicht nur für den wissenschaftlich Gebildeten, sondern auch für den Laien sehr gefährlich werden können.“

Die Frankfurter Zeitung vom 1. Juli bringt eine Nachricht mit der Überschrift: „Der Proporz in Frankfurt.“ Soviel man aus dem folgenden entnehmen kann, handelt es sich um das Proportionalsystem bei den Wahlen zum Gewerbegericht. Es geht doch nichts über Kürze des Ausdrucks; man schreibe in Zukunft getrost auch der Obligaz, der Gratifikaz, der Generaz u. s. w.

Herr Ober-Reichsanwalt Tessendorff ist gestern in Antritt eines längern Ferienurlaubs nach Tirol abgereist. Leipziger Tageblatt, 16. Juli

---

Berichtigung. In der Besprechung von Beyers „Deutschen Ferienwanderungen“ im letzten Hefte ist ein Setzfehler übersehen worden: statt Schulhefte soll es natürlich heißen Schulfeste.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Das preußiſche Landtagswahlrecht

Das viel umſtrittene Dreiklaſſenwahlrecht in Preußen und die letzte verunglückte Reform dieſer Einrichtung werden in zwei beachtenswerten Schriften, einer Profeſſorenarbeit und der Arbeit eines praktiſchen Politikers, von entgegengeſetzten Standpunkten aus behandelt. Rudolf Gneiſt, ſelbſtverſtändlich ein Freund des Dreiklaſſenſyſtems, nennt ſein Buch: Die nationale Rechtsidee von den Ständen und das preußiſche Dreiklaſſenwahlſyſtem, eine ſozialhiſtoriſche Studie (Berlin, Julius Springer, 1894); die Broſchüre Dr. J. Jaſtrows, des Gegners, iſt bei Roſenbaum und Hart in Berlin erſchienen und heißt: Das Dreiklaſſenwahlſyſtem; die preußiſche Wahlreform vom Standpunkte ſozialer Politik. Gneiſts reichhaltiges Buch könnte auch eine Geſchichte des Werdens des deutſchen und des engliſchen Volkskörpers genannt werden; es kommt zu keinem praktiſch verwertbaren Ergebnis, ſondern will bloß das Vertrauen auf die Zukunft unſers Volkes ſtärken durch die Ausſicht auf das Ziel, dem ſich, ſeiner Anſicht nach, die Entwicklung in Preußen zubewegt. Jaſtrow beſchränkt ſich auf die Darſtellung der gegenwärtigen Lage und ſchließt mit beſtimmten Forderungen und Vorſchlägen.

Gneiſt beginnt damit, daß er „die herrſchenden Ideen vom Zenſus nach ihrer äußern Erſcheinung“ prüft. Es kommt dabei weiter nichts heraus, als daß dieſe Ideen je länger, deſto zahlreicher werden und ebenſo wenig brauchbar erſcheinen wie die alten engliſchen und franzöſiſchen Vorbilder. Wir werden darum „nun wohl genötigt ſein, die Löſung ſozialer Rätſel mehr in unſerm eignen Volksleben zu ſuchen.“ Die Kenntnis des ſozialen Baues der Völker habe ja gewaltige Fortſchritte gemacht. Allein „neben der neuen Wiſſenſchaft, die ſich mit einem unſchönen Wort als »Soziologie« getauft hat, neben den erfreulichſten Fortſchritten in der Erkenntnis der Volks- und Staatswirtſchaft

sind wir in einiger Gefahr, aus den Augen zu verlieren die sittlichen und die rechtlichen Grundlagen des Staats.... Die Rätsel der europäischen Staatenentwicklung im neunzehnten Jahrhundert nötigen uns immer wieder zur Rückkehr in die elementaren Eigenschaften der menschlichen Natur, für die Aristoteles das Schlagwort ζῶον πολιτικόν ausgeprägt hat. Er meint damit die Doppelnatur des Menschen als animalischen Wesens und als sittlich vernünftigen Wesens, aus denen in der That die organischen Bildungen hervorgehen, die wir heute als Staat, Kirche und Gesellschaft bezeichnen." Die animalische Natur des Menschen begründe die Gesellschaft, indem sie durch die Verschiedenheit der angebornen Eigenschaften und durch den Güteraustausch mancherlei Beziehungen zwischen ihnen knüpfe. Die so entstehenden sozialen Verschiedenheiten verursachten immerwährende Kämpfe. „Der natürliche Zug des Menschen geht auf Gleichheit, mindestens auf die Freiheit des Aufsteigens in die bessern Klassen. Jedes Streben nach dieser höhern Stellung verwirklicht sich aber nur dadurch, daß andre von ihr abhängig werden. Es entwickelt sich daraus ein steter Widerstreit der Interessen, in welchem der besser situirte Stand dahin strebt, seine Stellung zu befestigen und gegen das Eindringen neuer Elemente abzuschließen, während der abhängige Stand dahin strebt, jene Abhängigkeit zu mildern, womöglich aufzuheben." Das Gottesbewußtsein der Menschen sodann stiftet die Kirche, ihr Rechtsbewußtsein den Staat. So lebt denn im heutigen Staat ein dreifacher Organismus: der der Gesellschaft, der der Kirche und der des Staats. „Das Wesen der menschlichen Entwicklung wird zu finden sein in der stetigen Wechselwirkung dieser drei Organismen unter sich."

Dagegen wäre verschiednes einzuwenden, z. B. daß die Klassenkämpfe keineswegs ausschließlich aus der animalischen Natur des Menschen entspringen, oder vielmehr gar nicht aus dieser, denn das Menschentier ist zufrieden, wenn es nur seinen Stall, sein Futter und sein Weibchen hat, nicht zu viel arbeiten muß und nicht zu viel Schläge bekommt, also in einem Zustande, dessen sich die Sklaven im allgemeinen erfreuen. Und mit jenen drei großen Organismen, die freilich einen sehr breiten Raum einnehmen, ist das Wesen der menschlichen Entwicklung nicht erschöpft; Kunst und Wissenschaft z. B. sind zwar außerhalb der Gesellschaft nicht denkbar und werden von Staat und Kirche vielfach unterstützt, können aber aus Gesellschaft, Staat und Kirche nicht erklärt werden, sondern entspringen aus individuellen Trieben.

Unsre heutige Zeit, führt Gneist weiter aus, leide an der Überflutung des Staatsbaues durch die gesellschaftlichen Interessenkämpfe. Aber wie sich in dem einzelnen Menschen, wenn er nur gut erzogen ist, nach vorübergehenden Verirrungen das Gleichgewicht zwischen seinen eignen berechtigten Interessen und den Pflichten des Sitten- und Rechtsgebots immer wieder herstelle, so bleibe auch der sittliche und rechtliche Charakter einer Nation das Dauernde in der Erscheinungen Flucht, und eine Überschau der Geschichte unsrer Nation

berechtige zu der Hoffnung, daß sie auch diesmal ihr besseres Selbst aus der Überflutung mit niedern Interessen retten werde.

Die Sozialdemokraten würden, wenn sie sich mit Gneist zu befassen überhaupt Lust hätten, darauf wahrscheinlich erwidern, daß es sich für den vierten Stand nicht bloß um die niedern, sondern vorzugsweise auch um die höhern Interessen handle, und daß der angeblich von Standesinteressen überflutete moderne Rechtsstaat selber nichts andres sei, als ein Werkzeug von Klasseninteressen.

Im zweiten Abschnitt wird die Entstehung des preußischen Wahlgesetzes vom 30. Mai 1849 erörtert. Mit dem vereinigten Landtage von 1847 habe Friedrich Wilhelm IV. den spätern Verfassungsstaat in löblicher Weise vorbereitet. Nur habe dieser Landtag an dem unheilbaren Mangel der richtigen Grundlage gekrankt. „Es war nicht mehr möglich, die bürgerliche Gesellschaft in einen Adel-, Bürger- und Bauernstand zu scheiden und in dieser Scheidung zu erschöpfen.“ Es fehlte die Vertretung der Großindustrie, der geistigen Arbeit und des Beamtentums. Bei der Beratung eines Wahlgesetzes nach Auflösung der Berliner Nationalversammlung sodann erwiesen sich alle andern Vorschläge undurchführbar, und man oktroyirte schließlich ein auf drei Zensusklassen gegründetes Wahlrecht. Als das Wahlgesetz nachträglich in der nach ihm gewählten Kammer geprüft wurde, verfaßte man einen Abänderungsentwurf, dessen Artikel 70 lautete: „Jeder Preuße, welcher das 25. Lebensjahr vollendet hat und in der Gemeinde, in welcher er seinen Wohnsitz hat, die Befähigung zu den Gemeindewahlen besitzt, ist stimmberechtigter Urwähler.“ Dieser Bestimmung, die deshalb nicht angenommen werden konnte, weil ihre Voraussetzung, eine Landgemeindeordnung, fehlte, legt Gneist die höchste Bedeutung bei. Denn in der ursprünglichen, jetzt schon lange nicht mehr bestehenden englischen Verfassung, wonach das Unterhaus eine Vertretung der Kommunalverbände gewesen ist (denn nicht Haus der Gemeinen, sondern Haus der Gemeinden ist die richtige Übersetzung von House of Commons, common = commune), sieht Gneist sein Verfassungsideal. Konsequent durchgeführt, schreibt er an einer spätern Stelle (S. 195), hätte dieser Vorschlag „auf eine Abstufung des Parlamentswahlrechts nach den kommunalen Steuern geführt, und es wäre daraus ein House of Commons hervorgegangen in noch festerm Bau und in noch strengerm Stil als das englische Haus der Gemeinden.“ Aber auch ohne diese Verbesserung habe das oktroyirte Wahlgesetz den Bedürfnissen entsprochen, weil ihm Rechtsideen zu Grunde lägen, „die dem dauernden Charakter unsrer Nation angehören.“ Von diesem Gesichtspunkte aus überschaut er in den folgenden acht Abschnitten die tausendjährige Geschichte der deutschen und die achthundertjährige der englischen Nation, deckt die Verflechtung „der drei Organismen“ in beiden Nationen auf und verfolgt ihre Umbildungen.

Da der Wert dieser höchst interessanten anatomischen Präparate gerade in ihrer Feinheit besteht, so würde es keinen Zweck haben, wenn wir in einem

Auszuge einen groben Abriß davon entwerfen wollten. Die praktische Anwendung davon ist, daß unser deutsches Volk, also auch sein preußischer Bruchteil, nicht anders gedacht werden kann als in Stände gegliedert, und daß man daher zu den Zensusklassen greifen mußte, weil es vor der Hand ein andres Mittel zur Abgrenzung von Ständen nicht gab. Freilich komme es vor, daß Gelehrte und höhere Beamte, die doch eigentlich in die erste Klasse, den höchsten Stand gehörten, in der zweiten oder dritten Klasse wählen müßten, und daß sehr viele Angehörige des Mittelstandes: Handwerker, Volksschullehrer, kleine Landwirte in die dritte Klasse kämen, die doch eigentlich die der „handarbeitenden (arbeiten der Bauer und der Bildhauer nicht mit der Hand?) und dienenden Elemente" sei. „Wenn man nun nach der vorherrschenden gesellschaftlichen Auffassung sich die Wählerschaft des ganzen Staates als ein einheitliches »Volk« denkt, so erscheint dies Verhältnis auf den ersten Blick als ein fast widersinniges. Kommt man dagegen aus dem Klassenkampf der Gegenwart allmählich zu dem Bewußtsein, daß in dem lebensfähigen Parlamentssystem nicht arithmetische Zahlen, nicht so und soviel Tausende von Einzelpersonen gleichen Besitzes, gleichen Berufs, gleicher Interessen, gleicher Meinungen sich vertreten lassen, sondern kommunale Verbände, in denen sich durch gewohnheitsmäßiges Zusammenleben in nachbarlicher Erfüllung sittlicher und bürgerlicher Pflichten die Gegensätze ausgleichen, daß das Parlament ein House of Commons, eine Vertretung des Gesamtbewußtseins dauernd organisirter Wahlverbände sein soll, so verliert sich das Befremdliche der Erscheinung." Die öffentliche Meinung habe sich denn auch ein Menschenalter hindurch dem Dreiklassenwahlsystem gegenüber tolerant verhalten.

Diese „Toleranz" entsprang nur bei den Massen keineswegs sonderlicher Zufriedenheit mit dem Wahlsystem, sondern zwei andern Umständen. Vor und in der Konfliktszeit fanden die Massen auch bei diesem Wahlsystem ihre Rechnung, weil damals die gebildeten Klassen in Opposition gegen die Regierung standen und die Mehrheit des Abgeordnetenhauses meistens volksfreundlich ausfiel. Von 1866 bis 1878 war die Regierung selber liberal, und zugleich trat seit 1871 der preußische Landtag hinter den Reichstag zurück. Seit 1878 hoffen die Massen nichts mehr vom preußischen Abgeordnetenhause und wählen gar nicht mehr. Die Vertretung ihrer Interessen suchen sie allein noch im Reichstage; das Abgeordnetenhaus ist ihnen daher ziemlich gleichgiltig.

In den letzten Jahren, meint nun Gneist, sei plötzlich (nicht plötzlich!) die Besorgnis hervorgetreten, daß dies Wahlsystem in eine Plutokratie auszuarten beginne. Bei Gelegenheit der Steuerreform sei das Schlagwort: plutokratische Verschiebung ausgegeben worden. „Das Schlagwort der öffentlichen Meinung war (wie gewöhnlich) richtig, die herrschenden Vorstellungen der Gesellschaft aber (wie gewöhnlich) unklar über die Weise der Abhilfe."

Daß die „Reform" des Wahlgesetzes unglücklich ausgefallen ist, verkennt

Gneist nicht. Aber weit verhängnisvoller findet er zwei Fehler, die schon vor dieser Reform begangen worden sind, und darin geben wir ihm unbedingt Recht. Der erste Fehler war, daß den Zensiten, die mit 900 Mark und darunter eingeschätzt sind, die Staatssteuern erlassen wurden. Damit sei wieder, wie im Mittelalter mit der Befreiung von der Heerpflicht, der Anfang zur Entmündigung der schwächern Klassen gemacht worden. „Diese Steuererlasse in Verbindung mit der alten Gewohnheit, die kleinen Steuerzahler in den Gemeindekommissionen so gut wie gar nicht zu beteiligen (während sie bei den Armenkommissionen, Steuereinschätzungen und andern Funktionen sehr gute Dienste leisten würden), hat über [soll heißen: haben] zahlreiche Massen der Bevölkerung dem Kommunalleben entfremdet, die heute in den 1700000 Stimmen der sozialdemokratischen Partei als Hauptbestandteil zur Erscheinung kommen." Der zweite Fehler besteht darin, daß jede Stadt für die Urwahlen in kleine geographische Abschnitte zerstückelt und dadurch jede der drei Klassen, die doch ein Ganzes bilden sollen, zerrissen und durcheinandergeworfen wird. Erst dadurch werden die Wahlkuriosa, die die Wahl„reform" in Verbindung mit der Steuerreform verschuldet, so grell, wie sie sind; denn nun kommt es vor, daß in dem einen Berliner Häuserblock die zweite Klasse mit 4000 Mark, in einem andern mit 6 Mark abschließt.

Vorschläge zur Abänderung macht Gneist nicht, sondern er schließt mit einer Prognose, die zu dem Ergebnis kommt, daß sich mit der Zeit alles von selber machen werde. Im preußischen Dreiklassenwahlsystem seien die Grundlagen für eine vernünftige Gestaltung des Wahlrechts, für den Aufbau eines wirklichen Hauses der Gemeinden gegeben, und dieses werde dereinst entstehen, wenn sich die Flut der gegenwärtigen Interessenbestrebungen verlaufen haben werde. Diese aber werde sich verlaufen, denn ein wirklicher Notstand sei nicht vorhanden, die sittlichen und religiösen Grundlagen unsers Volkslebens stünden noch unerschüttert da, das höhere Recht der höhern Klassen, das der Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts entgegensteht, werde anerkannt, und daß es unmöglich sei, unsre Parlamente wieder in Vertretungen von Besitz- und Erwerbsgruppen zurückzuverwandeln, womöglich auch noch mit Scheidung in ein Corpus Catholicorum und Evangelicorum (eigentlich müßte heute auch noch ein Corpus Atheorum hinzukommen), werde man bald einsehen. Das berechtigte und unzerstörbare Wesen der altständischen Gliederung: die Abstufung der politischen Rechte nach den Leistungen für den Staat, sei in der preußischen Gliederung: höherer Stand, Mittelstand, niederer Stand enthalten, das Recht jedes Standes gewahrt, und auch die Wahlform: indirekte Wahl mit öffentlicher Abstimmung, entspreche den Forderungen des Staatswohls. Je tiefer wir, so lautet der Schlußsatz, „in die Rechtsideen unsrer Nation eindringen, um so mehr werden wir die Achtung vor unsrer Vergangenheit und das Zutrauen in unsre Zukunft gewinnen."

Dieser Prognose geht noch ein Abschnitt vorher, der „die Entstehung und die Zersetzung der sozialen Parteibildungen“ überschrieben ist. Darin werden die verschiednen Wege erwogen, auf denen die Sozialdemokratie verschwinden könnte, und wird auch dem Agrariertum sein Ende prophezeit. Gneist leugnet nicht, daß sich die adlichen Rittergutsbesitzer vielfach in Not befinden, stellt aber entschieden in Abrede, daß die Staatsregierung oder die Goldwährung oder die Börse daran schuld sei, und bemerkt u. a.: „Während der englische Adel schon im Mittelalter die Notwendigkeit einsah, zur Aufrechterhaltung seiner Stellung die jüngern Söhne auch dem Erwerbsleben sich zuwenden zu lassen, und durch Verheiratung mit bürgerlichen Familien seinen Vermögensstand aufrecht zu erhalten, hat unser ritterschaftlicher Adel durch eine allzulange kastenmäßige Abschließung und Heiraten in standesgleichen Familien diese notwendige Ergänzung seines Familienguts nur zu lange versäumt.“ Ferner: „Unsre soziale Parteiströmung hat dahin geführt, daß die verschiednen Interessen aus den Prinzipien des Schutzzolls und des Freihandels förmliche Glaubenssätze gebildet haben, während es sich dabei um relative nach Ort und Zeit wechselnde Maximen der Volkswirtschaft handelt, deren Übertreibung oder Geltendmachung am unrechten Orte sich sofort in dem Rückgange des Exports und schweren gemeinwirtschaftlichen Nachteilen zeigt. Im Ackerbau entspricht ein Schutzzoll von drei und einer halben Mark dem vollen Wert des Roggens, wie ich solchen vor zwei Menschenaltern in unsern östlichen Provinzen noch erlebt habe. Daß in diesen Abmessungen ein Maß zu halten ist, ergeben die schweren Erfahrungen, welche schon England mit exorbitanten Kornzöllen und ebenso mit den künstlichen Versuchen einer gleitenden Skala seinerzeit gemacht hat.... Die maßlosen Angriffe der agrarischen Partei gegen die derzeitige Reichsregierung und ihre leidenschaftliche Agitation in allen Agrikulturgebieten Deutschlands werden den nicht beabsichtigten Erfolg einer Klärung der Lage haben.“ Es komme bei dieser „letzten Mobilmachung der gesamten Landpartei gegen die Interessen des beweglichen Besitzes“ in überraschendem Maße zur Erscheinung, „wie stark die materiellen Interessen in dieser »konservativen« Partei jederzeit gewaltet haben, und wie verhältnismäßig schwach die höhern Ideen von der monarchischen Autorität in unserm Staatsleben. Die Maßlosigkeit aller Interessenpolitik verfehlt auch hier ihr Ziel. Es mag den Bauern sehr schmeichelhaft sein, sich als den produktiven Stand und das eigentliche Rückgrat des ganzen Staates rühmen zu lassen.“ Allein desto mehr fühlten sich die andern Stände, die ebenfalls unentbehrlich seien, beleidigt. „Die alte Gewöhnung, den Staat mit ihren Standesinteressen zu identifiziren, die edle Dreistigkeit, welche bei jeder Versagung eines Privilegiums mit der Phrase tout le pays sera ruiné dazwischen fährt — die einst den König Friedrich Wilhelm I. so sehr in Zorn versetzt hat —, kehrt hier wieder, aber nur mit dem Erfolg, zunächst die industriellen Schutzzollinteressen vor den Kopf zu

stoßen (doch nicht die industriellen Schutzzollinteressen, sondern die industriellen Interessen im allgemeinen!), sodann in weitesten Kreisen die Stände des beweglichen Besitzes zu verletzen, ohne die bäuerliche Gefolgschaft auf die Dauer für sich zu gewinnen." So viel aus Gneists Buch.

Jastrow beginnt damit, die Gleichgiltigkeit der Massen gegen die preußischen Landtagswahlen zu bekämpfen. „Gerade weil im Reichstage ein unverhältnismäßig großer Teil der Debatten auf die Erörterung von Prinzipienfragen verwendet werden muß, die in unsrer Generation doch nicht zum Austrag gebracht werden, sollte den mehr auf die konkrete Verwaltung gerichteten Verhandlungen der Landtage auch eine erhöhte sozialpolitische Bedeutung beigelegt werden. Und selbst für die Gebiete, in denen die ausschließliche Kompetenz des Reichs feststeht, ist es nicht gleichgiltig, ob der Apparat der Reichsgesetzgebung durch eine gleichartige des preußischen Parlaments gefördert oder durch überhandnehmende Gegenströmungen über Gebühr gehindert wird. Es ist ein auf die Dauer nicht haltbarer Zustand, daß das Reich eine internationale Konferenz für Arbeiterschutz einberuft, und daß unmittelbar darauf in dem preußischen Parlament die Forderungen für den Schutz der Arbeiter herabgedrückt werden; daß das Reich sich in Finanznöten befindet, während die preußische Finanzreform die Grundsteuer verschenkt u. s. w."

Aus Jastrows Kritik des Reformvorschlages der Regierung und der Änderungsvorschläge der Parteien wollen wir nur das eine hervorheben, daß er den Zentrumsantrag, wonach Steuern über 2000 Mark bei Aufstellung der Wahllisten nicht gerechnet werden sollten, entschieden verwirft. Das Zentrum gedachte dadurch bekanntlich seinen eignen Wählern in den rheinischen Kommunen mehr Geltung zu verschaffen; Jastrow meint jedoch, daß diese Klausel zwar nützen könnte, wenn sie für alle Steuern Geltung hätte, aber in ihrer Beschränkung auf die Einkommensteuer „der schlimmsten Plutokratie als Feigenblatt dienen" müßte. Sehr charakteristisch findet er es, daß sich die preußische Regierung nicht allein die von der Mehrheit des Abgeordnetenhauses beliebten Änderungen ohne Widerrede gefallen ließ, sondern es auch mit der Verkündigung des neuen Gesetzes so eilig hatte, wie noch bei keinem andern. Zwei Tage nach der endgiltigen Annahme des Gesetzes im Abgeordnetenhause hat es der Kaiser unterschrieben („gegeben Kiel, an Bord Meiner Yacht Hohenzollern, den 29. Juni 1893"), und an demselben Tage erschien es auch schon in Nr. 18 der Gesetzsammlung. „Alles, was die Regierung zur Verbesserung des Wahlrechts der ärmern Bevölkerung vorgeschlagen hatte (namentlich die Zwölftelung des Steuerbetrags) war abgelehnt worden. Aber die Addirung von Staats- und Kommunalsteuern und mit ihr die Anrechnung der erlassenen Grundsteuer in den Gutsbezirken des Ostens war stehen geblieben. Wenn um des letztern willen die Regierung sich ihre parlamentarische Niederlage ohne weiteres gefallen ließ, so wirft dies ein helles Licht auf den bedauerlich großen Einfluß,

mit welchem die Interessen des ostelbischen Grundbesitzes auf das preußische Staatsministerium drücken." Es sehe so aus, als hätte die Regierung die Reform gar nicht ernsthaft gemeint, sondern sie nur zum Vorwande genommen, die politische Stellung des Großgrundbesitzes noch weiter zu stärken.

Die Gestaltung des preußischen Wahlrechts durch die letzte Steuerreform beleuchtet Jastrow mit einer ausführlichen Statistik. Daraus geht zweierlei hervor. Erstens, daß in sehr vielen Fällen das Wahlrecht zum Ernennungsrecht wird und die Wahlen nur noch Scheinwahlen sind. „Ick wähle mir und meinen Sohn," soll ein dicker Bierbrauer, aus dem die ganze erste Klasse seines Bezirks bestand, vor dem Wahltische gesagt haben. „Die Gesamtzahl der Berliner Urwahlbezirke beträgt 1093. Die bloße Schein- und Karrikaturwahl, sowie der gänzliche Ausfall der Wahl hat in der ersten Klasse eine der Hälfte bereits nahekommende Anzahl von Bezirken ergriffen," nämlich 454. Das zweite ist, daß die drei Klassen keine Stände mehr sind, weder im Sinne Gneists, noch in irgend einem andern denkbaren Sinne. Kein Gedanke daran, daß in der ersten Klasse eine Aristokratie und die Intelligenz, in der zweiten der bürgerliche und der bäuerliche Mittelstand, in der dritten nur die dienende Bevölkerung vertreten wäre! Nicht der Stand, sondern „der Gang der Geschäfte" bestimmt die Zugehörigkeit zur Klasse. Die erste Klasse besteht, außer einigen Magnaten, Großindustriellen und Großhändlern, aus Kommerzienräten, Bierbrauern, Brauereidirektoren, Schlächtern, Häuserspekulanten und ähnlichen klugen Leuten, und dazu kommen noch Haufen von Proletariern aus den armen Bezirken, wo man mit 6 Mark Steuern schon ein Wähler erster Klasse ist. Von neun Ministern wählen nur drei in der zweiten, die übrigen sechs in der dritten Klasse. „Daß die große Mehrzahl der andern Excellenzen, die Staatssekretäre der Reichsämter, die Wirklichen Geheimen Räte und vollends die gewöhnlichen Geheimräte, auf denen die preußische Verwaltung beruht, heute regelmäßig in der dritten Klasse wählen, ist unter diesen Umständen fast selbstverständlich. Wie der Minister in derselben Klasse mit dem Gerichtsboten wählt, so üben Heinrich von Sybel und Heinrich von Treitschke ihr Wahlrecht in derselben Klasse aus, in der auch ein vierundzwanzigjähriger Student wahlberechtigt würde, und Spielhagen zusammen mit dem ersten besten penny-a-liner. Aus der Kunst der Malerei gehören Adolf Menzel, Paul Meyerheim, Felix Liebermann ganz ebenso in die dritte Klasse, wie die Stubenmaler und Anstreicher. Aus der Geburtsaristokratie wählen Fürst Radziwill, Graf Pückler, Graf von Seckendorf zusammen mit Kammerdienern und Stallknechten. Kurzum: vor dem Dreiklassensystem verschwinden alle sozialen Unterschiede; hier gilt Hoch und Niedrig gleich." Und nicht bloß vermindert wird das Wahlrecht vieler Aristokraten, aller hohen Staatsbeamten und der geistig hervorragenden Männer — es wird vernichtet. Denn da die ersten beiden Klassen stets zusammenstimmen, daher die dritte überstimmen, so fällt diese bei der Entscheidung einfach

aus;*) und diesen Zustand hat nun die Wahlreform nicht bloß gelassen, wie er war, sondern noch verschärft.

Noch schlimmer sieht es bei den Kommunalwahlen aus. Sehr klar tritt der geschaffne Zustand in der oberschlesischen Stadt Neustadt (17500 Einwohner) hervor. Sie hat in der ersten Klasse 74 Landtags- aber nur 3 Stadtverordnetenwähler, in der zweiten 229 Landtags- und nur 8 Kommunalwähler. „Nimmt man noch dazu, daß nach der namentlich veröffentlichten Wählerliste unter den 11 Privilegirten nur 6 verschiedne Familiennamen vorkommen, so erhält man ein noch deutlicheres Bild von der Enge des Kreises, dem die städtischen Angelegenheiten ausgeliefert sind." (Nach Zeitungsberichten aus Oberschlesien zu schließen, wäre ein jüdischer Fabrikbesitzer der unumschränkte Gebieter der Stadt; kein inhumaner Gebieter, aber unumschränkt nichtsdestoweniger. Was oder wer hindert, daß es überall so komme? Das Gesetz nicht, und Herr Miquel auch nicht.) Neustadt, bemerkt Jastrow weiter, hat 30 Stadtverordnete zu wählen. „Sowohl die erste als auch die zweite Abteilung hat also mehr »Vertreter« zu wählen, als Wähler zu vertreten sind. Wenn man bestimmt, daß die elf reichsten Leute kraft ihres Reichtums Stadtverordnete sein sollen, so würde dies eine allgemeine Entrüstung hervorrufen; diesen elf Personen aber nicht elf, sondern zwanzig Mandate zu geben, ruft keine Entrüstung hervor, weil der Vorgang sich äußerlich in die Formen der hergebrachten Repräsentativverfassung kleidet." Ob Professor Gneist an einem auf dieser Grundlage errichteten House of Commons viel Freude erleben würde?

Das eigentlich verderbliche dieses Zustandes sieht Jastrow darin, daß von den vier großen Strömungen der Zeit: der konservativen, der liberalen, der katholischen und der Arbeiterströmung, die dritte im preußischen Staate zu kurz kommt, die vierte ganz unvertreten bleibt. Die vier Strömungen bilden im Reiche vier ungefähr gleich große politische Gruppen; in Preußen ist die vierte Gruppe etwas kleiner, weil da die Zahl der ländlichen Lohnarbeiter sehr groß ist, die am politischen Leben noch gar nicht teilnehmen. Aus einer Vergleichung der Reichstagswahlstatistik mit der Statistik der Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause ergiebt sich, daß hier das vierte Viertel dem ersten zugeschlagen wird; in Preußen bleibt der Arbeiterstand unvertreten, und der ländliche Grundbesitz (eigentlich nur der Großgrundbesitz) ist unverhältnismäßig stark vertreten. „Würde das geltende Wahlrecht den Konservativen die Mehrheit nicht fast, sondern ganz in die Hand geben, so würden Liberale und Zentrum sehen, daß die Mobilmachung der Sozialdemokratie in dem preußischen Wahlkampf

*) Wenn die Intelligenz trotzdem, daß sie bei der Landtagswahl nichts mehr zu sagen hat, mit den Beschlüssen des preußischen Landtags im allgemeinen zufrieden ist, jedenfalls mehr zufrieden als mit denen des Reichstags, so sind dafür nur zwei Erklärungsgründe denkbar: entweder es herrscht hier die wunderbarste aller prästabilirten Harmonien, oder die Intelligenz hat sich dem Geldsack als Anwalt verkauft.

für sie eine Lebensfrage ist." Er glaubt daher das Reichstagswahlrecht auch für Preußen empfehlen zu müssen und meint, da sich das preußische Parlament nun doch einmal nicht an seinem eignen Schopfe aus dem Sumpfe ziehen könne, so müsse „für alle ernstlichen Anhänger der preußischen Parlamentsreform das nächste Ziel sein, im Reichstag einen Gesetzentwurf einzubringen, der in jedem Staat für die Wahlen zur Landesvertretung das Reichstagswahlrecht obligatorisch macht." Für jeden, der die Bedeutung der sozialen Frage erkenne, bestehe der Hauptzweck der geforderten Wahlreform keineswegs darin, die von den neuen Steuergesetzen bewirkten „Verschiebungen" zu beseitigen oder irgend ein für heilig gehaltnes Verhältnis der drei Klassen zu einander „wiederherzustellen," sondern darin, den Bevölkerungsschichten, deren Lage soziale Reformen fordert, Vertretung im Parlamente zu verschaffen. Dagegen pflege man einzuwenden, daß die Arbeiter in den Landtag lassen, soviel heißen würde wie: die Sozialdemokratie hineinlassen. Ja, „wenn Konservative, Zentrum und Freisinnige aus den evangelischen, katholischen und liberalen Arbeitervereinen Kandidaten in den Landtag brächten, dann hätten sie zu dem Einwande, daß man der Sozialdemokratie nicht bedürfe, den Schein eines Rechts. Wenn aber alle andern Fraktionen nichts gethan haben, um Arbeitervertreter zu erziehen, dann müssen sie sich gefallen lassen, daß von gegnerischer Seite ihnen ihr Ausspruch umgekehrt und ihnen entgegengehalten wird: Ausschluß der Sozialdemokratie sagt ihr, den Ausschluß der Arbeiter meint ihr."

Es wäre, heißt es gegen den Schluß, ein großer Irrtum, zu glauben, daß die Erweiterung des preußischen Wahlrechts nur im Interesse der Kreise liege, zu deren Gunsten es erweitert werden soll. Nicht ungestraft lasse ein Staat eine Kluft entstehen zwischen den Regierenden und der Masse der Regierten. Eine solche Kluft bestehe aber schon und werde u. a. dadurch erweitert, daß die Reichen in ihrem eignen Interesse die Steuerpolitik beherrschten. Welches Unheil die Auslieferung der Kommunalbesteuerung an kleine Cliquen reicher Leute anrichten könne, sehe man in Sizilien. „In den weiten Flächen des Ostens, wo auf ganze Quadratmeilen hin die Gegensätze noch nicht zum Kampfe entfacht sind, liegt für eine vorbauende Politik ein großes Bethätigungsfeld. Wenn hier in noch ruhigen Zeiten die untern Schichten der Bevölkerung allmählich in die Verwaltungskörper hineingezogen werden, und ihnen bei späterm Erwachen zu energischen sozialen Forderungen das Gefühl der Fremdheit gegenüber der Verwaltung erspart wird, so kann in den größern und kleinern Gemeinwesen dieser Provinzen ein Verwaltungsleben ausgebildet werden, welches (wie schon so oft in der preußischen Geschichte) für die übrigen zum Muster werden kann." Für die Kommunalwahlen verlangt nämlich Jastrow nicht die Aufhebung des Klassensystems; in den Kommunen sei es trotz der hervorgetretnen grellen Mißstände immer noch verbesserungsfähig — ermögliche es doch sogar schon in seiner heutigen Gestalt die Wahl von Arbeitervertretern

zu Stadtverordneten —, nur das bestehende Landtagswahlrecht sei unverbesserlich.

Wer, wie Jastrow, an die Möglichkeit eines freien Arbeiterstandes glaubt und unsre Verfassungen, die den Besitzlosen das Staatsbürgerrecht verleihen, ernst nimmt, der wird ihm wohl beistimmen müssen; groß wird die Zahl seiner Gesinnungsgenossen in den herrschenden Ständen, von denen allein die Entscheidung abhängt, nicht sein. Wir überlassen es den Lesern, darüber Vermutungen anzustellen, und weisen nur noch darauf hin, wie sich auch hier wieder die große Frage vordrängt, ob einst einmal Preußen in Deutschland oder Deutschland in Preußen aufgehen wird.

Die hypothekarische Sicherung der Bauhandwerker in Preußen

Von Ernst Leo

Wer zur Anwendung und Fortbildung des Rechts berufen ist, soll sich in seiner verantwortungsvollen Thätigkeit nicht von flüchtigen Tagesströmungen beeinflussen lassen. Ein schlechter Hüter des Gesetzes wäre aber der, der, am Buchstaben haftend, keinen Sinn für die Verderblichkeit solcher Einrichtungen hätte, die unter dem unmittelbaren Schutze des Gesetzes großes Elend über Gesellschaftsklassen bringen, die des öffentlichen Schutzes am meisten bedürfen.

Wer in praktischer gerichtlicher Thätigkeit einen Blick in den heutigen Betrieb des Baugewerbes, besonders in Berlin und andern großen Städten, gethan hat, der wird vor dem Ausdruck nicht zurückschrecken, daß hier in überwiegend vielen Fällen geradezu ein unter dem scheinbaren Schutze des Gesetzes stehender Raub verübt wird. Ein Raub an Angehörigen des Mittelstandes, des Standes der kleinen Unternehmer, der bisher nicht so wie unsre Arbeiter durch eine treffliche Gesetzgebung unterstützt worden ist, sondern vielfach die Kosten der Arbeiterwohlfahrt mit zu tragen hat.

Die typische Geschichte eines großen Teils der heutigen Spekulationsbauten läßt sich mit wenigen Worten an einem einzelnen Falle darstellen. Eine kleinere Spekulationsbank erwirbt durch eine vorgeschobne Person, die im Grundbuch als Eigentümer eingetragen wird, einen Baugrund und läßt ihn von dieser bebauen. Die zum Erwerb gegebne Summe läßt die Bank an erster Stelle eintragen und ebenso der Reihe nach die Baugelder, die sie wohlweislich nicht auf einmal,

sondern jedesmal nach Vollendung einer Balkenlage hergiebt. Die Bank ist also durch ihre hypothekarischen Eintragungen, die keinesfalls den Verkaufswert des bebauten Objekts übersteigen, gesichert. Der gegen Vergütung angestellte Grundstückseigentümer baut mit seinen knapp bemessenen Zuschüssen lustig drauf los, bezahlt auch in der ersten Zeit die Handwerksmeister, die, um beschäftigt zu sein, sich auf das Unternehmen eingelassen haben, oder speist sie mit der Übertragung zweifelhafter Forderungen ab. Allmählich hört aber das Bezahlen auf, und es beginnt die Zeit der Vertröstungen. Schließlich kommt der kritische Augenblick, wo zur Versteigerung des Grundstücks geschritten werden muß. Denn an ein persönliches Haften des sogenannten Grundstückseigentümers ist nicht zu denken. Dieser ist vielmehr mit vielem Geschick aus dem Kreise solcher Persönlichkeiten ausgewählt worden, die nicht nur notorisch zahlungsunfähig sind, sondern womöglich schon den Offenbarungseid geleistet haben, die also gewissermaßen darauf abgestempelt sind, daß bei ihnen nichts zu holen ist. In der Versteigerung kommt die Bank zu ihrem Recht. Entweder steigert sie das Objekt selbst an und veräußert es bei den verhältnismäßig geringen Geldern, die sie gegeben hat, mit Gewinn, oder sie bekommt das von dem fremden Ansteigerer bezahlte, der noch dazu ihre Hypotheken übernehmen oder decken muß. Die Handwerksmeister, die zu einer wirksamen Eintragung ihrer Rechte keine Gelegenheit gehabt haben, haben das Nachsehen.

Wir brauchen nicht auf den Fall des bis dahin angesehenen Anstreichermeisters Seeger in Berlin zurückzugreifen, der ein erschreckendes Licht auf diese Zustände geworfen hat; wer die Verhältnisse kennt, weiß, daß alljährlich viele Bauhandwerksmeister, die sich mit Mühe emporgearbeitet haben, mit ihren Familien infolge von Verlusten und Ausfällen bei Spekulationsbauten in das Proletariat hinabsinken oder der öffentlichen Wohlthätigkeit anheimfallen.

Bei einer solchen Sachlage muß jeder fragen, ob das in Preußen geltende Immobiliarrecht keine Handhabe zum Schutze der Bauleute biete. Nur diese Frage wollen wir zum Gegenstande der Erörterung machen.

Um sie zu beantworten, sind die einschlägigen Bestimmungen der drei großen Rechtssysteme, die in der preußischen Monarchie Geltung haben, zu berücksichtigen, die des Allgemeinen Landrechts, des gemeinen Römischen und des Rheinisch-französischen Rechts.

In diesen drei Rechtsgebieten kannte man ursprünglich zum Schutze der Rechte, denen ein Grundstück zum Pfande dient, die Privilegien und die einfachen Hypotheken. Die Privilegien hatten außer sonstigen Erleichterungen, auch für den Fall der spätern Eintragung, den Vorrang vor den nicht privilegirten Hypotheken.

Nach Römischem Recht stand den Bauwerkleuten wie allen, die etwas zum Nutzen der Pfandsache verwendet hatten, das privilegium in rem versionis zu, wonach sie hinsichtlich der Bezahlung für ihre Verwendungen vor den nicht

privilegirten Hypothekargläubigern befriedigt wurden. Das Preußische Landrecht gewährt im § 972, Teil I, Titel 11 denen, die zum Aufbau der Gebäude Materialien geliefert und Arbeiten gethan haben, die Befugnis, ein Vorrecht zum Schutze dieser Verwendungen auf das Grundstück auch ohne die besondre Einwilligung des Schuldners eintragen zu lassen. Ausführlichere Bestimmungen für die Sicherung der Bauwerkleute enthält der Code civil, der im größten Teil von Rheinpreußen Geltung hat. Er giebt den Architekten und allen Bauwerkleuten, die zu irgend einer Arbeit verwendet worden sind, ein Privileg, dessen Wirksamkeit von der Abfassung zweier Protokolle abhängig gemacht wird. Beide Protokolle sind von gerichtlich ernannten Sachverständigen aufzunehmen, und zwar das erste vorher, um die Örtlichkeit und die verlangten Arbeiten festzustellen, das zweite spätestens sechs Monate nach der Vollendung der Arbeiten, um diese zu beurkunden. Sodann ist die richtige Anordnung getroffen, daß der Gegenstand des Vorzugsrechts den durch das zweite Protokoll festgesetzten Wert nicht überschreiten darf und auf den Betrag beschränkt ist, um den sich der Wert des Grundstücks zur Zeit der Veräußerung durch die daran gemachten Arbeiten erhöht hat (Code civil Art. 2103).

Wir finden also in allen drei Rechtsgebieten Bestimmungen, in denen der Gesetzgeber namentlich den Werkleuten, in richtiger Erkenntnis ihrer besondern Schutzbedürftigkeit, den Lohn ihrer Arbeit zu sichern bestrebt gewesen ist. Wenn insbesondre die angeführten Regeln des Preußischen Landrechts und des französischen Rechts vollständig in Kraft geblieben oder verbessert worden wären, so würden die Handwerker darin immerhin einen rechtzeitigen und wirksamen Schutz ihrer Interessen finden können.

Das neue preußische Recht hat aber die Wirksamkeit dieser Sicherungsmittel sehr beeinträchtigt. Das Grundbuchrecht, das jetzt alle Teile der Monarchie umfaßt, ist von dem Grundsatz der Spezialität und Publizität der Hypotheken beherrscht. Um den Realkredit möglichst zu heben, gelten nur die Hypotheken, die eingetragen sind, und ihr Rang bestimmt sich nach der Eintragung. Einen stillschweigenden Vorrang giebt es nicht, er muß besonders eingeräumt werden, ferner bedarf jetzt die Eintragung einer Hypothek, die nicht auf dem Prozeßwege erkämpft wird, der Einwilligung des Eigentümers. Das ist eine besonders tief einschneidende Bestimmung gegenüber dem Allgemeinen Landrecht, das den Werkleuten die endgiltige Eintragung ihres Vorrechts ausdrücklich ohne diese Bewilligung gestattete. Alle Privilegien, und damit auch das der Bauhandwerker, sind jetzt ihres eigentlichen Wesens beraubt und kommen nur noch als Titel zur Eintragung einer nicht bevorzugten Hypothek in Frage.

Der Bauhandwerker kann sich also heute für die anzufertigenden Arbeiten nur durch eine Sicherheits-(Kautions-)Hypothek decken. Diese ist von der Einwilligung des Eigentümers abhängig. Bewilligt der sie nicht, so kann der

Werkmeister durch gerichtliche Verfügung eine Vormerkung im Grundbuch erwirken, die sich nach glücklicher Führung eines Prozesses in eine Hypothek verwandeln kann. Wer aber den Handwerker durch diese Maßregeln als genügend gesichert ansieht, berücksichtigt nicht die gewaltige Macht des Wettbewerbs auf dem Gebiete des Bauhandwerks. Ein Bauherr, der die Eintragung einer Sicherheitshypothek nicht bewilligen will, findet immer noch beschäftigungsbedürftige und kühne Bauhandwerker, die sich auf die Arbeit ohne diese Sicherstellung einlassen, und die es ihm auch ermöglichen, einem Meister, der sich durch eine Vormerkung sichert, die Arbeit zu kündigen. Außerdem kann die Hypothek je nach der Zeit ihrer Eintragung und der Belastung des Grundstücks durchaus wertlos sein.

Wir stehen also vor der beschämenden Thatsache, daß das alte Recht, das vor allen den Werkleuten ein Vorrecht vor den einfachen Hypothekargläubigern gab, dem Arbeiter seinen Lohn wirksamer sicherte, als unser fein ausgearbeitetes Grundbuchrecht. Das Grundbuchrecht ist im Sinne des Geldgebers klassisch zu nennen; den Bauhandwerker aber läßt gerade das Recht, das der gesunden Regelung des Immobiliarverkehrs gewidmet ist, im Stiche. Das Grundbuchrecht hat im Interesse des erleichterten Grundstücksverkehrs die diesem Verkehr hinderlichen stillschweigenden Privilegien beseitigt, aber es hat für das der Bauleute keinen Ersatz geschafft. Das Bessere ist der Feind des Guten geworden. Jede Grundstücksversteigerung ist in ihrem eigentlichen Wesen ein Konkurs. Wie nun beim Mobiliarkonkurs die Privilegien in Kraft geblieben sind, so liegt auch für das Verschwinden des dem Handwerker günstigen Privilegs im Immobiliarrecht kein innerer Grund vor. Wenn sich infolge seiner Wiedereinführung eine gewisse Gattung von Kapitalisten veranlaßt sehen sollte, vom Grundstücksverkehr zurückzutreten, so wäre das kein Schade. Denn ein Grundstücksverkehr, der seine Erleichterung zum großen Teil in dem Umstande findet, daß die Bauarbeit nicht bezahlt zu werden braucht, ist unsittlich.

Der ganzen Einrichtung des heutigen preußischen Immobiliarrechts widerstrebt aber die Wiedereinführung von Privilegien. Auf diesem Wege wird also kaum Hilfe zu schaffen sein. Ein gewisser Schutz des Bauhandwerkers ließe sich vielleicht durch die Bestimmung erreichen, daß er auf die Eintragung einer Sicherheitshypothek wirksam nicht verzichten könne. Er würde dann wenigstens bezüglich seiner frühzeitigen Sicherung nicht mehr ganz von der Einwilligung des Bauherrn abhängig sein, und wie die zum Wohle der Arbeiter getroffnen Bestimmungen zwingenden Rechtes sind, könnten es auch die für den nicht minder schutzbedürftigen Werkmeister zu erlassenden sein.

Zu einem eingreifenden Schutz der Bauhandwerker werden aber wohl außerhalb des eigentlichen Immobiliarrechts schärfere Maßregeln zu treffen sein. Denn die gegenwärtigen Verhältnisse kann der Staat nicht stillschweigend

länger dulden. Daß die Frage eingehend geprüft werden wird, ist nach dem jüngsten Vorgehen des preußischen Justizministeriums wohl zu hoffen.

Verlorne Kräfte

Von Charles Fink

2. Die Deutschamerikaner und die Arbeiterbewegung

Obwohl im ersten Teile dieses Aufsatzes (Heft 7) gezeigt worden ist, daß die Besiedlung der ausgedehnten Prärien im Westen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die Entwicklung von Ackerbau und Industrie in diesem Teile des Landes während der beiden letzten Menschenalter und die siegreiche Verteidigung des Staatswesens in den Stunden der größten Gefahr nicht zum geringsten Teile deutscher Thatkraft und Ausdauer zu danken ist, so darf doch der politische Einfluß, den die Deutschamerikaner hierdurch gewonnen haben, nicht überschätzt werden. Im Verhältnis zu ihrer Gesamtzahl ist er nur gering; es sind immer nur wenige gewesen, die in dem öffentlichen Leben des Landes eine Rolle gespielt haben, und diese mußten jedesmal erst der Gleichgiltigkeit der großen Massen ihrer Landsleute ein Ende machen und sie zu energischem Handeln anspornen, wenn es galt, den Kampf mit der Bestechlichkeit und der Heuchelei aufzunehmen, oder zu verhüten, daß die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten gänzlich in die Hände derer überging, die mit allen nur denkbaren Mitteln und Waffen den Einfluß der Deutschen bekämpfen. Denn die Deutschamerikaner raffen sich selten dazu auf, ihren Einfluß in politischer Beziehung überhaupt geltend zu machen. Im allgemeinen haben sie für politische Fragen wenig Interesse.*) Sie kannegießern höchstens ein wenig am Biertisch, treiben Kirchturmpolitik und vergessen darüber die großen Ziele, denen zuzustreben ihre Aufgabe sein sollte. Die querelles allemandes, wie der Franzose bezeichnend kleine Eifersüchteleien und Machenschaften nennt, bringen Neid und Zwietracht in ihre Reihen. Auch ein englischamerikanisches Sprichwort drückt diesen Hang der Deutschen, sich gegenseitig zu bekämpfen und kleine Sonderinteressen zu fördern, drastisch mit den Worten aus: „Wo drei Deutsche zusammen sind, gründen

*) Deshalb ist auch die Zahl der deutschen Zeitungen, die politischen Einfluß haben — obwohl es deren mehrere Hundert in den Vereinigten Staaten giebt —, verschwindend klein.

sie vier Vereine." Der Hauptfeind der Deutschamerikaner liegt in ihnen selbst; es ist ihre Lauheit und Gleichgiltigkeit in den meisten das öffentliche Wohl betreffenden Fragen. Dazu kommen dann noch die alten germanischen Untugenden: Kritteleien, Nörgelsucht, Neid, Eifersucht und vor allem übergroße Bescheidenheit, die sich nicht selten zur Unterwürfigkeit steigert. Vergegenwärtigt man sich nun, daß sich in keinem Lande der Welt, mit alleiniger Ausnahme von Australien, so großer Eifer für alle den Staat und die Gemeinde betreffenden Angelegenheiten zeigt, wie in den Vereinigten Staaten, so ist es wohl begreiflich, weshalb der politische Einfluß der Deutschamerikaner in keinem Verhältnis zu ihrer Zahl und ihren Leistungen steht. Dazu kommt, daß die große Menge von ihnen ihr Vaterland nicht verlassen hat, weil ihr seine politischen Einrichtungen mißfallen hätte, sondern weil sie ihre wirtschaftliche Lage zu verbessern bedacht war. Abgesehen von der verschwindend kleinen Zahl der Achtundvierziger, die in den Vereinigten Staaten vor allem das Land der Freiheit sahen, das ihren geistigen, idealen Bestrebungen ein Wirkungsfeld zu bieten schien, haben sich die deutschen Auswandrer nach jenem Lande gewandt, lediglich deshalb, weil sie die größere Fruchtbarkeit der Ackerscholle oder der höhere Verdienst in den Fabriken und Werkstätten lockte. Daheim hatte der Kampf um das tägliche Brot ihre ganze Kraft in Anspruch genommen und ihnen weder Zeit noch Lust gelassen, Anteil an den Gemeindeangelegenheiten zu nehmen. Deshalb bringen sie auch nur wenig Interesse und Verständnis für öffentliche Angelegenheiten mit nach den Vereinigten Staaten. Geld, viel Geld zu verdienen, sich eine unabhängige Stellung zu schaffen, ist für sie der einzige Lebenszweck. Erst nach und nach tritt da eine Wandlung ein.

In der ersten Zeit fühlt sich jeder Deutsche in Amerika als Fremdling; fast jedem schwebt als Ideal vor, möglich bald mit einem „recht großen Sack voll Dollars" nach Deutschland zurückzukehren. Deshalb ist es ihm Bedürfnis, die Sitten und Gewohnheiten der Heimat beizubehalten, ihre Einrichtungen, so gut oder so schlecht es eben geht, nachzuahmen und sich drüben ein „Kleindeutschland" (nicht ein Neuengland, wie der Brite, oder ein Neuamsterdam [heute Newyork], wie der Holländer) zu gründen. Auf diese Weise entstehen die meisten Schützen-, Gesang- und Kriegervereine, auch wohl die Landsmannschaften, wie die Baiern, Sachsen, Badner oder — Bückeburger. Pflege des Körpers oder der Künste sind, wenn sie auch häufig das Aushängeschild für den Verein hergegeben haben, bei ihnen Nebensache, nur Mittel zum Zweck; der Zweck ist möglichste Abschließung gegen das Angloamerikanertum und Verfolgung kleiner Sonderbestrebungen.

Man versammelt sich in der Hinterstube einer mehr oder weniger bescheidnen Wirtschaft; man sitzt da ein paar Stunden „beim schäumenden Gerstensaft"; wenn die Heiterkeit den höchsten Grad erreicht hat, stimmt man

das Lied an: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, dann trennt man sich in dem erhebenden Bewußtsein, es sei „gerade wie in Deutschland“ gewesen.

Es ist das eine Übergangszeit, die jeder durchmacht. Bei dem einen dauert sie länger, bei dem andern weniger lange. Das hängt vom Zufall und von örtlichen Einflüssen ab. Wen das Schicksal nach Boston oder in eine andre Stadt Neuenglands verschlägt, der legt seine deutschen Gewohnheiten bald ab. Mit den Wölfen muß man heulen, und so wird aus ihm in kurzer Zeit ein guter Yankee. Auch in Newyork, Philadelphia und andern Großstädten des Ostens vollzieht sich die Umwandlung zum Amerikaner verhältnismäßig schnell. Dagegen giebt es in Chicago und Milwaukee viele eingewanderte Deutsche, die trotz dreißigjährigem und noch längerm Aufenthalt im Lande nicht einmal die englische Sprache erlernt haben. Sie haben keine Gelegenheit, mit Anglo-amerikanern in Berührung zu kommen, und bewahren deshalb auch einen großen Teil ihrer deutschen Ansichten und Gesinnungen. Bedient sich z. B. ein Kunde in den Läden an der Clybourn Avenue in Chicago der englischen Sprache, so ist es keine Seltenheit, daß ihm der Eigentümer des Geschäfts oder der Verkäufer sagt: „Ich verstehe Sie nicht, sprechen Sie doch deutsch.“ Auf der Westseite der Stadt Milwaukee hängt in mehr als einem Schaufenster eine Tafel mit den bezeichnenden Worten: English spoken; es kommt so selten vor, daß sich in diesem deutschen Stadtteil ein Angloamerikaner ansiedelt oder auch nur eine irländische Magd Dienst nimmt, daß es für nötig gehalten wird, darauf aufmerksam zu machen, daß man sich in diesem oder jenem Geschäft auch der englischen Landessprache zu bedienen imstande sei. In Davenport, an der Grenze des Temperenzstaats Iowa, muß einer sogar gut „plattdütsch snacken“ können, sonst ist er zwischen den Schleswig-Holsteinern, die wohl drei Viertel der 27000 Seelen zählenden Bevölkerung der Stadt ausmachen, wie verraten und verkauft. Kein Wunder, wenn an solchen Plätzen von einem Aufgehen der Eingewanderten im Amerikanertum keine Rede sein kann, und sich hier bei vielen der Übergang in die zweite Entwicklungsperiode überhaupt nicht voll-zieht. Selbstverständlich sind das aber Ausnahmen.

Die Mehrzahl der eingewanderten Deutschen kommt im geschäftlichen Ver-kehr nach und nach in immer engere Berührung mit dem Angloamerikanertum. Ausdauer, Fleiß und Rechtschaffenheit, die Tugenden, die sie aus der alten Heimat mitgebracht haben, haben sie treu bewahrt; jetzt eignen sie sich auch praktischen Sinn und rasches Denken und Handeln an, und dieses geht sehr schnell in die echt amerikanische rastlose Geschäfts- und Erwerbshast über. Das Interesse an den deutschen Bestrebungen läßt nach, an die Stelle der frühern Begeisterung tritt Gleichgiltigkeit, langsam, ohne es selbst zu merken, amerikanisirt sich der Ein-gewanderte. Von der ursprünglichen, mit soviel Nachdruck betonten Absicht, bald wieder nach Deutschland zurückzukehren, ist nun nicht mehr die Rede. Er sieht auf die deutschen Bestrebungen mit einem gewissen Mitleid, vielleicht gar

mit Verachtung herab; er glaubt nur noch engliſch ſprechen und amerikaniſch denken zu dürfen; er erzieht auch ſeine Kinder ganz in dieſem Sinne. An die Stelle der frühern Abſchließung tritt ein enger Anſchluß an alles ſpezifiſch amerikaniſche. Von dieſem Augenblick an iſt der Eingewanderte für ſein altes Vaterland verloren.

Nun beginnt eine dritte Periode in dem Leben und Wirken der Deutſchamerikaner. Durch den engern Verkehr mit den Yankees, den Irländern und ſonſtigen Beſtandteilen der Nation entdecken die Einſichtsvollern bald die vielen Fehler und Mängel des Angloamerikanertums, die ſich anfangs hinter einer gleißenden Maske verbargen, und erkennen, daß zum Schaden des Landes, dem ſie nun vollſtändig als gleichberechtigte Bürger angehören, der gute deutſche Einfluß vollſtändig von jenen vernichtet werden wird, wenn ſich nicht alle Deutſchamerikaner feſt zuſammenſchließen. Durch den vertrautern Umgang mit den Angloamerikanern iſt endlich bei manchen auch der Eifer für öffentliche Angelegenheiten geweckt worden. Nun erkennen ſie, daß ſie auf die Entwicklung des politiſchen und des ſozialen Lebens Einfluß gewinnen müſſen, wenn ſie ihre Ziele erreichen wollen. In ihren Beſtrebungen, ſich an der Verwaltung zu beteiligen, ſtoßen ſie aber häufig gerade bei ihren Landsleuten auf Widerſtand und Schwierigkeiten. Denn dieſe betrachten jeden, der ſich um ein öffentliches Amt bewirbt, mit einem gewiſſen Mißtrauen, weil die Mehrzahl der Beamten in dem Rufe oder doch wenigſtens in dem Verdachte der Beſtechlichkeit ſteht. Vorſchläge für politiſche Reformen finden bei den Deutſchamerikanern ſelten Verſtändnis, deutſche Klubs, in denen über ſolche Reformen geſprochen wird, gehen — ſo oft auch ſchon der Verſuch gemacht worden iſt, Klubs zu gründen und durch allerlei Mittelchen künſtlich am Leben zu erhalten — meiſt bald wieder ein.

Um ſo viel eifriger und thatkräftiger iſt aber nun die große Maſſe der Deutſchamerikaner auf einem andern Gebiete des öffentlichen Lebens. Wo es ſich darum handelt, die wirtſchaftliche Lage der arbeitenden Klaſſen zu verbeſſern — und die überwiegende Mehrheit der Deutſchamerikaner gehört den arbeitenden Klaſſen an —, da ſind ſie in der erſten Reihe zu finden. In dem heißen Kampf der Arbeit gegen das Kapital haben ſie die geiſtige Führerſchaft übernommen. Die Bethätigung ihres Einfluſſes auf dieſem Gebiete iſt deshalb von ganz beſondrer Bedeutung in der Beurteilung deſſen, was die Deutſchen für die Vereinigten Staaten leiſten und was Deutſchland mit ihnen — verloren hat.

In keinem Lande der Welt hat die Arbeit ſo ſchwere Kämpfe mit dem Kapital zu beſtehen gehabt, wie in Nordamerika, weil ſich nirgends beide in dem Maße organiſirt haben wie dort. Auf der einen Seite ſtehen die gewaltigen Vereinigungen der Kapitaliſten, die ſich das Ziel geſetzt haben, die Herſtellung irgend einer Ware, irgend eines Gegenſtandes vollſtändig zu be-

herrschen, um allen Wettbewerb zu unterdrücken und dadurch den Markt zu monopolisiren. Auf der andern Seite stehen ausgedehnte Verbindungen von Arbeitern, die als geschlossenes Ganze für ihre Rechte kämpfen und das Kapital vor die Wahl stellen: entweder zahlst du uns solche Löhne, daß wir imstande sind, so zu leben, wie es dem freien Manne zukommt, oder du verzichtest auf unsre Arbeit. Aber es ist nicht bloß ein materieller Kampf zwischen Kapital und Arbeit, der sich da abspielt. Es ist der Kampf des Yankeetums gegen das Deutschtum, der sich darin äußert.

Das Kapital vertritt das Yankeetum; es ist in seinem ganzen Wesen, seiner Organisation, der Art, wie es sich giebt, wie es verwertet sein will, durchaus amerikanisch. Die organisirte Arbeit dagegen stellt den Einfluß des Deutschtums in dem Volksleben der Vereinigten Staaten dar. Ihr Kleid hat sie zwar aus England entlehnt; ihre Organisation ist der der englischen Trade-Unions nachgeahmt. Aber ihr Geist ist deutsch; die Grundsätze des vernünftigen deutschen Sozialismus sind das Band geworden, mit dem die Unions, die Gewerkschaften, zu einem Ganzen verbunden sind. Die Zahl der deutschen Handwerker und Arbeiter überwiegt die der Vertreter irgend einer andern Nation; die geistige Führerschaft ist schon längst dem deutschen Einfluß überlassen worden.

Ein merkwürdiges Schauspiel: derselbe Arbeiter, dessen Forderungen im eignen Vaterland unberechtigt genannt und mit allen Kräften bekämpft werden, der wirtschaftlich so schlecht gestellt ist, daß es die Regierung für ihre Pflicht ansieht, ihm eine Art Vormundschaft, staatlicher Vorsehung zu bestellen, erwacht im Auslande zum vollen Bewußtsein seines Wertes, zwingt das Kapital, seine Forderung wirtschaftlicher Aufbesserung anzuerkennen, und macht sich in kurzer Zeit durch seiner Hände Arbeit zu einem unabhängigen, selbständigen Mann, der der Aussicht auf Alters- und Invalidenversorgung entbehren kann. Daß trotz der ihm gezahlten höhern Löhne auch der Unternehmer nicht schlecht fährt, ist eine so bekannte Thatsache, daß es hier kaum der Erwähnung bedarf.

Es hat unstreitig eine Zeit gegeben, wo ein Teil des deutschen Einflusses in der Arbeiterbewegung der Vereinigten Staaten in sehr verkehrte Bahnen gelenkt worden war, wo ein Most und ein Spieß unter den jüngern deutschen Arbeitern — namentlich solchen, die nicht lange im Lande gewesen waren — willige Schüler fanden und sie zu Gewaltthaten verleiteten. Aber diese Zeiten sind vorbei; und gerade sie haben klärend gewirkt und veranlaßt, daß sich die gemäßigtern, besonnenern deutschen Arbeiter enger aneinandergeschlossen haben, um die Arbeiterfrage einer friedlichen Lösung entgegenzuführen. Sie haben es sich zur Pflicht gemacht, nicht nur sich von allen Gewaltmaßregeln fernzuhalten, sondern auch alle Bestrebungen der Gewerkschaften und Arbeitervereine, in andern als rein wirtschaftlichen Fragen Einfluß zu gewinnen, niederzuhalten. In frühern Jahren sind die verschiedenartigsten, einander widersprechendsten

Versuche gemacht worden, eine Änderung der Dinge herbeizuführen. Bald waren es die Lehren Bellamys, bald die Henry Georges, die in den Köpfen der Unzufriednen spukten. Aber alle diese Bestrebungen, die mehr oder weniger kommunistische Ziele verfolgten, sind vergeblich gewesen. Erst seit dem energischen Eingreifen der deutschen Arbeiter ist die Bewegung klarer geworden und hat in den letzten Jahren gerade dadurch, daß sie keine Sonderrechte für die Arbeiter erkämpfen oder ertrotzen wollte, an Bedeutung gewonnen und entschiedne Erfolge errungen. Dem Einfluß der ruhig abwägenden Deutschen ist es zu danken, daß heute nicht mehr für utopistische Zukunftsideen gekämpft wird, die zu verwirklichen unmöglich sein wird, solange der Mensch Mensch ist und der Stärkere den Drang in sich fühlt, den Schwächern zu überflügeln.

Die heutige Lage der Arbeiterbewegung zeigt, wie und wo sich der deutsche Einfluß in der Arbeiterbewegung der Vereinigten Staaten Geltung verschafft hat, und welchen Zielen die deutschen Arbeiter nachzustreben für geboten erachten, um ihre wirtschaftliche Lage den veränderten Lebensbedingungen der Neuzeit anzupassen. Ihre Forderungen beschränken sich darauf, daß der Staat den Arbeiter, nachdem er ihn freigemacht hat und der Vorteile der allgemeinen Schulbildung hat teilhaftig werden lassen, auch von einem Lohnsklaven zu einem wirtschaftlich freien Menschen macht oder verhütet, daß er zu einem Lohnsklaven herunterfinke.

Die Einführung der Maschinen hat trotz des Wachsens der Bedürfnisse und der Gesamtproduktion die Nachfrage nach Handarbeit verringert. Um daher einer möglichst großen Anzahl von Arbeitern Beschäftigung zu sichern, soll die Arbeitszeit beschränkt werden; denn der Vorteil des Maschinenbetriebs darf nicht einseitig dem Unternehmer zu gute kommen, der Arbeiter soll auch seinen Anteil daran haben. Dazu kommt, daß der moderne Betrieb viel intensiver und einseitiger ist und deshalb das Nervensystem des Arbeiters in höherm Grade angreift. Abgesehen davon, daß durch nichts mehr als durch übermäßige Abspannung die Trunksucht gefördert wird, machen sich ihre Folgen auch an den Kindern bemerklich; der Staat selbst leidet dadurch Schaden. Zu gleicher Zeit aber gerät der Arbeiter durch die körperliche und geistige Abspannung in eine größere Abhängigkeit vom Arbeitgeber. Um den Arbeitern auskömmliche Löhne zu sichern und sie vor der Gefahr zu bewahren, zum Lohnsklaven herabzusinken, soll zunächst bei allen arbeitenden Klassen eine Verkürzung der Arbeitszeit, und zwar auf täglich acht Stunden, durch die Regierung angeordnet werden. Das ist in großen Zügen das Programm der amerikanischen Arbeiterbewegung. Sehen wir nun, in welcher Weise die Deutschamerikaner bei seiner Aufstellung Einfluß geübt haben.

Die Forderung, die Arbeitszeit zu verkürzen, ist so alt wie das Jahrhundert. Schon in den Jahren 1803 und 1806 versuchten die Bauhandwerker und Schiffszimmerleute in Newyork den Arbeitstag von vierzehn und

fünfzehn Stunden auf zehn Stunden herunterzusetzen. Im Jahre 1820 machten sich ähnliche Bestrebungen in England geltend, aber erst Ende der dreißiger Jahre nahm die Agitation einen größern Umfang an. Im Jahre 1840 ordnete der damalige Präsident der Vereinigten Staaten Martin Van Buren an, daß die Arbeiter auf den Regierungsschiffsbauhöfen in Brooklyn nur zehn Stunden täglich beschäftigt werden sollten. Kurz vorher hatten die Bauhandwerker und Anstreicher in Newyork und Philadelphia, die sich fast ausschließlich aus Deutschen zusammensetzten, die Anerkennung des zehnstündigen Arbeitstags durchgesetzt. Allgemeine Fortschritte machte die Bewegung in den nächsten Jahren nicht. Erst nachdem 1845 alle Handwerker- und Arbeitervereine zur Förderung der Bewegung einen Geheimbund nach Art der Freimaurer gegründet hatten und das britische Parlament den Zehnstundentag in England eingeführt hatte, gelang es, auch die Großindustriellen in Lowell, Lawrence, Fall Rivers und andern Fabrikstädten von Massachusetts zum Nachgeben zu bewegen. Ein Beschluß der Arbeiterversammlung, die 1850 in Chicago tagte, in den Großstädten die Einführung des Achtstundentages durch Streiks zu erzwingen und in den kleinern Orten vorläufig auf eine Herabsetzung der Arbeitszeit auf acht Stunden zu bestehen, nützte wenig, da bereits ganz andre Dinge das öffentliche Interesse in Anspruch nahmen, die zu Anfang der sechziger Jahre zu dem blutigen Bürgerkriege führten.

Während nun die Aufmerksamkeit in Amerika und Europa zwischen dem Ausgang des gewaltigen Ringens von Nord und Süd und dem Wetterleuchten am politischen Himmel der alten Welt geteilt war, wurde in Viktoria und Südaustralien eine neue Ordnung der Dinge eingeführt. „Acht Stunden Arbeit, acht Stunden Erholung und acht Stunden Ruhe!“ so lautete der Ruf, der in jenem fernen Lande erschollen war und nach kurzem Kampfe thatsächlich zum Feldgeschrei eines neuen, in der ersten Entwicklung stehenden Volkes wurde. Nach Beendigung des Sklavenkrieges beschlossen die amerikanischen Arbeiter, dem Beispiel ihrer australischen Brüder zu folgen. Sie wollten sich von den großen politischen Parteien des Landes freimachen und eine nationale Arbeiterpartei zur Erkämpfung des achtstündigen Arbeitstages schaffen. Die herrschende republikanische Partei erkannte sofort die Bedeutung dieser Bewegung. Um sie im Keime zu ersticken, sich aber zugleich das Wohlwollen der arbeitenden Klassen zu sichern (die republikanische Partei war ursprünglich recht eigentlich die Partei des kleinen Mannes, die demokratische dagegen die der besitzenden Klassen), erließ die Regierung ein Gesetz, wonach alle von ihr angestellten Arbeiter nur zehn Stunden täglich arbeiten, dafür aber denselben Lohn erhalten sollten, der früher für die längere Arbeit gezahlt worden war. Aber die Arbeiter waren damit nicht zufrieden. Was in Australien möglich war, mußte auch in den Vereinigten Staaten möglich sein. Um den Kampf für den Achtstundentag thatkräftiger und erfolgreicher führen zu

können, wurde im Winter 1869 in Philadelphia ein neuer Arbeiterbund unter dem hochtönenden Namen Knights of Labor, Arbeitsritter, gegründet, der durch die Unterstützung der Deutschen bald zu großem Einfluß gelangte.

Die internationale Arbeitervereinigung in Europa verfolgte damals mit wachsamem Auge die Kämpfe der Arbeiter in Amerika. Der unüberwindlichen Schwierigkeiten, die sich unter den bestehenden Verhältnissen ihrem Wirken auf europäischem Boden entgegenstellten, bewußt, beschloß sie engere Fühlung mit den Brüdern jenseits des Ozeans zu suchen und zu diesem Zwecke in Amerika Zweigvereine ins Leben zu rufen. Mit Hilfe der sozialdemokratischen Organisation in Deutschland gelang es denn auch in den Jahren 1870 und 1871 eine ganze Reihe deutscher Arbeitervereine in den Vereinigten Staaten zu gründen, die sich bald den „Arbeitsrittern" anschlossen und innerhalb dieses Bundes schnell zu Ansehen gelangten, einerseits weil ihre Mitglieder zu den fleißigsten, tüchtigsten, nüchternsten und anspruchslosesten gehörten, andrerseits weil sie stets dafür eintraten, daß alle politischen Bestrebungen im Bunde niedergehalten würden, sein ganzer Einfluß, seine ganze Kraft nur für die Einführung des Achtstundentages eingesetzt würde. Aber auch in den nächsten sechs bis sieben Jahren wurde nur wenig erreicht. Die Industriellen sahen den Bund mit Mißtrauen wachsen und fürchteten, durch zu große Nachgiebigkeit in ihren eignen Interessen geschädigt zu werden. Der liberalen Haltung während des letzten Jahrzehnts folgte eine Zeit der Reaktion. Die Industriellen zogen Tausende von billigen Arbeitern, namentlich Polen und Italiener, ins Land, die sich schon in Europa hatten verpflichten müssen, für niedrige Löhne zu arbeiten. Dadurch wurden viele der ansässigen Arbeiter brotlos. Mehrfache Mißernten und strenge Winter trugen dazu bei, die Lage der Arbeiter zu verschlimmern. So herrschte überall Unzufriedenheit. Ein Teil der Arbeiter wollte zu Gewaltmitteln greifen, um den Übelständen abzuhelfen, andre rieten zur Vorsicht. In dem Bunde der Arbeitsritter gelang es einer Reihe von gewissenlosen Hetzern, sich Gehör zu verschaffen; die Maßvollern, zu denen namentlich die Deutschen gehörten, wurden in den Hintergrund gedrängt. Im Jahre 1877 beschloß der Bund durch allgemeine Arbeitseinstellung seine Ziele zu erreichen. Zuerst sollte gegen die größten, bestorganisirten Kapitalverbindungen des Landes, gegen die der Eisenbahngesellschaften, Sturm gelaufen werden. Lokomotivenführer, Heizer, Schaffner, Weichensteller, Lagerhausarbeiter — alles legte an einem bestimmten Tage die Arbeit nieder. In verschiednen Städten kam es zu Gewaltthätigkeiten und blutigen Zusammenstößen mit der Polizei und den Miliztruppen. In Pittsburg wurden in wenigen Tagen bei diesen Wirren über hundert Menschen getötet. Schließlich unterlagen die Arbeiter überall. Sie schoben die Schuld ihrer Mißerfolge der schlechten Leitung ihres Bundes zu; zahlreiche Vereine sagten sich von diesem los. Die Radikalsten schlossen sich den Anarchisten an, deren Lehren zu jener Zeit zuerst in den Vereinigten

Staaten gepredigt wurden. Die Besonnenern aber erkannten bald die große Gefahr, die ihnen durch das Treiben der Roten wie durch die vollständige Demoralisation der Knights of Labor erwuchs. Sie gründeten daher im Jahre 1880 einen neuen Bund, die Federation of Labor.

Hatten die Deutschen schon früher großen Einfluß in den Arbeiterkreisen gehabt, der nur durch das gewissenlose Treiben einer andern Gruppe vorübergehend zurückgedrängt war, so wuchs er in dem neuen Bunde noch ganz bedeutend, zumal da sich mehr als drei Viertel aller deutschen Handwerker und Arbeiter seinen Zweigvereinen anschlossen. Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß auch der Schar, die sich mit dem Grundsatze friedlichen Wirkens auf dem Gebiete der Sozialreform nicht befreunden wollte und sich unter der Führung des berüchtigten Johann Most anschickte, die brennende Frage auf gewaltsamem Wege zu lösen, eine ganze Anzahl Deutscher angehörte. Ja die Mehrzahl der anarchistischen Hetzorgane, unter denen die in Chicago herausgegebne tägliche Arbeiterzeitung bald in tausend und abertausend Familien Eingang fand, wurde in deutscher Sprache geschrieben. Während diese alle offen zum „Kampf gegen die Kapitalbestie" aufreizten, legte die Federation of Labor ihr Hauptaugenmerk auf friedliche Agitation. Mit großem Geschick veranlaßte sie in fünf Staaten der Union — Newyork, Pennsylvanien, Illinois, Kalifornien und Connecticut — die gesetzgebenden Körperschaften, anzuordnen, daß „acht Stunden zwischen Sonnenauf- und Untergang" einen gesetzlichen Arbeitstag bilden sollten. Aber die Verordnung blieb jahrelang toter Buchstabe. Nur an einigen wenigen Plätzen, wo die Arbeitervereine stark genug waren, hatten sie ihre Durchführung erzwungen. Man beschloß daher, am 1. Mai 1886 überall, wo bisher kein Erfolg erzielt worden war, die Arbeit niederzulegen, bis sich die Unternehmer mit dem achtstündigen Arbeitstag einverstanden erklärt haben würden. Die Bauhandwerker, Maler, Klempner, Tapezirer und Cigarrenmacher setzten auch ihre Forderungen fast überall durch und nahmen schon Montag den 3. Mai die Arbeit wieder auf, fest überzeugt, daß in kurzer Zeit auch die übrigen Handwerker und die Fabrikarbeiter erfolgreich sein würden, als plötzlich und unerwartet ihre Sache durch die Explosion einer Bombe auf dem Haymarket in Chicago einen empfindlichen Schlag erhielt.

Vor einer großen Fabrik in Chicago war es an jenem 3. Mai zu erregten Szenen gekommen, da sich die Besitzer weigerten, die Forderungen der Arbeiter anzunehmen. Die Arbeiterzeitung benutzte diese Gelegenheit, das glimmende Feuer zu schüren; ihr Hauptredakteur August Spieß forderte durch Rede und Schrift die Streikenden auf, zu Gewaltthätigkeiten überzugehen. Diese machten dann thatsächlich einen Angriff auf die Fabrikgebäude, die Polizei mußte eingreifen und schließlich sogar von den Waffen Gebrauch machen. Fünf Tote und dreißig Verwundete blieben auf dem Platze. Am nächsten Morgen brachte die Arbeiterzeitung einen Racheaufruf, der aber den erhofften Erfolg

nicht hatte. Das energische Eingreifen der Polizei am Tage zuvor hatte die Mehrzahl der Aufständischen schon zur Besinnung gebracht. Die auf Dienstag den 4. Mai anberaumte Volksversammlung auf dem großen Heumarkt war nur schwach besucht; nicht mehr als ein paar hundert Mitglieder der radikalsten Gruppen hatten sich eingefunden, um den Reden einer Anzahl Anarchistenführer zu lauschen. Die Polizei war entschlossen, dem Treiben sofort ein Ende zu machen. Aber kaum hatte der dienstthuende Polizeihauptmann, der mit 180 Leuten auf dem Platze erschienen war, die Versammlung aufgefordert, sich zu zerstreuen, als ein furchtbarer Knall erfolgte. Eine aus der Entfernung geschleuderte Dynamitbombe war zwischen die Polizisten geflogen, war dort krepirt und hatte 7 auf der Stelle getötet und 67 zum Teil schwer verletzt. Eine Anzahl Salven der mit Revolvern bewaffneten Polizei leerte den Platz in wenigen Sekunden.

Ein Schrei der Entrüstung ging durch das ganze Land. Es wurden zahlreiche Verhaftungen vorgenommen; den Werfer der Bombe selbst fand man nicht. Aber das Gesetz waltete in seiner ganzen Strenge. Die geistigen Urheber des Verbrechens mußten für das Blutbad büßen. Fünf der Hetzer wurden zum Tode verurteilt; drei andre wanderten ins Zuchthaus.*) Unter den erstern befanden sich vier, unter den letztern zwei Deutsche. Diesen Umstand benutzten die Feinde der Deutschamerikaner zu den gehässigsten Wühlereien und Hetzereien. Sie warfen den Deutschamerikanern vor, insgesamt Anarchisten und Landesverräter zu sein. Thatsächlich sank das Ansehen der Deutschen nach jenen Gewaltthaten für kurze Zeit. Doch nahm das Mißtrauen schnell ein Ende, als sich zeigte, daß sich die deutschen Arbeiterverbindungen von dem Einfluß von Leuten wie Most und Spieß befreiten und sich wieder der gemäßigten Richtung der Federation of Labor anschlossen. In der anarchistischen Bewegung, die übrigens, dank dem energischen Eingreifen der Chicagoer Polizei, bedeutend an Boden verloren hat, ist heute nicht mehr der deutsche, sondern der böhmische, polnische und neuerdings auch der schwedische Einfluß maßgebend geworden. Die deutsche Arbeiterzeitung führt nur noch ein Scheindasein und ist in ihren Ausdrücken sehr zahm und bescheiden geworden.

In den letzten Jahren haben sich die deutschen Arbeiter von dem blinden Gehorsam, von dem willenlosen Sichunterordnen unter die Befehle der Leiter ihres Bundes — das der Periode von 1869 bis 1886, wo ein großer Streik dem andern folgte, den Stempel aufgedrückt hat — freigemacht. Sie haben dem Rufe, irgend einer Kleinigkeit wegen die Arbeit niederzulegen und dadurch ihre wirtschaftliche Lage zu gefährden, in den letzten sechs bis acht Jahren

*) Vor einigen Monaten sind die letztern vom Gouverneur von Illinois, John Altgeld, einem gebornen Deutschen, begnadigt worden, nachdem sie erklärt haben, sich aller revolutionären Agitation enthalten zu wollen.

nicht mehr unbedingt Folge gegeben. Bei den letzten Streiks sind verhältnismäßig wenig Deutschamerikaner beteiligt gewesen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß mit Gewaltmaßregeln die Lage der arbeitenden Klassen nicht gebessert werden kann, daß aber durch gegenseitiges Entgegenkommen der Arbeitgeber und der Arbeiter viel dazu beigetragen werden kann, vernünftige Ziele zu erreichen. Als Beispiel dafür, daß sich diese Anschauung besonders in deutschamerikanischen Kreisen Bahn gebrochen hat, möge noch das folgende dienen.

In den großen Schlachthäusern Chicagos, die bekanntlich einen nicht unbedeutenden Teil der Welt mit Fleisch, Fleischkonserven, Würsten, Fett, Oleomargarin u. s. w. versorgen, sind fast ausschließlich deutsche Arbeiter beschäftigt. Diese wünschten die Einführung des Achtstundentages an Stelle des bisherigen Zehnstundentages. Zuerst wurden sie sehr schroff abgewiesen. Durch fortgesetzte Vorstellungen erreichten sie aber, daß eine gemeinschaftliche Kommission eingesetzt wurde, um der Sache näher zu treten. Es wurde beschlossen, in einem der größten Schlachthäuser einen mehrmonatigen Versuch mit Achtstundenarbeit anzustellen. Dieser hat ergeben, daß ohne Vermehrung der Arbeitskräfte in acht Stunden etwa neun Zehntel der frühern Arbeit geliefert wird, die Produktion also nicht im Verhältnis zur Verminderung der Arbeitszeit fällt. Die Schlachthausbesitzer erklärten sich daher der Einführung eines Neunstundentages nicht abgeneigt. Einer ihrer Vertreter sprach sogar die Ansicht aus, daß es bei Verbesserung der Maschinen in Zukunft möglich sein werde, in acht Stunden mit denselben Arbeitskräften gerade so viel zu leisten, als bisher in zehn Stunden. Sobald das der Fall sei, werde er die Wünsche seiner Arbeiter befriedigen.

Dieses von allen Gewaltthätigkeiten sich freihaltende Agitiren hat sehr viel dazu beigetragen, den deutschen Arbeitern wieder eine geachtetere Stellung zu verschaffen, zugleich aber auch ihr Selbstbewußtsein zu heben. Fleiß, Ausdauer und Redlichkeit haben den deutschen Arbeitern in Amerika stets zu Erfolgen verholfen, aber in den Augen der Angloamerikaner waren und blieben sie viele Jahrzehnte lang unangenehme Konkurrenten, die den eingebornen Arbeiter in seinen Lohnforderungen unterboten, sich selbst mit Hungerlöhnen begnügten und dadurch die wirtschaftliche Lage der Arbeiter in Amerika untergruben. Das ist in der letzten Zeit anders geworden. Die Mißachtung, die man früher gegen den dutchman hatte, ist der Erkenntnis gewichen, daß gerade die Deutschamerikaner berufen sind, die soziale Frage der Arbeiter in einer Weise zu lösen, die beide Teile, Arbeiter wie Arbeitgeber, befriedigen kann, und so an der Entwicklung des Landes segensreich mitzuarbeiten.

Von den Brettern, die die Welt bedeuten

Vom Rhein

Vor einiger Zeit „verlautete“ wieder einmal etwas von neuer Arbeit in der Gesetzesfabrik. Das heißt, es war eigentlich nichts neues: es hieß, es sollte endlich mit einem Theatergesetz Ernst gemacht werden. Das wird also wohl, nach frühern Erfahrungen zu schließen, noch gute Weile haben. Aber die Zustände der deutschen Bühne sind derart, daß es sich schon verlohnt, zu untersuchen, wo die faulen Stellen sind. Man gewinnt auf diese Weise zugleich ein Urteil darüber, was durch Gesetz gebessert werden kann, und was nicht.

Denn das Gesetz ist allem Anschein nach auf eigentümlichen Wegen. Der Bearbeiter muß ein naher Verwandter der so schön gedachten lex Heinze sein, wenn er nicht gar der Vater dieses Entwurfs selbst ist. Jedenfalls verdiente er, Vorstand einer neuen Abteilung für Tugend und Sittlichkeit im Kultusministerium zu werden. Man scheint wirklich mit dem neuen Gesetz vor allem die Absicht zu verfolgen, der Tugend der Bühnenkünstlerinnen auf die Strümpfe zu helfen. Es soll offenbar darauf zugeschnitten werden, alles zu beseitigen, was es Schauspielerinnen und Sängerinnen schwer macht, ihre Unschuld oder doch ihren guten Ruf zu bewahren. Das ist gewiß eine lobenswerte Absicht, aber ich weiß nicht: ich habe zu der polizeilich geschützten Tugend nur ein mäßiges Zutrauen. Ist denn auch die Tugend der Bühnenkünstlerinnen in größerer Gefahr, als die der Konfektionsdamen, Dienstboten und Fabrikmädchen? Wohl kaum. Wie unsre gesellschaftlichen Zustände geworden sind, ist jedes Mädchen, das den Schutz der Familie verlassen und sich auf eigne Füße stellen muß, sittlichen Gefahren ausgesetzt. Das ist bedauerlich, ob es dagegen aber einen wirksamern gesetzlichen Schutz giebt als das Strafgesetzbuch, darf man wohl bezweifeln. Kein Stand wird in der allgemeinen Achtung dadurch gehoben, daß man ihn unter Gesetze stellt, die offen oder versteckt Ausnahmen von der sonst üblichen Rechtsprechung machen. Und sind Ausnahmegesetze schon auf politischem Gebiete bedenklich, wie viel mehr auf sittlichem! So lange es noch Bühnenkünstlerinnen giebt, die sich nicht verkaufen, sondern ehrlich ihr Brot verdienen — und es giebt deren noch genug, trotz der eifrigen Be-

mühungen unsrer Lebemänner in Uniform und Zivil —, so lange sollte man sich über die sittliche Gefährdung der Damen vom Theater nicht mehr den Kopf zerbrechen als über den gesamten Sittenverfall unsrer Zeit. Aber unsre Gesetzgebung sieht nur das, worauf sie mit der Nase gestoßen wird. Daß Komödianten im allgemeinen keine Tugendbilder sind, das wissen unsre hohen und höchsten Staatsbeamten natürlich recht genau, wenigstens was den weiblichen Teil betrifft. Da ergeht eines Tages aus irgend welchem Wolkenkuckucksheim eine Anregung, diesem Übelstande abzuhelfen, und nun wird ein Ministerialassessor, der sich besonders viel da herumgetrieben hat, wo er nichts verloren hat, nämlich hinter den Kulissen, mit der Ausarbeitung eines „diesbezüglichen" Entwurfs betraut. Ich denke mir das wenigstens so.

Nun ist es wirklich keine Kunst, zu sehen, daß der Stand der Bühnenkünstler auf eine ziemlich tiefe Stufe gesunken ist. Aber wie sollten unsre Herren von der hohen Juristerei wohl zu der Einsicht gelangen, daß auch die gesamte deutsche Bühnenkunst auf den Hund gekommen ist, und daß sie, die Herrin, einer besondern Beachtung und sorgsamen Pflege doch wohl eher bedarf als ihre Diener, die ausübenden Künstler? „Seit man nicht mehr in die Kirche geht, geht man ins Theater," hat Franz Grillparzer gesagt. Das Theater ist heute eine Kulturmacht, fast so gewaltig, wie es im Mittelalter die Kirche war, nur übt sie ihre bildende Kraft leider nicht mehr im guten Sinne aus, aber sie übt sie in steigendem Maße. Sich selbst zu bilden, ist ja aus der Mode gekommen, und das große Publikum bildet — oder verbildet — seinen Geschmack an der Zeitung oder im Theater.

Das Hauptübel unsers Theaters ist ohne Zweifel das Agentenwesen. Es verdirbt die Künstler, verdirbt die Darstellung, verdirbt den Spielplan, verdirbt Dichter, Kritiker und Publikum. Die Zeiten sind vorbei, wo es hieß: „Nehmt die Wäsche weg, die Komödianten kommen," aber die Komödianten sind mit der Zeit nicht besser geworden. Und das hätten sie werden müssen. Die Komödianten zur Zeit Lessings und Goethes waren auch keine Mustergesellschaft, obgleich die Neuberin ohne Zweifel mehr echte Begeisterung für die Kunst hatte als Herr Pollini. Aber zur Zeit Lessings und Goethes hatte das Theater auch noch nicht die Bedeutung, die es heute hat. In dem Zeitraum von hundert Jahren hat das Theater an Einfluß auf die Bildung unsers Volks ganz ungeheuer gewonnen; der Stand der Bühnenkünstler aber hat sich dabei kaum gehoben, wenn er nicht an innerm Werte noch gesunken ist. Um für dies Mißverhältnis den richtigen Maßstab zu gewinnen, vergleiche man damit die Entwicklung der Schule. Auch die Schule ist in demselben Zeitraum zu einer Kulturmacht von höchster Bedeutung herangewachsen, aber der Stand der Lehrer ist nicht nur nicht zurückgeblieben, sondern er hat mit diesem Fortschritt gleichen oder doch annähernd gleichen Schritt gehalten. Sein Beruf ist für den Lehrer gewiß kein Hindernis mehr, das ihm den Zutritt zur guten

Gesellschaft erschwerte, wenn er sich nur sonst unter Menschen zu bewegen weiß; dagegen sah die gute Gesellschaft zur Zeit Friedrichs des Großen noch mit einer gewissen Nichtachtung auf den Schulmeister herab. Dieselbe Nichtachtung hat das Bürgertum noch heute gegenüber den Schauspielern. Man wende nicht ein, daß hohe und höchste Kreise der Gesellschaft einzelnen Bühnenkünstlern huldigend zu Füßen liegen. Die Spitzen der Gesellschaft, die sogenannten obern Zehntausend und ihre jeunesse dorée zähle ich nicht mehr zur guten Gesellschaft. Bildung und gute Sitten, die ehedem in den Häusern des Adels heimisch waren, müssen heute schon beim gesunden Bürgertum eine Pflegstätte suchen, wenn sie überhaupt eine finden wollen. Dann aber geht die Vergötterung einzelner Bühnenkünstler von den großen Städten, besonders von Berlin aus. Sich mit den jammervollen Theaterzuständen der Reichshauptstadt ernstlich einzulassen, halte ich aber nicht für der Mühe wert. Ich spreche hier nur von mittlern Provinzstädten und ihrem Theater. In diesen Städten giebt es wohl nicht einen Bürger, der nicht ein- oder ein paarmal im Jahre ins Theater ginge. Ebenso wenig aber giebt es einen Bürger, der einen Schauspieler oder eine Schauspielerin ohne weiteres in seine Familie einführen würde. Ist das nun ein gesunder Zustand, daß die gute bürgerliche Familie einem so zahlreichen Stande, wie es die Komödianten heute sind, fast gänzlich verschlossen bleibt? Wie soll sich ein Stand zu einer höhern Stufe geselliger Bildung emporarbeiten, wenn ihm die Quelle solcher Bildung, die gute bürgerliche Familie verschlossen ist? Eine andre Frage ist es nun freilich, ob man es einer bürgerlichen Familie verdenken kann, wenn sie vor dem Theatervölkchen die Thüre schließt. Wenn man jemand in einen Familienkreis aufnehmen soll, so muß man doch Aussicht haben, ihn und seine Verhältnisse mit der Zeit näher kennen zu lernen. Wie aber böte sich dazu Gelegenheit bei dem unsteten Leben, das unsre Bühnenkünstler führen? Wo ein Schauspieler längere Zeit in einer Stadt ansässig ist, da findet er auch guten bürgerlichen Verkehr, wenn er sonst ein gesitteter Mensch ist. Aber wie viele giebt es denn, die überhaupt in der glücklichen Lage sind, sich ansässig zu machen! Bei weitem die Mehrzahl hält sich in einer Stadt nicht länger als während der Dauer einer, höchstens zweier oder dreier Spielzeiten auf.

Das war etwas natürliches zu einer Zeit, wo man die stehenden Theater in Deutschland zählen konnte. Heute aber, wo es fast so viele Stadttheater als Städte giebt, ist es höchst unnatürlich, daß ein Schauspieler ohne außergewöhnlichen Ruf, der im Winter in Königsberg beschäftigt gewesen ist, für den folgenden Sommer etwa nach Metz verpflichtet wird. Solche Verschickungen von einem Ende des Reichs ans andre und oft noch darüber hinaus werden nur dadurch möglich, daß die Engagements von einer Zentralstelle, einem Vermittlungsbüreau aus besorgt werden. Für den Agenten ist diese Vermittlung ein einträgliches Geschäft, dem Schauspieler aber schmälern die weiten Reisen

seine ohnehin bescheidnen Einnahmen in ganz ungerechter Weise. Dieses Zigeunerleben hindert die Komödianten daran, bürgerlichen Umgang zu finden; die Entwicklung eines geordneten Familienlebens innerhalb der Schauspielerwelt selbst macht es fast unmöglich. Man muß sich wundern, unter dem Theatervölkchen immer noch so manche Frau zu finden, die das Haushalten auf ihre Art recht gut versteht. Doch haften allen mehr oder minder die Spuren des unsteten Umherwanderns an, das besonders bei den Unverheirateten einem lockern Lebenswandel Vorschub leistet. Man kann sich in einer mittelgroßen Stadt schon manches erlauben, wenn man weiß, daß man sie nach ein paar Monaten auf Nimmerwiedersehen verläßt.

Nun würde ich es für unbillig halten, wenn man die Komödianten in die engen Schranken einer hausbacknen Moral pressen wollte. Wenn man von einem jungen Weibe verlangt, sie solle eine Medea oder eine Carmen lebenswahr gestalten, so kann man nicht wohl den Anspruch an sie stellen, ihr Empfinden und ihre Wünsche nie über den eng umgrenzten Kreis hinausschweifen zu lassen, in dem sich das Gedankenleben eines Bürgermädchens bewegt, das aus der Obhut der Mutter in den Schutz eines angetrauten Mannes wandert. Die Höhe der Menschendarstellung erreicht niemand, der nicht selbst menschliches erlebt hat; darin wird man den Komödianten immer etwas nachsehen müssen, und der sittenstrengste Bürgersmann kann das auch ruhig thun, wenn er bedenkt, daß auf dem Wege zu den Höhen der Kunst viel, viel mehr Dornen wachsen, als er sich in seinem bürgerlichen Dasein träumen läßt. Aber es wäre doch sehr zu wünschen, daß die Komödianten mehr Gelegenheit hätten, die äußere Form ihres Lebens in der Zucht der bürgerlichen Gesellschaft zu bilden. Selbst Schauspieler, denen es um ihre Kunst heiliger Ernst ist — und das sollte doch die erste sittliche Anforderung sein, die man an einen Künstler stellt —, stoßen bürgerliche Kreise oft durch ihre seltsamen Umgangsformen ab. Und auch da hat das Agentenwesen wieder viel auf dem Gewissen. Der Schauspieler weiß, daß er nichts als eine Ware in der Hand des Agenten ist, und das macht ihn oft charakterlos. Was für ein beschämendes Gefühl muß auch gerade für einen tüchtigen und strebsamen Künstler in dem Bewußtsein liegen, von einem Menschen abhängig zu sein, der manchmal zu dumm ist, seinen Namen ordentlich zu schreiben! Unter den Schauspielern giebt es gewiß genug zweifelhafte Persönlichkeiten. Aber die Klasse von Menschen, aus der die Agenten hervorgehen, steht im Durchschnitt noch tief unter der schlechtesten Gattung des Bühnenproletariats. Daß der rücksichtslose Erwerbstrieb unsrer Zeit so weit geht, mit Menschen Handel zu treiben, ist nicht schön. Daß aber Juden — denn die Agenten sind fast ausnahmslos Juden — mit den Menschen Handel treiben, die die edelsten Werke deutscher Dichtkunst verkörpern sollen, ist eine Schmach unsrer Zeit. Und wozu mißbrauchen diese Biedermänner die Macht, die ihnen gegeben ist! Hier ein Stück aus einem Kulissengespräch.

Die Schauspieler unterhalten sich über einen Agenten, der angekommen ist, um sich das Personal anzusehen. Die dramatische Liebhaberin, die auch im Leben leicht dramatisch wurde, erzählt, sie habe eine Aufforderung erhalten, den Agenten in seinem Gasthofe zu besuchen. Darauf bemerkt ein Kollege von ihr: „Gehen Sie aber nicht allein hin, denn so wie ich ihr Temperament kenne, würden Sie alles verderben; Sie schlügen dem Kerl in der ersten Viertelstunde eins hinter die Ohren.“ Was nach der Meinung des Schauspielers der Ohrfeige vorhergegangen wäre, kann man sich ungefähr denken. Doch gegen unanständige Zumutungen kann sich ja schließlich jeder selbst wehren. Wehrlos aber — und das ist bei weitem das schlimmere Übel — ist der tüchtige Darsteller gegen die Begünstigung mittelmäßiger Talente durch solch einen modernen Sklavenhändler, der selbstverständlich die Engagements nach allem andern eher vermittelt, als nach der Begabung, um die er sich auch dann herzlich wenig kümmern würde, wenn er sie wirklich zu beurteilen imstande wäre. So bleibt auch dem Schauspieler, der etwas Charakter in seine Laufbahn mitgebracht hat, nichts andres übrig, als die allgemeine Kriecherei vor den Agenten mitzumachen und Lumpen zu schmeicheln, die er im Grunde seines Herzens verachtet. Und nicht bloß zu schmeicheln, sondern diesen Tagedieben auch noch sein sauer verdientes Geld in den Rachen zu werfen, in unsicherer Erwartung ihrer Dienste, und sich für geleistete Dienste unerhörte Prozente von der Gage abziehen zu lassen. Da geht denn das bischen Charakter schnell genug zum Teufel. Natürlich hält man sich für die Demütigungen dadurch schadlos, daß man insgeheim auf die Agenten schimpft, und dieses Verhältnis hat sich auf den allgemeinen Verkehr übertragen: der Schauspieler ist entweder übertrieben freundlich oder übertrieben grob. Die ruhige Mittelstraße landesüblicher Höflichkeit zu wandern, hat er verlernt. Durch seinen Beruf schon ein wenig zur Übertreibung, zur leichten Heuchelei neigend, kriecht er vor seinem Direktor, vor einflußreichen Theaterbesuchern und besonders vor den Kritikern. Aber wenn alle diese Leute mit ihm nicht ganz zufrieden sind, so erklärt er sie für ausgemachte Dummköpfe und sich selbst für das verkannte Genie. Natürlich behandelt die Gesellschaft ihrerseits die Bühnenkünstler entsprechend schlecht, was wieder am meisten dem weiblichen Teil gegenüber zu Tage tritt. Wird sich z. B. ein Leutnant erlauben, eine Dame der guten Gesellschaft an einem öffentlichen Orte anzusprechen, solange er ihr nicht vorgestellt ist oder ihrer Familie keinen Besuch gemacht hat? Gewiß nicht. Denn wenn es ihm auch sein Taktgefühl nicht verbieten sollte, so hat er doch eine öffentliche Abweisung zu fürchten. Wenn er aber erst einige Zeit über die Kadettenjahre hinaus ist, so hält er es einer Schauspielerin gegenüber nicht mehr für nötig, diese allergewöhnlichste gesellschaftliche Rücksicht zu beachten. Und mit Recht, denn eine Schauspielerin, auch wenn sie ein durchaus anständiges Mädchen ist, erhebt nicht den Anspruch, in Bezug auf äußere Umgangsformen gleichwertig mit

Bürgerfrauen behandelt zu werden. Es würde ihr nicht im Traum einfallen, sich dadurch beleidigt zu fühlen, daß ein Leutnant sie auf offner Straße ohne weiteres anredet. Diese Gleichgiltigkeit ist an sich nichts schlechtes, hat aber schlimme Folgen. Denn die äußern Umgangsformen sind eine, wenn auch nur äußerliche Schutzwehr der weiblichen Tugend, und eine Frau, die nie duldet, daß diese Formen ihr gegenüber verletzt werden, kann sicher sein, von Männern der guten Gesellschaft nicht durch Angriffe auf ihre Ehre belästigt zu werden. Die Schauspielerinnen aber haben diese zwar leichte, doch zuverlässige Schutzwehr verlassen oder doch nie für sich in Anspruch genommen. Und darnach hätten sie mit der Zeit streben müssen, denn nun ist es so weit gekommen, daß unsre Lebemänner in jeder Schauspielerin nur eine höhere Art von Dirne sehen, die für jedermann zu haben ist, der ihre Kostüme bezahlt und ihr Blumenkörbe und Austern mit Champagner zum besten giebt. Wer das Bühnenvolk näher kennt, weiß zwar, daß das keineswegs in solcher Allgemeinheit gilt. Aber auch der Bürgersmann ist so sehr geneigt, von jeder Schauspielerin anzunehmen, sie führe einen lockern Lebenswandel, daß man ihn von der bloßen Möglichkeit des Gegenteils nicht leicht überzeugen wird.

Das Zurückbleiben in ihrer Stellung zur Gesellschaft mußte natürlich auch auf die Art einwirken, wie die Schauspieler ihre Kunst ausüben. Den meisten wird sie in allerkürzester Zeit ein reines Geschäft, dem sie nicht einmal gern nachgehen. Über ihre eignen Rollen und die der Kollegen, die es in der Gunst von Direktor und Publikum am weitesten gebracht haben, reicht ihr Interesse an der Kunst selten hinaus, soweit diese Kunst eben nicht Geschäft ist. Ein Stück als Ganzes ist ihnen ziemlich gleichgiltig. Ich habe einmal eine sehr begabte Schauspielerin gefragt, ob sie wisse, was eine Leseprobe sei. Sie hatte keine Ahnung davon. Als ich ihr dann auseinandersetzte, ich würde es für sehr nützlich halten, wenn in einer solchen Leseprobe den Schauspielern vor jeder neuen Einstudirung klar gemacht würde, wie sie das ganze Stück sowohl, als auch die einzelnen Rollen aufzufassen hätten, erhielt ich die entrüstete Antwort: „Sollte mal jemand kommen und mir klar machen wollen, wie ich meine Rolle aufzufassen habe! Ich würfe ihm das Buch vor die Füße!“ Das war vielleicht nicht so böse gemeint, aber es ist bezeichnend für die Art, wie an unsern Provinzialbühnen neue Stücke einstudirt werden: die Rollen werden verteilt, jeder lernt die seine auf seine Weise — d. h. mancher lernt sie gar nicht, denn die meisten Schauspieler sind entsetzlich faul —, und auf ein paar Proben flickt der Regisseur die einzelnen Stücke notdürftig zu einem scheinbaren Ganzen zusammen. Dies fällt entweder durch — was bei Neuheiten die Regel ist —, oder es gefällt und wird dann in derselben Art so lange heruntergespielt, als sich Zuschauer in genügender Zahl einfinden. Das nennen die Schauspieler dann ein gutes Stück. Man kann ja sagen, das sei immer so gewesen. Aber das eben ist bedauerlich, daß es nicht anders geworden ist, daß tüchtige Bildung

und gesundes Verständnis nicht für das Handwerk und das Geschäft, sondern für die Kunst bei unsern Schauspielern immer mehr zurückgedrängt werden. Es giebt Ausnahmen, aber ich glaube, sie sind sehr dünn gesät.

„Aber wie soll man die Knechte loben, kommt doch das Ärgernis von oben!" Sind die Schauspieler durch das herrschende Unwesen schon arg verdorben: die Herren Direktoren sind es noch mehr. Die Agenten habens ihnen auch gar zu bequem gemacht. Früher mußte ein Direktor, der es zu etwas bringen wollte, nach Talenten auf die Suche gehen. Jetzt schickt ihm der Agent seine Musterkarte, und er wählt sich aus. Entscheidend ist für männliche Künstler in erster Linie der Umfang ihres Repertoires, für weibliche der Umfang von Brust und Hüften. Gar so genau kommts bei der Wahl nicht drauf an, denn paßt dem Herrn Direktor später ein Mitglied nicht, so hat er noch volle vier Wochen Zeit, ihm zu kündigen. Der Entlassene mag dann sehen, wo er sein Brot findet, den Herrn Direktor geht das nichts an, er muß schleunigst für Ersatz sorgen. Zu diesem Zwecke schreibt er wieder an den Agenten, der immer einiges Menschenfleisch auf Lager hat. Es gehört also nicht eben viel dazu, den Theaterdirektor zu spielen. Der Bildungsgrad mancher Leiter unsrer Provinzialbühnen ist denn auch nicht weit her. Die meisten entstammen dem Stande der Opernsänger, und für Opernsänger höchsten Ranges liegt die untere Grenze der Bildung bekanntlich in der Gegend des Droschkenkutschers. In seinem Theater regiert der Herr Direktor wie ein Pascha. Rollen werden nicht selten ganz nach Willkür verteilt, Günstlinge verhätschelt, mißliebige Mitglieder chikanirt und alle Kräfte bis aufs Blut ausgenutzt. Wo die Frau Direktorin selbst ausübende Künstlerin ist, da ist die Wirtschaft begreiflicherweise am schlimmsten. Es verdient sehr beachtet zu werden, daß wirklich bedeutende Bühnenleiter, die ihr Theater auch in strammer Zucht zu halten verstanden, wie Goethe, Immermann, Dingelstedt und Laube, nicht aus dem Berufe der Schauspieler hervorgegangen sind. Diesen kam es vor allem darauf an, sich einen tüchtigen Stamm leistungsfähiger Künstler heranzubilden, mit denen sie auch bei bescheidnen Mitteln achtungswerte Leistungen bieten konnten. Aber schon Dingelstedt hatte eine Vorliebe für blendende äußere Ausstattung, und die Theaterleiter von heute sehen die Schwierigkeit ihres Berufs ganz und gar nicht mehr in der Unmöglichkeit, die Darsteller für ihre Kunst zu erziehen; da sind sie mit den bestehenden Verhältnissen sehr zufrieden. Ihr Schmerz sind die großen Kosten, die sie für das Aufführungsrecht von Modewerken und Zugstücken zahlen müssen, die großen Summen, die die äußere Ausstattung der Oper verschlingt, und die fabelhaften Gagen, die die reisenden Berühmtheiten des Tages fordern.

Das ist auch ein wunder Punkt des modernen Theaters: das reisende Virtuosentum, das mit dem Agentenwesen groß geworden ist. Ist ein Bühnenkünstler erst mit einigem Erfolg in Berlin aufgetreten, so setzt sich bei ihm

unzerstörbar die Meinung fest, die Provinz verzehre sich in Sehnsucht, seine Stimme zu hören, sein Antlitz zu sehen. Diese Sehnsucht zu stillen, sucht er sich einen Agenten, wenn ihn der Agent nicht schon selber gesucht hat, und nun gehen die beiden mit ihrer Kunst hausiren, der eine mit der Kunst, eine neunundneunzigmal gespielte Rolle zum hundertstenmale auch noch ganz leidlich zu spielen, der andre mit der Kunst, die Leute durch die unverschämtesten Lügen über die Leistungen seines Klienten zum Zahlen willig zu machen. Bereitwillige Unterstützung finden beide an der Provinzialpresse, die ja in der jammervollsten Abhängigkeit von den Zeitungen der großen Städte lebt, und in den Buch- und Kunsthandlungen, die sich dazu hergeben, ihre Schaufenster bei hellem Sonnenschein mit den auf Lampenlicht berechneten Schauspielerphotographien auszustaffiren. Es ist kläglich, was solch ein reisender Virtuose für Unfug anrichtet. Die Stücke, in denen er auftritt, sind in den seltensten Fällen vorbereitet und müssen überhastet einstudirt werden. Die Schauspieler wissen, daß sie gegen die Routine des Gastes doch nicht aufkommen können, daß das Publikum doch nur ins Theater geht, um den Gast zu bewundern, und daß Gäste die liebenswürdige Angewohnheit haben, in letzter Stunde alles über den Haufen zu werfen, was auf den Proben mühsam einstudirt worden ist. Die Folge davon ist, daß sie nachlässiger spielen als gewöhnlich. Das Publikum aber berücksichtigt diese Umstände nicht, es sieht nur den Abstand zwischen den Leistungen der alten Darsteller und des Gastes. Dadurch wird es ungerecht gegen die alten Künstler. Es bekommt ein unharmonisches Gesamtbild zu sehen, aus dem eine einzelne Leistung unverhältnismäßig stark hervortritt. Dadurch kommt ihm der Blick für ein Stück als Ganzes abhanden, und die Aufmerksamkeit wird überhaupt von dem Gegenstande der Darstellung auf den Darsteller übertragen. Darin aber sind wir gerade weit genug gekommen; die Verhätschelung einzelner Künstler, die an die Stelle einer vernünftigen Kunstpflege getreten ist, ist nachgerade eine Krankheit der Zeit geworden. Worin in aller Welt ist es denn begründet, daß der Schauspieler für jede halbwegs brauchbare Leistung eine besondre Anerkennung verdient? Wenn ein Handwerker den ganzen Tag im Schweiße seines Angesichts gearbeitet hat, so findet man das selbstverständlich. Wenn sich ein Beamter, ein Lehrer von früh bis abends geplagt hat, so kräht kein Hahn darnach. Wenn aber die Primadonna abends so singt, wie sie rechtschaffnerweise singen muß — daß sie auch spiele, wird gar nicht verlangt —, so wird ein Lärm drum gemacht, als ob sie wunder was gethan hätte, und es fliegen Sträuße und Kränze in Menge auf die Bühne. Das ist sehr vom Übel, denn es hat unsern Bühnenkünstlern nach und nach das Gefühl für Pflichterfüllung untergraben. Sie schätzen den Wert ihrer Leistungen nicht nach dem innern Bewußtsein, ihr Bestes gethan zu haben, sondern nach dem sehr äußerlichen Kennzeichen, ob sie „Applaus“ bekommen haben. Wer aber weiß, wie ein Applaus zustande kommt,

der hat zu diesem Kennzeichen herzlich wenig Vertrauen. Die Schauspieler haben sich auch eine schöne Ausrede zurecht gemacht, sie behaupten, sie bedürften beständig der Aufmunterung, um in ihrer Kunst nicht zu erlahmen. Das ist die albernste Phrase, die Dummheit und Eigendünkel je in die Welt gesetzt haben. In der Blütezeit des „Deutschen Theaters" zu Berlin gehörte es dort nicht zum guten Ton, viel Lärm zu machen, weil kein Darsteller für den Beifall durch Verbeugung oder Erscheinen vor dem Vorhang danken durfte. Ich habe nicht bemerkt, daß die Leistungen darunter auch nur im geringsten gelitten hätten. Und ich bin überzeugt: wenn der Beifall überall mit mehr Maß gespendet würde, sodaß er nicht mehr die Regel, sondern die Ausnahme bildete, die Komödianten würden ihre Kunst bedeutend ernster und würdiger auffassen. Auch die Kritik in der Presse sollte sich die geschmacklose Lobhudelei von Einzelleistungen abgewöhnen. Tadel ist ein viel wirksamerer Sporn als Lob, und gerechter Tadel läßt den Künstler nimmer ermüden in der Selbsterziehung. Aber wenn eine Berühmtheit ältern oder neuern Datums in Sicht ist, da werden in der Presse die vollen Weihrauchfässer angezündet und mit einem Fanatismus geschwenkt, daß einem ehrlichen Manne schon vorher die Augen beißen. Ja, wenn die reisenden Virtuosen ihr großes „Können" noch in den Dienst einer großen Kunst stellten! Aber was sind das für Stücke, die sie um einzelner Rollen willen künstlich am Leben erhalten! Und wie viele Rollen sind es, mit denen z. B. Haase und Possart nun schon seit Jahrzehnten in Deutschland herumziehen!

(Der Schluß im nächsten Hefte)

Marie Neander

Novelle von Otto Verbeck

(Fortsetzung)

Jetzt komm erst mal her, Sophie, sagte der Doktor und zog die Alte an der Hand zu Marie. Sehen Sie, das ist unsre gute alte Hausunke, unsre „Altata," die haben wir damals aus Zürich mitgenommen, als ich mir meine Frau holte. Sie war dort schon im Hause gewesen, als Vreneli auf die Welt kam, und hat dann geheult wie ein Schloßhund, als es hieß: der „wüschte" Mann holt uns das Kind weg. Da haben wir ein Bündel aus ihr gemacht, haben sie ins Gepäcknetz gelegt und mit nach Berlin genommen. Und da war

sie zufrieden, gelt, Altata? „Altata“ nämlich hat sie meine Frau schon als kleines Kind genannt, obgleich sie damals noch gar nicht alt war. Aber das weiße Haar, daß sie schon mit dreißig Jahren infolge eines großen Schreckens bekam, das hat so imponirend gewirkt. Und nun geht sie nie wieder von uns fort, denn nun muß sie ja für dem Vreneli seine Kinder sorgen, gelt, Altata?

Jo, jo, sell isch wohr, antwortete das Frauchen und sah den Doktor freundlich an, wandte sich aber dann schnell wieder ab und fing an, Teller und Gläser auf dem Tisch zurechtzustellen. Josephe half eifrig, Vreneli blieb mit erhobnem Näschen vor der Schüssel mit Backwerk stehen, wie bezaubert. Dann sprang sie auf Sophie zu und umklammerte sie mit ihren beiden runden Ärmchen.

Altata! Altata! Küßli geben!

Jo jo, du Flattirbüseli du, dos chennt mer scho, brummelte die Alte, faßte aber doch das kleine Ding in den Arm und wiegte es eine Minute zärtlich hin und her.

Was für ein Ding wäre sie? fragte Marie, die lächelnd und entzückt dem Blondköpfchen nachsah.

O, ein Flattirbüseli, das kennen Sie freilich nicht, erklärte Weber vergnügt, das ist schweizerisch: Schmeichelkätzchen, Flattir-Büseli. Büsi heißt Katze, Büseli Kätzchen.

Reizend! sagte Marie, das merk ich mir.

Aber jetzt wollen wir mal sehen, was uns Altata gebracht hat. Kommen Sie, Fräulein Marie, wir setzen uns hier herum. Aha, Eierstängeli, das ist famos, und dadrunter?

Bäretätzli, erklärte Sophie beim Hinausgehen, schon den Thürgriff in der Hand. Mer hent nummen e chliefes Bitzli — und weg war sie.

Nur noch ein kleines Bischen, übersetzte der Doktor wieder lächelnd. Na, es wird wohl genug sein. Und da giebts Johannisbeerwein für die großen Leute und Johannisbeersaft für die kleinen. Alles Hausmacherware notabene. Prost, Fräulein Marie!

Die Kinder kamen auch wichtig mit ihren Gläschen und stießen an. Das Backwerk schmeckte prächtig. Es gab eine vergnügte kleine Schlemmerei, die Kinder strahlten. Vreneli vergaß ihre Schüchternheit, rutschte vom Stuhl und stellte sich, das Bäretätzli im Kinderpfötli, zwischen den Vater und die neue Tante, lehnte sich sogar zutraulich an ihr Knie. Marie strich ihr mit scheuer Zärtlichkeit übers Haar. Josephe guckte um den Papa herum mit ihren ernsthaften Augen zu ihr hin. Marie lächelte ihr zu, das Kind errötete und drückte das Gesicht an des Vaters Schulter. Er wandte sich ein wenig, nahm es in den Arm, sagte aber nichts. Er sah glücklich und zufrieden aus. Marie vermied es, seinen Augen zu begegnen. Sie neigte sich und plauderte leise mit der Kleinen. Er hörte lächelnd und aufmerksam zu.

Wollen wir nachher mal eine Brücke bauen, Vreneli? Eine riesig große, lange?

Die Kleine war wie elektrisirt. Hm! machte sie, stopfte eilfertig den Rest ihres Kuchens in den Mund und zog dann mit beiden Händen an Mariens Arm. Marie stand willig auf; am andern Ende des Tisches war der Bauplatz noch unberührt.

Wir wollen den Turm umwerfen, schlug Josephe vor, die sich gleich angeschlossen hatte.

Ach nein, sagte Marie, der ist so schön. Sieh mal, wir haben noch genug Steine, und gerade die langen sind noch übrig. Nun paßt mal auf!

Gleich waren sie mitten in der Arbeit. Josephe reichte zu, Vreneli hockte auf ihrem Kissenstuhl und verfolgte entzückt die Fortschritte des Werks. Der Doktor ging, die Hände auf dem Rücken, einigemal auf und ab, lehnte sich dann an den Spielschrank zwischen den Fenstern und sah zu.

Guck, sagte Marie, nun kannst du schon ein Streckchen mit der Hand drunterdurch krabbeln, Vreneli. Und da kommt der große Bär von der andern Seite: pumpel — pumpel — pack — da hat er das Pfötchen erwischt!

Die Kleine kreischte vor Entzücken. Josephe wollte „auch mal," und das Spiel wiederholte sich.

Jetzt blickte sie auf und zu ihm hinüber. Er stand und sah sie an. Ein Beben überlief sie. Du — sagte dieser Blick. Einmal, zweimal that ihr Herz einen schweren Schlag. So standen sie regungslos, Augen in Augen getaucht.

Da klopfte es an die Thür, und die Flamme erlosch. Tief aufatmend löste er sich von seinem Platze.

Herein!

Marie griff zitternd und unschlüssig zwischen den Bausteinen herum. Die Magd brachte eine Karte.

Hm, ja, sagte er, das kann ich schnell abmachen. Entschuldigen Sie mich für einige Minuten, ja? Ich komme bald zurück.

Sie nickte, und er ging eilig hinaus.

Nu weiter! baten die Kinder.

Marie stand, die Hände auf den Tisch gestützt, mit geschlossenen Augen, wie betäubt. Jetzt richtete sie sich auf. Wenn er wiederkam, dann war es zu spät. Also fort!

Ich muß gehen, mein Schatz, sagte sie zu Josephe, die ihr neue Bausteine zuschob.

Papali kommt ja gleich wieder, so lange mußt du warten, er hats gesagt.

Nein, Kind, es dauert mir zu lange, ich muß nach Hause.

Wenn Papali sagt, er kommt gleich, dann kommt er auch gleich, dann dauert es nicht zu lange, sagte Josephe eindringlich.

Vreneli steckte ihre Händchen unter die Brücke. Nochmal goßer Bär! rief sie.

Marie nahm das Kind in die Arme und drückte es fest ans Herz. Die Stirn an sein lockiges Haar geschmiegt, unterdrückte sie ein dumpfes Aufschluchzen. Die Kleine stemmte sich mit beiden Händen von ihr ab und blickte sie aus einiger Entfernung bedenklich an.

Nich Tante so fest halten! Nich Tante weinen!

Marie schüttelte den Kopf und erzwang ein Lächeln.

Hast du Wehweh? erkundigte sich Josephe. Dann wird dich Papali schon wieder heil machen.

Das Wehweh ist wieder ganz weg, versicherte Marie freundlich, es war auch gar nicht schlimm.

Sie setzte Breneli vom Schoß herunter. Ich muß fort, es hilft alles nichts. Grüßt Papa von mir.

Und schnell, ehe die Kinder noch einmel Einspruch erheben konnten, war sie zur Thür hinaus. Aber gerade, als sie leise und eilig durch das Speisezimmer ging, kam er ihr entgegen.

Nun? Doch nicht — er ergriff ihre Hand.

Ich muß nach Hause, sagte sie hastig, ohne anzuhalten. Entschuldigen Sie den Aufbruch hinter Ihrem Rücken. Es ist mir eingefallen — Papa erwartet mich — ich habe mich schon so lange —

Als sie bis zur äußersten Thür gekommen waren, nahm er seinen Hut vom Ständer.

Ich begleite Sie.

O nein, bitte.

Doch, sagte er sehr bestimmt. Es dunkelt schon. Und überhaupt — also gehen wir.

Es dunkelte zwar noch nicht, es dämmerte erst. Der erquickende Hauch des Frühlings duftete allenthalben, wo sich ein Garten oder Gärtchen aufthat. Weber strich fast zärtlich mit der Hand über einige Büsche.

Sehen Sie nur, wie sich da jedes Blättchen seines Lebens freut! Ob man wohl jemals die Wonne über den Frühling verlernen wird?

Marie antwortete nur durch ein unbestimmtes Kopfnicken, sie eilte vorwärts.

Aber Sie laufen ja entsetzlich, sagte er mit einem leichten Auflachen. Haben Sie doch nur Erbarmen, ich komme ja ganz außer Atem. Papa wird nicht in die Luft fliegen, wenns auch noch fünf Minuten länger dauert.

Sie schwieg, aber mäßigte doch etwas ihren Schritt.

Wie finden Sie meine Kinder? fragte er nach einer kurzen Pause.

Allerliebst. Ganz reizend.

Ich will sie einmal nachher fragen, wie ihnen die neue Tante gefällt. Eigentlich brauche ich nicht neugierig zu sein, ich weiß die Antwort schon; sie heißt: wann kommt sie wieder? Und leiser fügte er hinzu: Dann sag ich ihnen: bald; nicht wahr?

Sie schwieg und sah unbeweglich vor sich hin.

Da griff er sanft nach ihrer herabhängenden Hand. Marie, bat er, noch leiser und mit weicher Stimme, wie ists? Kommen Sie wieder? Bald?

Sie zitterte und schwieg. Und wollen Sie bei uns bleiben, bei uns dreien? Ganz und gar? Wollen Sie?

Sie blieb stehen und entzog ihm hastig ihre Hand. Verstört sah sie sich um. Sie waren gerade auf der Herkulesbrücke. Zwei Spaziergänger auf der andern Seite, in ihrer Nähe eine Blumenverkäuferin, sonst niemand.

Ich bitte Sie, ich bitte Sie — die Stimme wollte ihr versagen.

Liebe, liebe Marie! nicht so erschrocken aussehen! Er trat ihr besorgt näher. Wer thut Ihnen etwas? Wer ängstigt Sie? Ich habe Sie so —

Still! unterbrach sie ihn, fast heftig; und mit erstickter Stimme fuhr sie fort: Sie dürfen das zu mir nicht sagen.

Warum nicht? fragte er fassungslos.

Weil — sie stöhnte leise und biß die Zähne zusammen. Fragen Sie nicht mehr, flehte sie dann. Morgen — ich kann heute nicht —

Er sah sie bekümmert und ratlos an. Wie soll ich das verstehen? Was ist morgen anders?

Lassen Sie mich gehen, bat sie. Ich — ich — möchte nach Hause —

Noch einen Augenblick ruhte sein großer, durchdringender Blick fragend auf ihr. Ich will Sie nicht quälen, sagte er dann ruhig. Kommen Sie. Wir sind gleich an Ihrem Hause.

Die wenigen Minuten bis zu ihrer Thür sprach er kein Wort mehr. Zum Abschied nahm er mit beiden Händen ihre Hand. Gute Nacht. Also morgen, nicht wahr? Ich warte. Damit ging er.

Marie stieg langsam die Treppe hinauf. Die Füße waren ihr schwer. Einmal trat sie auf ihr Kleid, daß sie strauchelte. Da blieb sie stehen, die Hände auf dem Geländer, den Kopf gesenkt, als wenn sie grübelte. Anfangs dachte sie an nichts. Sie lauschte nur auf den Ton, der ihr im Ohre geblieben war. Morgen also, nicht wahr? Warum hatte sie nicht gleich ein Ende gemacht? Warum war sie so feig gewesen? Dann wäre es jetzt überstanden. Wie bekümmert und erschrocken er ausgesehen hatte! Sie atmete stöhnend tief auf.

Als oben eine Thür klappte, raffte sie sich zusammen und ging die letzten Stufen in gewohntem gleichmäßigem Schritt.

Ist der Herr Professor zu Hause? fragte sie das Mädchen.

Ja.

Als sie zu ihm hineintrat, richtete er sich von der Chaiselongue, auf der er rauchend gelegen hatte, schnell auf.

Was ist los? Wie siehst du aus?

Marie ging langsam bis an den Tisch in der Mitte des Zimmers. Auf den stützte sie sich. Die Kniee zitterten ihr, die Kehle war ihr ganz trocken.

Papa — du mußt morgen zu Doktor Weber gehen —

Wieso? Was fehlt dir denn, Mädel?

Er will mich heiraten.

Donnerwetter! Das ist ja famos! Er schlug sich aufs Bein, sprang auf und kam vergnügt auf sie zu. Und das erzählst du mir mit so einer Leichenbittermiene, statt kreuzfidel darüber zu sein? Dieser Prachtkerl! Hatte schon immer so meine Gedanken — na, was ist? — sie hatte hastig die Hand auf seinen Arm gelegt — Was machst du mir für ein verwaschnes Gesicht?

Papa — du kannst doch nicht daran denken, daß das möglich sei — du?

Er erschrak nun doch, als er ihr in die angstvollen Augen sah. Seine Mienen veränderten sich. Mit eingekniffnem Munde trat er von ihr zurück und ging eine Weile schweigend im Zimmer auf und ab. Von Zeit zu Zeit warf er einen spähenden Blick auf sie, wie sie da auf einem Stuhl zusammengesunken saß, die Arme auf den Tisch gestützt, die Hände an den Schläfen. Endlich trat er auf sie zu und strich ihr mit der Hand übers Gesicht.

Ich kann das nicht leiden, wenn du so unsinnig vor dich hinstehst. Sei mal jetzt mein vernünftiges Mädel und laß mit dir reden.

Er zog sich einen Stuhl neben sie.

Nun paß mal auf, begann er. Seit wann kennst du Weber? Seit einem Vierteljahr. Seit wann liebst du ihn? Nehmen wir an: ebenso lange. Seit wann liebt er dich? Nehmen wir an: auch seit einem Vierteljahr. Hättet ihr euch vor drei Jahren kennen gelernt, so würdet ihr euch vermutlich schon seit drei Jahren lieben. Seid ihr einander Rechenschaft schuldig über eure Gefühle vor Beginn eurer gegenseitigen Zuneigung? Er dir? Sicher nicht. Daß du nicht seine erste Liebe bist, unterliegt wohl keinem Zweifel. War seine erste Frau seine erste Liebe? Wenn sie die zweite, fünfte gewesen ist — er wirds ihr nicht verraten haben. Ebenso wenig bist nach meiner Ansicht du verpflichtet, ihm zu erzählen —

Laß das, Papa! Marie hatte sich erhoben, ihre Lippen zuckten. Wozu sagst du das alles? Du weißt doch selbst recht gut —

Nun, mein Gott, ja! rief er begütigend, als sie sich abwandte. Der Fall liegt ernster, das geb ich zu. Aber trotzdem, mein Kind, ist er doch seit etwa drei Jahren erledigt.

Erledigt? Weil die Spuren vertilgt sind, nicht wahr? Erledigt! Bin ich darum weniger — und er, meinst du, würde —

Was willst du also? fragte der Alte scharf, unfreundlich.

Daß du zu ihm gehst und ihm alles sagst, morgen.

Du bist verrückt!

Ich wollte, ich wärs!

Warum hast du denn nicht gleich selber die Sache geordnet, mein Fräulein?

Sie sah ihn an und schwieg. Er schlug die Augen nieder.

Ich hätte es vielleicht sollen, sagte sie dann traurig, aber ich — konnte nicht, ich fürchtete mich. Ich hätte ihn doch ansehen müssen. Auch meine ich, auf der Straße spricht man nicht von solchen Dingen. Ich hätte ihn mir ja zu morgen hierher bitten können. Aber schließlich — diesen letzten Liebesdienst kannst du mir doch wohl noch erweisen, denk ich —

Letzten Liebesdienst — wie das klingt! Dummes Mädel! Rede nicht so romanhaft. Komm — er nahm sie in den Arm und wiegte sie hin und her. Komm, sei gescheit.

Sie schwieg und rührte sich nicht, lehnte auch nicht den Kopf an seine Schulter.

Na, also, fuhr er fort, wir werden das machen, und die Geschichte wird sich zur Zufriedenheit — er liebt dich ja doch —

Sie preßte die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bennigsen. In den letzten Wochen hat Rudolf von Bennigsen seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert. Unter den Kundgebungen, die zum Feste einliefen, ist wohl die bedeutsamste die des frühern Reichskanzlers, des Mannes, der zur That gemacht hat, was Bennigsen in Wort und Schrift als Ideal erstrebte. Er hat in seinem Glückwunsch Bennigsen als Mitarbeiter in dem Streben nach dem gemeinsamen Ziel anerkannt. Und mit Recht. Bennigsen hat sich in unausgesetzter, redlicher Arbeit bemüht, den Boden für eine nationale Einigung, für Beseitigung eines unfruchtbaren Partikularismus, für Erstarkung des deutschen Nationalgefühls vorzubereiten. Seit den Tagen, wo er im hannöverschen Landtag von 1857 gegen die rückschrittliche, dem Ministerium dienende Mehrheit die frei und deutsch gesinnte Opposition führte, seit dem 19. Juli 1859, wo er mit hannöverschen und andern Männern die Versammlung abhielt, auf der „Preußens Initiative, diplomatische und militärische Führung und eine deutsche Zentralregierung unter Preußens Leitung" gefordert wurde, seit den Tagen des „deutschen Nationalvereins" bis zum 17. November 1866, wo sich in dem Kampf um das Indemnitätsgesetz die Geister schieden und die nationalliberale Partei, deren Anhänger die eben erst glänzend bewährte Politik des Grafen Bismarck zu unterstützen bereit waren, sich von der Fortschrittspartei abtrennte, und bis zu den Tagen, wo die neue Partei im konstituirenden Reichstag und bei der Grundlegung der Reichsverfassung, wie beim Ausbau des Bundes eine fruchtbare Thätigkeit entfaltete, hat sich Bennigsen als der redliche und unbestechliche Politiker gezeigt, der „in völliger Unabhängigkeit das Ganze stets über das Einzelne, das Heilsame und Erreichbare über die Parteiformel, die nationale Größe des Gesamtvaterlands über alles stellte." Wie bei der Einfügung

Hannovers in den preußischen Staat die neue Provinz eine bevorzugte Stellung in dem größern Ganzen einnahm und eine hervorragende Bedeutung auch für die Gestaltung preußischer Verhältnisse hatte — Graecia capta cepit victorem —, so war der hannöversche Staatsmann nach dem siebziger Kriege auch für den Ausbau der innern Verhältnisse des neuen deutschen Reichs auf den verschiedensten Gebieten von bestimmendem Einfluß. Und daß er trotz seines Alters noch heute auf der Höhe politischer Einsicht und Beredsamkeit steht, zeigten die von ihm bei der Geburtstagsfeier gehaltnen Reden mit ihren geschichtlichen Rückblicken, ihrer scharfen Zeichnung der Parteilage, ihrer richtigen Beleuchtung der politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustände und mit ihren Ausblicken auf die Zukunft. Daß Bennigsens maßvoll auf der Bahn des Fortschritts vorgehende Politik, die „die Durchführbarkeit ihrer Ideale an dem Ernst der Thatsachen maß," zugleich mit beigetragen hat zur Ausgleichung der Gegensätze zwischen Nord- und Süddeutschland, wurde von einem Festteilnehmer aus Schwaben mit Recht gerühmt.

Bei solchen Verdiensten erscheint es auffallend, daß in den Chorus radikaler (demokratischer und sozialdemokratischer) Zeitungen, die sich über den „toten Staatsmann" ereifern oder lustig machen, neuerdings auch die auf der äußersten Rechten stehenden Blätter, wie z. B. die Kreuzzeitung, lebhaft einstimmen. Der Grund davon liegt in Bennigsens Mittelstellung zwischen den extremen Parteien. Wer immer zwischen zwei feindlichen Brüdern vergleichen will, wird sich schließlich beide zu Feinden machen, und so geht es Bennigsen, wie es einst Cicero als Staatsmann ging, der sich am Ende seiner Laufbahn gleich sehr angefeindet sah von den Extremen, „zwischen denen hindurch er einen Weg gesucht hatte." Wer vor dem Adel als dem „Rückgrat der deutschen Armee und Deutschlands" eine Verbeugung macht und zu gleicher Zeit erklärt, daß die liberalen Ideen gegenwärtig im Staatsleben nicht die Bedeutung hätten, die ihnen zukomme, der muß sich gefallen lassen, daß die Rechte wie die Linke den Redner für sich in Anspruch nimmt und beide sich enttäuscht fühlen, wenn er seine Sonder- und Mittelstellung ängstlich beizubehalten sucht. Wenn aber die radikalen Zeitungen als einen Hauptmangel Bennigsens das herausfinden, daß er es nie zu einer „ausschlaggebenden Stellung," d. h. zu einem Ministerposten gebracht habe, so ist das eher ein Beweis für seine uneigennützige Politik und stellt ihn wieder auf die Stufe des liebenswürdigen und achtungswerten Staatsmannes Cicero, mit dem er auch die Feinfühligkeit, das Streben nach hohen Zielen und die schöne Rednergabe gemein hat.

Nochmals der dreijährige Durchschnitt. Der Aufsatz in Heft 28 über den dreijährigen Steuerdurchschnitt könnte leicht zu Mißverständnissen und Beunruhigungen Anlaß geben, zumal da er auf scheinbar unwiderleglichen Berechnungen fußt. Mancher könnte dabei den letzten Satz besonders ins Auge fassen und unwillig werden, wenn er vom Schicksal nicht begünstigt worden ist, und die letzten Jahresabschlüsse abwärts gegangen sind. Heißt es doch dort, und wird es durch Zahlen bewiesen, daß sich die Sache bei steigendem Einkommen umgekehrt verhalte, und gerade der Gedanke, daß der im Glück befindliche auch noch relativ weniger Steuern zu bezahlen habe, als der abwärts gleitende, ist besonders geeignet, Unzufriedenheit zu erwecken.

Glücklicherweise ist die Sache in der Wirklichkeit nicht so schlimm. Die Anklage gegen unsre Steuergesetzgebung läßt sich doch etwas entkräften, und zwar durch folgende Überlegung. Nähme das Einkommen irgend eines Geschäftsmannes von Jahr zu Jahr ab, so würde es im Laufe der Zeit natürlich auf Null kommen,

wie auch in der Berechnung thatsächlich angenommen wird. Nun könnte zwar noch der weitere (steuergesetzlich nicht in Betracht kommende) Fall eintreten, daß ein Minus, d. h. eine Vermögensverminderung einträte. Aber auch diese müßte über kurz oder lang zu Null führen. Der Betreffende würde dann ohne Vermögen und ohne Einkommen sein, also auch keine Steuern bezahlen, überhaupt dem Steuerfiskus gegenüber nicht mehr vorhanden sein. Die im Laufe der Jahre zuviel gezahlte Steuer würde ihn, wenn sie ihm nachträglich vergütet würde, wohl noch eine kurze Zeit erhalten können, aber ihn schließlich nicht vor dem Hungertode oder dem Armenhause schützen. Kurz, ein beständiges Fallen des Einkommens ist, abgesehen von verschwindenden Ausnahmen, unmöglich. Jedes Steigen des Einkommens aber hat, wie der Einsender des Artikels in Heft 28 richtig bemerkt, die umgekehrte Wirkung und gleicht dadurch die zuviel gezahlte Steuer mehr oder weniger wieder aus, je nachdem das Steigen größer oder geringer gewesen ist.

Nun ist im allgemeinen wohl außer Frage, daß sich das Einkommen der meisten Geschäftsinhaber im Laufe ihres Lebens hebt. Die wenigen Ausnahmen können doch einen im ganzen immer nur unwesentlichen Niedergang zeigen, es sei denn, daß jemand nach mehreren schlechten Geschäftsjahren stirbt, fallirt oder das Geschäft aufgiebt.

Um auch unsrerseits ein Zahlenbeispiel zu geben, nehmen wir an, daß sich das Einkommen des Betreffenden in umgekehrter Reihenfolge wiederhole. Dann ergiebt sich folgende Aufstellung:

Wirkliches Einkommen		Zu versteuerndes Einkommen								
1898/99	0 Mark	$2833\frac{1}{3}$ Mark,	$\frac{1}{3}$	von	4000	+	4500	+	0
1899/1900	4500 „	1500 „	$\frac{1}{3}$	„	4500	+	0	+	0
1900/01	4000 „	1500 „	$\frac{1}{3}$	„	0	+	0	+	4500
1901/02	3000 „	$2833\frac{1}{3}$ „	$\frac{1}{3}$	„	0	+	4500	+	4000
1902/03	500 „	$3833\frac{1}{3}$ „	$\frac{1}{3}$	„	4500	+	4000	+	3000
1903/04	3000 „	2500 „	$\frac{1}{3}$	„	4000	+	3000	+	500
1904/05	7000 „	$2166\frac{2}{3}$ „	$\frac{1}{3}$	„	3000	+	500	+	3000
1905/06	8000 „	3500 „	$\frac{1}{3}$	„	500	+	3000	+	7000
zusammen	30000 Mark	$20666\frac{2}{3}$ Mark							

d. h. in diesen acht Steuerjahren $9333\frac{1}{3}$ Mark weniger als das wirkliche Einkommen.

Daß dieser Betrag den frühern ungünstigen Betrag von 10500 Mark nicht völlig ausgleicht, ist dadurch zu erklären, daß sich das Fallen sofort nach den beiden Vorjahren zeigte. Wäre der Durchschnitt der ersten drei Jahre nach den Vorjahren gleich dem der Vorjahre selbst, so würde der Gewinn der zweiten Periode den Verlust der ersten ganz ausgeglichen haben. Wäre der erste Durchschnitt größer als der zweite, so würde sogar ein Gewinn zu verzeichnen sein.

Man sieht auch aus der Tabelle in Heft 28 sowie aus unsrer, daß gerade in den relativ günstigen Jahren noch die Steuerbegünstigung hinzukommt, woraus ein vorsichtiger Geschäftsmann den Schluß ziehen wird, daß er in günstigen Jahren für die Steuern etwa kommender ungünstiger Jahre etwas zurücklegen oder abschreiben muß.

Richtig ist also, 1. daß ein anhaltendes Fallen des Einkommens für den Steuerpflichtigen von Nachteil, ein Steigen von Vorteil ist; 2. daß nur der einmalige Vorteil oder Nachteil, der durch das Steigen oder Fallen des Einkommens sofort nach den beiden Vorjahren herbeigeführt wurde, an sich nicht ausgeglichen werden kann; 3. daß sich der Vorteil und der Nachteil im allgemeinen nicht nur aus-

gleichen, sondern daß der Vorteil meistens den Nachteil überwiegt, da das Einkommen der meisten Geschäftsleute steigt.

Die Kegelbrüder. Wie wenig unsre Tagespresse zum Teil ihre Aufgabe begreift, hat sich wieder recht deutlich einem Ereignis wie dem Dresdner Kegelbrüderkongreß gegenüber gezeigt. Eine gute Presse müßte das Volk zu sich emporheben, wie ein guter Lehrer den Schüler; unsre schlechte Presse aber steigt zu ihm herab und schmeichelt seinen niedrigen Neigungen und seinem schlechten Geschmack. Man läßt sich ja viel gefallen: man läßt sich die Schützenbrüderfeste gefallen und die Radfahrerkongresse; man läßt sich auch gefallen, daß Sieger in Radwettfahrten und Distanzläufen in den illustrirten Zeitungen abgebildet werden wie Männer, die sich wunder was für Verdienste um die Nation erworben haben. Aber daß Zeitungen, die für anständig gelten wollen, spaltenlange ernste, ja begeisterte Berichte bringen über einen deutschen Kegelbrüderkongreß, das lassen wir uns nicht mehr gefallen. Wir haben nicht das geringste gegen das Kegelspiel; es ist ein harmloses und gesundes Vergnügen. Es aber zum Gegenstand und Mittelpunkt eines nationalen Bundes mit alljährlichen Wanderversammlungen zu machen, das ist ein Zeichen von geistiger Verflachung und Versumpfung, die tief bedauerlich ist. Aus welchen Kreisen stammen denn die Herren? Man sehe sie sich nur an, wenn sie, kindisch aufgeputzt, ihre Droschkenumfahrten machen! Da habt ihr unsre Bourgeoisie! hörten wir einen vorübergehenden Arbeiter der gaffenden Menge zurufen. Begreift man denn gar nicht, daß solche Veranstaltungen nur Wasser auf die Mühle der Sozialdemokratie sind?

Litteratur

Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart. Von Dr. phil. Joseph Müller. München, Dr. H. Lüneburg, 1894

Als Knabe hat der Rezensent dieses Buches einen Mann gekannt, der Jean Paul für den größten deutschen Dichter erklärte und der festen Ansicht war, seine Werke würden die von Schiller und Goethe überleben. Dr. Müller geht bedeutend weiter. Er beginnt mit einer Betrachtung, gegen die vom Grenzbotenstandpunkte aus nichts einzuwenden ist. Persönlichkeit, das müsse die Losung der Zeit werden. „Die Persönlichkeit ists, die ein extremer Intellektualismus, wie ein flacher Naturalismus so lange mißachtet hat, weil sie sich nicht in Formeln und Begriffen ausdrücken läßt, weil ihre Werte sich nicht in Marktpreisen angeben lassen, weil hier das Geheimnis des Daseins am tiefsten sich offenbart. Ohne Persönlichkeit weder Kunst, noch Religion, noch echte eigentümliche Wissenschaft! Lernt wieder leben!“ Zur Ausgestaltung einer kraft- und lebensvollen Persönlichkeit seien Vorbilder nötig. Auch das lassen wir noch gelten. Dann aber heißt es weiter: „Wer ist nun der Held, an dem das deutsche Volk als ein andrer Antäus sich verjüngen könnte, der ihm zur Befreiung aus einem schattenhaften, ideenlosen Dasein hilfreich die Hand böte? Jean Paul ist der Mann.“

Berichten wir, ehe wir diese Ansicht prüfen, vorher, wie der Verfasser die Aufgabe löst, seinen Helden den Lesern näher zu bringen. Nicht biographischen Kleinkram will er bieten, noch eine sogenannte Blütenlese, sondern „eine Charakteranalyse in systematischer Ordnung." Nach einer kurzen biographischen Skizze folgen neun Hauptabschnitte: Jean Paul als Mensch, als Philosoph, als Moralphilosoph, die Religion Jean Pauls, Jean Paul als Pädagog, als Kunstphilosoph, als Dichter, als Sprachschöpfer und Grammatiker, als Politiker; eine Schlußbetrachtung faßt die Ergebnisse zusammen. Von Blütenlesen spricht der Verfasser sehr geringschätzig, sein Buch ist aber doch eine geworden, da wir hier die schönsten und gehaltvollsten Aussprüche Jean Pauls, die für alle Zeiten Wert haben, beisammen finden. Nur ist das Buch freilich keine geistlose Zusammenstellung, sondern der Verfasser verwebt die Perlen der Jean Paulschen Muse mit seinen eignen selbständigen Betrachtungen und Erörterungen, die allerdings die eines treuen Jüngers des großen Humoristen sind, wenn sie sich auch mitunter kritisch gegen den Meister wenden. Sehr gut ist die zwar vom Geiste Jean Pauls beseelte, aber doch durchaus selbständige Kritik der von Kant ausgehenden idealistischen Philosophie ausgefallen. Jean Paul und Müller haben Recht: ist die Menschenseele keine unsterbliche Monas, dann macht es keinen Unterschied, ob wir den Menschen für ein elektrisches Kotklümpchen oder für einen elektrischen Funken ohne materiellen Träger halten. Die meisten der Ansichten Jean Pauls über Religion und Moral sind auch die unsrigen. Wie er, halten wir es für undenkbar, daß ein Unbewußtes bewußte Geister zeugen könne, und glauben daher an einen persönlichen Gott. Wie er, finden wir, daß schon Paulus die Lehre Jesu getrübt hat. Wie er, glauben wir weder an die Erbsünde noch an die Hölle und halten die Menschennatur für gut. Wie er, sehen wir das Wesen der Gesundheit nicht in der Bekämpfung der Krankheit und das der moralischen Güte nicht in der Überwindung des Bösen, halten deshalb auch die angeborne Güte nicht für etwas geringeres als die durch Selbstüberwindung erkämpfte, nach dem Kantischen Moralbegriff wäre Gott, der von Ewigkeit ohne Selbstüberwindung gut und in seiner Güte selig ist, eigentlich nicht gut. Großen Nachdruck legt der Verfasser auf die beispiellose Keuschheit Jean Pauls und auf dessen Auffassung dieser Tugend, sowie der Liebe und Ehe. Gerade dieser Punkt aber scheint uns bedenklich zu sein. Wenn die echte Liebe beim ersten Kuß aufhörte, wenn sie ganz allein dem Geiste und gar nicht dem Leibe gelten soll, wenn die Jungfräulichkeit höher steht als die Ehe, so sehen wir nicht ein, wie Jean Paul die Möncherei ablehnen konnte, die er — doch wohl nur gewisser Äußerlichkeiten wegen — widerwärtig fand.

Wie steht es nun aber um das, was für Müller die Hauptsache ist? Wir kennen Jean Paul nicht genau genug, um zwischen seinem jüngsten Biographen, Nerrlich, und Müller schlichten zu können. Nerrlich scheint in der That seinen Helden etwas verleumdet zu haben. Doch ist das auch für die Entscheidung der Frage, ob Jean Paul der Mann sei, an dem sich das deutsche Volk verjüngen könne, nicht nötig. Erstens verjüngt sich ein Volk, wenn es der Verjüngung bedarf, nicht an einem einzelnen Manne, sondern an großen Unternehmungen, und zweitens ist auch Jean Paul nicht der Mann, der mächtig auf das deutsche Volk einwirken könnte, ohne es gerade zu verjüngen.

Ein großer Mann kann in dreierlei Weise auf sein Volk oder auf die ganze Menschheit einwirken. Erstens dadurch, daß er in ihre Geschicke eingreift, wie die großen Monarchen, Feldherren und Revolutionäre, die Religionsstifter und Reformatoren, die Erfinder und Entdecker, die Stifter und Leiter gemeinnütziger und

wohlthätiger Unternehmungen, ein Vincenz von Paul, ein August Hermann Francke. Ein solcher Mann ist Jean Paul bei Lebzeiten nicht geworden, und hundert Jahre nach seinem Tode wird er es nicht erst werden. Müller bedauert es ausdrücklich, daß sein Held seine großen Gaben und seine tiefe Lebensweisheit nicht in einer amtlichen Stellung, z. B. als Erzieher, habe wirksam machen können. Am nächsten liegt es, an die zweite Wirkungsweise zu denken, die durch nachgelassene Werke. Davon kann nun leider bei Jean Paul trotz des tiefen und reichen Gedankengehalts seiner Schriften keine Rede sein, weil sie — ungenießbar sind. Zum Teil ungenießbar, das gesteht Müller selbst zu; aber für gewöhnliche Leser, und aus solchen besteht doch das Volk, sind sie es ganz. Bleiben doch selbst dem wissenschaftlich gebildeten manche der hineingepackten gelehrten Brocken und der Anspielungen auf Personen und Verhältnisse jener Zeit unverständlich. Darum hilft es ihm auch nichts, daß er in einem gewissen Sinne moderner ist als Schiller und Goethe, indem er nämlich mehr als diese das kleinbürgerliche Leben realistisch schildert; des unverständlichen Teiles wegen bleibt auch der verständliche ungenossen; mit den realistischen Stellen wechseln andre ab, wo die Personen reden und handeln, wie in der wirklichen Welt niemand redet und handelt. Dazu kommt noch, daß manche von seinen Sachen nicht einmal moralisch unbedenklich sind. Was hilft es den Lesern, daß Jean Paul der keuscheste und reinste Mann seines Jahrhunderts gewesen ist, wenn seinen Tugendhelden der sittliche Takt fehlt? Soll etwa Albano (im Titan), dieser Inbegriff aller Vollkommenheiten, ein Vorbild für Bräutigame sein, dieser Albano, der, als seine zweite Braut vom Heiraten redet, wie verrückt davonläuft und das Mädchen in die Schlingen eines Wüstlings fallen läßt? Oder Siebenkäs für Ehemänner? Ein Sonderling, der sich durch wirtschaftlichen Leichtsinn und Sonderlingslaunen sein gutgeartetes junges Weib entfremdet, dann, nachdem er sich auf der Reise in ein Mädchen verliebt hat, seiner Frau — und sich zur Freiheit verhilft durch einen Betrug, der nicht bloß juristisch strafbar, sondern auch moralisch verwerflich ist (er wird zum Schein krank, stirbt zum Schein, läßt ein Scheinbegräbnis veranstalten und tritt unter dem Namen seines Busenfreundes ein Amt an, das dieser ihm nebst Namen abgetreten hat), und für alles das durch die Hand seiner Geliebten belohnt wird? Wie durch und durch sittlich sind demgegenüber die Wahlverwandtschaften des „liederlichen" Goethe! Und mag Jean Paul immerhin der wahrhaftigste aller Menschen gewesen sein — seine unverständliche, verzwickte Schreibweise ist nicht geeignet, das Wahrheitsgefühl zu stärken; der Leser glaubt an die Wahrhaftigkeit seines Autors nur dann, wenn dieser klar schreibt, sodaß man bei jedem Satze genau weiß, was der Mann will, und keine Falten übrig bleiben, in denen sich Hintergedanken verbergen können; und nur eine solche Schreibweise erzieht die Leser, erzieht namentlich die Jugend zur Wahrhaftigkeit. Es ist das einer der Vorzüge, die die lateinischen und griechischen Klassiker zu so wertvollen Bildungsmitteln machen, und auch die französischen — vor Viktor Hugo.

Noch eine dritte Art mächtiger Einwirkung giebt es: die durch die bloße Persönlichkeit. Und diese könnte Jean Paul, dem Müller mit den Worten einer Verehrerin „vollendete Schönheit des innern Menschen" nachrühmt, wohl ausüben, wenn er seinen Homer oder Schiller gefunden hätte. Große oder schöne Charaktere können nämlich nur dann auf die Nachwelt wirken, wenn sie durch einen Dichter einer Gestalt teilhaftig geworden sind, in der sie fortleben; ja in diesem Falle brauchen sie gar nicht einmal in Wirklichkeit gelebt zu haben, wie Achilleus und Wilhelm Tell beweisen, von denen es ungewiß ist, ob sie Kinder der Sage oder geschichtliche Personen sind.

Der Verfasser ist einer Versuchung unterlegen, die wohl jedem Forscher naht, der sich jahrelang mit einer bedeutenden Persönlichkeit eingehend beschäftigt: seinen Helden für den Helden zu halten. Viele werden ihn darum verspotten. Wir möchten unsre Hochachtung vor seinem ernsthaften Streben durch ernsthafte Würdigung seines Buches beweisen, dem wir ein doppeltes Verdienst zusprechen. Es tritt mit inniger Wärme und edler Begeisterung für Ideale ein, die nahezu die unsrigen sind, und es erinnert die Lesewelt an einen Schriftsteller, der in der That nicht vergessen zu werden verdient. Gerade in einem Falle, wie dem Jean Pauls, wo große Geistesschätze in einer ungenießbaren und für den gewöhnlichen Leser undurchdringlichen Hülle stecken, sind Blütenlesen gar nicht zu verachten. Neue Ausgaben der gesamten Werke werden bei einem so bedeutenden Geiste durch das litteraturgeschichtliche Interesse von Zeit zu Zeit immer wieder nötig; aber allgemeine Verbreitung und einen großen Leserkreis könnten sich nur einzelne Bücher Jean Pauls möglicherweise erringen, von denen also Sonderausgaben zu veranstalten wären; das wichtigste davon dürfte Levana, seine Erziehungslehre sein.

Schwarzes Bret

Herr Professor Ludwig Pastor in Innsbruck, der Biograph Janssens und Fortsetzer von Janssens berüchtigter ultramontaner Geschichte des deutschen Volks, versendet an die deutschen Bibliotheken ein gedrucktes Verzeichnis der Schriften des Johannes Cochläus, eines der heftigsten Gegner Luthers, das nicht weniger als 150 Nummern umfaßt, und bittet, ihm die in den Bibliotheken vorhandnen „zu markiren, ev. solche, die das Verzeichnis nicht enthält, gütigst hinzuzufügen“ und ihm dann das Verzeichnis zurückzusenden.

Wieviel Bibliotheken in protestantischen Landen werden wohl die wissenschaftliche Unparteilichkeit so weit treiben, dem Herrn Professor diesen Wunsch zu erfüllen?

In den Leipziger Neuesten Nachrichten vom 21. Juli berichtet Herr Dr. Paul Simon über das erste Konzert eines neugegründeten Gesangvereins „Musaget.“ Gleich zu Anfange heißt es: „Mendelssohns Ouverture »Fingalshöhle,« für Pianoforte (vierhändig), das Eröffnungsstück des Abends, wurde von den Herren Emil Wagner und Hermann Durra in sehr sauberer, glatter Weise vorgetragen. Doch wäre wohl die berühmte Hebriden-Ouverture, weil in ihr die gestaltende Kraft musikalisch-reizvoller Naturschilderung mehr hervortritt, vorzuziehen gewesen. Auch Richard Wagner sogar, welcher Mendelssohns Kompositionen wechselnden Farben- und Formenreiz des Kaleidoskops und feinsinnige Ausführung episch-landschaftlicher Bilder zugestand, hielt diese Ouverture für eines der schönsten Musikstücke.“

Dieser Leipziger „Doktor“ und Musikkritiker hält also Mendelssohns Ouverture zu Fingals Höhle oder zu den Hebriden für zwei verschiedne Werke! Und dazu diese Logik in dem Relativsatze!

Weiter heißt es dann: Das „edelschöne“ Terzett aus dem „Elias,“ „über dem der Geist Händels schwebt, fand eine musikalisch-sichere, anerkennenswerte Wiedergabe.“ Weiter: „Mendelssohns vorherrschend lyrisch angelegte Natur wurzelte im Boden phantastischer Romantik, deren Meister Karl Maria von Weber und deren mondbeglänzte, sinnberückende Zaubermacht auch ihm es angethan hatte.“ Weiter: „Fräulein Böttcher hatte sich den tief-seelischen Gehalt der Konzertarie in B-dur völlig zu eigen gemacht und verhalf demselben mit ihrem sehr sympathischen, wohllautenden Organ zu beifallswürdigster Geltung.“ Weiter: „Der Chor des »Musaget,« numerisch zwar klein, doch über ein ganz acceptables Stimmmaterial verfügend,

sang sehr hübsch mit schlackenloser Intonation »Entflieh mit mir,« »Es fiel ein Reif,« »Auf ihrem Grab.« Energie, Fleiß, Begeisterung des Dirigenten und seiner Sänger hatten hier seit der kurzen Zeit des Bestehens des Vereins reife, fertige Leistungen geschaffen." (Herr Dr. Simon scheint eine merkwürdige Abneigung gegen das Wörtchen und zu haben.) Weiter: „Überaus anheimelnd und anmutig sang Fräulein Böttcher das »schwäbische Frühlingslied.« Hier feierte ihre Stimmbegabung und ihr Vortrag einen vollverdienten Triumph, daß sie dem Beifallsjubel eine Zugabe gewähren mußte." Und zum Schluß: „Der zahlreiche Hörerkreis bewies, wie sehr eine edle Geschmacksrichtung noch immer geschätzt wird, u. a. bemerkten wir auch Herrn Kommerzienrat Blüthner, dessen Konzertflügel, ein wertvoller Gehilfe des Erfolgs, wie stets, auch hier, in hellster Tonpracht strahlte."

Ohne die Reklame für die Blüthnersche Pianofortefabrik geht es nie ab, sie gehört zum eisernen Bestande aller Konzertberichte Leipzigs. Könnte sich Herr Blüthner diese Geschmacklosigkeit der Leipziger Tagespresse nicht einmal ernstlich verbitten?

Herr Dr. Paul Simon ist übrigens gegenwärtig der Redakteur der Neuen Zeitschrift für Musik, die Robert Schumann gegründet und jahrelang herausgegeben hat!

Hierauf hielt Herr Dr. Witkowski den Festvortrag über Lessing, Aristoteles und Shakespeare. Der Redner zeigte an der Hand der drei großen Dichter und ihrer hervorragendsten Werke, daß die neuere deutsche Litteraturgeschichte auf die Beihilfe ihrer Schwesterwissenschaften, der neuern und [der] klassischen Philologie, angewiesen ist.

Leipziger Tageblatt, 24. Juli.

Die Personen, die, ohne eine Staatsprüfung abgelegt zu haben, sich damit beschäftigen, Zähne zu „ziehen," Zähne zu plombiren und künstliche Gebisse anzufertigen, haben keinen Titel — das ist doch recht traurig! „Zahnarzt" darf sich nur der nennen, der — wie es im preußischen Ministerialdeutsch heißt — die „zahnärztliche Staatsprüfung" abgelegt hat, den Doktortitel, namentlich den Dr. phil. (Philadelphia), streicht die Polizei erbarmungslos vom Firmenschilde. So bleibt nur der armselige „Dentist" übrig, der sich zuweilen dort in „Zahndentist" verwandelt, wo die Vermutung gegen jede Fremdwörterkenntnis im Publikum spricht. Aber die Polizei und das Gericht in Oppeln haben auch diesen Titel angefochten, haben seine Entfernung von Firmenschildern befohlen und reden die Stiefkinder des Galen in den amtlichen Schriftstücken als „Zahngebißarbeiter" an. Die Armen!

Das Buchhändlerbörsenblatt vom 19. Juli enthält folgendes Gesuch:

Achtung. Ich suche Klischees, darstellend Begebenheiten aus der deutschen Geschichte, besonders zur Römerzeit (Armin, Teutoburger Wald, Germanen, Karl d. Gr., dreißigjähriger Krieg u. s. w.). Angebote mit Abzügen und Preis erbitte baldigst. J. L. B. Laverrenz, Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei in Berlin W, Steinmetzstraße 44.

Herr Laverrenz dehnt die „Römerzeit" etwas weit aus.

Der Vorstand des badischen Architektenvereins versendet an die „Hochwürdigen Pfarrämter" des Landes folgendes Schreiben: „Indem wir uns beehren, Euer Hochwürden anbei ein gedrucktes Rundschreiben vom 4. d. M. zu übersenden, läßt die kulturgeschichtliche und allgemein-menschliche, wie die deutsch-nationale und badisch-heimatliche Bedeutung, welche der vorwürfige Gegenstand für sich zu beanspruchen hat, in uns die Hoffnung aufkommen, daß Sie im Bereich Ihres Wirkens und Ihrer Wahrnehmung ein kräftiger Förderer unsers gemeinnützigen Unternehmens sein können und sein werden. Dürfte ja doch Ihrer geläuterten Lebensanschauung und tiefwurzelnden Liebe zu allem Tüchtigen und wahrhaft volkstümlichen und zu dessen Erhaltung die der Sache innewohnende hohe Wichtigkeit nicht entgehen!"

Das Schreiben ist sehr schön abgefaßt. Gewöhnlich kommt die Hoffnung nicht auf; hier

kommt sie doch einmal auf. Aber auch der „vorwürfige Gegenstand“ hat uns sehr gefallen. Gegenstand = objet; Vorwurf = objet; also: l'objet de l'objet.

Mit einem reizenden Amtsstil vergnügt man sich in Breslau und in Frankfurt am Main. Das Kuratorium der höhern Schulen (!) in Frankfurt giebt folgende Zahlungsanweisung: „Die Stadthauptkasse wird hiermit angewiesen, vorstehende Mark ... auszuzahlen und unter Abt. M. Kap. .... Tit. .... Pos. .... pro (!) 189/9 ausgablich zu verrechnen (!).“ Auch die Zahlungsanweisung der Baudeputation ist hübsch. Da heißt es: „Die Baudeputation geliebe, für nachbenannte ... die Bezahlung anzuweisen.“ Am linken Rande ist „Datum, bezüglich (!) Positions-No.“ einzutragen. Und in Breslau teilt die „Einkommensteuerveranlagungskommission“ mit: „Die Ausschlußfrist von 4 Wochen verlängert sich für die in(!) außereuropäischen Ländern und Gewässern abwesenden (!) Steuerpflichtigen auf 6 Monate, für andre außerhalb (!) des deutschen Reiches Abwesende (!) auf 6 Wochen.

Der Vorwärts bringt folgende Anzeige:

Achtung!

In meinem Lokal in Schöneberg wird nur Bier der Rathenower Brauerei ausgeschenkt! Gleichzeitig (!) fordere ich hierdurch alle Genossen, die vergessen haben, ihre Zeche zu bezahlen, auf, dies noch im Laufe dieser Woche nachzuholen, da ich sonst die Namen derselben veröffentlichen müßte. Hochachtungsvoll (!) P. Krüger.

Das läßt tief blicken.

Folgende Depesche aus Österreich hat unverändert ihren Weg durch die deutsche Presse gemacht: „Bei H. ereignete sich ein schwerer Eisenbahnunfall, indem der Orientexpreßzug einen zweipferdigen(!) Wagen überfuhr.“

Man sollte meinen, auch bei der größten Schnelligkeit der Herstellung müßte ein Zeitungsredakteur das österreichische „zweipferdig“ in das deutsche „zweispännig“ übersetzen können.

Der „Kampf ums Recht,“ den Hermann Türck gegen Kuno Fischer führt, und dessen Streitobjekt der Türcksche Hamlet ist, hat eine schöne Stilblüte zur Entfaltung gebracht. Das merkwürdige bei der Sache ist, daß sie nicht Hermann Türck, dem Kuno Fischer die entsetzlichsten Verstöße vorwirft, hat erblühen lassen, sondern Excellenz v. Fischer höchst eigenhändig. Er schreibt nämlich:

„Im [in dem!] Augenblick, wo dieser Idealist handeln soll, wird derselbe(!) von einer innern Krisis betroffen, die ihn hemmt und lähmt, die er aber im Laufe der Zeit überwinden und zum praktischen Manne heranreifen wird.“

Wer — fragen wir — wird wen zum praktischen Manne „heranreifen“?

Martin Bürgel. Handels-Auskunftei. Berlin SW, Lindenstraße 23.

Auskunftei ist eine sehr gute Wortbildung. Vgl. Abschriftei, Anfahrtei, auch Hundezuchtei u. ähnl.

Wie die Frankfurter Nachrichten mitteilen, hat das Reichsgericht ein Urteil des Landgerichts in Wiesbaden vom 16. März an das Landgericht zurückgewiesen, „weil das Urteil, das nur aus einem langen Satz bestehe, schwer verständlich und undeutlich sei.“

Wenn diese Nachricht wirklich wahr ist, dann sei dem Reichsgericht alles verziehen, was je von ihm an unserm schwarzen Brete gestanden hat!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Der Achtstundentag in der Wirklichkeit

Die große Maſchinenfabrik von Mather und Platt (Salford Iron Works) in Mancheſter hat unlängſt, zunächſt verſuchsweiſe auf ein Jahr und ſeitdem dauernd, die ſogenannte Achtundvierzigſtundenwoche eingeführt. Das Verdienſt, dieſen Verſuch unternommen und durchgeführt zu haben, gebührt dem Teilhaber der Firma, dem auch ſonſt als namhaften Sozialpolitiker bekannten liberalen Parlamentsmitglied William Mather in Mancheſter. Sein kürzlich veröffentlichter Bericht über das Verſuchsjahr wird auch in Deutſchland Intereſſe erregen.

Mather ſchickt voraus, daß die Salforder Eiſenwerke bei einer regelmäßigen Arbeiterzahl von 1200 Mann in allen Zweigen der Maſchinenfabrikation beſchäftigt ſind und ſchon aus dieſem Grunde nicht darauf Anſpruch machen können, ein beſonders ausgewähltes Arbeitermaterial zu haben. Sie ſind auch ſonſt durch keinerlei beſondre Umſtände vor andern Unternehmungen gleicher Art begünſtigt, ſondern überall, auf dem inländiſchen wie dem ausländiſchen Markte, dem ſchärfſten Wettbewerb ausgeſetzt. Das Verſuchsjahr iſt in die Zeit eines ſtarken gewerblichen Niedergangs und beſonders gedrückter Verkaufspreiſe gefallen. Trotzdem iſt es gelungen, Aufträge in demſelben Fakturenwert wie im Durchſchnitt der vergangnen ſechs Jahre auszuführen und ſomit den Umſatz auf der alten Höhe zu erhalten. Die Arbeiter ſind auch während des Verſuchsjahres etwa zu einem Drittel auf Stücklohn, die andern zwei Drittel auf feſten Wochenlohn beſchäftigt worden. Außer für die notwendigen Reparaturen am Maſchinenmaterial ſind keinerlei Überſtunden gearbeitet, dagegen ſind in Zeiten beſonders ſtarker Nachfrage Doppelſchichten, aber nur von beſonders dazu angenommnen Arbeitern, in der Zeit nach $5^1/_4$ Uhr abends eingelegt worden. Die Fabrikleitung hat während des Verſuchsjahres beſonders darauf geachtet, daß die Vorarbeiter durch Bereitſtellung der Materialien und andre kleine Er-

leichterungen den Arbeitern zur Hand gegangen sind, um jeden unnützen Aufenthalt beim Übergang von einem Arbeitsprozeß zum andern zu vermeiden. Sonst hat man sich auf peinlich genaue statistische Überwachung der Betriebsergebnisse beschränkt.

William Mather leitete den Versuch damit ein, daß er seiner gesamten, in einer der Maschinenhallen versammelten Arbeiterschaft seine und der Firma Bereitwilligkeit darlegte, eine Verkürzung der bis dahin 53stündigen Arbeitszeit eintreten zu lassen. Er habe es dabei auf Beseitigung der ersten Morgenstunden abgesehen. Aus mancherlei Gründen sei es für den Arbeiter heute nicht mehr so leicht, um neun oder zehn Uhr zu Bett zu gehen, wie noch vor zwanzig oder dreißig Jahren, da die späten Abendstunden immer mehr für Abendschulen, Lektüre und Erholungen in Anspruch genommen würden. Er lege besonders Gewicht darauf, daß der Arbeiter, bevor er zur Arbeit gehe, noch gemeinsam mit seiner Familie ein kräftiges Frühstück einnehmen könne, das ihn in den Stand setze, die Arbeitszeit selbst nur ein einzigesmal, durch eine einstündige Mittagspause zu unterbrechen. Er sei bei seinem Vorschlag durchaus nicht bloß von Rücksichten der Menschenfreundlichkeit geleitet, wolle aber auf keinen Fall die Verkürzung der Arbeitszeit mit irgend einer Verkürzung der Löhne erkauft wissen. Über die neue Gestaltung der Arbeitszeit erwarte er aus der Mitte der Arbeiterschaft selbst bestimmte Vorschläge.

Ein von den Arbeitern der Firma gewählter Ausschuß kam zu keinem Ergebnis. Mather setzte sich deshalb mit dem großen Gewerkverein der Maschinenbauer (Amalgamated Society of Engineers) in Verbindung. Dieser legte die Angelegenheit in die Hände seines Zweigvereins zu Manchester, mit dem dann das weitere vereinbart wurde. Mather teilt die in artigem Tone gehaltnen Schreiben des Gewerkvereinsvorstandes mit, worin unter anderm die Hoffnung ausgesprochen wird, der Versuch werde von erzieherischem Einfluß sein, die Lage der Arbeiter ohne irgend welche Beeinträchtigung der Unternehmer verbessern und das Bewußtsein von der gegenseitigen Abhängigkeit beider stärken, das so nötig sei, um das Gedeihen und die Stetigkeit der einheimischen Industrie zu sichern. Der Zweigverein zu Manchester stellte schließlich eine förmliche Urkunde aus, in der es heißt: „Wir verpflichten uns, daß während des Jahresversuchs, den Sie im Interesse des Gewerbes unternommen haben, von den Organen des Gewerkvereins keinerlei Verlangen an irgend einen Unternehmer in unserm Distrikt gestellt oder auch nur ermutigt werden soll, eine Verkürzung der Arbeitszeit herbeizuführen. Wir sind ferner damit einverstanden, daß Sie volle Freiheit haben sollen, zu der gegenwärtigen Arbeitszeit zurückzukehren, wenn sich der Versuch als ein Fehlschlag erweisen sollte. Auch für den Fall, daß sich nach Beendigung der Versuchszeit irgend eine Abänderung der neuen Einrichtung erforderlich machen sollte, stehen wir dafür ein, daß keinerlei Vorwurf in Betreff Ihrer guten Absicht (bona

fides) oder Ihrer Beweggründe erhoben werden soll, wenn Sie Abänderungen vorschlagen, die zur gegenseitigen Befriedigung aller Beteiligten dienen sollen."

Nach diesen Vorbereitungen erließ die Firma ein Rundschreiben an ihre Arbeiter, indem sie von Montag den 20. Februar 1893 an die Arbeitszeit auf die Stunden von 7 Uhr 45 Minuten bis 12 Uhr vormittags und von 1 Uhr bis 5 Uhr 30 Minuten nachmittags, Sonnabends bis 12 Uhr mittags festsetzte. (Bis dahin war Montags von $8^1/_2$ bis 1 und von 2 bis $5^1/_2$, Dienstags bis Freitags von 6 bis 8, $8^1/_2$ bis 1 und 2 bis $5^1/_2$, Sonnabends von 6 bis 8 und $8^1/_2$ bis 12 Uhr gearbeitet worden.) Die bisher gezahlten Löhne sollten aufrecht erhalten werden, es werde aber auf eine Ausgleichung durch größere Pünktlichkeit und vermehrte Arbeitsenergie während der verkürzten Arbeitszeit gerechnet. Die Fragen der Überstunden und der Nachtschichten sollten späterer endgiltiger Vereinbarung vorbehalten bleiben. Die Firma ist davon unterrichtet, daß es die Absicht der Arbeiter sei, mit Verkürzung der Arbeitszeit auf wöchentlich 48 Stunden mehr Arbeitsgelegenheit für ihre feiernden Kameraden zu schaffen. Ihrerseits bezeichnet sie als Ziel, die Arbeit selbst zu erleichtern und dabei doch die Industrie in gesunder Verfassung zu erhalten.

Der Bericht stellt nun als Ergebnis des beendeten Versuchs fest, daß sich das Verhältnis der gezahlten Arbeitslöhne zu dem Jahresumsatz gegen den Durchschnitt der letzten sechs Jahre um 0,4 Prozent erhöht hat. Dabei ist aber zu bedenken, daß gerade während des Versuchsjahres infolge der gedrückten Verkaufspreise der Wert des Umsatzes beträchtlich zurückgegangen ist, daß mithin der Wert selbst nur mit Hilfe einer gesteigerten Produktion auf der alten Höhe erhalten werden konnte. Wären die Verkaufspreise auf der alten Höhe geblieben, so würde sich, infolge der vermehrten Produktion, umgekehrt eine ganz entschiedne Verminderung des Lohnanteils an den gesamten Produktionskosten herausgestellt haben. Selbst wenn man aber die Erhöhung des Lohnanteils als ständigen Faktor einstellt, so wird doch der hieraus entspringende Mehraufwand wieder ausgeglichen durch Ersparnisse an Gas und elektrischer Beleuchtung, Feuerung und andern Bedarfsgegenständen, sowie durch verminderte Reparaturkosten für Maschinen und Transmissionen. Diese Ersparnisse an den Betriebskosten belaufen sich nämlich genau wieder auf 0,4 Prozent, obgleich die Abschreibungen auf Inventar und Maschinen, die Unkosten für Steuern und Abgaben, sowie für die Gehalte des Beamten- und Comptoirpersonals unverändert geblieben, also im Verhältnis zu dem Ausfall von fünf Arbeitsstunden eigentlich gewachsen sind. Als besonders bemerkenswert und zugleich als Erklärungsgrund für die mitgeteilten günstigen Zahlen wird hervorgehoben, daß sich die durch Unpünktlichkeit der Arbeiter verloren gegangne Arbeitszeit bedeutend, von 2,46 Prozent auf 0,46 Prozent, vermindert hat.

Bei den Stückarbeitern war die Firma auf einen beträchtlichen Rückgang ihres Verdienstes gefaßt, denn es war anzunehmen, daß sie schon unter der alten Arbeitszeit ihr Möglichstes geleistet hätten und den Ausfall von fünf Arbeitsstunden überhaupt nicht wieder würden einbringen können. Dieser Rückgang ist denn auch nicht ausgeblieben, aber auffallenderweise viel unbedeutender gewesen, als man erwartet hatte. Teilt man das Versuchsjahr etwa in drei gleich lange Abschnitte ein, so beläuft sich der Rückgang gegen den frühern Durchschnittssatz im ersten Abschnitt auf 1,76 Prozent, im zweiten auf 1,58 Prozent, im dritten nur noch auf 0,78 Prozent, im ganzen auf 1,41 Prozent, während doch, nach dem Verhältnis von 53 zu 48 Arbeitsstunden, eine Verkürzung der Arbeitszeit um 9,44 Prozent eingetreten war. Ja der Rückgang der Stücklöhne würde sich, für das ganze Jahr berechnet, sogar nur auf 0,5 Prozent gestellt haben, wenn nicht gerade in das Versuchsjahr einige Herabsetzungen der frühern Akkordsätze gefallen wären. Selbst die Stückarbeiter haben mithin verstanden, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen, und Mather spricht die Erwartung aus, daß sie mit der Zeit den Verdienstunterschied gegen früher ganz zu beseitigen lernen würden. Er zieht schließlich eine förmliche Bilanz der für und gegen die neue Arbeitszeit sprechenden Zahlen, wobei er die 0,4 Prozent Mehraufwand an Löhnen und die 0,5 Prozent Einbuße der Stückarbeiter in das Soll, die 0,4 Prozent Ersparnisse an den Betriebskosten und die 2 Prozent durch größere Pünktlichkeit der Arbeiter eingebrachte Arbeitszeit in das Haben stellt. Man sieht, daß durch die neue Einrichtung einstweilen nur die Stückarbeiter benachteiligt worden sind. Dagegen ist das Einkommen der in Zeitlohn stehenden Arbeiter unverändert geblieben, ihre Arbeitsenergie aber zugleich so gesteigert worden, daß sie die Minderleistung der Stückarbeiter sogar mehr als ausgeglichen haben. Denn die gesamte im Versuchsjahr produzirte Arbeitsmenge ist sogar größer gewesen als in frühern Jahren. Endlich springt auch der Vorteil der Unternehmer in die Augen, da es ihnen gelungen ist, ohne Erhöhung der Gesamtproduktionskosten, ja sogar mit einer leichten Ersparnis an den Stücklöhnen, die Jahresproduktion der Menge nach zu steigern und den Umsatz trotz gedrückter Verkaufspreise wenigstens auf der alten Höhe zu erhalten.

William Mather erklärt sich denn auch von dem Ergebnis des Versuchs für so befriedigt, daß er die Achtundvierzigstundenwoche auch nach Ablauf des Jahres als dauernde Einrichtung beibehalten und — auf Empfehlung des Gewerkvereins — nur die Mittagspause von 12 bis 1 Uhr auf $12^1/_2$ bis $1^1/_2$ Uhr verlegt hat. Seiner Anregung ist es übrigens zu verdanken, daß inzwischen auch die Staatsbehörden die Achtundvierzigstundenwoche in den Arsenalen zu Woolwich und auf den großen Regierungswerften eingeführt und damit, wie bekannt, ebenfalls die günstigsten Erfahrungen gemacht haben.

In den Schlußworten seines Berichts weist William Mather die Ein-

mischung der Gesetzgebung in die Frage der Verkürzung der Arbeitszeit, außer wo es sich um besonders gefährliche und ungesunde Beschäftigungen handelt, ausdrücklich zurück, erwartet vielmehr alles von dem gegenseitigen Zusammenwirken der Unternehmer und der Gewerkvereine. Er bewundert die vortreffliche Organisation der Vereine und setzt auf ihre Vorsicht und Klugheit volles Vertrauen. Ein Beweis davon sei die Ruhe und Geduld, mit der der Gewerkverein der Maschinenbauer das Versuchsjahr abgewartet und während dieser Zeit keine Beunruhigung andrer Unternehmer zugelassen habe. Aus seiner geschäftlichen Erfahrung heraus erklärt er die beiden ersten Arbeitsstunden vor dem Frühstück für wertlos sowohl für den Unternehmer als für den Arbeiter. Sie taugen nicht nur nichts als Zeit betrachtet, sondern rauben dem Arbeiter auch noch die Frische und Energie, die sonst die ganze Arbeitszeit vorhalten und ihn befähigen würde, in kürzerer Zeit die gleiche, ja selbst eine höhere Arbeitsmenge zu leisten. Er und seine Partner haben deshalb den Eindruck erhalten, als ob sie jetzt erst im Einklang mit dem Naturgesetz der Arbeit, früher dagegen, als sie die Arbeit zu einer Stunde beginnen ließen, wo die Natur selbst die Vorbereitungen für eine straffe Übung der körperlichen und geistigen Fähigkeiten des Arbeiters noch nicht beendet hatte, gegen dieses Gesetz gehandelt hätten. Auch die Möglichkeit, das Frühstück vor Beginn der Arbeit im Kreise der Familie einzunehmen, bedeutet ein fröhliches „Glückauf" bei dem Gange zur Arbeit und giebt dem Arbeiter zugleich eine bessere Stimmung mit auf den Weg. Ebenso aber wie der zu frühe Beginn der Arbeit, sind auch die Überstunden nur ein eingebildeter Vorteil. Sie sind nicht einmal für den Unternehmer den Preis wert, den er dafür bezahlt. Die von den Gewerkvereinen befürwortete Einrichtnng der Doppelschichten mit Hilfe besonders angenommner Arbeiter hat zwar diese Nachteile nicht, ist aber in Zeiten geschäftlichen Aufschwungs, wenn kein Angebot überschüssiger Arbeitskräfte vorhanden ist, überhaupt nicht durchzuführen. Immerhin ist es in Zeiten wirtschaftlichen Niedergangs ein Mittel, eine Anzahl feiernder Hände zu beschäftigen, wenn bei dem einzelnen Unternehmer genügende und dringliche Bestellungen vorliegen. Mather schließt: „Unser Jahresversuch hat uns überzeugt, daß wir in der Wahl der Arbeitszeit, bei der nur eine Unterbrechung durch eine einzige Mahlzeit nötig ist, die glückliche Mitte gefunden haben, und dies führt von selbst zum Achtstundentag oder zur Achtundvierzigstundenwoche."

Aus englischen Unternehmerkreisen hören wir, daß man dort den Matherschen Versuch mit großer Aufmerksamkeit verfolgt hat und bereitwillig zugiebt, daß er vollständig gelungen sei. Nur fürchtet man, daß dieser Erfolg einer einmaligen außerordentlichen Kraftanstrengung der beteiligten Arbeiter zu verdanken sei, die jeden Nerv angestrengt hätten, um den unter unmittelbarer Mitwirkung ihres Gewerkvereins und vor den Augen der ganzen Welt unternommnen Versuch nicht zu Schanden werden zu lassen. Auf die Dauer und

wenn die Achtundvierzigstundenwoche allgemein angenommen werden sollte, würde der Arbeiter schließlich auf die Stunde nicht mehr leisten, als jetzt bei sechzig Stunden die Woche. Mather hatte diesen Einwand vorausgesehen. Er beruft sich aber auf die Beobachtungen seiner Firma und der Vorarbeiter, nach denen ein solcher spurt nicht wahrgenommen worden sei, auch sei ein Jahr wohl ein zu langer Zeitraum, um eine derartige Verschwörung durchzuführen. Uns selbst ist bei einem Besuch der Salforder Eisenwerke keine ungewohnte Hast der Arbeit aufgefallen. Daß jeder Arbeiter jeden Augenblick ganz bei der Sache war, ist ein Eindruck, den man bei dem Besuch englischer Fabriken allgemein empfängt. Unser Führer, ein junger Angestellter der Firma, versicherte uns mit leuchtenden Augen, wie zufrieden alle mit der neuen Arbeitszeit seien.

Das vortreffliche Verhältnis, in dem William Mather zu den Gewerkvereinen steht, scheint allerdings auch in England eher die Ausnahme als die Regel zu bilden. Dabei darf man nicht vergessen, daß gerade die Organisation der Maschinenbauer von jeher die Auslese der englischen Arbeiterschaft in sich vereinigt. Anderwärts in England, wo man den Arbeiterorganisationen weniger freundlich und mißtrauischer gegenübersteht, ist auf gegenseitiges Zusammenwirken kaum zu rechnen. Und doch ist ohne Mitwirkung der organisirten Arbeiterschaft ein dauernder Erfolg kaum zu erreichen. Auch Mather war es nicht gelungen, mit seinen eignen Arbeitern, obwohl er in hohem Grade ihr Vertrauen genießt, eine unmittelbare Verständigung zu finden. Erst das Eingreifen des Gewerkvereins brachte die Angelegenheit in Fluß. Freilich verfolgen die Gewerkvereine mit dem Achtstundentag grundsätzlich nur das Ziel, durch Beschränkung der Arbeitszeit die Arbeitsgelegenheit zu vermehren und damit ihren feiernden Genossen Beschäftigung zu verschaffen. Die Wissenschaft war schon vorher darüber einig, daß dieser Erfolg mit dem Achtstundentag entweder gar nicht oder nur sehr unvollkommen zu erreichen sei, und der Mathersche Versuch hat ihr darin Recht gegeben. Zwar haben die eingelegten Doppelschichten vorübergehend zur Beschäftigung von Nebenarbeitern geführt. Da sie aber nur bestimmt gewesen sind, einer plötzlichen dringenden Nachfrage zu genügen, so haben sie mit der Verkürzung der Arbeitszeit an sich nichts zu thun. Ein minder einsichtiger Unternehmer würde, mit oder ohne den Achtstundentag, dem vermehrten Arbeitsbedarf auch durch Überstunden haben begegnen können. Immerhin hat sich der Gewerkverein auch dem Zwecke nicht verschlossen, den Mather als seinen ausschließlichen bezeichnet: den Arbeitern um den Preis einer Steigerung der Arbeitsenergie die der Erholung, der Fortbildung und dem Familienleben gewidmeten Ruhepausen zwischen der Arbeit zu verlängern.

Das Hauptbedenken der englischen Unternehmer, dem Beispiel William Mathers zu folgen, ist die Besorgnis, daß England bei einer allgemeinen, aber

auf England beschränkten Ausdehnung des Achtstundentags Gefahr laufen möchte, seine wirtschaftliche Überlegenheit über die andern Nationen einzubüßen. Dieses Bedenken ist zwar jederzeit in jedem Lande erhoben worden, so oft es sich um soziale Fortschritte, insbesondre um die Verminderung der Arbeitszeit und Erhöhung der Löhne gehandelt hat, und jedesmal noch hat es sich, namentlich auch in England, als unbegründet erwiesen. Eben jetzt, wo es sich darum handelt, in Deutschland endlich mit Ausführung des Gesetzes über die Sonntagsruhe Ernst zu machen, kann man bei uns wieder dieselben Kassandrarufe von allen Seiten erschallen hören. Gewiß ist zuzugeben, daß für jede Industrie durch die Verhältnisse selbst eine Grenze gegeben ist, unter die in der Verkürzung der Arbeitszeit ohne Schaden für Unternehmer und Arbeiter nicht herabgegangen werden darf, und erst ein gleichzeitiges internationales Vorgehen würde die einsichtigen und wohlmeinenden Unternehmer in den Stand setzen, mit der sichern Aussicht auf Gelingen an so große Reformen heranzutreten. Dies aber vorausgesetzt, hören wir auch von englischen Unternehmern, daß sie eine allgemeine Verkürzung der Arbeitszeit als einen Gewinn für die Humanität begrüßen würden. Der Natur der Sache nach ist freilich von der Gesetzgebung wenig oder nichts zu erwarten, wenn sie sich wirklich die Regelung der Arbeitszeit an Werktagen zu Gunsten der erwachsenen männlichen Arbeiter jemals zum Ziele setzen wollte. Aus demselben Grunde würden auch internationale Verabredungen der Regierungen nur von akademischem Interesse sein. Vielleicht hat die Weisheit der Vorsehung einen Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft, dazu bestimmt, in dieser Beziehung der mangelnden Einsicht oder dem mangelnden Willen mancher Unternehmer in dem ganzen Umkreis der Kulturnationen nachzuhelfen. Hätte die „internationale völkerbefreiende Sozialdemokratie“ darin Erfolge aufzuweisen, so wären sie ihr weder vom Standpunkte einer vernünftigen Volkswirtschaft, noch von dem der Menschenfreundlichkeit zu mißgönnen.

Unentgeltliche Rechtsbelehrung

Von Karl Lothar Wenz

Vor einiger Zeit ging durch die Tagesblätter eine Nachricht, wonach eine Petition der süddeutschen antisemitischen Reformpartei an einen mittelstaatlichen Landtag Unentgeltlichkeit der Rechtsbelehrung bei den Gerichten an einem bestimmten Tage der Woche verlangte. Man hat seitdem nichts wieder darüber gelesen oder gehört. Die Petition ist wohl, wie so viele, unbesehen und ungeprüft

unter den Tisch gefallen. Und doch ist der Gedanke, den sie anregt, von der größten sozialen Bedeutung, wie so vieles andre, was die (antisemitische) Reformpartei vorgeschlagen hat und anstrebt. Denn das Verlangen nach Unentgeltlichkeit der Rechtsbelehrung bildet von dem Verlangen nach unentgeltlicher Rechtspflege, wie sie die Sozialdemokraten haben wollen, in dem Rahmen unsrer heutigen Rechtsordnung den erreichbaren und durchführbaren Teil.

Die unentgeltliche Rechtsbelehrung hat weder, wie die unentgeltliche Rechtspflege, das Bedenken gegen sich, daß dadurch dem mutwilligen und aussichtslosen Prozessiren, der Prozeßsucht, die nun einmal ein rechtschaffnes Stück in dem Charakter unsers Volkes, namentlich der zähen Landbevölkerung, bildet, Thür und Thor wieder geöffnet werde, noch lassen sich ihr finanzpolitische Gründe entgegensetzen.

Werfen wir einen Blick auf die heutigen Zustände, so lehrt schon ein kurzes Nachdenken, daß diese nicht nur verwirrt und unsicher, sondern geradezu unhaltbar sind. Und doch wird man zugeben müssen, daß gerade die Rechtsbelehrung in dem Kampfe der entgegengesetzten Interessen am tiefsten in deren weitere Entwicklung eingreift. Es kommt sehr darauf an, ob der über sein Recht im Unklaren befindliche Laie von vornherein den richtigen Rat bekommt, den richtigen Weg gezeigt erhält. Hunderte und Tausende von Prozessen, die durch alle Instanzen gehen, könnten vermieden werden, wenn den Streitenden von vornherein mit möglichst überzeugender Genauigkeit die Rechtslage klar gemacht würde. Nicht als ob damit jeder Rechtsstreit aus der Welt zu schaffen wäre; giebt es doch Fragen, die der erprobteste Jurist nach reiflichstem Studium nicht zu voller Klarheit zu bringen vermag, Fragen, bei denen die Meinungen auch der obersten Instanzen beständig schwanken, je nachdem die eine oder die andre Erwägung die Oberhand gewinnt; das weiß jeder Kundige. Aber der Kundige kann sich auch nicht verhehlen, daß die Zahl der Prozesse überwiegt, bei denen es eigentlich gar nichts zu streiten gab, ganz abgesehen von den reinen Forderungsklagen, die von dem Schuldner meist nur dann aufgenommen werden, wenn ihm augenblickliche Verlegenheit die Zahlung unmöglich macht.

Woher rührt nun dieses aussichtslose Prozessiren? Die Antwort liegt nahe. Es rührt daher, daß es an der richtigen Rechtsbelehrung fehlt. Wer erteilt denn heute die erste Rechtsbelehrung? Namentlich (und zwar für teures Geld) die Afterjuristen, die „Geschäftsleute," „Geschäftsagenten," „Rechtsagenten," „Rechtskonsulenten" und wie alle die schönen Titel heißen, die den rechtsunkundigen Laien zu ködern bestimmt sind. Ich will diesem Stande nicht jede Berechtigung absprechen. Er thut vielfach seine Dienste, wo es sich um die Unterbringung von Geldern u. dergl. handelt. Aber die gesellschaftlichen Kreise, aus denen er hervorgeht, sind sehr verschiedenartig; vielfach sind es verkrachte Existenzen, die den Beruf des „Rechtskonsulenten" ergriffen haben und dabei vom Recht keinen blauen Dunst haben. Dieser ganzen Klasse

von Beratern ist mit verschwindenden Ausnahmen der Rechtsuchende nur die melkende Kuh.

Vernünftiger handelt jedenfalls der, der den Rat eines Rechtsgelehrten, also vor allem eines Rechtsanwalts, einholt. Aber auch hier scheint doch bei der Raterteilung zu sehr das geschäftliche Interesse, die Rücksicht auf die Konkurrenz mitzuspielen, als daß die Belehrung, die sich das Publikum holen will, völlig objektiv sein könnte. Der Rechtsanwalt, den ein Klient besucht, sagt sich (und in den meisten Fällen mit Recht): wenn ich nicht auf die Ideen des Rechtsuchenden eingehe, so thuts ein andrer. Die Ideen des Klienten aber sind in den meisten Fällen gänzlich subjektiver Natur. Und so bewegt sich auch der Rat, den der Rechtsanwalt erteilt, meist in gleicher Richtung. Welche Rolle hier Konkurrenzrücksichten spielen, ergiebt sich schon aus der verschiedenartigen Berechnung der Konsultationsgebühren. Obwohl unsre Gebührenordnung die Konsultationsgebühr auf drei Zehntel der Prozeßgebühr festsetzt, so werden doch jetzt von vielen Rechtsanwälten für Konsultationen keine Gebühren berechnet. Daraus erwächst aber ein andrer Nachteil. Die ratsuchenden Laien werden verführt, von einem zum andern zu gehen, und bleiben am Ende bei dem hängen, dessen Rat ihnen am günstigsten dünkt. Ob unter solchen Umständen die „Rechtsbelehrung“ überhaupt noch ihren Namen verdient, ist sehr fraglich. Wo aber Konsultationsgebühren verlangt werden, geschieht das meist ganz willkürlich. Der eine Anwalt verlangt zwei bis drei Mark, der andre berechnet den gesetzlichen Bestimmungen entsprechend drei Zehntel der Prozeßgebühr. Man sieht, auch diese Rechtsbelehrung ist weit entfernt vom Ideal.

Endlich wird gegenwärtig noch auf einem dritten Wege juristischer Rat erteilt, nämlich bei den Gerichten. Diese Art der Rechtsbelehrung ist ihrer Benutzung und ihrem Werte nach außerordentlich verschieden, je nachdem die betreffenden Beamten beschaffen sind. In der Regel verhalten sich die Richter möglichst ablehnend, und meiner Ansicht nach mit vollem Recht. Denn die Aufgabe des Richters ist es, unparteiisch, nach bestem Wissen und Gewissen zu entscheiden. Ist aber der Richter zugänglich, so liegt die Gefahr nahe, daß das Urteil, infolge persönlicher Neigungen und Eindrücke, denen sich doch auch der Richter nicht verschließen kann, mehr oder weniger getrübt werde. So kann es kommen, daß durchaus berechtigte Ansprüche nicht durchdringen und umgekehrt unberechtigte geneigtes Gehör finden. Mir sind Fälle bekannt, wo ein Richter, weil ihn der Schuldner aufgesucht und ihm mit Bitten und Thränen zugesetzt hatte, eine durchaus berechtigte Klage ohne Beweiserhebung abwies. Allerdings wurde das Urteil dann in der Berufungsinstanz verbessert; aber die Fälle zeigen doch, daß schon mit Rücksicht auf die nötige Unbefangenheit in der Ratserteilung durch den Richter eine nicht zu unterschätzende Gefahr liegt. Durch eine ausgedehnte Raterteilung würde überdies die Geschäfts-

last des Richters außerordentlich vermehrt, er würde von seiner eigentlichen Thätigkeit abgezogen werden.

Aber auch andre Gerichtsbeamte werden vielfach um Rat und Belehrung angegangen, so im Gebiete des französischen Rechts namentlich die Staatsanwälte, was mit der frühern Stellung dieser Beamten im französischen Zivilprozeß zusammenhängt. Sehr bedenklich sind wohl in den meisten Fällen die Auskunftserteilungen von Sekretären und ähnlichen Beamten. Von den Rechtsbelehrungen durch Gerichtsvollzieher dürfte das gleiche gelten, wie von denen durch Geschäftsagenten; und doch bildet bei vielen Gerichtsvollziehern die Anfertigung von Klageschriften einen einträglichen Nebenerwerb.

So liegen die Zustände. Einen Vers kann sich jeder selbst drauf machen. In den meisten Fällen ist der Belehrungsuchende in einen Prozeß verwickelt, ehe er sichs versieht. Daher ist der Gedanke einer unentgeltlichen gewissenhaften und interesselosen Rechtsbelehrung durch Sachverständige der ernsthaftesten Erwägung wert. Seine Durchführung scheint mir auch mit keinen großen Schwierigkeiten verknüpft zu sein.

Als Stellen, bei denen die unentgeltliche Rechtsbelehrung an das Publikum zu erfolgen hätte, können nur die heutigen Amtsgerichte in Betracht kommen. Örtlich meist auf ein kleineres Gebiet beschränkt, bieten sie den Ratsuchenden die bequemste und nächstliegende Gelegenheit und sind wegen des beschränktern Gebietes imstande, mit geringem Aufwand von Zeit und Geld der Aufgabe gerecht zu werden.

Bei Entscheidung der Frage, wer nun den Rat erteilen soll, kann die Person des Richters aus den bereits entwickelten Gründen nicht in Betracht kommen. Es verträgt sich nun einmal nicht mit dem Amte des Richters, zugleich die Parteien zu beraten. Am geeignetsten dazu sind nach dem gegenwärtigen Stande unsrer Gesetzgebung zweifellos die Rechtsanwälte. Es läßt sich kein Grund finden, sie nicht mit der Erteilung unentgeltlicher Rechtsbelehrung zu betrauen. Denn das wichtigste Bedenken, die Stellung könnte als Mittel zu persönlichen Zwecken mißbraucht werden, fällt weg, wenn man die Einrichtung so trifft, wie ich sie mir denke.

In jedem Landgerichtsbezirk ist eine Anzahl von Rechtsanwälten am Sitz des Landgerichts sowohl als auch bei verschiednen Amtsgerichten thätig. Für jedes Amtsgericht dürfte wohl nun in der Regel ein Amtstag in der Woche genügen. Sämtliche im Landgerichtsbezirk thätigen Anwälte wären mit Wahrnehmung dieses Amtstages zu betrauen. Je nach der Zahl der Rechtsanwälte würde jedem für einen bestimmten Zeitraum — ein halbes oder ein ganzes Jahr — ein Amtsgericht zu diesem Zweck zuzuweisen sein. Ein zeitweiliger Wechsel in den einzelnen Bezirken dürfte sich aus verschiednen Gründen empfehlen. Erstens würde damit jedem Rechtsanwalt — auch dem jüngern — Gelegenheit gegeben, mit der gesamten Bevölkerung bekannt zu werden. Die

heute so scharfe, oft bis an die Grenze des Zulässigen gehende Konkurrenz würde bedeutend an Schärfe verlieren. Sodann würde durch den Wechsel auch die Einseitigkeit vermieden werden. Die Dauer der Thätigkeit jedes einzelnen hätte sich ganz nach den örtlichen Verhältnissen und nach der Zahl der vorhandnen Rechtsanwälte zu richten, ebenso auch, wo ein Amtstag in der Woche nicht ausreichte, die Zahl der Amtstage.

Es ist klar, daß die Rechtsanwälte für diese Thätigkeit durch den Staat zu entschädigen wären. Denn die Amtstage fallen für die Büreauthätigkeit aus. Für den Staat würde sogar in dieser Bezahlung ein Vorteil liegen, denn der ganze Stand würde damit durch ein enges Band an das Interesse des Staats geknüpft werden. Der Rechtsanwalt würde in gewissem Sinne Beamter des Staats werden. Die Unbequemlichkeiten und der Zeitverlust, dem heute die Richter vielfach ausgesetzt sind, würde durch eine solche Einrichtung wegfallen. Die Neuerung würde dem rechtsuchenden Publikum wie dem Staate gleichmäßig Nutzen bringen und sicher von allen Seiten mit Beifall begrüßt werden.

Ich will nur darauf hinweisen, wie sich z. B. in den Vereingten Staaten von Amerika die Rechtsanwaltspraxis ausgebildet hat. Dort besteht die Thätigkeit der Rechtsanwälte nicht in der Führung von Prozessen, sondern in der Beratung der Parteien; kein wichtigeres Rechtsgeschäft kommt ohne Mitwirkung von Rechtsanwälten zustande. Das Büreau Clevelands, des jetzigen Präsidenten, war stets eines der gesuchtesten. Und doch hatte dieser Mann in einem Jahre nicht mehr als vier Prozesse zu führen! Seine ganze übrige Thätigkeit bestand darin, Rechtsstreitigkeiten vorzubeugen.

Ähnlich würden sich die Dinge auch bei uns entwickeln, wenn unentgeltliche Rechtsbelehrung durch sachkundige Rechtsanwälte bei den Gerichten eingeführt würde.

Die Pfarrwahl

Der Pastor Karl Wilhelm Gottfried Bode, Senior rev. min., war gestorben. Nach einer kurzen Zeit der Besserung, die seinen zahlreichen Freunden und Verehrern in der Stadt neue Hoffnung auf Erhaltung des teuern Mannes gegeben hatte, war sein Zustand hoffnungslos geworden; ein anscheinend schmerzloser Tod hatte ihn hinweggenommen. Nun rüstete man sich zu einer würdigen Bestattung. Die Zeitungen brachten den längst für ihn, wie für jeden Mitbürger von einigem Ansehen bereitgehaltnen Lebenslauf und beschäftigten sich

mit den Verdiensten des Verstorbnen. Sie hatten im allgemeinen Recht, wenn sie ihn einen Berater der Gemeinde, einen echten Seelsorger der Geängsteten, einen Vater der Armen nannten. Wie sehr ihr Urteil begründet war, wußten aber eigentlich nur die bedrängten Witwen, die auf abschüssiger Bahn aufgehaltnen Jünglinge und Männer, die verlassenen Ehefrauen und die lichtscheuen Bewohner der schmutzigen Hinterhöfe, in deren elende Kammern man auf lebensgefährlichen Stiegen nur tastend hinaufgelangt. Diese alle lasen die tönenden Nachrufe nicht und hatten doch viel mehr verloren als die Männer und Frauen, die behaglich beim Frühstück die Zeitung lasen und für einen flüchtigen Augenblick eine wehleidige Miene aufsetzend einander den Tod des guten alten Bode mitteilten. Wir waren das erste Paar hier, das er traute — Weißt du noch, wie unser guter, kleiner Otto starb? es regnete gerade so stark, als er an seinem Grabe sprach — Unsern Wilhelm hat er getauft; er wollte dann nicht zum Essen kommen, weil er noch in Trauer um seine erste Frau war. Wir waren noch so vergnügt den Tag — so lautete die Unterhaltung in den Häusern hin und her, und dann knüpfte sich meistens die Frage daran: Wer nun wohl sein Nachfolger werden wird? Diese Frage beschäftigte die Amtsbrüder in Stadt und Land, die Kandidaten des geistlichen Amts, wenn auch nur mittelbar, die Bürger in und außerhalb der Gemeinde, fernwohnende Bräute, ehrgeizige Schwiegermütter, auch manche Sonntagsschullehrerin und die alten Mütterchen in den Beginenhäusern und Stiften. Sie wurde auch laut bei dem schier endlosen Leichenzuge, sie wurde viel erörtert in den Reihen der ehrbar in Chorrock oder schwarzem Anzuge dahinschreitenden Männer. Ein Amtsbruder des Verstorbnen hielt eine schöne Rede am offnen Grabe, nachdem ein andrer im Hause ebenso ergreifend gesprochen hatte, noch ergreifender vielleicht, weil die hinfällige, zarte Gestalt der hinterbliebnen Witwe neben ihren beiden Söhnen sichtbar gewesen war. Der Sarg wurde versenkt, und die Schaufeln in Thätigkeit gesetzt. Eintönig schallten die Bibelsprüche über den Kirchhof, mit denen die Amtsbrüder die üblichen drei Würfe begleiteten. Die Menge verlief sich. Die Reden müssen gedruckt werden, es wird sie mancher lesen wollen, hieß es, obwohl jeder weiß, daß solche Hefte später unter einem Bündel ähnlicher Schriftchen verstauben in einer Ecke des Bücherschranks, die man beim Aufräumen so gern unbeachtet läßt. Wieviel mag die Stelle bringen? hieß es in den Gesprächen der nun eiliger heimkehrenden Männer. Es wurden Berechnungen angestellt, und es fand sich, daß, alles in allem gerechnet, die Stelle nicht übel war. Es wird schwer halten, einen Nachfolger zu finden — Keiner ist unersetzlich — Es ist eine Wahlstelle — Die Hauptsache ist, daß wir einen Hiesigen bekommen — Der Prophet gilt nichts im Vaterlande — Die Bürger nehmen am liebsten einen, dem anderwärts die Bestätigung versagt ist — so hieß es auf dem Rückwege vom Kirchhofe.

Die Zeit ging hin, und der Pastor Bode wurde allmählich vergessen wie

alles. Am Jahresschluß stand sein Name in der üblichen Totenschau; in den wohlthätigen Vereinen, zu deren Vorstand er gehört hatte, gedachte man noch einmal des Verblichnen, dann wurden neue Männer gewählt. Auch an die Wiederbesetzung der Pfarrstelle mußte nun gedacht werden, da sich die Gnadenzeit ihrem Ende nahte. Die Stelle wurde ausgeschrieben, und die Bewerber wurden aufgefordert, sich mit Gesuchen an den Kirchenprovisor zu wenden. Der Kirchenvorstand mußte durch Gemeindewahl verdoppelt werden, die Wahllisten wurden den Berechtigten zur Einsicht ausgelegt. Leute, die niemals in die Kirche gingen, besannen sich nun auf ihre Rechte. Es wurde mit einemmale Bürgerpflicht, in die zuletzt bei der Konfirmation des jüngsten Kindes oder bei einer Hochzeit betretne Kirche zu gehen, gleichsam außer der Zeit, an einem gewöhnlichen Sonn- oder Festtage. Es fanden Vorbesprechungen und schließlich die Wahlen statt. Durch ihre Reden in Bürger- oder Bezirksvereinssitzungen bekannt gewordne Männer wurden gewählt, auch wohl einige, die sich wirklich zur Kirche hielten. Es durfte — darüber war man einig — nur ein Mann auserkoren werden, der die Aufgaben der Gegenwart zeitgemäß auffaßte und die Gemeinde mit verknöchertem Dogmenkram zu verschonen willens war. Am abendlichen Biertische, wo die schwierigsten Gegenstände erörtert wurden, wurde soviel festgestellt, daß gläubiges Christentum ein überwundner Standpunkt und der Bewerber, der am schnellsten mit allen Überlieferungen fertig geworden sei, der beste sei. Viele kitzelte es, eines Mannes Herz und Nieren prüfen zu können, dessen Bildungsgang dem der meisten Wähler weit überlegen war, und vielleicht von zwanzig Bewerbern einen in eine erwünschte Lebensstellung zu bringen. Kaufleute, gutsituirte Handwerker, Volksschullehrer und Rentner bildeten die Mehrzahl der Wähler, die, selbst über kirchliche oder gar religiöse Bedürfnisse durch seichtes Geschwätz, irdisches Wohlbehagen und bestaunte Halbbildung längst hinausgehoben, für die Menge der wirklichen Kirchenbesucher und die Hilfs- und Trostbedürftigen einen Mann nach ihrem Herzen auszusuchen sich nun mit der ganzen Aufklärung und Menschenkenntnis anschickten, die den unbeirrbaren Bürger ziert.

Die Liste der Bewerber — es hatten sich, wie in Anbetracht der guten Stelle nicht zu verwundern war, schließlich neunzehn gemeldet — mußte von vornherein bedeutend gekürzt werden. Nicht ohne Bedenken. Denn die Zahl der Briefe, die außer den eigentlichen Bewerbungsschreiben in Pfarrwahlsachen, zum Teil aus den entlegensten Gegenden des Vaterlandes, bei Angehörigen des verstärkten Kirchenvorstands ankamen, war nicht unbeträchtlich. Man erkundigte sich wohl, indem man sich auf diese oder jene Beziehung berief, in ganz besonderm Vertrauen gerade bei diesem Herren nach gewissen Verhältnissen, man hätte gern gewußt, ob der entschieden freisinnige Standpunkt auch bei den übrigen Herren des Kirchenvorstands ebenso feststehe wie bei dem Adressaten, der dem Briefschreiber als „zielbewußter" Vorkämpfer einer ge-

läuterten Überzeugung bekannt sei. Es wurden Besuche in Aussicht gestellt und zum Teil auch, in allem Vertrauen natürlich, gemacht. Die Wähler fingen an, in sich Gaben, Einsicht und Urteilskraft zu entdecken, von denen sie vorher noch nicht in dem Maße überzeugt gewesen waren. Aber trotz der schönen Briefe, des ledigen Standes, der Vorliebe gerade für die Stadt, deren Bürger soviel Gemeinsinn bethätigten, mußte die Mehrzahl der Bewerber ausgemustert werden, und man vereinigte sich auf sechs, die zu einer engern Wahl zugelassen werden sollten. Es war ja doch schließlich nur eine Stelle zu vergeben; vielleicht wurde in Zukunft noch die eine oder andre frei, man konnte dann sehen, was sich machen ließe.

Bei neunzehn Nennungen also sechs Reiter am Sattelplatz! Eigentliche Wetten wurden wohl schwerlich abgeschlossen, aber deshalb wurden nicht weniger eingehend die Aussichten der einzelnen Kandidaten besprochen, geprüft, abgeschätzt und erwogen. Es verstand sich von selbst, daß sich bald Gruppen bildeten, die den oder jenen für ihren Mann erklärten, und je näher die Zeit der Wahl heranrückte, desto leidenschaftlicher wurde der Kampf; er wurde weniger um eine Person oder Richtung, als um den Einfluß schlechthin geführt. Denn innerlich beteiligt waren von den Wählern nur herzlich wenige. Aber umworben zu sein, für eine kurze Spanne Zeit im Mittelpunkte eines Interesses zu stehen, das erhöhte die Bedeutung der eignen Persönlichkeit und verursachte eine angenehme Aufregung, die außerdem nichts kostete.

Da war zunächst die Gruppe, die um jeden Preis den jungen Pastor Wesche für die Gemeinde gewinnen wollte. Er war zwar kein Stadtkind, aber er hatte eine Art, die ihn dem mittlern Bürgerstande empfahl. Er verschmähte es durchaus, geistliche Salbung anzubringen; sie hätte ihn auch nicht gekleidet. Seine Gestalt hatte, obgleich er kaum zu kanonischen Jahren gekommen war, schon eine vertrauenerweckende Behäbigkeit, und im Gespräche mit den Bürgern war er von einer Jovialität, die den Unterschied des Berufs und der Beschäftigung so ganz vergessen ließ, daß ihn jeder gern haben mußte. Er konnte von Schweineschlachten und Bierbrauen mit einer Sachkenntnis reden, die in Erstaunen setzte. Gelehrtes Gepäck drückte ihn nicht sonderlich, und es war angenehm, daß seine Gegenwart durchaus die Unterhaltung nicht störte, auch wo diese derb und wuchtig wurde. Er versprach ein guter Gesellschafter bei Hochzeiten und Kindtaufen zu werden. Er fühlte den Volksschullehrern das Unbefriedigende ihrer äußern Lage nach und konnte mit den Gewerbtreibenden die schlechten Zeiten und die Mißstände der Verwaltung und des Geschäfts aufrichtig beklagen. Seine Besuche brachten ihn mit den meisten der Wähler in gute Fühlung, und wenn er hie und da, auch wohl bei dem einen oder andern der zukünftigen Amtsbrüder, eine kühlere Aufnahme fand, so konnte er sich die günstig gestimmten befriedigt an den Fingern herzählen, von denen ihn nur der an der linken Hand störte, den der Verlobungsring auszuzeichnen

pflegt. Denn darüber war nicht hinwegzukommen: verlobt war er. In irgend einer Universitätsstadt saß eine Braut, die beinahe täglich über die steigenden oder fallenden Aussichten „auf dem Laufenden" erhalten werden wollte. Es war das eine Beziehung, die, in unerfahrenen Jahren geknüpft, jetzt nicht förderlich war. Denn so sehr darauf gehalten werden muß, daß der evangelische Geistliche im Stande der heiligen Ehe lebt, so ist doch zu wünschen, daß er dieses Band in der Gemeinde knüpfe. Eine Frau ist in Wahlzeiten nicht so schlimm wie eine Braut. Mit der Frau muß nun einmal wohl oder übel gerechnet werden, sie ist eine feststehende Thatsache; aber eine Braut hätte der junge Mann doch ebenso gut in der Gemeinde finden können. Der oder jener Vater hält die Sache vielleicht noch nicht für so über allen Zweifel erhaben, denkt über die Lösbarkeit aller Verlöbnisse nach und zeigt damit, wie gering er im Grunde über seinen Kandidaten denkt. Aber auch in dessen kühl abwägendem Kopfe verblaßt im Drange der Gegenwart die Erinnerung an unzählige Abendessen im Hause der Brauteltern, an manches als Saat auf Hoffnung vorgestreckte Goldstück, an die Behäbigkeit der damals wohl überschätzten Verhältnisse. Jedenfalls sind die Aussichten Weseches nicht schlecht, obwohl die Gegner keineswegs verächtlich sind.

Da ist vor allen der Pastor Eiche, der schon in irgend einer kleinen Stadt des Landes im Amte steht und sich zu einer Säule des kirchlichen Freisinns auszuwachsen alle Hoffnung giebt. Eine angenehme Gestalt und sichres Selbstbewußtsein empfehlen ihn aufs beste, namentlich in den Kreisen der bessern, d. h. der wohlhabenden Bürgerschaft. Er ist Mitarbeiter an einem kirchlichen Wochenblatte und beliebter Festredner bei öffentlichen Versammlungen, und die Amtsbrüder von ähnlicher Art fangen an, ihn zu loben und sich mit ihm zu befreunden, da er Aussichten hat und es immerhin gut und nützlich ist, sich mit ihm rechtzeitig „gestellt" zu haben. So gehört er zu den Ihrigen; es hat keine Gefahr, daß er abspringt und etwa Haupt einer Sondergruppe wird. Er hält es mit den Beamten und Schulmännern, die, weitherzig wie sie sind, ein loses Verhältnis zur Kirche unterhalten, mit dem gebildeten Bürgertum, das den Geistlichen halb verehrt, halb begönnert. Er wird in der größern Stadt entschieden keine üble Figur abgeben. Sein Eifer wird nicht belästigen und stören. Er wird gegen die Begehrlichkeit der Massen in contumaciam seine warnende Stimme erheben und auch den obern Klassen ihre Pflichten vorhalten, in maßvoller Weise natürlich, ohne sie durch übertriebnes Gruseligmachen aus der Kirche hinauszupredigen. Auch er ist übrigens in Freundeskreisen bekannt als launiger Gesellschafter; keiner kann nach Tisch so drollig die alten und ältesten Konsistorialräte kopiren und amüsante Geschichtchen von ihnen erzählen, wie er. Das wird in größern Verhältnissen noch mehr zur Geltung kommen. Wie gesagt, die „bessern" Familien betreiben seine Wahl, aber die Berechnung der leidigen Zahlen macht sie be-

denklich. So schön das Wahlrecht ist und so richtig gedacht, unangenehm wird es, wenn man nicht so ohne weiteres über die Mehrzahl der Stimmen verfügt.

Auf die kann auch der Pastor Bläser aus Altenkirchen nicht rechnen, eine rein dörfliche Erscheinung, die es schon an und für sich schwer begreiflich macht, wie der Mann auf den Einfall kommt, sich um diese Stelle zu bewerben. Es ist die Sorge um die Schulausbildnng von vier stämmigen Söhnen, die seine Abneigung gegen das Stadtleben und gegen die liberale Amtsbrüderschaft überwindet. Es müssen Zeichen und Wunder geschehen, wenn die Wähler wirklich in größerer Zahl auf ihn verfallen sollten! Aber zuweilen ereignet sich dergleichen. Es kommen ja die sonderbarsten Dinge vor. Schon mancher ist als Verlegenheitskandidat aus dem Wahlhute hervorgegangen, an den niemand ernstlich gedacht hatte, während die am heißesten umstrittenen Männer enttäuscht in ihre Pfarreien zurückkehren mußten. Vielleicht rechnet auch Pastor Bläser mit solchen Möglichkeiten, denn anders läßt sich die verfehlte Abwägung der Aussichten selbst bei seiner Weltunkenntnis nicht erklären. Ein strenges, dabei kurzsichtiges Gesicht von eckigem Bau, untersetzte Gestalt im Lutherrock und anmutlose Bewegungen empfehlen ihn vielleicht dem Wirklichkeitssinn der Bauern, aber nicht den gleichgiltigen, kritischen oder gar spöttischen Blicken des für die Kirche und ihre Diener überhaupt nicht sehr eingenommnen Städters. Ganz so schlecht, wie sie vielleicht denken, würden die Wähler übrigens nicht mit dem Bewerber fahren. Als Sohn eines Dorfschulmeisters von der alten Art, hat er seinen Beruf von vornherein ohne jede Schwärmerei, aber mit festem Willen ergriffen. Auf der Schule lernte er seine Sache, und von modischen Anfechtungen nicht beirrt, blieb er immer in gesunder Beschränkung auf das Nächstliegende. Seine Kommilitonen auf der Universität könnten wohl auch von diesem oder jenem Durchbruch sonst zurückgehaltener Jugendkraft erzählen, aber im allgemeinen hielt er sich streng an die vorgeschriebne Ordnung, machte rite seine Examina, war Hauslehrer und Hilfsprediger, bekam eine kleine Pfarre und heiratete. Seine Frau ist eine tüchtige Wirtin, die dem Eheherrn die sonntäglichen Bäffchen mit Genugthuung umlegt, freilich dem Fluge seiner Gedanken selbst dann nicht zu folgen vermöchte, wenn er es wünschte. Aber er wünscht es nicht, denn er hat keine, die irgendwie über das in Kollegien gehörte, nach Handbüchern wiederholte, aus Kirchenzeitungen und Konferenzberichten gelegentlich wiederaufgefrischte hinausgingen. Er hält sich an das Gegebne, Überlieferte, an dem er nie hat zweifeln wollen. Aber er ist ein ernster Mann, der ohne Sentimentalität die Bedürfnisse seiner Gemeinde versteht und befriedigt. Ein wenig gemütlos mag es ja wohl in dem Altenkirchner Pfarrhause zugehen. Phantasie und geistreiches Wesen sind ihm fremd, auch Humor und heitere Freudigkeit verschönen das Leben darin nicht, und wenn die vier frischen Jungen nicht wären und die Frau

bei aller haushälterischen Sparsamkeit nicht so gut „einzumachen“ und zu kochen verstünde, wäre es wohl manchmal nicht zum Aushalten. Aber tüchtige, achtungswerte Leute sind es. Nur der Gedanke, sich um die Stadtpfarre zu bewerben, hätte ihnen nicht kommen sollen, denn die paßt nicht für den Mann, dessen einseitiger und schwerfälliger Art das Besuchemachen und Schönthun nicht ansteht, und dem die unvermeidliche Aufregung, der Ärger, die Enttäuschung besser erspart bliebe.

Ein Bewerber ganz andern Schlages ist Pastor Mönchmeyer, obwohl er äußerlich der Richtung des Pastor Bläser angehört. Seine Auffassung des Christentums und seines Amtes ist erworben, nicht von vornherein gewollt. Er entstammt einem gläubigen Pfarrhause und folgte dem Wunsche seiner Eltern und einer langen Familienüberlieferung, als er sich dem geistlichen Berufe widmete. Er hatte manche nicht gerade an den Altar und auf die Kanzel führende Neigung, die erst zu überwinden war. Der Vater ließ ihm daher Zeit, sich zu finden. Vor allem das Vorbild des Vaters war es, das ihn bei dem einmal erwählten Berufe festhielt. In dem elterlichen Hause war bei allem Ernste der Sonnenschein vorherrschend. Es ging nicht so darin zu, wie wohl in manchen Pastorenhäusern, daß der vertrauliche Umgang mit dem Heiligsten den Sinn dafür abgestumpft und ein Duunddu mit dem lieben Gott herbeigeführt hätte, das so oft schließlich eine Art Augurenstimmung im Pfarrhause zur Folge hat. Die durchaus nicht aufdringliche Würde des Vaters und seine ernste Haltung vertrug sich gut mit einem heitern Humor und einem volkstümlichen Ton, der auch mit seiner Vorliebe für die Alten nicht im Widerspruche stand. Die Mutter war eine vielbegabte Natur; sie sang mit den Kindern einfache Weisen, erzählte unübertrefflich Familiengeschichten und beschäftigte ihre Phantasie auf eine ungesuchte und edle Weise, die den Menschen nicht mit dem Christen in Konflikt brachte. Das ungezwungne Landleben, eine gastfreie Art, sorgenfreie Verhältnisse ließen den Sohn stets mit vernünftigem Heimweh des Vaterhauses gedenken, und so kehrte er in allen Ferien am liebsten dahin zurück. Diese schöne Kinder- und Jugendzeit war es denn wohl auch wesentlich, die ihn an der Macht des Christentums über die Gemüter nicht irre werden und auch an der Form als etwa allzu rückständig nicht rütteln ließ. Wohl hatte er seine Kämpfe und Glaubensnöte bei den Prüfungen und der Ordination, aber was ihm selbst eine Thatsache und innere, gleichsam poetische Wahrheit war, ließ er sich auf die Dauer nicht wegvernünfteln und deuten, um so weniger, als er nirgends einen genügenden Ersatz für das religiöse Bedürfnis seines und, so schloß er, des Volksgemüts finden konnte. Ein eigentlich theologisches System hatte er nicht, und keines von den sich anbietenden befriedigte ihn, weder die sich mit der exakten Wissenschaft halbwegs auseinandersetzenden und paktirenden, noch die handfesten skrupellosen, wie Bläsers und seiner Gesinnungsverwandten. Er war

mehr Gemütstheologe, Poet. Er fand den einmal unabänderlichen Verlust einer lebendigen Volksüberlieferung, einer eignen Mythologie ausgeglichen durch die dem germanischen Geiste eigne Aufnahme und Aneignung des Bibelstoffs. Er hielt es deshalb für eine arge Frivolität, dem Volke auch das überlieferte Christentum zu nehmen und es so zum zweitenmale zu berauben, ohne die Hoffnung, es irgendwie entschädigen zu können. Denn aufgeklärte Einsicht in naturwissenschaftliche Vorgänge, Verbreitung der Kenntnisse überhaupt, eine geläuterte Morallehre mochte er dem großen, eigentlichen Volke nicht zutrauen und wollte diese schönen Dinge so wie so als Entschädigung für die Einbuße auf anderm Gebiete nicht gelten lassen. Wenn er nun schon kein eigentlich positiver Theologe war, so fühlte er sich noch weniger den liberalen Richtungen verwandt. Thatsächlich schloß er sich denn auch in allen Bethätigungen praktischen Christentums an die sogenannten Strenggläubigen an, weil er hier noch am besten seine Ideale von christlicher Liebesthätigkeit verwirklicht glaubte. Ein Greuel waren ihm freilich die alttestamentlichen Verbrämungen und Benennungen der von ihm mit geförderten Anstalten. Diese Siloahs, Bethesdas, Rehoboths schienen ihm von einer gesuchten und abgeschmackten Beziehungshascherei zu zeugen, die seinen Sinn für das Schlichte, Ungekünstelte und Deutsche oft empfindlich beleidigte. Innerlich stand er allein, ohne doch die nötige Festigkeit und Selbständigkeit zu haben, sich allen Halbheiten zu entziehen und ganz er selbst zu sein. Zu der Stadtpfarre hatte er sich seiner Mutter und seinen Schwestern zuliebe gemeldet, die nach dem Tode des Vaters in die Stadt gezogen waren. Viel Hoffnungen machte er sich nicht, und er hatte auch nur geringe Aussichten, obgleich sich nicht wenige für den begabten und liebenswürdigen jungen Geistlichen verwandten, dessen Art etwas so angenehm uninteressirtes und selbstloses hatte. Er machte nur die allernotwendigsten Besuche und bereitete sich in der Stille auf seine Wahlpredigt vor.

Peinlich war ihm, daß sich ihm in dieser Zeit der gemeinsamen Bewerbung ein Mitstreiter freundlich zu nähern suchte, den er schon von Universitäten her kannte und nie hatte leiden können. Diese auf einmal aufgewärmte Freundschaft hatte auch etwas befremdliches; sie erinnerte an die Erfahrung, daß junge Menschen bei den Huldigungen, die sie einer und derselben Tanzstundenschönheit entgegenbringen, gern rudelweise oder doch wenigstens zu zweien aufzutreten lieben, obgleich getrenntes Vorgehen innerlich begründeter wäre. Hier mochte der Fall wohl weniger harmlos liegen, denn der Pastor Fehleisen war doch nicht mehr ganz so grün und unerfahren, und auch so neidlos nicht, daß er sich des Sieges des angeblich befreundeten Mitbewerbers gefreut hätte. Vielleicht wollte er von den Bemühungen und Verbindungen des Genossen profitiren, vielleicht auch nur dessen Aussichten zu überblicken Gelegenheit haben, um die seinigen darnach zu ermessen. Pastor Fehleisen war ein ungemein vielseitiger Mensch, in allen Sätteln gerecht, weltmännisch gewandt.

Er kleidete sich nicht so, daß man ihm seinen Stand auf die weiteste Entfernung gleich hätte ansehen können. Auf Universitäten hatte er einer christlichen Studentenverbindung angehört, von der er sich aber später lossagte aus Gründen, die nie so recht klar wurden. Man wußte auch nicht genau, welcher Richtung er sich eigentlich zurechnete. Er war mit allen gut Freund, ging zu allen Amtsbrüdern in die Kirche und hatte jedesmal „ungemein viel davon gehabt," nicht nur nach der rednerischen Seite hin. Er war nicht durchsichtig, man wußte nicht recht, wovon er sich geistig nährte. Er sprach mit den philosophisch angehauchten Amtsbrüdern und den Ritschlianern unter ihnen eingehend über metaphysische Probleme und Kant, erörterte aber ebenso gewandt die Mittel und Wege, den Gemeinden mehr Sinn für kirchliches und christliches Leben einzuflößen. Zu der Wahlstelle hatte er sich gemeldet, obwohl er mit der Tochter eines Konsistorialrats verheiratet war. Er liebte mit den Litteraturbedürftigen die Bücher, selbst Gedichte, und half dem benachbarten Oberamtmann eine mächtige Pfirsichbowle in fröhlichster Gesellschaft leeren. So fehlten ihm nicht sympathische Züge, und doch hatte er keinen Freund. Selbst kinderlos, verzog er andrer Leute Kinder mit Sachverständnis und Ausdauer, ohne daß diese ihm sonderlich nachgelaufen wären; er bemühte sich um sie. Er hatte kühle, feuchte Hände und rauchte nicht, zeigte sich aber immer bereit, seinen Besuchern, wo es anging, mit einer Cigarre zu dienen, und vergaß auch nicht, wie so viele Nichtraucher, ihnen Feuer anzubieten. Auch mit geringen Leuten konnte er gut fertig werden, und auf verstandesmäßigem Wege fand er ihre oft umschriebnen und verhüllten Anliegen und Bedürfnisse schnell heraus, was Amtsbrüdern, die vielleicht gemütswärmer waren, oft nicht gelingen wollte.

Pastor Fehleisen hatte den nicht übeln Einfall, seine Mitbewerber vor der Wahl, wie weiland Tyndareus die Freier seiner schönen Tochter Helena, für alle Fälle zu freundschaftlichen Gefühlen zu verpflichten, die vor der Entscheidung durch eine kleine, von keiner Enttäuschung verbitterte Vorfestlichkeit besiegelt werden sollten. Doch Pastor Bläser zeigte keinen Sinn für solche Allotria. Er hätte es nicht über sich gewinnen können, den vielleicht aussichtsreichern Mitstreitern neidlose Teilnahme zu heucheln. Aber auch der sechste der Bewerber wollte sich für die Vereinigung nicht gewinnen lassen, der Pastor Wollmann, ein ernster Mann von wenig geselliger Lebenshaltung. Er war, ohne Charlatan zu sein, eine Art sozialpolitischer Dr. Eisenbart, der sich in die soziale Frage vertieft hatte und nun für alle Schäden der menschlichen Gesellschaft ein Mittel ausfindig gemacht hatte oder doch suchte. Er saß auf einem entfernten Dorfe und dachte sich von hier aus in die Mißstände und Ungeheuerlichkeiten der gährenden, brausenden Welt hinein, die sich ja auch im kleinen in seinem Lebenskreise geltend machten. Die Wohlhabenden seiner Gemeinde wollten ihn nicht verstehen und klagten über Aufhetzung der Ab-

hängigen, und den Kleinen und Verkümmerten wirkten seine Mittel nicht schnell genug. Er beteiligte sich nun auswärts an Kongressen und Verhandlungen und hatte den Wunsch, in einer großen Stadt unmittelbar auf größere Kreise einzuwirken, denn er hielt das geistliche Amt an erster Stelle für berufen, in dieser neuen Zeit mit dem wieder klug gewordnen Salze des göttlichen Wortes die Ausgleichung der Gegensätze zu fördern, das Evangelium von neuem eine wirkliche Macht in der Welt werden zu lassen. Er geriet natürlich häufig in Konflikte. Denn seine fast Tolstoischen Gedanken und Äußerungen stießen nur zu hart und oft an die engen Schranken der Gesellschaft und der Kirche, für deren verordneten Diener sich manche seiner freimütigen Bekenntnisse und Zugeständnisse nicht recht schicken zu wollen schienen. Es konnte nicht fehlen, daß er sofort von der Partei in Anspruch genommen wurde, deren unterwühlende Thätigkeit er von Hause aus und im Grunde seines Herzens zunächst bekämpfen wollte. Eine Neuordnung der Dinge schwebte ihm vor, zu deren Verwirklichung er eine Gefolgschaft bereit sah, die er nicht wollte, und seine eigentlichen und ursprünglichen Verbündeten wollten ihm nicht folgen, wo sie ihn grundlose, gefährliche Wege einschlagen sahen. Seine Lage hatte etwas tragisches; er mußte in ihr ohne sittliche Schuld unfehlbar äußerlich zu Grunde gehen oder einlenken und sich untreu werden.

Es sollten nun die Wahlpredigten abgehalten werden, und so wurden die Sonntage und die Reihenfolge der Prediger ausgelost. Der Pastor Wesche zog den ersten Sonntag und den Text vom ungerechten Haushalter. In der Nacht, die dem wichtigen Tage der Wahlpredigt vorherging, hatte er einen schweren Traum. Seine Gedanken gingen wirr durch einander, und es verwoben sich die sonderbarsten Vorstellungen. Die Sakristei, in der er sich zu befinden glaubte, gestaltete sich zu einer Speisekammer, sie hing voller Würste, Speckseiten und Schinken wie ein Schlächterladen, und auf mächtigen Regalen standen die ägyptischen Fleischtöpfe. Vor der Thür hielten die Sonntagsschullehrerinnen Wacht, hübsche Mädchen und ältliche Jungfrauen, aber sie waren alle eingeschlafen, und ihre Sorglosigkeit wurde, ohne daß er eingreifen konnte, von flinken Gesellen ausgenutzt, die über ihre Köpfe hinweg die Vorratskammern leerten und Würste und alle Kostbarkeiten draußenstehenden Genossen zuwarfen, wobei einer von den großen Töpfen krachend entzweiging. In Schweiß gebadet erwachte er; er hörte noch das letzte Rasseln der fürsorglich auf dem Nachttischchen aufgestellten Weckuhr. Erschreckt sprang er auf, und er bedurfte einiger Zeit, sich zu erholen. Die noch bis zum Beginn des Gottesdienstes übrigen Stunden verbrachte er mit Wiederholung seiner Predigt, dann ging er, einigermaßen gefaßt, frühzeitig in die Kirche. Er sah die Sonntagslehrerinnen, deren pflichtwidriger Schlaf ihn so geängstet hatte; sie lächelten ihm freundlich und ermutigend zu, sodaß er fröhlichern Sinnes wurde. Seine Braut hatte zur Wahlpredigt kommen wollen, aber er hatte sie unter allerlei

Vorwänden davon abzuhalten gewußt, denn er hielt es nicht für nötig, seinen Mangel so vor aller Augen lebendig vorzuführen. Schlecht und recht sang er die Liturgie, schlecht und recht hielt er seine Predigt, in der er hübsch bei der Stange blieb, gefährliche Klippen des Textes mied und sich so mit den Zuhörern seiner Art auseinandersetzte. Nach dem Amen verblieb er noch eine Weile in stummem Gebet auf der Kanzel, was für sehr angemessen gehalten wurde. Als der Gottesdienst zu Ende war, begrüßte er einige der ihm näher bekannten Kirchenratsmitglieder, die ihm bedeutungsvoll und mit Wohlwollen die Hand drückten. Er glaubte auf einen schönen Erfolg zurückblicken zu können und gönnte sich deshalb zu Tische einige Extragenüsse. Aber wie leicht konnte der günstige Eindruck durch die folgenden Redner verwischt werden! Die Wirkung einer Predigt schien zu flüchtig und wenig nachhaltig. Daher ließ er in den nächsten Wochen alle Zauber seiner volkstümlichen Natur spielen. Er legte sich jetzt förmlich aufs Besuchemachen, Händedrücken, Kinderstreicheln, Lächeln, Blinzeln, Zuraunen, Nachsprechen, Satzabfangen und -beendigen.

Es fügte sich, daß die zweite Predigt der Pastor Mönchmeyer zu halten hatte, und zwar über die Stelle: „Denn welche der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder. Denn ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen" u. s. w. Er war in der Stadt bei seiner Mutter abgestiegen; sie und die Schwestern behandelten ihn mit einer stillen Feierlichkeit, sodaß ihn die geräuschlose Rücksicht auf seine Gemütsverfassung im Innersten rührte. In der Nacht träumte ihm, er gehe in dem hohen Säulengange einer Kirche umher. Ernst und feierlich blickten die Kruzifixe und die Bilder von den Wänden zu ihm hernieder. Vor dem Hochaltar brannten große Kerzen, und überirdischer Orgelklang durchtönte die mächtigen Räume, daß ihm ganz wohl und weh wurde. In den bunten Fenstern brach sich helles Licht in allen Farben, und die Gewölbe dehnten sich in immer weitere Fernen. Und nun füllten sich auch die Schiffe mit Andächtigen, die auf die Kniee fielen und feierliche Weisen sangen. Geistliche sah er nicht, alle schauten zu dem gewaltigen Kruzifix auf und zu dem immer heller strahlenden Leuchter auf dem hohen Chor. Als er erwachte, drang blendendes Sonnenlicht durch das offne Fenster in sein Schlafgemach. Trotz der Frühe stand er auf. Eine wunderbar gehobne Stimmung verleidete ihm den Schlaf. Er trat in das kleine Gärtchen hinter dem Hause. Dort auf- und abgehend schlug er sich in der frischen Luft alle ehrgeizigen Gedanken aus dem Sinn und fand sich schon jetzt endgiltig mit seinem wahrscheinlichen Mißerfolg ab. So war er in den entscheidenden Stunden mit freudigem Ernst bei der Sache und gefiel allgemein. Indem er jede Beeinflussung der Wähler verschmähte, reiste er auf sein Dorf zurück und wartete dort getrost und geduldig auf die Entscheidung, die ihm nun nichts mehr anhaben konnte.

Auch Bläser, der als dritter an die Reihe kam, hatte in der Nacht vor

der Wahlpredigt einen Traum. Er sah sich wieder vor die Prüfungskommission gestellt, in bänglicher Stimmung. Würdige Männer, an die er auch sonst immer nur mit einem geheimen Schauder dachte, stellten quälende Fragen an ihn, verlangten lange Begriffsentwicklungen, die er seiner Zeit auswendig gewußt, jetzt aber längst vergessen hatte, und wollten die entlegensten Thatsachen aus dem ersten Teile der Kirchengeschichte wissen. Dabei schüttelten sie unwillig die Köpfe und machten drohende Mienen. Dann wurden sie zu schwarzbefrackten Oberkellnern, gleich denen in dem vornehmen Gasthause, wo er in einer vorübergehenden Regung von Weltsinn abgestiegen war. Ihre wegwerfende Art und ihr spöttischer Gesichtsausdruck reizten und peinigten ihn, sodaß er beunruhigt erwachte und die gewohnte Festigkeit den ganzen Morgen nicht recht wieder gewann. Dabei hatte er sich aus seinem Text besonders die Worte entnommen: „Darum, wer sich lässet bedünken, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle," und hatte sich für seine Predigt vieles über die Versuchungen zurechtgelegt, während doch für ihn bei seiner fertigen, zugeknöpften und abgeschlossenen Art die meisten Versuchungen nur Begriffe und Worte waren und lediglich homiletische Bedeutung hatten. So sprach denn auch seine etwas trockne und nüchterne Predigt nicht an. Er reiste ab in dem Gefühle, für seine vier Jungen sein Möglichstes gethan zu haben.

Pastor Eiche hatte eine fein durchdachte und auf sein Publikum gut berechnete Predigt mitgebracht. Er sollte über die mancherlei Gaben und den einen Geist sprechen. Seine Darlegung gipfelte darin, daß er das Evangelium zeitgemäß verstanden wissen wollte, und so wurde ihm unwillkürlich unter den Händen der eine Geist zum Zeitgeist. Das war denn für die Masse der Gebildeten und Aufgeklärten eine wahre Herzensfreude, denn an Zeitgeist fehlte es ihnen nicht, und der arme Bläser mit seinen Warnungen vor Selbstgerechtigkeit und Sicherheit trat ganz in den Hintergrund.

Aus Pastor Wollmanns Predigt wußte die versammelte Gemeinde gar nichts zu machen. Sie störte doch gar zu arg die Gemütlichkeit und die sonntägliche Stimmung mit ihren Aussichten auf ein gutes Mittagessen und eine kleine Whistpartie. Für eine Wahlpredigt eigneten sich in einer Gemeinde, deren Kirchgänger doch wesentlich den behäbiger gestellten Familien angehörten, seine Ausführungen über den Pharisäer und den Zöllner gar nicht. Man hatte ja von mancher Seite die Bewerbung des durch sein sozialpolitisches Auftreten bekannt gewordnen Geistlichen mit einem gewissen Interesse verfolgt. Die Kirche war auch bis auf den letzten Platz gefüllt, und seine Erscheinung fesselte anfangs sichtlich. Als er aber im Verlaufe seiner Predigt die besitzenden und gebildeten Klassen allmählich in die Rolle des Pharisäers drängte und den Arbeitern, Arbeitslosen und Notleidenden mehr und mehr die sympathische des Zöllners zuteilte, hatte er verloren. Denn die Zöllner, die er sich durch eine schiefe Wendung seines Textes geschaffen hatte, waren gar nicht in der Kirche

und gewiß nicht unter den Wählern. Als er das Amen gesprochen hatte, kam er so gut wie nicht mehr in Betracht. Seine Predigt hatte übrigens noch ein Nachspiel in der Presse, die bisher nur registrirend von den Wahlpredigten Notiz genommen hatte.

Am letzten Sonntag hatte Pastor Fehleisen zu predigen. Er träumte in der Nacht nichts, hielt aber dafür eine desto eindrucksvollere Predigt. Glatt und in gewissem Sinne glänzend entledigte er sich seiner Aufgabe. Aus seinem Texte hatte er sich die Worte: „Denn der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig" ausgewählt und sprach nun darüber, ohne sich zu erhitzen, mit Geist und Geschmack fünfundzwanzig Minuten lang. Nach deren Verlauf stand es bei den Stimmberechtigten, die nicht auf die Wahl des Pastor Wesche eingeschworen waren, fest, ihn und keinen andern zu wählen. Denn soviel war durch die häufigen Vorbesprechungen, bei denen freilich Vorvorbesprechungen das meiste thaten, festgestellt, daß es keiner der übrigen auch nur annähernd mit ihm und Wesche aufnehmen konnte. Die Fürsprecher Eiches hatten es durch aufdringliche Überschätzung ihres Einflusses verdorben; Bläser und Wollmann kamen überhaupt nicht ernstlich in Betracht, da sie thatsächlich nur durch äußerliches Zugeständnis auf die Wahlliste gekommen waren, und Mönchmeyer hatte schließlich nur die Stillen im Lande für sich, die für ihre Sache nichts thun, sondern alles dem lieben Gott anheimstellen.

So wurde denn Pastor Fehleisen von den durch die Not vereinigten Minderheiten mit zwei Stimmen Mehrzahl gewählt, an erster Stelle vorgeschlagen und auch bestätigt. Unter großem Zulauf hielt er seine Antrittspredigt. An den folgenden Sonntagen fanden sich viele Glieder andrer Gemeinden ein, die einen Seelsorger nach ihrem Herzen suchten. Man lobte und tadelte den neuen Pastor in Gesellschaften, und bald gehörte er zu dem eisernen Bestande der städtischen Intelligenz, von dem nicht mehr gesprochen wird. Die Wähler hatten ihre Schuldigkeit gethan und konnten nun wieder ihr durch so und so viele Wahlpredigten auf eine Reihe von Jahren befriedigtes Gemüt Sonntags anderweitig ergötzen.

Aber auch die Kirchenbesucher, denen es um eine besondre Erbauung zu thun ist, blieben weg. Frau Pastor Mönchmeyer mit ihren Töchtern geht nie wieder in die Kirche, auf deren Kanzel sie so gern ihren Sohn stehen sähe. An Festtagen ist die Kirche übervoll, während an gewöhnlichen Sonntagen auch bei Beginn der Predigt noch mancher Platz zu haben ist. Die alten Mütterchen aus den Beginenhäusern haben wie immer ihre Plätze nahe bei der Kanzel inne, singen mit zitternden Stimmen aus mächtigen Gesangbüchern, in denen große Hornbrillen die Stelle von Lesezeichen versehen, und lassen die Predigt an ihren müden Sinnen vorübergleiten. Die Sonntagsschullehrerinnen unterrichten unter Pastor Fehleisens rühriger Leitung nach wie vor die kleinen Mädchen und Jungen, und nach wie vor bleiben deren Mütter

und Väter Sonntags in ihren dumpfen Häusern und Stuben, denn sie wollen von dem Geistlichen nichts wissen, der in dem herrlichen Bau der Marienkirche so schön zu reden weiß und doch, wie sie meinen, nur für die Reichen, nicht für sie da ist.

Von den Brettern, die die Welt bedeuten

(Schluß)

ie Theateragenten haben sich mit vollem Verständnis für die Bedingungen, die ihr Geschäft in Flor erhalten, nicht nur die Lieferung der Arbeitskräfte, sondern auch des Arbeitsstoffes gesichert, um so das deutsche Theater vollständig zu knebeln und ungehindert aussaugen zu können. Neue Stücke werden vom Direktor nicht gesucht, sondern er erhält sie vom Agenten zugesandt. Ist ein Stück erst in Berlin glücklich durchgebracht, so braucht sich der Agent um sein Fortkommen in der Provinz nicht mehr den Kopf zu zerbrechen. Seine ganze Sorge ist es nun, den Verfasser an sich zu fesseln. Zu diesem Zwecke muß er auch für den Verfasser Tantiemen aus dem Stück herausschlagen, die in keinem richtigen Verhältnis mehr zu der geleisteten Arbeit stehen. Nirgends ist der Abstand zwischen der Bezahlung einzelner Glückspilze und dem kümmerlichen Verdienst der Tagesarbeiter so himmelschreiend wie auf dem Gebiete der Kunst. Die Honorare, die Sudermann und Mascagni, die Gagen, die einzelne Tenöre und Primadonnen erhalten, können nur dadurch aufgebracht werden, daß die große Masse der niedern Arbeitskräfte von den Vermittlungsstellen in Berlin aus in der rücksichtslosesten Weise ausgebeutet wird. Die sozialdemokratische Presse schlägt Lärm um jede Aktiengesellschaft, die 10 oder 20 Prozent Dividende verteilt. Es würde ein hübsches Bild herauskommen, wenn man den Verdienst in Dividendenform ausrechnen könnte, den die Blutegel einheimsen, die das deutsche Theater aussaugen.

Die Vormundschaft, die Berlin über die Provinzen ausübt, zeigt schon, wie verständnislos unser Theaterpublikum geworden ist. In jeder Vorstellung kann man die Trägheit und Schwerfälligkeit der großen Masse beobachten. Sie hat keine innerlichen Beziehungen zur Bühne, läßt sich vorspielen, was gespielt wird, und lacht, wenn es ihm jemand vormacht. Allzu fein darf aber ein Witz nicht ausfallen, sonst geht er wirkungslos vorüber.

Ist das Publikum dümmer geworden, so darf man freilich andrerseits nicht vergessen, daß auch nichts geschieht, es zu besserm Kunstverständnis zu

erziehen. Durch eine sorgfältige Auswahl des Spielplans könnte der Geschmack nach und nach wohl wieder gehoben werden, aber die Bühnen können nach Lage der Dinge nichts dazu thun. Es hängt ihnen ein schwerer Klotz am Bein: das ist die Oper. Richard Wagner wollte die Oper zum Kunstwerk par excellence befördern, das dann vornehm Musikdrama heißen sollte, und er hat es erreicht — ohne Absicht natürlich —, daß das Theater infolge der schweren Belastung durch die Oper auf den Rang eines Zirkus herabgesunken ist. Wagner hat bis zu seinem Tode die Herrschaft auf der deutschen Bühne geführt. Bei seinem Tode aber hat er diese Herrschaft nicht einer begabten Persönlichkeit hinterlassen, sondern der dramatischen Gattung, die er vertrat, der Oper. Und da diese ihrer Natur nach ganz und gar nicht befähigt ist, der Beherrscher der Bühne und damit der Bildner des Geschmacks zu sein, so ist das Theater rasch verfallen.

Unsre Klassiker hielten mit Lessing das Drama für die höchste Gattung der Poesie. Denn während die andern Gattungen der Dichtkunst gesprochne oder geschriebne Laute als Ausdrucksmittel benutzen, verwendet das Drama den Menschen selbst, den handelnden und redenden Menschen. Damit ist die höchste Stufe der Ausdrucksfähigkeit erreicht, über die die Kunst im allgemeinen nicht hinauskann. Die Oper nun unternimmt es, die Ausdrucksfähigkeit an einzelnen Stellen zu steigern, indem sie die Worte singen läßt und eine begleitende Instrumentalmusik hinzufügt. Die künstlerische Wahrheit kann dadurch in der That gesteigert werden, an solchen Stellen nämlich, die unser Gefühl stark erregen sollen; denn nichts ist imstande, so unmittelbar auf unser Gefühl zu wirken, als Musik. In der Kerkerszene des Fidelio z. B. wird es der Wirkung sicher keinen Eintrag thun, daß es der Naturwahrheit nicht entspricht, Menschen in solcher Lage singen zu lassen, noch dazu mit Musikbegleitung. Es ist aber sehr bemerkenswert, daß Beethoven auf dem Höhepunkt der Szene, bei den Worten „Töt erst sein Weib," die Begleitung schweigen und allein die Menschenstimme wirken läßt. Nirgends zeigt sich so überraschend gerade in der Beschränkung der Meister. Jede Oper muß aber auch zahlreiche Stellen enthalten, an denen unser Gefühl nicht so stark in Bewegung ist, daß nicht der Verstand die Verletzung der Naturwahrheit durch Gesang und begleitende Musik wahrnähme. Wo sich aber der Verstand einer solchen Verletzung bewußt wird, da ist es eben auch mit der künstlerischen Wahrheit, mit der Harmonie unsers Empfindens vorbei. In der erwähnten Kerkerszene löst sich nach dem bekannten Signal die Spannung unsers Gefühls, und zum Schluß lauschen wir dem Jubel der wiedervereinten Gatten zwar noch mit demselben Anteil, aber doch mit weit größerer Ruhe als in den vorhergehenden stürmischen Auftritten. Dieser Jubel nun, der in der großen Leonorenouvertüre so wunderbar ausgedrückt ist, erhält entschieden einen Stich ins Komische durch die ewige Wiederholung der Namen Leonore und Florestan.

Lauteten die Worte des Textes anders, so ließe sich eine Steigerung durch Musik denken. Aber den Namen einer Person nennen, um ihr zärtliche Neigung zu erkennen zu geben, das ist ein Ausdrucksmittel, das gerade durch seine Einfachheit wirkt und keine Steigerung zuläßt, ohne in Unnatur umzuschlagen. Wenn das glückliche Paar nach der Verwandlung wieder erscheint, kann man sich des Gedankens nicht enthalten: Ob die beiden wohl da unten bis jetzt weiter gesungen haben: Leonore, Florestan? Solche Stellen, wo die Verletzung der Naturwahrheit auch die künstlerische Wahrheit verletzt, sind bei keiner Oper zu vermeiden; daher ist keine Oper imstande, eine harmonische Wirkung auf unser Gefühl auszuüben. Das wußten die alten Meister recht wohl und gaben sich deshalb auch keine Mühe, aus der Oper mehr zu machen, als daraus zu machen ist. Mozart komponirte seine wirksamsten Opern zu Texten, die entweder sehr leichte oder ganz wertlose Ware sind. Im Scherz läßt man sich ja eine Verletzung der Wahrheit eher gefallen, und bei einem schlechten Werke kann sie nichts mehr verderben.

Trotz dieses Mangels kann die Oper sehr wohl bildend auf den Geschmack einwirken, solange sie ihn nicht ausschließlich bilden will. Führt aber eine solche, nicht vollwichtige Kunstgattung die Herrschaft, so muß sie den Geschmack des Publikums ebenso verderben, wie der litterarische Geschmack dadurch gesunken ist, daß man Hilfswissenschaften wie Textkritik, Quellenstudium und Erforschung der Lebensverhältnisse des Dichters zur eigentlichen Wissenschaft von der Litteratur gestempelt hat. Wagner wollte die Oper zu einem vollwichtigen Kunstwerk erheben, er wollte Ausdrucksfähigkeit von Wort und Geberde in jedem Augenblick durch Musik steigern. Er hat sie auch an einzelnen Stellen, wie im ersten Akt des Lohengrin vor dem Erscheinen des Schwans, in hohem Maße gesteigert. Aber man halte dagegen folgende Stelle aus der ersten Szene des Lohengrin:

> Als Kampfes Preis gewann ich Frieden auf
> Neun Jahr, ihn nützt' ich zu des Reiches Wehr;
> Beschirmte Städt', und Burgen ließ ich baun,
> Den Heerbann übte ich zum Widerstand.

Mit diesen Worten wendet sich König Heinrich lediglich an den Verstand seiner lieben Männer von Brabant, und keine Musik der Welt kann mit diesen trocknen Versen zu einer harmonischen Wirkung verschmolzen werden. Denn jede Musik wendet sich an das Gefühl, lenkt also die Aufmerksamkeit davon ab, worauf sie gerichtet sein soll, nämlich auf das Zweckmäßige von Heinrichs Maßregeln. Und nun vollends der Ring des Nibelungen! Da behandeln ganze Seiten des Textes Dinge, bei deren Nennung unser Gefühl völlig tot bleibt. Und damit soll sich die Musik zu einem einheitlichen Kunstwerk verbinden, das über dem gesprochnen Drama steht? Es ist wahr, auch die Zauberflöte enthält des Unsinns genug, aber bei der Zauberflöte betrachtet

man den Text als notwendiges Übel und verbindet mit der Musik eine ideale Handlung, die den Versen Schikaneders keine Spur ihres Daseins verdankt. Wagners Musik dagegen erhebt den Anspruch, nur im Zusammenhang mit der Handlung des Textes genossen zu werden, sie verlangt von ihren Zuhörern, daß sie als ein Ganzes auffassen, was kein Ganzes ist und nie sein kann, und hat dadurch das Urteil unsers Theaterpublikums so gründlich in die Irre geführt, daß kaum noch etwas davon zu sehen ist. Von den vielen bösen Zeichen des Verfalls seien hier nur zwei hervorgehoben. Das eine ist das Schicksal von Ignaz Brülls Oper „Das goldne Kreuz." Wenn sich ein Werk, das so recht dazu geschaffen war, eine Volksoper zu werden, auf dem Spielplan unsrer Provinzialbühnen nicht ebenso einbürgern konnte wie etwa „Zar und Zimmermann" oder „Undine," so liegt das nicht an dem Werke, sondern nur an der Zeit, wo es erschien. Das zweite Zeichen ist umgekehrt die Volkstümlichkeit einer andern Oper, der Cavalleria rusticana. Ich leugne nicht Mascagnis Begabung; noch weniger, daß er für seine Oper den dankbarsten Stoff und den geriebensten Verleger gefunden hat, den er hätte finden können. Aber ein Publikum von minder verwildertem Geschmack hätte die Bedeutung eines Werkes, das al fresco mit dem Maurerpinsel malt, wohl auf etwas niedrigerer Stufe eingeschätzt, ihm mindestens keinen Erfolg bereitet, wie sich ihn Wagner nie hat träumen lassen.

Aber der Rattenfänger von Bayreuth hat nicht nur die Komponisten und das Publikum in den Sumpf gelockt, sondern auch die Darsteller. Er wollte mit dem Kunstwerk etwas leisten, was die Leistungsfähigkeit der Kunst übersteigt, folglich mußte er auch an die Sänger übertriebne Anforderungen stellen. So entstand das anspruchsvolle Geschlecht der „Wagnersänger," unter denen sich, solange Wagners Opern verhältnismäßig selten gegeben wurden, sehr beachtenswerte Künstler befanden. Aber dann kam der Umschlag. Auch die mittlern und kleinen Provinztheater wollten ihre „Wagneraufführungen" haben, und allerwärts drängte sich die Oper in den Vordergrund. Die Leute wollten etwas hören und etwas sehen, und wenn die Direktoren ihre Häuser füllen wollten, so mußten sie sich eine Oper zulegen. Aber das war ein teures Vergnügen. Vor allem wollten doch die Herren Agenten von der neuesten Geschmacksverirrung des Publikums Nutzen ziehen, und sie schraubten die Honorare immer mehr in die Höhe, bis sie Herr Sonzogno auf eine Höhe gebracht hat, vor der einem anständigen Menschen schwindlig wird. Dazu kamen dann noch die laufenden Ausgaben für Orchester, Chor und Ausstattung. Wo soll da noch Geld für die Hauptsache, für tüchtige Darsteller, übrig bleiben? Das erste Erfordernis ist ein Tenor, der das hohe C singen kann. Außerdem muß die Stimme „Kraft und Fülle" haben, das heißt, er muß gelegentlich schreien können, daß die Kulissen wackeln. Ob er etwas von dem versteht, was er im Gesang ausdrücken soll, wer fragt darnach? Wenn

er nur seiner Sache sicher ist, damit der Kritiker des Tageblatts nicht schreiben kann, er habe in seiner großen Arie zu tief eingesetzt. So etwas bringt in Mißkredit, weil die große Menge den Fehler überhört. Tremoliren dagegen ist gestattet, denn das merkt jeder, und niemand legt sonderliches Gewicht darauf, wenn es der Kritiker auch bemerkt. Wie der gefeierte Liebling des Publikums spielt? Wen kümmert das! Spielte er auch noch schlechter, als es Emil Götze in seiner besten Zeit beliebte, vergöttert wird er doch. Gelingt es dem Direktor nun noch, auf irgend einem Konservatorium eine stattliche Primadonna mit einigen Stimmmitteln und eine gute Altistin — da thuts die Erscheinung allein nicht — aufzutreiben, so kann er die schwierigsten Sachen geben, und meistens thut er das auch, mögen die übrigen Kräfte auch unter dem Mittelmaß stehen. (Daß der Chor der elendeste Handwerkssingsang ist, versteht sich von selbst.) Da das Publikum mit der erbärmlichen Kost zufrieden ist, die ihm unsre Opernbühne vorsetzt, so wäre weiter nichts dazu zu sagen. Aber nun höre man sich einmal in einem Provinzialtheater, das den Mut hat, Tannhäuser, Tristan und Isolde und Aida aufzuführen, den Figaro oder Don Juan, oder eine der feinen französischen Spielopern an! Wer Sinn für Witz und Poesie hat, der möchte hinausgehen und weinen, wenn er sieht, wie roh da die goldnen Fäden von plumpen Händen heruntergehaspelt werden. Lärm machen, die faustdicken Effekte der „Cavalleria“ noch dicker auftragen, das können unsre Sänger und Sängerinnen; manche von ihnen können sogar singen. Aber eine geistreiche und gemütvolle Musik geistreich und gemütvoll wiedergeben, das verlange man nicht von ihnen. Verlangt es denn auch jemand? Das große Publikum sicher nicht.

Ist es richtig, daß an der Verwilderung des Geschmacks hauptsächlich die Oper schuld ist, so ist es auch klar, auf welchem Wege allein dem Übel abgeholfen werden kann: die Herrschaft der Oper muß gebrochen werden. Das geschieht aber nicht durch schöne Worte, sondern nur durch ein sehr prosaisches Mittel: durch Geld. Wie die Dinge jetzt liegen, muß die Oper das Theater ernähren. Soll also das Theater von der Oper unabhängig werden, so muß man Geld schaffen. Und wer das zu schaffen hat, das ist ebenfalls klar: die Stadt, die ein Theater ihr eigen nennen will. Aber es ist merkwürdig: handelt es sich um Gas- und Wasserleitung, um Kanäle oder Pferdebahn, um Badeanstalt oder Volkskaffeehaus, kurz um das leibliche Wohl der Bürger, so ist von den Stadtvertretungen immer Geld zu haben; kommt aber das geistige Wohl der Bürgerschaft in Frage, so ist auch der einsichtsvollste Stadtverordnete nicht zu haben. Da heißt es kurz und bündig: das Theater dient dem Vergnügen, und fürs Vergnügen der Bürgerschaft zu sorgen ist nicht unsre Sache. Diese Anschauung ist grundverkehrt. Das Theater ist eine Kulturmacht, die zur Zeit auf den guten Geschmack und die gute Sitte

verbildend einwirkt. Aus der Welt schaffen kann man diese Macht nicht, also muß man ihrer bildenden Kraft eine solche Richtung zu geben suchen, daß sie Geschmack und gute Sitte fördert. Dazu ist der erste und notwendigste Schritt, daß man das Theater von dem schlechten Geschmack unabhängig macht. Aber da heißt es dann: Was hilft es, daß wir unserm Theater eine Unterstützung bewilligen! Wenn keine Opern und keine Schau- und Schauerstücke gegeben werden, geht doch niemand hinein! Das ist genau so thöricht, als hätte man vor 50 oder 75 Jahren sagen wollen: Was nützt es, höhere Schulen zu unterhalten! Die Mehrzahl der Kinder geht ja doch in die Volksschulen! Bildung, Geschmack und gute Sitte finden ihre Pflege nicht bei der großen Menge. Wenn die Theater erst in den Stand gesetzt sind, weniger auf die große Menge als auf die wenigen Rücksicht zu nehmen, die ins Theater gehen, um dort die beste Erholung zu suchen, die der gebildete Mensch — der Mensch, dem Bildung nicht allein im Kopfe, sondern auch im Herzen steckt — finden kann, dann wird sich von diesen wenigen, die in allen Volksschichten vertreten sind, sicherlich eine Läuterung des künstlerischen Geschmacks auch über weitere Kreise verbreiten. Ich wüßte auch nicht, wie sie anders kommen sollte. Ich meine aber auch, eine mittlere Provinzialstadt, deren Haushalt mit Millionen rechnet, und die für ihre Schulen jährlich Hunderttausende ausgiebt, könnte wohl einige Zehntausende jährlich für ihr Theater erübrigen. 25000 Mark etwa bedeuten für ein Theater, das keine ständige Oper zu unterhalten hat, schon eine recht hübsche Beihilfe.

Man wird mich hoffentlich nicht so weit mißverstehen, als wollte ich für völlige Ausschließung der Oper eintreten. Ich meine nur, das Schauspiel sollte vorherrschen, ihm sollte die Unterstützung, die wohl noch recht lange ein schöner Traum bleiben wird, zuerst zu gute kommen. Wo sich daneben eine Oper halten kann — wo es nicht der Fall ist, kann sie durch eine Monatsoper ersetzt werden —, da mag man sie halten. Aber auf dieser Opernbühne müßten nicht die „Musikdramen," sondern die klassischen Opern, die deutschen und französischen Spielopern, die ältern Opern Wagners den Spielplan beherrschen; auch Offenbach brauchte darin nicht zu fehlen, denn er ist als Musiker immer noch besser als Strauß und Millöcker. Und wenn ich für Offenbach bin, so wird man wohl auch nicht glauben, ich dächte mir den Spielplan einer idealen Schaubühne lediglich von klassischen Dramen beherrscht. Gott bewahre! Richtige Abwechslung ist das erste Erfordernis jedes Spielplans, und dabei darf natürlich auch derbe Kost nicht fehlen, wenn sie nur gesund ist. Sich recht von Herzen satt zu lachen, das hat noch keinem Menschen geschadet.

Gewährt eine Stadt ihrem Theater eine Unterstützung, so hat sie auch das Recht einer Einwirkung auf die Verhältnisse des Theaters. Nicht etwa auf die künstlerische Leitung. Da ist es lediglich ihre Sache, einen tüchtigen

Direktor zu finden, der muß frei schalten und walten können. Auch nicht in dem Sinne, daß die Mitglieder der Theaterkommission oder ihre Söhne sich auf den Proben oder abends bei den Aufführungen hinter den Kulissen herumdrücken. Das Kuratorium der höhern Mädchenschule läuft ja auch nicht nach Belieben beim Unterricht aus und ein, obgleich sich dort in den obern Klassen mitunter auch ganz hübsche Kinder befinden. Aber wenn die Stadt die Verpflichtung hat, einen tüchtigen Direktor anzustellen, so hat sie das Recht, von ihm zu verlangen, daß er nur brauchbare Kräfte anstelle, die sich außerdem im bürgerlichen Leben anständig benehmen und auch gebildet genug sind, sich in guter Gesellschaft ohne Anstoß zu bewegen. Zu finden sind sie schon.

Wir sind von dem notwendigen Anfang einer Hebung unsrer Bühne noch zu weit entfernt, als daß es sich verlohnte, auf die Frage der Vorbildung für Bühnenkünstler näher einzugehen. Aber eine bessere Zukunft wird sich gewiß auch damit zu beschäftigen haben und vielleicht in Verbindung mit größern Theatern Hochschulen für Schauspielkunst schaffen. Gewiß ist auch beim Schauspieler der innere Beruf zur Kunst die Hauptsache. Aber mit dem Beruf allein ist noch herzlich wenig gethan, und es ist nicht schön, daß jeder, der ihn zu fühlen glaubt, ohne weiteres auf ein Theater läuft und zum Entsetzen seiner Mitmenschen dort zu mimen anfängt.

Doch über der Sorge um die innern Leiden unsrer Bühne darf man die äußern nicht unbeachtet lassen. Das Agentenwesen in der Form, wie es jetzt besteht, müßte mit der Zeit völlig beseitigt werden. Was würden die Kollegen von der Feder dazu sagen, wenn plötzlich ein Schreiber von irgend einer Zeitungsexpedition eine Vermittlungsstelle für Redakteure errichten wollte? Sie würden das wohl mit Recht für sehr überflüssig halten. Ebenso überflüssig scheint es mir zu sein, daß Menschen, die zwar viel vom Geschäft, aber nichts von der Kunst verstehen, die Anstellung der Bühnenkünstler vermitteln. Freilich mit einem Schlage wird man den Agenten das Handwerk nicht legen können, und das Gesetz sollte dabei möglichst aus dem Spiele bleiben. Die Bühnen müßten sich in der Hauptsache selbst helfen, und zwar sollten sie dabei an einem Punkte einsetzen, der den Bühnenleitern gewiß genehm ist. Die Provinzialbühnen sollten ein Kartell schließen gegen die unbilligen Honorare, die die Agenten für Aufführungsrecht, Bücher und Rollen verlangen. Damit würde den Agenten schon eine bedeutende Einnahmequelle abgegraben werden, und sie würden zahmer werden. Dem Staate läge es dann ob, die einzelnen Künstler gegen die Agenten sowohl, wie gegen die Direktoren zu schützen. Das wäre sehr einfach zu erreichen, wenn der berüchtigte Kündigungsparagraph in menschenwürdiger Form umgestaltet würde, und wenn man den Direktoren die Reisekosten für neue Mitglieder auferlegte, wie es in andern Berufen längst guter Ton ist. Die Folge würde sein, daß sich die Direktoren die Mitglieder selbst ansähen, ehe sie Verträge eingingen; und müßten sie sie sich einmal an-

sehen, nun dann könnten sie ja auch selbst mit ihnen verhandeln, und der Agent wäre entbehrlich. Im Interesse des eignen Geldbeutels würde der Direktor seine Kräfte möglichst in der Nachbarschaft zu gewinnen trachten, und das wäre auch ganz in der Ordnung. Er würde ein wachsames Auge auf die wandernden Truppen haben, die in seine Nähe kommen, und in deren Elend jetzt manches Talent zu Grunde geht, das bei anständiger Behandlung und tüchtiger Schulung „hoftheaterfähig" werden könnte. Die Bühnen einer Provinz würden sich so zu einer Stufenleiter ordnen, auf der ein tüchtiger Künstler Aussicht hätte, mit anständigen Mitteln emporzukommen, wenn er nicht geradezu ein Pechvogel wäre.

Obs je besser werden wird mit unserm Theaterelend? Wer kanns wissen! Aber wenn es besser werden soll, müssen wir uns antiken Zuständen wieder nähern. Nicht dadurch, daß wir unsre Jugend über Griechisch und Latein ihre Muttersprache verlernen lassen. Sondern dadurch, daß wir im Geiste der Hellenen die Erziehung als die wichtigste Bethätigung unsers Volkslebens nach innen erkennen lernen. Die Schule, die Presse und — die Bühne, das sind die großen Kulturmächte unsrer Zeit. Die Schule soll unsre Jugend heranbilden, die Presse und die Bühne das ganze Volk, und alle drei sollen zugleich als Hüterin vor dem errungnen Bildungsgute unsers Volkes stehen. Da hätten sie wohl mehr und verständigere Beachtung verdient, als ihnen bisher zu teil geworden ist. Denn wo man ihnen besondre Aufmerksamkeit geschenkt hat, da lenkte sie sich bald allzu sehr auf rein äußerliche Dinge. Wie man bei der Schule eine lange Zeit nur über Gehalt und Titel der Lehrer geredet und gestritten hat, so scheint man jetzt bei der Bühne über den äußern Lebensverhältnissen der Mitglieder den Blick für das Ganze zu verlieren. Wollte Gott, daß im deutschen Reiche bald ein Geist einkehrte, der weniger am Stoffe klebte und tiefer in das Wesen der Dinge einzudringen sich wenigstens Mühe gäbe!

Marie Neander

Novelle von Otto Verbeck

4

Professor Neander ließ sich mit der gewohnten eleganten Gelassenheit in die Sofaecke niedergleiten, die ihm Doktor Weber schweigend angewiesen hatte. Nun saßen sie einander gegenüber.

Lieber Doktor, begann er, Sie wissen, wer mich heute zu Ihnen schickt? Gut. Ich meinerseits kenne die äußere Veranlassung zu dieser Sendung. Wieder gut. Da hätten wir die Einleitung überstanden. Nun

muß ich Ihnen eine Geschichte erzählen. Sie wills nicht anders. Also: Vor — na, es sind noch keine vier Jahre — da machten wir eine Reise durch Italien, meine Tochter und ich, mehrere Monate. War sehr hübsch; ich sammelte eine Menge Stoff. Sie kennen ja zwei von den Bildchen, sie hat sie Ihnen gezeigt. Na ja. Wie es denn so geht, unterwegs — man lernt auch Menschen kennen, meistens Berufsgenossen — man trifft sich ja in einem fort; wird auch schnell intim. Auf Reisen geht das ja alles im Handumdrehen. So wars auch in Florenz mit dem jungen — na, nomina sunt odiosa — also auch ein Maler. Nur daß wir in ihm einen frühern Reisegefährten vom Jahr vorher wiederfanden, mit dem wir manche lustige Woche gemeinsam verbracht hatten. Wunderschöner Kerl, bezaubernder Junge. Dazu ein Genie, bischen leichtes Tuch, aber famos! Wir freunden uns also immer näher an, sehen uns täglich. Kein Wunder, daß Marie sich in ihn verliebte, und er sich in sie. Es war aber auch ein Paar, die zwei so zusammen — Sie haben keine Ahnung von dem Zauber, den das Mädel damals hatte. Kein Vergleich gegen jetzt, das heißt, ich meine — es war eben ganz was andres: so ein wildes, geniales, zigeunerhaftes Ding, sprühend, blühend, schönheitsfroh, lebensdurstig — na eben achtzehn Jahre, noch nie im Schatten gesessen. Und dazu nun dieser dalmatinische Feuerkopf — ich vergesse das nicht, den einen Abend auf der Terrasse, am Garten. Ich hatte ihr eine Mandoline gekauft, die hielt sie da im Schoß, griff darauf hin und her, huschte um die Melodie von neulich herum, sang sie dann so vor sich hin — es war ein spanisches Liebesliedchen — mit ihrer sonderbaren Stimme, so tief, weich, dunkel — bordeauxroter Sammet, wissen Sie. Und dazu die Beleuchtung, der glühende Abendhimmel über den Cypressen, über der weißen Balustrade, über dem dunkeln Köpfchen — toll, sag ich Ihnen — ein Bild! Der Junge, der Dings, saß denn auch da, ganz verzaubert. So mal' ich Sie! sagt er plötzlich. Ich hatte nichts dagegen. Er fing denn auch auf frischer That mit der Skizzirung an. Das Ding nahm dann seinen regelmäßigen Verlauf — das Malen, mein' ich. Das Bild wurde famos, wunderschön. Ich kontrollirte es zuweilen und war entzückt. Und da mir der status der Herzensangelegenheit zwischen den beiden sehr bald deutlich genug war, so hörte ich unter der Hand ein bischen herum nach seinen Verhältnissen. Guter Leute Kind, hieß es, Vermögen nicht großartig; aber der Junge hatte ja die Goldfüchse in seinem Malerpinsel sitzen. Also gut; die Wochen gehen so hin. Ich habe schließlich auch zu thun, viel zu thun, denke, es wird schon kommen. Zu meinem Erstaunen verzögert sich aber die Vollendung des Bildes. Zu meinem Erstaunen kommt es auch immer und immer noch nicht zu der bewußten Erklärung, die man schon lange erwartet hatte. Ich fange an, die Sache zu beobachten. Das Kind ist glücklich, das seh ich, das heißt, ich sehe, daß sie sich nach ihm verzehrt, daß sie aufblüht, wenn er kommt, daß sie erlischt wie ein Licht, wenn er geht. Warum macht er kein Ende, der Schlingel,

denk ich, zum Donner! Mit dem Mädel sowohl, wie mit dem Bilde! Nach dem Bilde frag ich ihn einmal, zweimal. Er weicht aus: nicht wohl gewesen, das Fräulein nicht bei Stimmung, oder so was. Das war natürlich dummes Zeug. Die Geschichte wurde mir unbehaglich. Ich merkte, daß seine Besuche seltner wurden, daß sich seine sonnengoldige Stimmung, die anfangs das ganze Haus durchleuchtet hatte, in ungleiche Laune umwandelte, und auch mein Mädel gefiel mir alle Tage weniger. So hatte ich sie nie gesehen, so fieberhaft erregt, so tödlich abgespannt. Besonders die gewisse starre Wehmut, mit der sie in letzter Zeit so vor sich hinbrütete, die war ich nun gar nicht an ihr gewöhnt. Ich versuchte, sie zum Reden zu bringen, machte einmal so eine tastende Andeutung. Da wurde sie blaß, sah mich verwirrt an und ging schweigend hinaus. Nun blieb mir nichts weiter übrig: ich mußte mir den Monsieur selber kaufen. Er hatte sich schon mehrere Tage nicht sehen lassen. Ich suchte ihn in seinem Atelier auf — er war nicht vorhanden, in seiner Wohnung auch nicht. So hinterließ ich denn das schriftliche Ersuchen um eine Privatunterredung zu morgen früh in meinem Hause. Er kommt nicht, aber ein Brief. Er ist abgereist, in der Nacht: Telegramm von zu Hause, Vater erkrankt, untröstlich, ohne Abschied fortzumüssen, bittet das Fräulein Tochter um ein freundliches Andenken, und aus wars. So, na. Marie sitzt mir gegenüber am Tisch. Hat sie die Handschrift auf der Adresse erkannt? Sie sieht mich an, als ich den Brief sinken lasse, mit einem Gesicht — Leben oder Tod? Er läßt dich vorläufig grüßen, Kind, sag ich. Sie spricht nicht, sieht mich nur an. Er meldet seine unvorhergesehene Abreise, fahre ich fort — ohne einen Laut fällt sie um. Ich trage sie aufs Sofa. Sie kommt wieder zu sich, sieht sich um, setzt sich mit einem Ruck aufrecht und sagt ganz heiser: Aber er kommt doch wieder? Ich denke doch, sag ich, und sie: Er muß ja wiederkommen! — Hat er dir was davon gesagt? frag ich. — Er muß wiederkommen, er hat mirs versprochen. — Was hat er dir versprochen? Daß er zurückkommt? Wußtest du denn von seiner Abreise? — Nein! jammert sie, gieb mir den Brief! — Ich zögere. — Gieb mir den Brief! ruft sie außer sich. Ich hole ihn vom Tische. Mir war schwül, aber besser schnell, denk ich, und gebe ihr ihn. Sie durchfliegt ihn, sie liest ihn zum zweitenmale, drückt ihn dann zusammen und bleibt weiß und starr sitzen, die Hände im Schoß, und schweigt. Endlich, nur um die scheußliche Stille zu unterbrechen, sag ich: Er kommt jedenfalls bald zurück. Da öffnet sie die Finger und läßt das Blatt zu Boden fallen. Nein, sagt sie ganz ruhig, ganz kalt, er kommt nie wieder. Und nun kann ich nur gleich — damit steht sie auf, streicht sich mit beiden Händen das Haar aus dem Gesicht und will an mir vorbei aus dem Zimmer. Wohin? ruf ich und halte sie fest. Sie macht sich los. Laß mich! Das geht dich nichts an. — Warum? frag ich entsetzt, denn mich packt eine schreckliche Ahnung. Da sieht sie mich nur an —

Bis jetzt hatte Weber in stiller, gespannter Aufmerksamkeit dagesessen, den etwas gesenkten Kopf auf die Hand gestützt. Bei den letzten Worten richtete er sich gerade auf, seine Hände faßten die Stuhllehnen wie mit Klammern, seine Augen sprühten.

Verführt! stieß er hervor.

Neander nickte schweigend. Dann schlug er die Augen nieder. Er fühlte sich sehr unbehaglich.

Doktor Weber schob heftig seinen Sessel zurück und stand auf. Stumm, ruhelos ging er eine Weile im Zimmer auf und ab. Neander sah ihm beklommen nach. Endlich trat der Doktor wieder zu ihm, legte ihm die Hand auf die Schulter und fragte mit dumpfer Stimme: Ist Ihnen noch nie der Gedanke gekommen, daß Sie da ein ungetreuer Wächter gewesen sind? Das Kind hatte keine Mutter mehr.

Der alte Herr saß da, wie auf dem Armensünderstuhl. Es gelang ihm nicht, dem flammend anklägerischen Blick seines bisher so ruhigen Zuhörers Stand zu halten.

Eine so klägliche Rolle spielen zu müssen, verdroß ihn sehr, aber er war klug genug, sich zu sagen, daß ein Herausreden, ein Beschönigen seiner Pflichtversäumnis jetzt übel angebracht wäre. Ich bitte Sie, lieber Freund, sagte er halblaut, mit bewegter Stimme, wen fragen Sie das? Was glauben Sie, in wieviel schlaflosen Nächten ich mich mit Selbstvorwürfen zermartert habe? Wie ich mich gepeinigt habe mit der quälerischen Erinnerung an all die Gelegenheiten, in denen sich das junge Ding in letzter Zeit selbst überlassen gewesen war! Hals über Kopf jagte ich die heuchlerische Duenna davon, die ich engagirt hatte, um Marie ins Atelier zu begleiten, und die, wie sich nun herausstellte, zween Herren gedient hatte. Wär ich doch selbst mitgegangen! Ja wär ich, hätt ich! Aber was half das nun alles, es war ja zu spät!

Weber ließ sich wieder in seinen Sessel nieder. Er war bleich, und zwischen seinen Augenbrauen stand eine tiefe Falte. Natürlich, sagte er kurz, es war zu spät. Es ist auch heute zu spät, noch ein Wort darüber zu verlieren. Erzählen Sie weiter.

Der Professor mußte sich einen Augenblick sammeln. Diesem Gesicht gegenüber war es schwer, wieder ins rechte Fahrwasser zu kommen.

Was nun kam, ich meine zu allernächst, brauche ich Ihnen wohl nicht zu schildern. Ich könnte es auch wohl kaum. Ist mirs doch noch heute unklar, wie es mir damals gelang, ihre fassungslose Verzweiflung zur Ruhe zu bringen. Sie wollte aus dem Leben hinaus, aber sofort — es war gräßlich. Endlich, wie gesagt, hatte ich sie so weit. Aber es mag auch wohl ein gut Teil körperliche Erschöpfung gewesen sein, der Rückschlag, die Erschlaffung der überreizten Nerven. So lag sie denn still auf ihrem Bett und weinte so vor sich hin. Indessen machte ich mich eilends fertig. Um zwölf Uhr ging der Zug; ich wollte ihm

nach, dem Kerl, er sollte mir das Mädel ehrlich machen, sofort nach der Hochzeit aber zum Teufel mit ihm! Bei seinen Wirtsleuten erfuhr ich, wohin er gegangen war. Aber es kam anders. Schon auf dem Bahnhofe so eine Unruhe — na, ums kurz zu machen: sein Zug war verunglückt, ein Zusammenstoß, drei Wagen zertrümmert, Tote, Verwundete. Man brachte sie herein, ich kam gerade zurecht, um ihn zu rekognoszirn. Es war schon vorbei mit ihm.

Der Doktor hatte wieder still und mit gesenktem Kopfe zugehört. Jetzt schüttelte es ihn. Er seufzte tief auf. Mit ihm, sagte er dann halblaut, ja, aber mit ihr —

Ja, mit ihr — es war eine greuliche Botschaft — und erfahren mußte sie es doch! Nun daheim kommt mir das Dienstmädchen entgegen und fragt, ob ich denn schon wüßte: das schreckliche Eisenbahnunglück, und welcher Zug es denn gewesen wäre, das Fräulein habe schon gefragt. Ich hinein zu ihr. Sie sitzt auf ihrem Bett, ganz starr im Gesicht. Tot? ruft sie mir entgegen. Ich kann nicht sprechen. Sie errät aber wohl — na —

Er winkte mit der Hand, fuhr sich übers Gesicht, zog den Bart durch die Finger und strich ein paarmal über seine Kniee hin. Schauderhaft! sagte er dann unterdrückt. Zum Abend waren wir denn glücklich soweit: ein Gehirnfieber. Vier Wochen war sie in Lebensgefahr. Gott, wenn ich an das Phantasiren denke, wie sie schrie, wie sie weinte! Und dann zu andern Tagen wieder dieses unaufhörliche, halblaute Schwatzen. Unsern alten Arzt — übrigens ein Ehrenmann! — mußte ich ins Vertrauen ziehen. Sah er mich doch an, nachdem er ihr eine Weile zugehört hatte! Ich habs auch nicht zu bereuen gehabt. Er besorgte uns eine Wärterin, die nur italienisch sprach und verstand. Denn das Unglückskind, denken Sie, redete in ihren Fieberträumen immer deutsch, nicht ein einziges italienisches Wörtchen lief mit unter. Merkwürdig, was? Da sie doch seit Monaten in Italien lebte und die Sprache vollkommen beherrschte. Aber das war unser Glück. So blieb das Geheimnis bewahrt. Als es endlich dann zur Besserung ging, und sie wieder klar aus den Augen sah, da war es mit dem Sterbenwollen vorbei, aber dafür verzehrte sie sich in einer jammervollen Unruhe. Fort wollte sie, um jeden Preis, weit fort, dahin, wo sie niemand kannte. Ich versprach ihr das, sie sollte nur Geduld haben, bis sie reisefähig wäre, sie war doch erbärmlich schwach. Aber es litt sie nicht, sie flatterte vor Aufregung und Angst. Ich zog den Doktor zu Rate. Der hätte sie auch gern noch ein paar Wochen unter den Augen behalten. Aber ihre Ruhelosigkeit, das sah er wohl, konnte nur schädlich wirken; denn über ihren Zustand war er als Fachmann nicht mehr im Zweifel. Und gerade der verlangte ja eine friedliche Seele, wenn nicht neues Unheil entstehen sollte. Sie mußte ihren Willen haben, um zur Ruhe zu kommen. Ich packte sie also eines Tages auf und ging mit ihr davon. An die Reise

will ich denken. Von der Hetzerei haben Sie keine Idee. Weiter, weiter! war die Losung, wo ich auch anzuhalten versuchte. Ich hatte gehofft, in einem stillen, norditalienischen Nest Station machen zu können. Es giebt da so manchen verschwiegnen Fleck, wie Sie wissen. Nein, fort, weiter — aus Italien weg, sie wollte die Sprache nicht mehr hören. Also in die Schweiz. Aber Gott bewahre! Wie leicht konnte man da angetroffen werden! Zureden half nichts, es machte sie nur wild. Sie war in einem Zustande von Angst und Verbitterung zugleich — es war schauderhaft. Allzuviel Courage hatte ich auch nicht ihr gegenüber. Das „Hätt ich," das „Wär ich" verfolgte mich Tag und Nacht. Ich fügte mich: also weiter, nach Kärnten, Steiermark, ins Ungarische hinein. Sie müssen sich das auf Wochen verteilt denken. Zuweilen machten wir doch Rast, das ewige Eisenbahngerüttel war ja zum Tollwerden. Aber noch nicht genug — in Klausenburg, in Siebenbürgen, da hatte die Marterfahrt ein Ende. Das war ihr endlich weit genug weg. Dort konnte man erwarten, nicht aufgestöbert, nicht erkannt zu werden. Ich gab sie für verwitwet aus, natürlich. Und so richteten wir uns ein. Von den nächsten Monaten lassen Sie mich schweigen. Angenehm waren sie nicht. Das Mädel war wie vertauscht, nicht mehr zu erkennen, eine fremde Person. Als Gesellschafter dieser in Bitterkeit und Abscheu getränkten Seele hab ich ein gut Teil meiner Schuld abgebüßt, das können Sie mir glauben. Und dazu die Angst: wie wirds ihr ergehen? Na, die Schreckensstunde kam auch endlich heran und ging gnädiger vorbei, als man gefürchtet hatte. Es war ein Mädchen —

In diesem Augenblicke klingelte es an der Thür. Der Doktor, der mit brennenden Augen dem Erzähler zuletzt die Worte vom Munde gelesen hatte, zuckte zusammen und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

Weiter, sagte er heiser, es blieb am Leben? wandte sich aber dann doch und horchte auf.

Eine jugendliche, helle, von Schluchzen unterbrochne Stimme sprach draußen, schnell, atemlos. Weber stand auf. Entschuldigen Sie, sagte er und ging hinaus.

Mit einem aufweinenden: Ach lieber Herr Doktor! wurde er empfangen. Die wieder geschlossene Thür dämpfte den Ton eines in Absätzen jammernd hervorgestoßenen Berichts. Webers tiefe, gleichmäßige Stimme antwortete. Dann kam er wieder herein, begleitet von einem in Thränen aufgelösten halbwüchsigen Mädchen.

Nur ruhig Blut, liebes Kind, sagte er gütig zu der Schluchzenden, trat eilig an seinen Arbeitstisch und schrieb im Stehen ein Rezept.

Kommen Sie mal her, Gretchen! Er winkte sie zu sich. Sehen Sie hier, das tragen Sie hinüber in die Apotheke und warten drauf. Sie machen Ihnen das sofort. Zu Hause soll Papa zehn Tropfen davon abzählen, in ein halbes Weinglas Wasser. Verstanden? Papa solls abzählen. Sie können ihrs dann eingeben. Aber vorsichtig, nicht einfach hineingießen, sondern am

Mundwinkel mit dem Theelöffel einfüllen, dann läufts innen am Backen entlang. Sonst verschluckt sie sich. Das zweitemal nimmt sies schon besser. So. Alles verstanden? Gut. In einer Viertelstunde komme ich nach. Bis dahin hat das Mittel zu wirken angefangen. Und nun — er strich ihr über die Wange — nicht so ängstigen. Das ist gar nicht nötig, und besonders nicht weinen! Thränen helfen der Mama nicht, aber eine besonnene kleine Tochter können wir brauchen. Nun laufen Sie! Ich komme gleich.

Kein Beben in seiner ruhigen Stimme, kein Zucken in seinem ernsten Gesicht verriet, daß er eben in fieberhafter Spannung einer Erzählung gelauscht hatte, die sein Herz erzittern machte. Sein Beruf verlangte ihn, und augenblicklich war er da, gelöst von allen persönlichen Empfindungen, nur Arzt, nur Helfer.

Das junge Mädchen atmete tief auf, nickte heftig, packte des Doktors Hand, drückte einen kindlich leidenschaftlichen Kuß darauf und schoß zur Thür hinaus.

Doktor Weber sah ihr mit leerem Blick nach. Von dem kleinen Ereignis hatte er scheinbar gar keinen Eindruck erhalten. Seine Gedanken fluteten in schwerem Anprall über die flüchtig gezogne Grenze zurück.

Neander erhob sich langsam aus seiner Sofaecke.

Da richtete sich der Doktor gerade auf, fuhr sich hastig durchs Haar, wandte sich um und kam zu seinem Gast zurück. Er ergriff seine beiden Hände, wollte sprechen, aber blieb stumm.

Bitte, gehen Sie jetzt, stieß er endlich hervor. Ich muß einen Augenblick allein sein. Ich bin — ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich das alles — aber das brauche ich auch nicht. Wie mag das arme Geschöpf gelitten haben! Und jetzt sitzt sie da und glaubt, ich — ich würde — aber ich will ihr selbst sagen — Er war völlig atemlos. — Bitte, gehen Sie jetzt. Sie wissen ja, ich muß erst dorthin. Die Kranke wartet. Aber das dauert nicht lange.

Er that ein paar Schritte, kam aber wieder zurück. Nur das eine sagen Sie mir noch, fügte er ängstlich, stockend hinzu, das Kind?

Sicher untergebracht, vorzüglich versorgt, sagte der alte Herr, indem er beruhigend mit der Hand winkte.

Weber that einen tiefen Atemzug: Ich danke Ihnen. Auf Wiedersehen, bald!

Neander verabschiedete sich eilig. Er war im Grunde froh, fortzukommen, denn das war eine heiße Stunde gewesen. Und das Ergebnis? Nun, Marie konnte sich Glück wünschen: Ein wunderbarer Mensch! Jeder andre hätte gesagt: Verbindlichsten Dank — aber eine unverheiratet gewesene Witwe? Er dagegen! Alle Wetter, das nenn ich generös! Gut, daß ich ihn nur gleich wegen des Kindes beruhigen konnte. Na!

Er rückte an seiner Kravatte und zog den Rock zurecht: Schluß des fünften

Aktes. Nun kann die Apotheose mit bengalischer Beleuchtung losgehen. Nur noch einen schwarzen Kaffee im Boulevard, und dann als liebender Vater in die Arme meiner Kinder!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Sozialreform im Beamtentum. Daß der Handwerker gutes Werkzeug, der Chirurg gute Instrumente, der Gelehrte eine gute Bibliothek braucht, das weiß jeder, und wir würden ohne Bedenken den für einen Einfaltspinsel erklären, der da meinte, alle jene Leute könnten ebenso gut auch mit längst überwundnen Werkzeugen, stumpfen Messern und veralteten Büchern auskommen. Unsre öffentliche Meinung, die so stürmisch den sozialen Fortschritt verlangt und schnellere und größere Reformen fordert als die bisherigen, gleicht in gewisser Weise einem solchen Einfaltspinsel, denn sie vergißt ganz, zu prüfen, ob denn auch das notwendige Werkzeug zur Erreichung sozialer Fortschritte, ob unser Beamtentum in Staat, Gemeinde und Selbstverwaltung zur Durchführung solcher großen Aufgaben geeignet sei. Wie hoch man auch die Thätigkeit der Presse, der Parlamente, der politischen Vereine, der Einrichtungen der Selbsthilfe und einzelner eifriger Privatleute anschlagen mag: auf dem wichtigsten Gebiete der Sozialreform, dem Gebiete der Thätigkeit des Staats, der Gemeinden und der Selbstverwaltungskörper, kommt es doch schließlich vor allem auf den Beamten an. Bei ihm steht die Handhabung der Gesetze und zum großen Teil auch ihre Vorbereitung. Preußisches Beamtentum hat dem Bauer im Osten der Elbe im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert das Leben gerettet; kursächsisches Beamtentum hat im siebzehnten Jahrhundert den Stand des Gesindes und der ländlichen Arbeiter in Elend und Demütigung hinuntergedrückt. Ob heute die Sonntagsruhe zu einem Nichts zerlöchert oder aufrecht erhalten wird, ob eine friedliche Entwicklung auf Grund der gesetzlichen Freiheiten platzgreifen kann, oder ob die Massen durch Polizeichikane verbittert werden, ob einem so ungeheuern Übelstande, wie der Ausbeutung des Grund und Bodens in den größern Städten, ein Ende gemacht wird oder nicht, das hängt im wesentlichen doch vom Beamtentum ab, und deshalb ist es hohe Zeit, die angedeutete Prüfung vorzunehmen. Wir bilden uns natürlich nicht ein, eine so wichtige Frage in dem Rahmen eines kurzen Artikels erörtern zu können; aber auf einige der Reform dringend bedürftige Punkte möchten wir doch aufmerksam machen.

Jung gewohnt, alt gethan: fang das Gute zeitig an! Die Universitätsausbildung unsrer künftigen Verwaltungsbeamten ist verkehrt. Der künftige Verwaltungsbeamte wird jetzt auf der Universität wesentlich juristisch gebildet, höchstens verlangt man von ihm ein paar oberflächliche volkswirtschaftliche Kenntnisse. Der Mann, der künftig einmal als Regierungsbeamter die Thätigkeit der Arbeitervereine zu überwachen und der Regierung über sie zu berichten hat, oder der einmal als Bürgermeister über die bauliche Anlage ganzer Stadtteile ein entscheidendes Wort sprechen soll, muß zwar die Formeln des altrömischen Zivilprozesses sehr genau kennen und wissen, ob Numerius Negidius auf Grund einer Actio in factum oder

in jus concepta dem Aulus Agerius verurteilt wird, aber eine eindringende Belehrung über Wesen und Bedeutung der Arbeiterorganisationen und über die städtische Wohnungsfrage ist für ihn durchaus überflüssig. Ein sehr viel lebhafterer Betrieb der volkswirtschaftlichen Studien auf der Universität für alle künftigen öffentlichen Verwaltungsbeamten ist unbedingt nötig; ja man kann fragen, ob es nicht ratsam wäre, das eigentliche, auf Rechtsanwalts- und Gerichtskarriere zulaufende Rechtsstudium ganz von dem Studium für den Beruf als künftiger Verwaltungsbeamter zu trennen und für das letztere wesentlich Volkswirtschaft, nur wenig mit Jurisprudenz vermischt, vorzuschreiben. Sollte es nur Zufall sein, daß Baden, wo diese Einrichtung besteht, was soziale Reformen betrifft, in mehr als einer Richtung an der Spitze geht?

Eine weitere Forderung betrifft die Besoldungsverhältnisse der Beamten. Es wird im Interesse der sozialen Aufgaben der Beamtenschaft immer wünschenswert sein, daß ein Teil von ihr den ärmern Klassen entstamme. Wer immer nur in wohlhabenden Verhältnissen gelebt hat, dem wird es schwer, die Verhältnisse und Anschauungen armer Leute zu verstehen; der natürliche Schauder, den der verwöhnte Mensch vor Elend, Schmutz und Dürftigkeit empfindet, hält ihn wirksamer als eine chinesische Mauer von der Berührung mit den untern Volksklassen ab. Aber ist es heutzutage einem Gliede einer armen oder selbst einer mittlern Familie möglich, in die Verwaltungslaufbahn einzutreten? Nach vollendeter Schulzeit erwarten den Kandidaten für den öffentlichen Verwaltungsdienst noch 10 bis 12 besoldungslose Jahre: nämlich 1 Militärjahr, 3 Studienjahre, 5 Jahre Referendarzeit (einschließlich des Examens) und 2 bis 3 Jahre als unbesoldeter Assessor. Rechnet man auch nur den sehr mäßigen Jahresverbrauch von 1500 Mark und nur für 10 Jahre, so heißt das, daß nach vollendetem Gymnasium jeder, der in den öffentlichen Verwaltungsdienst eintreten will, mindestens noch 15000 Mark braucht, wahrscheinlich aber, bei den herrschenden Lebensgewohnheiten, noch weit mehr. Das sind Verhältnisse, die nicht nur den eigentlichen Arbeiterstand, sondern selbst die Söhne von Beamtenfamilien, die auf ihren Gehalt angewiesen sind, und von leidlich wohlhabenden Bauernfamilien ausschließen und die Verwaltung zu einer Domäne der Reichen und Reichsten machen — gewiß das Allerunglücklichste in einer Zeit, die vor allem die Aufgabe „ausgleichender Gerechtigkeit“ hat. Um diese Plutokratie im Beamtentum zu brechen, ist eine zeitigere Bezahlung notwendig. Wenn man schon die Referendare nach etwa einem Jahre, wie es jetzt noch oft im Königreich Sachsen geschieht, mit 1200 bis 1800 Mark bezahlte, würde es auch den ärmern Klassen möglich sein, wenigstens in einer Anzahl von Fällen in die Verwaltung zu kommen. Bezahlung der Referendare würde freilich Beschränkung ihrer Zahl auf die wirklich gebrauchten notwendig machen, und das könnte wieder leicht zu einer Stauung der überzähligen Kräfte zwischen Universität und Amtsantritt führen. Aber diese Stauung würde doch kaum so schlimm sein wie jetzt die Stauung der unbesoldeten Amtsthätigen, und jedenfalls würde eine solche Wartezeit von den Unbemittelten leichter ertragen werden als die jetzige, da sie dann an Nebenerwerb noch nicht gehindert und zu Standesausgaben noch nicht genötigt wären.

Endlich möchte ich noch als einen sehr wichtigen Punkt die Errichtung eines Reichsarbeitsamts empfehlen. Ein solches Amt ist ja schon wiederholt und von mehr als einer Seite verlangt worden; rühmenswerte Beispiele liegen im Auslande vor, und thatsächlich drängt uns ja auch die immer weitere, wenn auch langsame Entwicklung unsrer Sozialpolitik dazu, einen solchen Mittelpunkt zu schaffen. Aber bisher hat man ein solches Amt immer nur gewünscht, um unsre sozialen Aufgaben besser

erledigen zu können; ich wünsche es auch als einen Mittelpunkt, von dem aus ein starker sozialer Geist über die Beamtenschaft ausgehen würde. Die Veröffentlichungen eines solchen Arbeitsamts würden in Beamtenkreisen voraussichtlich mehr Beachtung finden als private; die persönliche Berührung der Beamten des Arbeitsamts mit denen andrer Wirkungskreise würde von großem Nutzen sein; jeder junge Referendar oder Assessor, der auch nur einigermaßen Fähigkeit und Interesse für soziale Dinge zeigte, könnte zu seiner Ausbildung ein halbes oder ein ganzes Jahr aufs Arbeitsamt geschickt werden und würde von da sehr wertvolle Interessen und Kenntnisse mit hinwegnehmen. Es läßt sich kaum ermessen, welchen Segen ein solches Arbeitsamt, welchen Segen die bezeichneten Reformen überhaupt stiften würden.

Die Reform des Beamtentums ist eine mehr abseits liegende und bisher nicht eben populäre Sache. Thatsächlich aber ist sie viel wichtiger als manche von der Tagesmeinung mit großem Geschrei erhobne Forderung; denn sie erst würde den Boden schaffen, auf dem eine planmäßige soziale Reformpolitik gedeihen kann.

K. v. M.

Zur Währungsfrage. Die Flut der Schriften für Doppelwährung strömt weiter. Professor Adolf Wagner hält es in seiner Schrift: Die neueste Silberkrisis und unser Münzwesen (Berlin, Hermann Walther, 1894) für seine nächste Aufgabe, uns Deutschen zu beweisen, daß unser Münzwesen keineswegs so vortrefflich sei, wie wir uns einbilden. Was haben wir doch für besorgte Ärzte! An so vielen Stellen unsers Leibes fühlen wir deutlich, wie es uns zwickt und drückt, und nun kommen die Herren und suchen uns zu beweisen, daß wir auch noch an den Stellen krank sind, wo wir uns gesund und frei von Schmerzen fühlen! Karl Hecht hat schon voriges Jahr bei den Gebrüdern Fey in Frankfurt 66 Thesen zur Währungsfrage herausgegeben, und in diesem Jahre bei Puttkammer und Mühlbrecht einen Antibamberger, der des großen Goldwährungsmannes „Stichworte der Silberleute“ Seite für Seite zu widerlegen sucht. Emil Aschendorf, der stellvertretende Direktor des Bundes der Landwirte, beleuchtet in einer bei F. Telge in Berlin erschienenen Broschüre: Die wirtschaftliche und soziale Bedeutung der Währung, Otto Arendt hat seine Polemik im Deutschen Wochenblatt gegen die neuesten Aufsätze Bambergers in der „Nation“ bei Hermann Walther unter dem Titel: Die Silberenquete herausgegeben, eine in demselben Verlag erschienene Broschüre enthält Wissenschaftliche Gutachten über die Währungsfrage, und Dr. Otto Heyn, hamburgischer Amtsrichter a. D., schlägt Papierwährung mit Goldreserve für den Auslandsverkehr (Puttkammer und Mühlbrecht) als das beste Mittel zur Lösung der Währungsfrage vor.

Verweilen wollen wir nur bei einer Währungsschrift, die durch ihre Form anzieht: Bimetallismus und Monometallismus. Ihre Bedeutung und ihre Einwirkung auf die irische Landfrage von Dr. Walsh, Erzbischof von Dublin. Mit Genehmigung des Hochwürdigsten Herrn Verfassers übersetzt und herausgegeben von Wilhelm von Kardorff-Wabnitz (Berlin, Hermann Walther, 1893). Den Inhalt der Schrift bildet eine Unterredung des Erzbischofs mit einem Zeitungsberichterstatter, die dieser mit Erlaubnis des Erzbischofs veröffentlicht hat. Die Unterredung knüpft an einen bestimmten Fall an. Als Vermittler in dem Streit einer Pächterschaft mit ihrer Grundherrschaft hatte der Erzbischof vor der Landkommission gesagt, die von der Grundherrschaft vorgeschlagnen Bedingungen möchten für die Gegenwart ganz annehmbar sein, nach einer Reihe von Jahren aber könnten sie leicht eine erdrückende Last für die Pächter werden, und zwar infolge der stetigen

Preissteigerung des Goldes. Diese seine Ansicht nun, auf deren nähere Darlegung vor der Kommission er, um den Streitfall nicht noch mehr zu verwickeln, hatte verzichten müssen, läßt er sich von dem Interviewer abfragen. Wir wollen die hauptsächlichsten Sätze des Erzbischofs zusammenstellen und ein paar Bemerkungen dazu machen.

„Die Sache liegt so, daß ungeachtet der sogenannten Fixirung des jährlich zu zahlenden Geldbetrags die Zahlung dieses Betrags in Pfunden, Schillingen und Pfennigen thatsächlich eine Belastung darstellt, die von Jahr zu Jahr schwerer wird." Das kann richtig sein; doch kann auch das Gegenteil eintreffen: die Last kann leichter werden, und statt des Pächters kann der Grundherr Schaden leiden. Deshalb hat schon Adam Smith die Regel aufgestellt, daß jährliche Zahlungen, die auf sehr lange Zeiten oder gar auf ewige Zeiten festgelegt werden, niemals in Geld, sondern in Getreide angesetzt werden sollten. Denn Getreide schwankt zwar, weil seine Menge vom Ernteausfall abhängt, von Jahr zu Jahr stärker im Preise als alle andern Waren, behält aber seinen Durchschnittspreis durch alle Jahrtausende, weil zu allen Zeiten darnach gestrebt werden muß, so viel davon zu erzeugen, daß sich die Volksmasse satt essen kann, demnach der Wert einer zur Sättigung der drei- bis fünfköpfigen Familie erforderlichen Getreidemenge immer ungefähr dem halben Tagelohn entsprechen wird, von dessen Höhe dann wieder die übrigen Werte abhängen. Die Edelmetalle dagegen schwanken, die außerordentlichen Krisen abgerechnet, von Jahr zu Jahr nur wenig im Preise, erleiden aber im Laufe der Jahrhunderte sehr bedeutende Wertveränderung, sind z. B. seit dem vierzehnten Jahrhundert auf ein Fünftel, seit dem neunten auf ein Zehntel ihres Werts gefallen. Die Verpflichtung zu jährlichen Zahlungen ist daher stets gefahrdrohend für die eine oder für die andre Seite, wenn die Summe auf lange Zeit hinaus nicht in Brotfrucht, sondern in Geld festgesetzt ist.

„Weit entfernt davon, unerprobt zu sein, hat der Bimetallismus in vielen europäischen Staaten, und zwar viele Jahre hindurch geherrscht." Das ist nicht ganz genau. Wertmesser ist immer nur das eine oder das andre der beiden Edelmetalle gewesen; aber da ihr Wertverhältnis zu einander ziemlich fest blieb, das Agio oder Disagio des andern zum eigentlichen Münzmetall daher nicht sehr bemerkt wurde, so schienen beide Metalle Wertmesser zu sein. Im Grunde genommen meint das auch Walsh. Er erklärt den Ausdruck Bimetallismus für irreführend. Er sagt ausdrücklich, daß man nicht zwei Wertmaßstäbe zulassen dürfe, daß es vor allem auf die Unveränderlichkeit oder, da wirkliche Unveränderlichkeit nicht zu erreichen sei, auf möglichste Stetigkeit des Wertmaßstabes ankomme, daß diese Stetigkeit aber in höherm Grade erreicht werde, wenn beide Edelmetalle benutzt würden, als wenn man nur eins benutze. Denn beide schwanken zwar im Wert, aber ihre Schwankungen, meint er, bewegten sich für gewöhnlich in entgegengesetzter Richtung und glichen daher einander aus. Gerade durch ein Gesetz aber, das ein festes Wertverhältnis zwischen beiden bestimme, werde diese Ausgleichung gefördert. Das sei nicht so zu verstehen, daß ein Gesetz die Preise künstlich machen könne — das sei nicht möglich; Angebot und Nachfrage seien thatsächlich für alle Waren, auch für Gold und Silber, die alleinigen preisbildenden Mächte —, sondern so, daß das Währungsgesetz die Nachfrage regle. Werde z. B. das Verhältnis auf $1 : 15\frac{1}{2}$ festgesetzt, und Silber finke infolge vermehrter Produktion im Preise, sodaß das Pfund nur noch ein Sechzehntel des Wertes von einem Pfund Gold wert sei, so werde jedermann Silber in die Münze schicken wollen, wo sein Silber zu $15\frac{1}{2}$ angenommen wird, er also einen Schnitt macht, und durch diese Nachfrage werde

sich der Silberpreis wieder heben. Diese Erfahrung habe man gemacht, solange Deutschland Silberwährung gehabt und Frankreichs Münze für Silber offengestanden habe, d. h. bis 1873, daher sei bis dahin das Verhältnis so stetig geblieben. Bei so festem Wertverhältnis bildeten beide Edelmetalle zusammen nur einen Maßstab, indem es gleichgiltig sei, ob man Gold oder ein fünfzehneinhalbmal so schweres Stück Silber benutze. Damit kann Walsh Recht haben, er kann aber auch Unrecht haben; denn Amerika hat durch Vermehrung der Nachfrage dem Silberpreis aufzuhelfen gesucht und den entgegengesetzten Erfolg erzielt. Gewißheit könnte nur das Experiment schaffen, und gefährliche Experimente unternimmt man nicht ohne zwingende Gründe.

Walsh setzt dann die unheilvollen Wirkungen des gegenwärtigen Zustandes für England und Indien aus einander; Indien werde dadurch erdrückt, daß sich seine Zahlungsverpflichtungen gegen England durch die Entwertung seines Zahlungsmittels beinahe verdoppelten, für England aber sei dieser Zustand ebenso unerträglich, da sein Handel mit Indien zum Hasardspiele werde, und noch andre üble Wirkungen aus der Unsicherheit der Münzverhältnisse hervorgingen, die wir hier nicht aufzählen wollen. Denn alle diese Dinge berühren uns Deutsche gar nicht oder nur in ganz unmerklicher Weise. Berühren würde es uns, wenn es wahr wäre, was Walsh mit allen Silberfreunden behauptet, daß die Welt an einem stetigen Sinken aller Warenpreise leide, und daß an diesem Preisfall die stetige Wertsteigerung des Goldes schuld sei, daß auch die Silberentwertung nicht von der vermehrten und erleichterten Silberproduktion, sondern von der Verteuerung des Goldes herrühre, daß diese Verteuerung unvermeidlich sei, weil die Goldvermehrung mit der steigenden Nachfrage nicht gleichen Schritt halte, und daß demnach jene Benachteiligung der irischen Pächter, deren Möglichkeit wir zugegeben haben, nicht bloß möglich, sondern gewiß sei. In Beziehung auf die beklagte Billigkeit aller Waren nun ist es sehr schwierig, zu ermitteln, was an der Behauptung ist; die dürftigen Tabellen von Soetbeer und Sauerbeck, die immer von den Silberleuten, auch von Walsh (dieser benutzt nur die Sauerbeckschen) als Beweismittel vorgeführt werden, sind ganz wertlos. Wir möchten einen andern Weg der Untersuchung empfehlen, der besonders in Deutschland angebracht ist, weil das mehr Reichs- und Staatsbeamte hat als irgend ein andres Land. Wenn es wahr ist, daß seit 1873 der Geldwert steigt und der Preis aller Waren stetig sinkt, dann erfreuen sich alle Beamten, so lange ihre Besoldung dem Nennwert nach unverändert bleibt, einer beständigen Gehaltserhöhung, dann sind alle Gehaltserhöhungen seit 1873 zu Unrecht geschehen, und alle fernern Anträge auf solche sind abzuweisen. Herr von Kardorff möge sich erst mit den Landräten, Richtern, Geistlichen, Lehrern, Post- und Bahnbeamten über diesen Punkt einigen, dann wollen wir weiter darüber sprechen; vorher hat es keinen Zweck. Was aber die irischen Pächter anlangt, so dürften die wahrscheinlich froh sein, wenn sie keine andern Schmerzen hätten als die Goldwährung. Walsh ist ein sehr scharfsinniger Mann, aber gerade scharfsinnigen Leuten begegnet es manchmal, daß sie den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen. England will, was sehr löblich ist, sein altes Unrecht an Irland wieder gut machen, und zu diesem Zweck vermittelt der Staat den irischen Bauern teils Landankäufe, teils billige Pachtbedingungen. Es ist aber immer sehr schwierig, einem den Pelz zu waschen, wenn man ihn nicht naß machen will. Sollen die irischen Bauern durchkommen, so muß der an ihren Vorvätern begangne Landraub einfach rückgängig gemacht und ihr Land ihnen als unbelastetes Eigentum überlassen werden. Sieht man aber darin eine Beraubung der englischen Landlords,

und will man diesen ihre Rente unverkürzt erhalten, so kommen die irischen Bauern nicht durch und gehen bei jeder Art von Währung zu Grunde.

Walsh führt dann auch noch an, daß der Druck der Staatsschuld durch die Verteuerung des Metalls, in dem die Zinsen zu zahlen sind, außerordentlich vermehrt werde. Lassen wir das dahingestellt sein; aber sehr beherzigenswert ist die daran gefügte Erinnerung, die für die Staatsschuld an sich gilt und ihr Gewicht bei jeder Art von Währung behält: „daß sich die Gläubiger des Staats vorwiegend unter den Kapitalisten und den geldbesitzenden Klassen finden, während die Hauptschuldner des Staats die Leute sind, die auf den Äckern, in den Fabriken und in den Bergwerken arbeiten." Und ebenso wichtig und richtig ist eine Anmerkung zu diesem Satze: „Es ist eine thörichte Entgegnung, der Gesamtwohlstand der Nation habe sich [durch die Vergrößerung der Staatsschuld] nicht verändert, da es sich nur um eine Verschiebung von einer Klasse zu andern handle; ebenso gut kann man die Kunst eines Taschendiebes oder Falschspielers für unschädlich erklären, weil sie das Vermögen nur aus einer Tasche in die andre hinüberführe. Der Volkswohlstand hängt von der richtigen Vermögensverteilung und der Sicherheit der Gewerbethätigkeit ab." Das haben wir Deutschen besonders zu beherzigen, die wir uns im Reich seit etwa fünfzehn Jahren auf den Weg des Schuldenmachens begeben haben. Daß die Staatsgläubiger ein Interesse an der Aufrechterhaltung der Goldwährung haben, ist richtig; aber wer macht denn Staatsgläubiger? Die Regierungen, die Anleihen kontrahiren, und Herr von Kardorff und seine politischen Freunde, die sie bewilligen. Wer macht die Fondsbörse zur mächtigsten aller Weltmächte? Wiederum dieselben Herren, die Anleihen kontrahiren und bewilligen, sowie die Aktieninhaber. Und sind die Besitzer von Staatsschuldscheinen und Aktien etwa lauter Börsenjuden? In England, wo es wenig Juden giebt, schon lange nicht; aber auch bei uns sind es größtenteils große und kleine christliche Kapitalisten, und jeder kleine Rentner freut sich, wenn eine neue Anleihe aufgelegt wird, weil er davon eine Hebung des Zinsfußes erwartet; daß sein Sohn, der das väterliche Gut oder Geschäft übernommen hat, die Zinsen bezahlen muß, in Gestalt von direkten und indirekten Steuern, und davon vielleicht erdrückt wird, das beachtet er nicht.

Wenn Walsh behauptet, die Goldwährung sei schon darum unvernünftig, weil die stetig wachsende Bevölkerung und der zunehmende Reichtum der Völker eine Vermehrung der Umlaufsmittel notwendig mache, so klingt das zwar theoretisch unanfechtbar; thatsächlich aber leidet außer den Ländern, die, wie Italien, bankerott sind, keines an Geldknappheit; im Gegenteil, Geld bleibt billig, und alle Banken sind mit Gold gefüllt bis zum Platzen. Am 9. Juni berichtete der Economist aus London: „Die Goldfülle auf dem offnen Markte sowohl wie in der Bank von England erreicht Ziffern, die bisher noch nicht verzeichnet worden sind. Der Goldschatz der Bank betrug mehr als 37 Millionen Pfund Sterling, die Reserve mehr als 28750000 Pfund Sterling, und deren Verhältnis zu den Passiven fast 70 Prozent." Nur die Vereinigten Staaten haben über Geldabfluß zu klagen, weil sie so thöricht gewesen sind, das bessere Metall durch das schlechtere zu vertreiben. Übrigens ist Walsh doch zu verständig, als daß er im Bimetallismus ein Universalmittel sehen sollte. Mit den Worten eines Gesinnungsgenossen sagt er in der Einleitung: „Ein Korrespondent wünscht zu erfahren, ob und wie der Bimetallismus alle übeln Folgen des Niedergangs [der Mann meint doch wohl den Niedergang selbst] beseitigen würde. Das wird er gewiß nicht. Kein einzelnes Ding wird das vollbringen. Man soll jedem mißtrauen, der behauptet,

daß eine einzige [besser einzelne] Reform unsre ganze Not aus der Welt schaffen werde."

Wir schließen, wie schon bei einer frühern Gelegenheit: es ist möglich, daß die Silbermänner für die Vergangenheit Recht haben, daß die Einführung der Goldwährung in Deutschland und die Einstellung der Silberprägung in Frankreich Fehler gewesen sind. Aber solange der Silberpreis reißend fällt, wäre es Wahnsinn, Silber zum Wertmesser zu machen, weil niemand vorauswissen kann, ob es selbst den vereinigten Gesetzgebungen aller Kulturstaaten gelingen würde, ihn wieder fest zu machen. Jedenfalls haben wir in Deutschland, wo das angebliche Unglück der Goldwährung zwar von Gelehrten bewiesen, aber von keinem Menschen wirklich empfunden wird, nicht die geringste Veranlassung, uns in Abenteuer zu stürzen. Mit England ist es etwas andres, wegen Indien; geht es voran, so können wir ja dann überlegen, ob wir uns beteiligen wollen. Nachdem sich die Beratungen der letzten Silberkonferenz im Sande verlaufen haben, hat die Währungsfrage vorläufig jede praktische Bedeutung verloren.

Junge Bummler. In unsern Großstädten kommt eine neue Unsitte auf, wohl ausländischen Großstädten nachgeäfft. Vierzehn- bis sechzehnjährige Jungen werden dazu mißbraucht, von früh bis abends in den Straßen herumzubummeln und an Stangen Reklameschilder herumzutragen. Daß diese armen Jungen nicht das geringste lernen, daß sie bei dieser öden und, wie ihnen bald genug klar wird, ganz zweck- und erfolglosen Nichtsthuerei geistig und sittlich verkommen müssen, liegt auf der Hand. Man sehe nur, wenn sich zwei oder drei solche arme Burschen zusammenfinden, wie entsetzlich sie sich langweilen, man höre, was sie über sich selbst für Bemerkungen machen! Schon nach wenigen Wochen muß ja so ein Junge einen wahren Ekel vor sich haben! Er muß die Jungen beneiden, die die Asphaltstraße kehren, denn die nützen doch der Menschheit etwas! Man wundert sich ja nicht, daß es Geschäftsleute giebt, die sich kein Gewissen daraus machen, Kinder zu so etwas zu mißbrauchen; wohl aber muß man sich darüber wundern, daß es Eltern giebt, die so unvernünftig sind, ihre Kinder dazu herzugeben. Da das aber leider der Fall ist, so sollten sich die Behörden ins Mittel schlagen und den Unfug nicht dulden. Schlimm genug, daß so viele Kinder unbemerkt zu Grunde gehen; aber gleichsam coram publico sollte man keine zu Grunde gehen lassen.

Litteratur

Mein Leben. Selbstbiographie, Tagebuchblätter und Briefe von Franz Nissel. Stuttgart, Cotta

Ein merkwürdiges, ein trauriges Buch, das Gutes wirken, aber auch Unheil anrichten kann. Der Verfasser, der vor etwa Jahresfrist verstorbne Dichter des Schauspiels Agnes von Meran (1878 mit dem Schillerpreis gekrönt), nennt sein Leben „unerhört traurig und nahezu verloren," die Herausgeberin, seine Schwester, spricht sich in ähnlichem Sinne aus. In der That hat ihm das Glück nur selten gelächelt. Von den ersten Mannesjahren an kränkelnd, hat er beinahe die ganze

Folgezeit in Krankheit, in Armut, oft in Not verbracht; immer mit großen Entwürfen beschäftigt, eine Zeit lang sich zur Einführung einer neuen gereinigten Religion berufen glaubend, rastlos schaffend, mußte er immer und immer wieder seine Hoffnungen scheitern sehen. Aber sein größtes Unglück scheint er doch erst im Alter und auch dann nur zweifelnd erkannt zu haben; nämlich daß ihm neben schönen Gaben ein übermäßiges Selbstgefühl in die Wiege gelegt worden war. „Verloren wohl auch durch eigne Schuld," heißt es an der angeführten Stelle weiter, und dann: „Wer weiß, ob ich nicht schon krank war an Größenwahn, als mein Gedanke den ersten Flug wagte!" Allein von dieser Ahnung, niedergeschrieben 1889, zeigt sich im übrigen kaum eine Spur. Er meint eigentlich keine Jugend gehabt zu haben. Sie mag nicht rosig gewesen sein. Die Eltern waren Schauspieler, die von einer österreichischen Provinzbühne zur andern wanderten; auf einer solchen Reise kam er 1831 in Wien als Siebenmonatskind zur Welt. Zerwürfnisse in der Ehe kamen dem Knaben früh zum Bewußtsein, der häufige Ortswechsel wird Erziehung und Unterricht nicht gefördert haben, Hang zur Melancholie und unzugängliches Wesen gesteht er selbst ein. Aber trotzdem und trotz verfrühter, ungestillter Liebessehnsucht weiß er doch von jugendlichen Freuden zu berichten, wie sie dem Alter geziemten. 1844 trat der Vater ein Engagement am Wiener Burgtheater an, in der zufälligen Vaterstadt verlebte der Sohn die stürmischen Jahre, entsagte, als die Schulen wieder den Geboten Roms gemäß zugeschnitten wurden, dem Studium und entschloß sich, noch nicht neunzehnjährig, ausschließlich der Poesie zu leben! Zuerst in Gemeinschaft mit einem gleichgesinnten Schulfreunde dichtete er unermüdlich Dramen und äußerte sich stets empört über den Hochmut der litterarischen Größen jener Tage, Hebbel, Halm u. s. w., die in den Arbeiten der jungen Leute noch keine Meisterwerke erkennen wollten. Wieviel hochmütiger sie selbst waren, scheint Nissel auch später nicht eingesehen zu haben. Denn so geht es fort. Er dichtet ohne Unterlaß weiter, und wenn sich die Bühnen oder die Zuschauer ablehnend verhalten, so grollt er über Verkennung, Unverstand, Mißgunst. Und noch in dem Vorwort zur Selbstbiographie, dem oben einige Stellen entnommen wurden, heißt es: „Hätte mir das Glück nur ein wenig mehr gelächelt, hätte ich nur etwas mehr freundliches Entgegenkommen gefunden, und hätte nicht Kränklichkeit mein ganzes Leben lang mich gestört und gehindert, wäre meinem Volk und der Menschheit in mir doch wohl ein großer Dichter mehr erstanden." Einmal gesteht er in seinem Tagebuche, Arbeit für Zeitungen würde ihm über die fortwährende Geldnot hinweghelfen, aber die könne er nicht leisten. Und besonders charakteristisch ist, was er 1858 nach einem Besuche bei einem Theaterreferenten einträgt: „Woher nimmt er, der einfache Journalist, den Mut, ein liebes Weib an seine Brust zu schließen? Ich — der Dichter, dessen Name schon nicht mehr ganz unbekannt ist, ich finde nicht den Mut. Ich bin eben ein Dichter — und ungewiß ist meine Zukunft. Doch ich will nicht klagen."

Die Glorifizirung dieser Seite seines Wesens ist es, was ansteckend wirken kann, denn die Neigung zur Selbstverherrlichung, zum vornehmen Herabsehen auf andre Berufe ist unter deutschen Dichtern und Künstlern sehr verbreitet. Ich kann nicht, das heißt nur zu oft: ich mag nicht. Nissels Aufzeichnungen zeigen, daß er sehr gut Prosa schreiben konnte, aber er wollte nicht herabsteigen, er war ja ein Dichter! „Mir sein keine Gewerbsleute," sagte einmal erbost ein Dresdner Schriftlithograph, „mir sein Künstler!" Freiligrath hat allerdings einmal die Gabe der Dichtung als einen Fluch bezeichnet, ist aber zweimal ohne Klage in das Comptoir zurückgekehrt, als er durch das „Dichten" allein seine Familie nicht er-

halten konnte. Und unsre Größten sind durch Übernahme von Ämtern oder von Arbeiten für den Broterwerb nicht verhindert worden, unsterbliche Werke zu schaffen. Aber heutzutage greift die Vorstellung immer weiter um sich, die Nation sei verpflichtet, jeden Jüngling, der ein Dichter, Maler, Bildhauer u. s. w. werden möchte, reichliche Mittel zur Verfügung zu stellen, seine zukünftigen Werke im voraus zu honoriren. Jakob Grimms goldne Worte über die Schillerstiftung sind wirkungslos verhallt.

Aber nicht allein ein Religionsstifter und großer Dichter ist nach Nissels Meinung in ihm verloren gegangen, auch ein großer Politiker. „Die lebendige Schilderung der Eindrücke, welche die großen politischen Ereignisse auf mich hervorgebracht, dürften nicht ohne alle Bedeutung, nicht ohne jeden Nutzen sein, indem sie das Gemälde des halben Jahrhunderts, das ich geschaut, in eine neue — oder doch ganz ungewöhnliche — Beleuchtung rücken." Abermals eine große Selbsttäuschung. Die ungeschminkte Darstellung seiner Erlebnisse und Beobachtungen im Jahre 1848 ist in der That von Interesse, aber seine Beleuchtung nicht weniger als ungewöhnlich: er nimmt dem Staate gegenüber denselben Standpunkt ein wie gegenüber dem Theater, begreift nicht, daß der Politiker mit gegebnen Verhältnissen rechnen muß, ist und bleibt ein unklarer Schwärmer. Man höre! Das bis zu „entmenschter Grausamkeit" gesteigerte Wüten des Wiener Pöbels in der Nacht vom 13. zum 14. März 1848 regt ihn zu Betrachtungen darüber an, ob es klug sei, solche Exzesse mit aller Strenge zu unterdrücken? Das Gefühl, daß man das nicht thun solle, habe ihm später „beim Studium der großen französischen Revolution das Verständnis dafür sehr erleichtert, warum ihre edeln, doch auch klugen und thatkräftigen Führer den Akten der Gewalt und Grausamkeit, die schon ihren [der Revolution] Anfang befleckten, so überaus ruhig und gelassen zusahen, sie wohl theoretisch tadelten, aber nicht die volle Entrüstung fanden, dagegen energisch einzuschreiten. Sie *wollten* das Volk nicht durch Strenge eingeschüchtert, weil sie vorausfühlten, daß sie es noch brauchen würden. Und sie *haben* es gebraucht. Ebenso hätte man es in Wien wohl noch brauchen können u. s. w." Das hat er im sechzigsten Lebensjahre geschrieben, den revolutionären Überschwang des Siebzehnjährigen ausdrücklich als politische Weisheit rühmend! Daß die meisten „edeln, doch auch klugen Führer" unter dem Jauchzen des von ihnen gebrauchten Volkes das Schafott bestiegen haben, kommt nicht in Betracht. Als Freiwillige zu Radetzkys Armee aufbrechen, und man ihnen Sieg wünscht, stimmt Nissel nicht mit ein, denn er wünscht den Sieg den Italienern. Er hat in Galizien Polen und Juden von den ungünstigsten Seiten kennen gelernt, allein sie blieben ihm doch die geknechteten, vergewaltigten Nationalitäten, und Bismarck erhält gelegentlich einen Verweis dafür, daß er das deutsche Schwärmen für uns feindlich gesinnte Völker als politische Kinderkrankheit gestempelt hat u. dgl. m. Diese Partien werden natürlich vom banalen Liberalismus sehr beifällig aufgenommen werden, desto weniger z. B. die Schilderung der Wiener Märztage. „Es war die wunderlichste Revolution, die es jemals gegeben hat. Denn abgesehen von jenem ersten mißglückten Anlauf, das bürgerliche Zeughaus zu nehmen, bestand der sogenannte Kampf im wesentlichen darin, daß unbewaffnetes oder so gut wie unbewaffnetes Volk sich zusammenrottete, Tumult machte, wilde Drohungen ausstieß und zu Thätlichkeiten übergehen zu wollen schien, doch alsbald, vom Militär auseinandergesprengt, sich an andern Punkten wieder sammelte, wieder tumultuirte und vociferirte, um abermals auseinandergejagt, anderswo abermals dasselbe Spiel zu erneuern." Das stimmt freilich schlecht zu der Legende von dem heldenmütigen Freiheitskampfe der Wiener.

Auch sonst finden sich charakteristische Beiträge zur innern Geschichte Österreichs, z. B. wie vor der Revolution auf dem Lemberger Gymnasium das Gesetz, den Unterricht in deutscher Sprache zu erteilen, scheinbar befolgt und thatsächlich umgangen wurde (S. 28), welche Verfolgnngen und Mißhandlungen ein Knabe in Linz zu erleiden hatte, nur weil er ein Ketzer war, und wie nachsichtig die Lehrer die Übelthäter behandelten u. a. m.

Daß Nissel eine edel angelegte Natur und voll Streben und Begeisterung war, kann ebenso wenig geleugnet werden, wie die Verkettung mißlicher Verhältnisse in seinem Leben. Aber es schien uns im Interesse andrer nützlich, vor allem „den Irrtum seines Lebens" zu betonen. Denn es war ja nicht die Folge einer allgemeinen Verschwörung gegen ihn, daß so wenige von seinen, meistens noch der Gattung der nachschillerschen Dramen angehörenden Arbeiten auf die Bretter gelangten, und auch diese wenigen, wie Heinrich der Löwe, Agnes von Meran, die Zauberin am Stein, sich nicht zu halten vermochten, während seine gewiß unbedeutendern, aber geschäftskundigen Rivalen Mosenthal, Weilen und Konsorten wenigstens vorübergehende Erfolge erzielten, und daß er lieber darbte und zuletzt von Unterstützungen lebte, als dann und wann von seiner erträumten Höhe herabsteigen wollte. Er schrieb sein Leben, „weil Unglück belehrend ist." Möchte das Buch diesen Zweck erfüllen.

Schwarzes Bret

Wir lachen heute, wenn wir im Leipziger Adreßbuche von 1736 nach den 12 französischen Sprachlehrern, den 2 italienischen und dem einen englischen Sprachlehrer, dem einen Bereiter, den 3 Fechtmeistern und den 11 Tanzmeistern, die Leipzig damals hatte, schließlich noch 5 „Trenchicanten, Obstschneider und Serviettenbrecher" aufgezählt finden, darunter zwei mit dem Zusatz: geben Lection. Aber wir haben nicht immer Recht, wenn wir lachen, sagt Lessing. Vor kurzem ist in Wien ein Buch erschienen: „Die Kunst, Servietten zu falten. Mit 39 Abbildungen und einer Einleitung über das Tafeldecken und Serviren." Da wären wir ja glücklich wieder so weit! Ja ja, wir leben in einer aufstrebenden, von hohen Geistesinteressen erfüllten Zeit. Deutsche Männer in bunten Schuhchen, bunten Hemdchen, bunten Schlipschen, bunten Mützchen, Kegelbrüderkongresse und — das Serviettenfalten zu einer „Kunst" ausgebildet! Vernünftiger war man übrigens vor 160 Jahren doch noch: auf zwölf französische Sprachlehrer ein englischer, das war gar nicht so dumm! Heute wird das Verhältnis ungefähr umgekehrt sein, heute heißt es: So ein bischen Englisch ist doch gar zu schön! Aber die Folgen davon zeigen sich bereits an unsrer Muttersprache. Von allen Dummheiten, die jetzt in unsre Sprache neu eindringen, ist ja die Hälfte dem Englischen nachgeäfft.

Das Juliheft der deutschen Monatsschrift „Nord und Süd," durch dessen unverlangte Zusendung mir mein Buchhändler eine halbe Stunde verdorben hat, bringt unter der Überschrift „Italienische Skizzen" die Übersetzung eines Aufsatzes, in dem der Pole Alexander Svientachowski die Eindrücke und Betrachtungen mitteilt, die er seiner Reise in Italien ver-

dankt. Wenn ich mich mit den geschmacklosen Paradoxen und schiefen Übertreibungen dieses Aufsatzes näher befassen wollte, so könnte ich eine reiche Ernte halten und eine hübsche Anzahl von Beispielen dafür sammeln, in welche Dummheiten man durch die Sucht, geistreich und selbständig zu scheinen, verwickelt werden kann, wenn man sich ihr so ganz ohne jede Spur von Bescheidenheit und Selbstbeschränkung überläßt, wie es der Pole gethan hat. Als klassische Stellen in dieser Hinsicht dürften die nachfolgenden, bei Gelegenheit des Aufenthalts in Rom entstandnen Sätze gelten: „Viele, viele verständige und brave Leute betreten mit Pietät und Demut der alten Roma Grab. Ich gestehe, daß ich diese thörichte Verehrung nie verstand (sic!). Denn was hat eigentlich dieses Rom gewirkt? was der Welt vermacht? welche Wissenschaft? welche Andenken?“ Und einige Zeilen vorher findet sich der kindische und zugleich empörende Ausruf: „Seit jeher hatte ich zwei heiße Wünsche: die Ruinen Athens zu küssen und auf Roms Ruinen auszuspucken!“

Nach diesem Ausruf scheint der Sinn für griechische Grazie bei dem Verfasser der „Italienischen Skizzen“ nicht höher entwickelt zu sein, als das Verständnis für die Staatskunst und die herbe Männlichkeit der Römer.

Ist denn der Kreis der um Paul Lindau gescharten Schriftsteller der Zahl und der Fähigkeit nach so sehr zusammengeschmolzen, daß Lindau gezwungen ist, die schlimmsten polnischen Geschmacklosigkeiten übersetzen zu lassen, um seine „deutsche“ Monatsschrift zu füllen?

Dem Leipziger Tageblatt (25. Juli) wird von seinem musikalischen Berichterstatter aus Bayreuth geschrieben: „Die Krone von allem, was in Bayreuth geboten wird, sind und bleiben die Parsivalaufführungen. Es ist etwas herrliches um sie! Bedauerlich bleibt es nur, daß die Deutschen sich so wenig darum kümmern; denn das Gros der Festspielbesucher rekrutirt sich auch in diesem Jahre wieder aus Franzosen, Engländern und Amerikanern.“

Na, Gott sei Dank, daß es endlich zugestanden wird.

Folgende eigentümliche Nachricht bringt Nr. 338 des „Frankfurter Journals“ (Abendblatt vom Montag, den 23. Juli): „Dichterzusammenkunft. In Zürich, dem sogenannten Limmath-Athen, das schon eine ganze Anzahl großer und kleiner Poeten beherbergt hat und beherbergt, haben sich letzte Woche in dem von Gottfried Keller fleißig besuchten »Walliserstübchen« folgende Poeten zusammengefunden: Julius Hart, Leopold Jakoby, Mathieu Schwann, Max Halbe, der von Kreuzlingen (Kt. Thurgau) extra per Velo (!) nach Zürich angeradelt kam, Karl Henckell, Bruno Wille, Fr. Wedekind und Wilh. Bölsche. In aller Stille wurde die Frage einer auf Oktober in Paris zu erscheinenden (!) litterarischen französischen Zeitschrift ventilirt, die es sich zur Aufgabe machen soll, den Franzosen die litterarischen Erzeugnisse des jungen Deutschland in mundgerechter Übersetzung zu vermitteln. Das Unternehmen, dessen Realisirung verbürgt ist, wird von einem in Paris lebenden Basler sondirt (!) werden.“ Die Uneigennützigkeit dieser „deutschen“ Dichter ist wirklich bewundernswert! Sie wären es wert, daß Herr Dr. Langerhans die Protektion übernähme.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Ermordung Carnots und das französische Heer

Der Dolch Caserios hat nicht nur dem Leben des Präsidenten der französischen Republik ein jähes Ende bereitet, sondern er hat auch alle Vorbereitungen, die zu der am 1. Januar 1895 bevorstehenden Neuwahl im Gange waren, hinfällig gemacht. Daß sich die verschiednen Parteien bereits lebhaft mit der Wahl beschäftigten, war natürlich, die Kandidaten der führenden Parteien waren schon mehr oder weniger bekannt. Für den, der den französischen Verhältnissen einige Aufmerksamkeit schenkt, war es kein Geheimnis, daß man der Neuwahl diesmal mit besondrer Spannung entgegensah und ihr größern politischen Wert beilegte als sonst; man hielt es für möglich, daß der neue Präsident eine eingreifendere Rolle spielen würde als Carnot. Wenn sich dies auch zunächst auf innere sozialpolitische Fragen und Verhältnisse bezog, und wenn es namentlich die sozialdemokratische Partei war, die von einer in ihrem Sinne ausfallenden Wahl auf eine Stärkung ihrer Macht und ihres Einflusses hoffte, so setzten doch auch andre Parteien große Hoffnungen auf den bevorstehenden Präsidentenwechsel, namentlich hinsichtlich einer energischen Bekämpfung der Anarchisten.

Schon bei der Wahl, die jetzt infolge der Ermordung Carnots stattgefunden hat, und zu der keine unmittelbare Agitation mehr möglich war, hieß es, daß möglicherweise Überraschungen eintreten würden. Ganz zweifellos aber wäre es zu Überraschungen gekommen bei der verfassungsmäßig in sechs Monaten vorzunehmenden Wahl. Wir glauben, gestützt auf mancherlei Beobachtungen, daß namentlich die Militärpartei und die vielfach mit ihr Hand in Hand gehende konservative Partei von einem neuen Präsidenten eine Förderung ihrer Zwecke hoffte, und daß sie jetzt bereits thätig war, für eine Persönlichkeit ihrer Farbe Propaganda zu machen. Außer den allgemeinen Parteiforderungen möchten wir als solche Zwecke besonders folgendes hervorheben:

Die Selbständigkeit des Präsidenten sollte gestärkt, sein Machtkreis erweitert werden, seine Person sollte mehr hervortreten, er sollte Einfluß auf das Heer gewinnen; dadurch sollten die mancherlei Mißbräuche im Heer abgestellt werden. Es ist eine ganz auffallende und gewiß nicht zufällige Erscheinung, daß in den letzten Monaten nach verschiednen Richtungen lebhafte Klagen über das Heer laut geworden sind, und zwar nicht etwa in radikalen und sozialdemokratischen Blättern, sondern in solchen, die dem Heere selbst nahe stehen. Die Mißstände, über die man klagt, werden namentlich zurückgeführt auf den häufigen Wechsel im Kriegsministerium, der wieder eine Folge ist von der zufälligen Gruppirung der Mehrheiten in der Deputirtenkammer. Mit jedem solchen Wechsel sind mehr oder weniger Änderungen in der Formation, Organisation, Dislokation u. s. w. verbunden, und es treten unwillkürlich Spaltungen und Parteiungen im Heere selbst ein. Es würde uns zu weit führen, hier näher auf Einzelheiten einzugehen; wir berufen uns auf die allgemein bekannten Thatsachen.

Wurde aber auf der einen Seite eine solche Kritik geübt, so fiel es andrerseits auf, daß mit einemmale der Name eines bekannten Generals in den Vordergrund trat, der seit einer Reihe von Jahren den politischen Schauplatz ganz verlassen zu haben schien, während er doch nie aufgehört hat, im Heer eine Rolle zu spielen und entschieden eine der populärsten Gestalten des Heeres ist, namentlich in der Kavallerie. Wir meinen den General Gallifet. Niemand zweifelt heute mehr daran, daß er der General X ist, dessen Interview durch einen Vertreter des Figaro so großes und berechtigtes Aufsehen machte und Anlaß zu lebhaften Debatten in der Deputirtenkammer gab. Mit diesem Interview, in dessen Verlauf General Gallifet über das jetzige republikanische Heer ein sehr ungünstiges Urteil fällte, war er mit einemmale und in geschickter Weise in die Öffentlichkeit gezogen, und wir glauben uns nicht in der Annahme zu irren, daß seine Anhänger und politischen Glaubensgenossen auf diese Weise die ersten Vorbereitungen treffen wollten, angesichts der bevorstehenden Präsidentenwahl die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn zu lenken. Ein Mann von Gallifets Energie und hervorragender militärischer Tüchtigkeit hätte sich voraussichtlich mit einer ganz passiven Rolle auf dem Präsidentenstuhle nicht begnügt, und der Schritt zu einer Militärdiktatur wäre ihm wahrscheinlich um so leichter gefallen, als er darin das einzige Mittel sah, eine persönliche Spitze für das Heer zu schaffen, die er, wie jeder politisch und militärisch Sachverständige, für unbedingt nötig hält. Daß wir uns in dieser Hinsicht nicht in Vermutungen bewegen, sondern auf dem Boden der Wirklichkeit stehen, dürfte eine der Äußerungen Gallifets gegenüber dem Berichterstatter des Figaro beweisen. Zu diesem sagte er: „Was kennzeichnet die Demokratie? Es ist die Angst vor einer militärischen Spitze und der Haß gegen eine solche. Sobald sich einer von uns über das gewöhnliche Niveau erhebt, wird er sofort wieder heruntergedrückt.“ (Dès que l'un de nous s'élève, on le supprime.) Gallifet

sprach hierüber sein Bedauern aus; er hält es für fehlerhaft, daß man dem demokratischen Prinzip zuliebe das Hervortreten einzelner Persönlichkeiten nicht gestatten will. „Das demokratische Heer, sagte er, ist eine Herde; die »bewaffnete Nation« ein Hirngespinst. Früher gehörte der militärische Geist einer Kaste an; heute ist jeder Mann gleichzeitig Soldat und Bürger: als Bürger regiert er, als Soldat soll er gehorchen, blind und passiv. Welche unmögliche Gymnastik verlangt dieser Widerspruch von der menschlichen Natur!"

General X gelangte infolge dieser Anschauungen zu dem Ergebnis, daß es dem Interesse Frankreichs am besten entsprechen würde, zu entwaffnen (à mon avis la France aurait tout avantage au désarmement), denn der andre, näher liegende Ausweg, daß man nämlich die erforderlichen Mittel anwende, aus der „Herde" wieder ein „Heer" zu machen, erschien ihm, zur Zeit wenigstens, aussichtslos. Daß er ihm aber weit sympathischer gewesen wäre, als die Entwaffnung, geht aus vielen seiner Äußerungen hervor. Der erste Schritt hierzu würde der sein, dem Heer eine persönliche Spitze zu geben, sie unter einen mit voller Autorität ausgestatteten Kriegsherrn zu stellen. Wie lebhaft Gallifet hiervon durchdrungen ist, beweist seine Äußerung, daß Frankreich trotz aller pekuniären Opfer, die es bringe — jährlich beinahe eine Milliarde —, dem deutschen Heere gegenüber stets im Nachteil sein werde, weil in diesem eine festgefügte militärische Rangordnung (hiérarchie) und der lebendige esprit militaire herrsche. Vielleicht giebt dies doch dem Teil unsrer Presse etwas zu denken, der nicht müde wird, über den „Militarismus" im deutschen Heere zu klagen und zu schimpfen. General X erwähnt bei diesem Anlaß auch den Fall des Generals Kirchhoff und sagt über die durch den Kaiser erfolgte Begnadigung: Voilà comment on maintient l'esprit militaire et c'est ainsi que la Prusse a pu constituer une armée nationale! Ein andrer Umstand, worin der französische General eine Bürgschaft des deutschen Sieges sieht, ist die Machtvollkommenheit des Kaisers, den Krieg zu erklären, ohne dabei abhängig zu sein von so und so viel Debatten und Abstimmungen. Dieser Umstand allein werde dem deutschen Heere im Falle einer Mobilisirung einen Vorsprung von mindestens sechsunddreißig Stunden geben.

Diese Äußerungen riefen in der französischen Deputirtenkammer einen Sturm der Entrüstung hervor und veranlaßten kurze Zeit darauf den Figaro zu der Erklärung, daß er auf die ursprünglich beabsichtigte weitere Veröffentlichung von Aussprüchen hervorragender, jetzt lebender Personen über die Frage der allgemeinen Entwaffnung verzichte, um eine Wiederholung derartiger, „den Patriotismus gefährdender" Debatten zu vermeiden. Dennoch kommt er in einem L'Armée überschriebnen Leitartikel (15. Juni) nochmals auf den Gegenstand zurück. Dieser Artikel knüpft an das Interview des Generals X an und sucht in ebenso vernünftiger wie fesselnder Weise darzulegen, daß die Ansichten und Auslassungen des Generals vollständig begründet seien. Es heißt

da: „Eines der ungeheuerlichsten Kennzeichen des jetzigen Regimes und eines der beunruhigendsten Anzeichen des Geistes, der es beherrscht, ist der Tag, an dem das Parlament an Stelle der fünfjährigen Dienstzeit die dreijährige verfügte, ohne daß der oberste Kriegsrat darüber auch nur zu Rate gezogen wurde. Diese Änderung wurde beschlossen von Advokaten, Ärzten, Professoren, Schriftstellern — guten Patrioten, eifrigen Reformatoren, aber vor allem — Republikanern. Dies letztere erklärt allein das uns aufgenötigte Gesetz. Es giebt eine instinktive Unvereinbarkeit der Gesinnungen zwischen der Republik und dem Heere. Der Republikaner — nach Partei oder nach Lehre — ist der moralische Gegensatz zum Soldaten: er kann ihn weder verstehen noch lieben. Die professionellen Tugenden, die heldenmütigen Dienstleistungen, die man für die wesentlichsten Grundsätze des Heeres erachten muß, die Disziplin, die Selbstverleugnung, die Entsagung, die Opferwilligkeit, der passive und stumme Gehorsam, das freiwillige Aufgeben der Persönlichkeit gegenüber der unpersönlichen Autorität des Befehls sind für ihn nicht allein tote Buchstaben, sondern sie bilden in seinen Augen ebenso viele bürgerliche Untugenden und erscheinen ihm als solche unannehmbar. Der Begriff, den er mit dem »Bürger« verbindet, ist genau das Gegenteil der Verpflichtungen, die den Soldaten machen. Es sind dies: die Selbstherrlichkeit der Person, das Widerstreben gegen die feste Ordnung, die Ableugnung jeder Rangordnung, die Lust zur Kritik und zur Auflehnung gegen jede Autorität und Überlieferung, das Dogma von der allgemeinen Gleichheit und der natürliche Trieb zur Gleichmacherei."

Der Artikel führt dann weiter aus, daß die Republik zwar das stehende Heer erhalten habe, aber gewissermaßen „ertränkt in Bürgersinn" (noyée dans leur civisme). „Die allgemeine Dienstpflicht verbunden mit der kurzen Dienstzeit ist der Untergang des militärischen Geistes, und es wird nicht mehr lange dauern — wenn der Augenblick nicht schon da ist —, wo man bei der Fahne nur noch Leute hat, die zwar wie Soldaten gekleidet sind, aber als Bürger dienen. Die Republikaner sagen zwar: »Gerade das wollen wir! In der demokratischen und republikanischen Gesellschaft *soll* der Soldat nichts andres sein als ein Bürger!« Hierauf antworten aber die Generale: »Es genügt nicht, ein guter Bürger zu sein, um einen guten Soldaten abzugeben. Man wird nur Soldat, indem man den Vorrechten entsagt, die dem Bürger am teuersten sind!«"

Wir könnten mit diesen Anführungen schließen, da sie zeigen, wie man in weiten Kreisen Frankreichs über das jetzige Heer urteilt, und daß man in der That an einen „Helfer in der Not" in der Person eines energischen Generals gedacht hat und wohl noch denkt. Um aber dem Einwande zu begegnen, daß es vielleicht nur der Figaro, das sensationsbedürftige und überdies etwas konservativ angehauchte Blatt sei, das sich zu solchen Ansichten und Äußerungen versteige, so wollen wir noch auf zwei Auslassungen aus andern hervorragenden

französischen Blättern hinweisen, die denselben Gegenstand berühren. Der Temps, das als offiziös geltende Organ, widmet dem General X und seinen Äußerungen über die Entwaffnung einen Aufsatz, worin es ungefähr heißt: Es sei begreiflich, daß ein Mann wie er (der Name Galliset wird nicht genannt, aber die Person in der unverkennbarsten Weise beschrieben) mit den jetzigen Verhältnissen unzufrieden sei; er erscheine wie ein soldat-gentilhomme von früher, wie ein Marschall des alten Regimes, der sich in eine alles nivellirende Demokratie verirrt habe, der Aufgaben zu erfüllen habe, die ebenso sehr büreaukratischer wie militärischer Natur seien, und der dazu verurteilt sei, während einer unabsehbaren Friedensperiode ein Heer von Bürgern und Wählern zu befehligen, wo der Patriotismus eine weit größere Rolle spiele als das Temperament und der kriegerische Geist. Daher stamme bei dem General eine Unbehaglichkeit, das Gefühl einer wachsenden Nichtübereinstimmung zwischen seiner Person und seiner Stellung, zwischen seinen Fähigkeiten und dem Schauplatz, auf dem sie zur Verwendung kommen sollen, zwischen dem Ideal seines Lebens und dem politischen Zustande der Gesellschaft, in der er verurteilt sei, alt zu werden. „Und hiergegen ist, wie er wohl weiß, nichts zu thun. Die Heere haben sich verändert, die Taktik, die Kriegführung. Er weiß, daß ein künftiger Krieg wenig Raum bieten wird für die Entwicklung der Eigenschaften, in denen sein Wert besteht. Diese neue Kriegführung fürchtet er für uns; er fragt sich, zu was es gedient habe, dem Feinde sein System der Rekrutirung zu entlehnen, wenn man ihm nicht gleichzeitig seinen Sinn für Geduld und Ausdauer, für Disziplin und Unterordnung habe entlehnen können." Das andre Blatt ist der Avenir militaire, eine der bedeutendsten und verbreitetsten französischen Militärzeitungen. Aus ihm führen wir nur wenige Zeilen aus einem Artikel Le Général X an (26. Juni), die aber genügen werden, die auch in rein militärischen Kreisen herrschende Stimmung zu kennzeichnen. Der Artikel schließt: „Wir glauben nicht, daß die Einsetzung des Generals X als künftiges Staatsoberhaupt unmittelbar bevorstehe: aber sie wird gewünscht von Leuten mit lebhafter Phantasie, die darin einen Ausweg sehen aus der jetzigen Verwirrung, wo infolge jeder Laune der Deputirten, die nicht einmal wissen, was sie wollen, Ministerien fallen wie Kartenhäuser. Es fehlt der Republik an Staatsmännern, die geeignet sind, sie zu regieren, und es fehlt dem Heer an Kriegsmännern, die befähigt sind, es gut zu leiten. Das ist die Wahrheit, und deshalb träumt man von einem Versuch, einem General die Regierung der Republik zu übergeben, nachdem man die Laune gehabt hat, einem Zivilisten das Portefeuille des Kriegs anzuvertrauen."

Etwas vom Handwerksmann

Wir haben eine große Zahl von Mißvergnügten im Reiche. Und sie sind durchaus nicht etwa bloß unter den Großgrundbesitzern und den „Leuten ohne Aar und Halm“ oder den Börsenspekulanten und den Männern mit der schwieligen Faust zu suchen. Wenn wir alle unsre Modebäder durchsuchen und sämtliche Landstraßen abstreifen, so finden wir bei weitem nicht alle die zusammen, die sich in ihrer Haut nicht wohl fühlen und folglich auf die Regierung schimpfen. Ob wir ein paar Goldstücke auf der Eisenbahn verfahren, um „manches kennen zu lernen,“ oder zu demselben Zweck der Pferdebahn zehn Pfennige zufließen lassen, oder lieber gar gleich da bleiben, wo wir gerade sind: Unzufriedne finden wir überall, nicht nur an allen Orten, sondern auch in jedem Stande.

Außer dem arbeitenden Proletariat, für dessen Vertreter man jetzt mit einer gewissen Ausschließlichkeit den Titel „Arbeiter“ geltend zu machen liebt — sodaß diese glauben müssen, alle andern Leute seien Nichtsthuer —, den notleidenden Agrariern und einigen andern Unterstützungsbedürftigen hat sich in neuerer Zeit namentlich ein Stand auf seine politische Bedeutung besonnen und diese sehr berechtigte Bedeutung auch stellenweise mit guter Manier verfochten. Leider wird er nur an fruchtbringendem, thatkräftigem Vorgehen gehindert dadurch, daß in seinen Reihen vielleicht noch mehr als anderswo die mit Recht so beliebte Einigkeit fehlt und er infolgedessen schwer zu organisiren ist. Ich meine das Handwerk.

Wann und wo immer Handwerker zusammenkommen, bei den Innungsquartalen oder bei großen andern Versammlungen und „Tagen,“ da werden zwar Reden über die Einigkeit gehalten und Toaste ausgebracht, die mindestens ebenso schön klingen wie andre Reden und Toaste, aber — wenn der gute Handwerksmann nachher wieder nach Hause gegangen und in seiner kleinen Selbständigkeit sich selbst überlassen ist, dann hält er in engherziger Kurzsichtigkeit seine persönliche Stellung als selbständiger Handwerker und Geschäftsmann neben die des ebenfalls selbständigen „Kollegen“ und „Konkurrenten“ und wägt sie ab gegenüber der des großen kapital- oder pumpkräftigen „Fabrikanten“ einerseits und des „Arbeiters“ (Gesellen, Proletariers) andrerseits.

Solche Erwägungen führen ihn dazu, soweit es seine bindenden Verpflichtungen irgend gestatten, nur immer weiter dem natürlichsten menschlichen Gefühl, dem Egoismus, zu huldigen und sich um alles, was das allgemeine Wohl seines Standes erfordert, nur insoweit zu kümmern, als es der Anstand gebietet. Mitunter setzt er seiner Selbstliebe auch noch engere Grenzen.

Wenn es sich aber darum handelt, daß für den Handwerkerstand „etwas geschehen" muß, daß er in Gefahr ist, von der Großindustrie ganz und gar aufgesogen zu werden, dann kann der gute Handwerksmann reden, oder wenn nicht reden, doch wenigstens dem Redner, der so etwas sagt, seinen Beifall zujubeln.

Zu seinem Heil hat der Handwerkerstand jetzt in seiner Mitte thatkräftige und aufopferungslustige Männer, die nicht, wie die meisten ihrer Genossen, dem Glauben huldigen, daß der Handwerksmann, um seinen Stand zu heben, nur immer rüstig in der Werkstatt schaffen und dort fleißig Schweiß vergießen müsse; mit der Zeit werde man nachher „oben" schon sehen, wie er sich abmühe und aus diesem Grunde tiefgerührt irgend etwas „für ihn thun," damit es ihm besser gehe. Ja, Gott sei Dank, es giebt helle Köpfe unter den Handwerkern, die sehr wohl wissen, was heutzutage not thut. Mit dem bloßen „Arbeiten" — selbst wenn er es bis zur höchsten Erschlaffung betreibt — kommt der ehrliche Gewerbsmann in unsern Tagen auf keinen grünen Zweig. Er muß sich auch, um nur persönlich emporzukommen, einen tüchtigen Schuß kaufmännischer Kenntnisse und Fähigkeiten zu eigen machen. Um aber nun erst gar den ganzen Stand emporzubringen, dazu gehört wahrlich etwas ganz andres als ein geduldiges Abwarten, bis von außen her eine Hilfe kommt.

Wer soll den Handwerkern helfen? Die Regierung natürlich. Die soll aber allen Klassen helfen, und da ihre Handlungen nur von Menschen eingegeben und wiederum nur von Menschen ausgeführt werden können, so sprechen dabei natürlich auch nur allzumenschliche Beweggründe mit. Bevor der Handwerkerstand darauf rechnen durfte, daß sich die Regierung wirklich einmal energisch um sein Wohlergehen kümmerte, mußte er ihr erst zeigen, daß sie auch ein Interesse daran hat, ihn zu erhalten. Man greift vielleicht nicht fehl, wenn man behauptet, daß weniger der Handwerkerstand selbst, als vielmehr der Sozialismus durch die angemeldete Revolution der Besitzlosen den höhern Kreisen nahegelegt hat, wie wichtig es ist, den Mittelstand am Leben zu erhalten.

Die Regierung ist also nun auf dem Punkte, dem Handwerk in möglichster Weise entgegenzukommen. Was aber soll geschehen? Womit soll geholfen werden? Es hat lange gedauert, bis diese Fragen einigermaßen geklärt wurden. Wäre die Einigkeit und das Solidaritätsgefühl im Handwerk von langer Zeit her gut genug entwickelt gewesen, dann hätte der ganze Stand schon längst in Reih und Glied vor die Regierung hintreten können mit einem

fertigen Programm und bestimmten Forderungen. Aber nichts davon. Der Handwerker ließ die liebe Regierung allein für ihn sorgen; sie mußte ihm „Vorschläge" machen, wie er sich wollte helfen lassen. Und als diese vorlagen, da bedurfte es wieder aller Energie bei den Trägern des Fortschrittsgedankens im Handwerk, um ihre Genossen zu veranlassen, sich nun wenigstens einmal genau anzusehen, was man ihnen bescheren wollte. Man hat sich vielleicht stellenweise etwas zu sehr erhitzt über manches, das in den ministeriellen Vorschlägen verbesserungsbedürftig war; denn es ist eben nicht gut zu verlangen, daß die Herren am grünen Tisch ebenso genau wissen sollen, wessen der Handwerker bedarf, wie dieser selbst. Doch im allgemeinen war das Ergebnis der Erwägungen, die über jene Vorschläge des Ministers in Handwerkerkreisen gepflogen wurden, doch immerhin annehmbar, und es läßt sich vermuten, daß diese Vorschläge, unter Berücksichtigung der ihnen von den Handwerkern zu teil gewordnen Korrektur, zum Gesetz werden.

Ob aber der Handwerkerstand, nachdem er dieses Gesetz „durchgedrückt" hat, wesentlich besser dran sein wird als heutzutage, bleibt abzuwarten.

Alle gesetzlichen Rechte und selbst Begünstigungen können ihm doch eins nicht verleihen, was er zu seiner Erhaltung und zu seiner politischen Entwicklung vor allem braucht: den Korpsgeist oder, in das jetzt beliebte Deutsch übertragen: das Solidaritätsgefühl. Um eine Erklärung dafür zu geben, daß dem Handwerkerstande, wenigstens dem größten Teil seiner Vertreter, dieses Gefühl durchaus fehlt, kann man nicht gut anders, als ihm eine Unhöflichkeit sagen. Grobheiten sind immer schwer verdaulich, um so mehr, je enger sie mit der Wahrheit verschmolzen sind. Es giebt unter den befähigtern Handwerkern zwar nicht viel, aber doch einige, die es bereits selbst erkannt haben, daß ihrem Stande im großen Ganzen zu sehr die Grundlagen der allgemeinen Bildung fehlen, die ein einheitliches, ersprießliches Arbeiten für das Wohl der Gesamtheit voraussetzen muß. Zu begreifen ist dieser Mangel sehr wohl, denn der Handwerkerstand ergänzt sich zum größten Teil aus den untersten Schichten des Volkes, und selbst aus diesen Kreisen ist es nicht einmal die Auslese, die dem Handwerk zufällt. Handwerker zu werden, ist jedem ermöglicht, so gut wie jedem die lockende Bahn eines Laufburschen offensteht. Selbst wenn ein Junge wegen allzu hartnäckiger Begriffsstutzigkeit oder ähnlicher Gebrechen vom ersten Meister entlassen ist, findet er wohl einen zweiten, dritten und vierten, die es verstehen, ihn zu einer ihnen selbst Nutzen bringenden Thätigkeit anzuhalten, ihn also durch ein paar Lehrjahre schleppen und dann auf die Landstraße setzen. Später wird er dann entweder Strolch oder selbständiger Pfuscher. Leute dieser Art könnte der obligatorische Befähigungsnachweis unschädlich machen, denn es würde ihnen dadurch eben die Möglichkeit genommen, Meister zu werden. Aber es giebt doch eine recht sehr große Zahl von Leuten im Handwerk, deren geistiger Gesichtskreis den der eben geschilderten Klasse

in keiner Weise überragt, und die es nur durch technische Fertigkeit dahin bringen, von ihren Genossen als Meister anerkannt zu werden; die sind es, die nach wie vor, bei aller gesetzgeberischen Berücksichtigung des Standes, eine Gefahr für die Handwerkerschaft bilden würden. Bei allen Neuerungen und Verbesserungen, die man einführen will, wird man in dieser Klasse Köpfe finden, die sich aus irgend welchen Gründen den Reformen widersetzen, weil ihr beschränkter Gesichtskreis die Vorteile des Neuen nicht faßt. Man frage nur die unter den bessern Handwerkern, die sich jemals mit der „Hebung ihres Standes" befaßt haben, was sie durchgemacht haben! In den meisten Fällen wird man hören, daß die von ihnen in die Wege geleiteten Pläne nicht durch Widerstand der Regierungen oder Behörden, sondern nur durch die Gleichgiltigkeit, wo nicht gar durch mißtrauisches Widerstreben der Handwerksgenossen selbst gestört worden seien.

Zutrauen hat der Handwerker selten zu jemand, also auch nicht zu den Parteiführern aus dem eignen Stande. Seine beschränkte Bildung läßt ihn nur die niedrigsten Beweggründe voraussetzen, wenn er sieht, daß von andern Leuten etwas ins Werk gesetzt werden soll. Er denkt stets, wer dergleichen anrege, wolle für seine Tasche arbeiten; daß jemand auch uneigennützig für sogenannte „Ideen" Zeit und Mühe aufwenden kann, wird ihm schwer, sich vorzustellen.

Um der langen Rede kurzen Sinn zusammenzufassen: meine Erwägungen laufen darauf hinaus, daß zum Heile des Handwerkerstandes eine „Verbesserung der Rasse" mindestens ebenso notwendig ist als eine wirtschaftliche Begünstigung oder Hebung. Den Einwurf, daß die wirtschaftliche Hebung auch eine geistige mit sich bringen würde, möchte ich bestreiten oder seine Berechtigung doch nur bedingt zugestehen. Kleinlicher, engherziger Sinn wird durch eine Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse nicht ausgetrieben. Dem größten Teil der Handwerker wird stets die unlöbliche Gewohnheit bleiben, mit seinen Genossen in demselben Konkurrenzkampfe zu liegen, wie er unter den großen Fabrikanten herrscht. Und da ihm überdies noch größtenteils die nötige Erleuchtung fehlt, die zwingende Notwendigkeit eines Zusammengehens mit der Konkurrenz wenigstens in gewissen großen Angelegenheiten einzusehen, so kann man wohl kaum anders, als dem Handwerk prophezeien, daß es zwischen der Großindustrie und dem Proletariat, in die es eingeklemmt ist, mit der Zeit erdrückt werden wird — trotz allen Sträubens.

Es würde mich sehr freuen, wenn aus den Kreisen der Handwerker Stimmen laut würden, die mir diese meine Meinung, die ich nur mit Schmerzen hege, nehmen könnten. Ein reger Austausch von Ansichten hierüber wäre sicher für die weitesten Kreise von Interesse. Wichtig ist aber dabei, daß nicht bloß Gelehrte darüber ihre Meinungen zum besten geben, sondern die Handwerker selbst ein offnes Wort reden.

Reiſen als Mittel der Jugendbildung

Mit dem Reiſen verfolgen die verſchiednen Menſchen, wie die Erfahrung lehrt, ſehr verſchiedne Zwecke, niedere und höhere, je nachdem ſie „der Geiſt treibt.“ Der höchſte unter dieſen Zwecken iſt aber offenbar der, daß jemand reiſt, weil ihn ein ideales Bedürfnis dazu drängt, weil es ihm als eine menſchenwürdige Aufgabe erſcheint, ſich durch Reiſen weiter auszubilden und innerlich zu vervollkommnen. Gerade wer ſo reiſt, als ob er auf der Reiſe gar keine beſondern Zwecke erreichen wollte, der erreicht gewöhnlich das höchſte, was ſolche Reiſen als Reiſegewinn bringen können, nämlich eine Steigerung und Veredlung ſeines ganzen innern Weſens; er muß nur dabei mit der Gewiſſenhaftigkeit verfahren, die man überhaupt jeder Aufgabe ſchuldig iſt. So anziehend es nun wäre, ſich einmal über dieſe Seite des Reiſens, ſeine Wichtigkeit als Mittel der Volksbildung im allgemeinen zu verbreiten, ſo wollen wir doch hier aus dieſem Gebiete nur einen Ausſchnitt herausheben, der von dem Reiſen als Mittel der Jugendbildung handelt.

Als Bildungsmittel für Erwachſene erfreut ſich ja das Reiſen nicht nur einer ganz allgemeinen Wertſchätzung, ſondern auch einer Übung, die gerade in der Gegenwart immer größern Aufſchwung nimmt; es iſt, als wenn doch in weiten Kreiſen empfunden würde, daß gerade für den Menſchen der Gegenwart das Reiſen nach den allerverſchiedenſten Richtungen eine notwendige Ergänzung ſeines ganzen Daſeins bildet. Was aber dabei beſonders erfreulich iſt: auch die Fußwanderung kommt wieder zu Ehren, nachdem ſie uns in dem erſten Entzücken über die ſo bequeme Eiſenbahnfahrt faſt vollſtändig verloren gegangen war. Und es iſt durchaus gerechtfertigt, wenn ſie wieder zu Ehren gebracht wird: hat ſie doch von jeher für die vornehmſte und gewinnbringendſte Art des Reiſens gegolten. Nicht die ſchlechteſten Männer unſers Volks ſind es, die es mit dem Fußwandern gehalten haben: man darf nur an Goethe, Seume, Arndt, Jahn und Geibel unter den ältern erinnern, und unter den lebenden an unſern großen Wanderkünſtler und Volksforſcher W. H. Riehl, der in ſeinem köſtlichen „Wanderbuche“ das Fußreiſen als die einzig mögliche Art des Reiſens empfiehlt, wenn man um ſeiner Bildung willen reiſt. Man ſieht dabei durchſchnittlich mehr, als im Wagen, man tritt auch den Leuten,

deren Gegend man bereist, menschlich viel näher, und man bleibt in jedem Betracht unabhängiger. Es ist auch nicht zufällig, daß hier die Namen von Deutschen genannt werden müssen; denn in der Lust an frischer, fröhlicher Wanderschaft liegt die Bethätigung einer Tugend, die gerade die Deutschen als Volk und als Einzelne von jeher bewährt haben. Kein Volk hat eine solche Fülle von Wanderliedern, die jede, auch die leiseste Abtönung der verschiednen Reisestimmungen zum vollendeten Ausdruck bringen, kein Volk — vielleicht das englische, das Volk der globe-trotters, ausgenommen — hat unter den Männern, die wir als die reinsten Vertreter ihres Volkstums ansehen können, solche leidenschaftliche Verehrer des Wanderns wie das deutsche. Und selbst den Verirrungen des modernen Stromertums liegt doch zum guten Teil der Wandertrieb zu Grunde, der hier nur entartet ist, der aber, recht geleitet, zu einer Quelle des edelsten Genusses werden kann. Kein Volk ist auch so viel in der Welt herumgetrieben worden wie die Germanen, und vielleicht verdanken wir Deutschen dieser harten Schulung während unsrer Jugendzeit zum Teil unsre zähe Lebenskraft, die selbst durch das Elend des dreißigjährigen Krieges nicht ganz gebrochen werden konnte.

Darf man sich nun freuen über die ehrlichen und einsichtigen Anstrengungen, die jetzt gemacht werden, das Reisen als Bildungsmittel für Erwachsene wieder in seine Rechte einzusetzen, so ist doch zu bedauern, daß nicht in gleichem Maße das öffentliche Interesse für solche Reisen rege ist, die als Mittel der Jugendbildung anzusehen sind. Und doch ist für die Jugend das Reisen als Mittel der allgemeinen Bildung ebenso wichtig wie für die Erwachsenen. Vor allem ist es eine Form des Lernens, der geistigen Eroberung, wie sie die Jugenderziehung sonst viel zu wenig kennt und würdigt, und darum geradezu eine Ergänzung des Unterrichts. Mit Recht wird darüber geklagt, daß das Lernen aus Büchern in unsrer Erziehung einen viel zu großen Raum einnimmt: ein Schulkind wird in den Augen vieler Eltern gar nicht für voll angesehen, wenn es nicht schon vom ersten Tage seines Schulbesuchs sein gedrucktes Buch mit zur Schule zu bringen hat, ja dem Lehrer, der Lesen und Schreiben zunächst zurückstellen und seine Kinder ohne diese Hilfsmittel dahin bringen wollte, daß sie sich in ihrer unmittelbaren Umgebung räumlich und geistig zurechtzufinden vermöchten, würde man wohl gar Pflichtvernachlässigung vorwerfen; die meisten Eltern haben eben gar keine Ahnung davon, daß es für das Kind zunächst viel wichtigeres zu thun giebt, als lesen und schreiben zu lernen. Und so begleitet denn das gedruckte Buch das Kind getreulich die ganze Schulzeit hindurch als eine fortwährende Versuchung für den Lehrer, die Anschauung, als die Vorstufe aller Erkenntnis, entweder ungebührlich zu verkürzen oder auch ganz beiseite zu schieben, eine Regel gleich gedruckt zu geben, während das Kind sie selbst finden sollte, Urteile fertig zu überliefern, obgleich das Kind oft nicht einmal die Gegenstände kennt, auf die

sich die Urteile beziehen, und was dergleichen Thorheiten mehr sind. Aber auch für das Kind ist das Buch eine fortwährende Versuchung, sich mit Worten zu begnügen, wo Anschauungen und Begriffe fehlen, Bilder für einen vollwertigen Ersatz der Wirklichkeit zu halten, sowie die Autorität des Lehrers und des gedruckten Wortes dem Selbstprüfen und Selbstfinden vorzuziehen. Sollte nun solchen beklagenswerten Verhältnissen gegenüber nicht jede Maßregel willkommen geheißen werden, die uns von den Büchern hinweg und wieder der Natur selbst in die Arme führt, den Dingen, dem großen Urquell aller Bildung, wieder Auge in Auge gegenüberstellt? Dort in der Natur schiebt sich nichts zwischen Kind und Welt, nicht das Buch — vor dem gerade uns Deutschen ein heilloser Respekt von Jugend auf anerzogen wird — und nicht der Lehrer, der vermöge des Ansehens und der Anhänglichkeit, die er genießt, dem Kinde die eigne Anschauung und die selbständige Auffassung durch eine Art von Suggestion geradezu verfälschen kann, ohne daß er es irgendwie beabsichtigt. Aber wenn auch das nicht der Fall ist, so hat doch die unmittelbare Anschauung unter allen Umständen das für sich, daß sie mit der ganzen sinnlichen Frische auf das Kind eindringt. Es liest vielleicht von einem, der durch ein Waldthal wandert: die Vögel singen in den Zweigen, drüben rauscht ein geschwätziger Waldbach, jeder Windstoß, der die Wipfel regt, weht dem Wandrer den würzigen Duft der Kiefern entgegen, an einer frischen Quelle, die ihm gastlich entgegenrinnt, labt er sich. Aber von all der Sinnenfreude, mit der das in der Wirklichkeit durchtränkt ist, hat das Kind beim Lesen in der dumpfen Schulstube nur eine armselige Gesichtsempfindung, und zwar nicht die der Gegenstände, von denen es durch das Buch erfährt, sondern lediglich die der Wörter, mit denen die Gegenstände oder ihre Beziehungen bezeichnet werden. Welch umständliche geistige Umsetzung hat da das Kind vorzunehmen, ehe es bis zum Erinnerungsbilde des Waldthals vordringt! Und wie dürftig bleibt dieses trotzdem! Da lob ich mir doch die Wirklichkeit selbst! Da wandelst du leibhaftig unter den Bäumen, da singt und rauscht es wirklich um dich, da weht dir die wirkliche Luft den Duft der Kiefer entgegen, und wenn du willst, so kannst du dich leibhaftig zum Labetrunk am Waldquell niederlegen. Da finden also alle Sinne ihr Genüge. Und hiermit kommen wir auf etwas neues, was dieses erlebende Lernen vor dem Bücherlernen, dem „Erbüffeln," voraus hat: dieses Erleben, bei dem wir die Dinge selbst an ihrem natürlichen Standorte wandernd aufsuchen, ist nicht bloß ein gewöhnliches Erleben, wie jedes andre auch, sondern ein gesteigertes. Und zwar ist es das vor allem infolge des erhöhten Lebensgefühls, das uns bei der Wandrung durchströmt, am kräftigsten bei der Bergwandrung, die auch aus andern Rücksichten einen besondern Ehrenplatz unter den Wandrungen der Jugend verdient. Dann aber auch wegen des Reizes, den jede neue Vorstellung auf uns ausübt, und um so mehr ausübt, je unmittelbarer sie von der Wirklichkeit hervorgerufen wird, und

je weniger sie zugleich mit heimatlichen Vorstellungen und Gefühlen verwandt ist. Und diese Erhöhung des ganzen Daseins ist vom wohlthätigsten Einflusse auf die Erweiterung des Gesichtskreises, die Vertiefung der jugendlichen Gefühlswelt und die Stählung des jugendlichen Willens. Was man mit Lust lernt, lernt sich noch einmal so leicht, was man in solchen erhöhten Augenblicken empfindet, wirkt noch einmal so tief, und muß jetzt dem Willen einmal eine besondre Anstrengung zugemutet werden, so gelingt es unter solchen Umständen besonders gut. Gerade aber die reizvolle Verbindung von leiblicher und geistiger Thätigkeit, die Angemessenheit an die sinnlich-übersinnliche Doppelnatur des Menschen, wie sie beim Wandern zur Geltung kommt, ist für uns Menschen der Gegenwart doppelt zuträglich. Von diesem Gesichtspunkte angesehen, gehören Wandrungen zu den Maßregeln, die in der Erziehung das Gleichgewicht zwischen körperlicher und geistiger Anstrengung herzustellen haben. Man braucht noch lange nicht in alle Klagen einzustimmen, die in Bezug auf die Überbürdung der Jugend bis vor kurzem zu hören gewesen sind, und man wird doch zugeben müssen, daß dieses Gleichgewicht durch den heutigen Schulbetrieb vielfach bedroht ist. Man mag da nur an den Hochdruck denken, unter dem in den Schulen vor der Zeit der mündlichen und schriftlichen Prüfungen gearbeitet wird, und an das Unheil, das die von so vielen Lehrern noch immer hoch verehrten Popanze der Wissenschaftlichkeit und der encyklopädischen Vollständigkeit des Unterrichtsstoffes in dem ruhigen Fortgange der Unterrichtsarbeit anrichten. Aber noch aus einem andern Grunde ist gerade für das gegenwärtige Geschlecht unsrer Schuljugend dieses Erleben wichtig. Wir leben in einer Zeit, wo mit der gesteigerten Entwicklung des Verkehrs gar vieles einem raschen Untergange entgegengeht, was jahrhundertelang im Volke bodenständig war an religiösen Vorstellungen aus heidnischer Zeit, an alten Sitten und Gebräuchen, an mundartlichen Äußerungen und an Eigentümlichkeiten in Nahrung, Kleidung, Wohnung, Siedlung u. s. w. Kaum jemals hat die Flut der fortschreitenden Zeitwelle so stürmisch an die Überreste der Vergangenheit herangespült, wie seit etwa einem Menschenalter. Wer die Zeit seit dem Anfange der sechziger Jahre mit Bewußtsein durchlebt hat, der braucht bloß erinnert zu werden an die Veränderungen, die seitdem nicht bloß im äußern politischen Leben, sondern auch im innern Alltagsleben unsers Volks vorgegangen sind: man kommt sich, wenn man daran zurückdenkt, gegenüber gewissen Erscheinungen der unmittelbaren Gegenwart bisweilen wahrhaft vorsintflutlich vor. Was also von dergleichen überständigen Anschauungen die Jugend auf solchen Wanderungen noch erhaschen kann, das sollte ihr nicht vorenthalten werden: sie erfaßt auf diese Weise noch den letzten Zipfel einer dem Untergange geweihten Entwicklungsstufe unsers Volks, die wir mit Pietät zu betrachten alle Ursache haben.

Erwägt man nun das alles, so kann wohl kein Zweifel darüber sein, daß

das Reisen für die Jugend ebenso wichtig ist wie für die Erwachsenen; ja weitere Überlegungen sprechen dafür, daß es für die Jugend sogar einen noch größern Bildungswert hat. Der Erwachsene ist ja im allgemeinen mit Bildungsstoff weit mehr gesättigt als das Kind, dieses ist daher bildungsdurstiger, empfänglicher für die Eindrücke, die ihm auf der Reise zuströmen. Beim Erwachsenen ist ferner das Interesse an der Reise meist einseitig und nicht unmittelbar auf den Bildungswert der Eindrücke gerichtet: er reist ganz vorwiegend um seines Geschäfts, Amts, Berufs oder um seiner Erholung willen. Reist er nun zu dem erstern Zwecke, so ist sein Geist allerdings für gewisse Eindrücke geschärft, weil die mit dem Kampf ums Dasein oder mit der Rücksicht auf den Ehrenpunkt des Amtes oder Berufes zusammenhängenden Vorstellungsmassen überhaupt zu den Mächten des Geisteslebens gehören, die oft genug gar nichts andres neben sich dulden; für andre Eindrücke aber ist er eben deshalb auch wieder um so mehr abgestumpft. Reist er zu seiner Erholung, dann ist es eben doch ganz gewöhnlich, daß er den ganzen Ballast seines gewohnten geistigen Hausrats, das ganze schwere Bündel seiner Geschäfts-, Amts- und Familiensorgen auch auf der Reise mit sich herumschleppt; die wenigsten Menschen verstehen die heutzutage für die Ökonomie des geistigen Lebens doppelt wichtige Kunst, zur rechten Zeit „aus ihrer Haut zu fahren“ und einen neuen Adam anzuziehen. Das Kind dagegen hat nicht zu reisen aus geschäftlichen und amtlichen Rücksichten oder aus Rücksichten auf seine Erholung: es soll vielmehr reisen als Vertreter des eigentlichen, idealen Reisenden, der im Reisen selbst seinen Lohn findet. Gerade das Kind gehört zu den Glücklichen, die das Reisen als eine freie Kunst betreiben können, ja als eine Übung in der freiesten aller freien Künste, der Lebenskunst, und es kommt ihm dabei zu statten, daß es gegenüber den Eindrücken der Reise sein Herz noch nicht vergeben hat; es giebt sich ihnen allen hin, es steht den Gegenständen mit der noch unverbrauchten Eindrucksfähigkeit des naiven Menschen gegenüber. Auch ist der Erwachsene durchschnittlich weit weniger genügsam als das Kind: er stößt sich an viele Dinge, oft Kleinigkeiten, über die das Kind in seiner Anspruchslosigkeit leicht hinweggleitet, und bringt sich durch diese Schwerfälligkeit selbst um manchen Nutzen, den er sonst von der Reise haben könnte.

Wie kommt es nun, daß solche Reisen, obgleich so vieles für sie spricht, doch bisher noch nicht in so allgemeine Übung gekommen sind, wie sie es um die Jugend wohl verdient hätten? Es giebt da Hindernisse der verschiedensten Art: solche, die in den allgemeinen Zeitverhältnissen, solche, die in den Kindern, und solche, die in den Lehrern liegen. Bedenken wir doch, daß in vielen Fällen schon die Erwerbung des Allernötigsten für den Bedarf der Familie dem Vater oft Sorge genug macht, sodaß auch nicht ein Pfennig übrig bleibt, den man für etwas so scheinbar Fernliegendes, wie eine Bildungsreise der Kinder, verwenden könnte. Und auch wenn bei einem Vater der Geldbeutel prall genug

gefüllt ist, kommt es nicht allzuhäufig zur Gewährung einer Reise, entweder weil der Dämon des Geldmachens den Vater so gefangen genommen hat, daß für Gedanken an etwas andres in seinem Geschäftshirn gar kein Platz mehr bleibt, oder weil man eben noch viel zu wenig daran gewöhnt ist, für Bildungszwecke auch noch andre Aufwendungen zu machen, als den Ankauf der Schulbedürfnisse, das Schulgeld für den öffentlichen und etwa das Stundengeld für den privaten Unterricht. Wir haben in unsrer Jugend keine Reisen gemacht, so braucht ihr auch keine zu machen — das ist der gedankenlose Analogieschluß bei so vielen Vätern; daß aber die Gegenwart an die persönliche Durchbildung eines jungen Menschen weit höhere Anforderungen stellt, als das zu Vaters Zeiten der Fall war, wird dabei nicht bedacht. Es kann aber auch sein, daß die Eltern wohl mit solchen Reisen einverstanden sein würden, daß aber die Kinder selbst nichts davon wissen mögen. Bisweilen scheut die Jugend die körperlichen Anstrengungen, die mit solchen Reisen ja allerdings verbunden sind, oder sie ist auch schon so blasirt, daß sie sich nur an Unternehmungen beteiligen will, die ihr genügenden „Jux" versprechen, und sie ahnt schon im voraus, daß eine Reise, die Bildungszwecken dienen soll, für sie viel zu ledern sein wird, oder endlich sie ist so stumpfsinnig, daß selbst die Aussicht auf eine solche Gelegenheit, ihren Gesichtskreis zu erweitern, sie gleichgiltig läßt. Wenn sich aber auch die Sache weder an den Eltern noch an den Kindern zerschlägt, so genügt doch oft schon der passive Widerstand der Schule, etwa auftauchende Reisepläne zum Scheitern zu bringen. Reisen stehen nicht im Lehrplane, und das genügt für viele Schulen, um der Idee abhold zu sein. Und doch lassen sich, wenn solche Reisen auch nicht im Lehrplane vorgeschrieben sind, schon Wege zu ihrer Verwirklichung finden, wenn sonst nur der Direktor oder irgend ein Lehrer der Schule der Angelegenheit sein Interesse zuwendet, wie denn auch in der That jedes Jahr eine ganze Anzahl von Schulen, höhere wie niedere, solche Reisen mit bestem Erfolg unternehmen — in Preußen giebt es einzelne Direktoren höherer Schulen, die auf diesem Gebiete wahre Virtuosen sind (z. B. Bach in Berlin, Steinbart in Duisburg u. a.). Fehlt freilich jeder, auch der bescheidenste Kryställisationspunkt, an dem die für solche Reisen etwa vorhandnen Neigungen anschießen könnten, so wird natürlich nichts zustande kommen. Und allerdings, wenn man gerecht sein will, darf man auch die Kehrseite nicht übersehen. Fallen solche Reisen in die Unterrichtszeit, so wird sich ja kein Lehrer weigern können, an ihnen teilzunehmen; aber das könnten doch nur kurze, höchstens eintägige Ausflüge sein; alle länger dauernden Ausflüge — und das sind gerade die wichtigsten — müßten in die Ferien gelegt werden; und fallen sie in die Ferien, so wird es nicht als pflichtmäßige Leistung vom Lehrer gefordert werden können, daß er sich an ihnen beteiligt oder gar auf einer solchen Reise das Führeramt übernimmt. Aber andrerseits ist doch wieder im allgemeinen

Interesse sehr zu wünschen, daß auch die Ferien für die Erziehung der Jugend nicht ganz ungenutzt vorübergehen, sondern daß auch für diese Zeit die Jugend auf eine Weise in Thätigkeit gesetzt wird, die den Leib stärkt und abhärtet, zugleich aber auch alle die Vorteile für das geistige Leben bringt, wie eben beides gleichzeitig nur eine Reise bieten kann. Da liegen nun offenbar zwei widerstreitende Gesichtspunkte vor; aber es kann auch kein Zweifel sein, daß in allen Fällen, wo die sachlichen Interessen der Erziehung und die persönlichen Interessen der Lehrer, wie hier, mit einander in Widerstreit geraten, ein Ausweg gefunden werden muß, der vor allem der Sache gerecht wird; denn die Lehrer sind um der Schulen willen da, nicht die Schulen um der Lehrer willen. Daß das mit aller schuldigen Rücksicht gegen wohlerworbne Rechte der Lehrer zu geschehen hätte, versteht sich von selbst. Auf diese Weise würden sich solche Ferienreisen schon ermöglichen lassen.

Nun wendet man wohl ein, daß die Ferienzeit auch dann nicht unverloren sei, wenn die Jugend währenddem hübsch zu Hause bleibe und sich einmal ordentlich ausruhe; das sei nach den Anstrengungen der vorhergehenden Schulwochen gewöhnlich sehr nötig. Ja, wenn ein vollständiges Enthalten von aller ernsten Thätigkeit während der Ferien dem Jungen wirklich so nötig wäre, so müßte man wohl sagen, daß ihn dann die Schule überanstrengt hatte; nur bei einem solchen Zustande wird ja völliges Enthalten von aller ernsten Thätigkeit ärztlich verordnet. Aber wenn auch in vereinzelten Fällen die Dinge in der That so schlimm liegen mögen, so ist das doch jedenfalls nicht die Regel. Als solche darf vielmehr für einen Jungen von normaler geistiger Leistungsfähigkeit unbedenklich gelten, daß er auch in den Ferien eine angemessene geistige Anregung vertragen wird. Das Ausruhen liegt hier in der Abwechslung der Thätigkeit und darin, daß bei diesem Wechsel auch die Kräftigung des Leibes viel energischer betrieben werden kann, als während der Schulzeit durch Turnunterricht und Spiel. Es handelt sich hier um die grundsätzlich wichtige Frage, ob man dem Jungen als die richtige Auffassung von geistiger Ökonomie von vornherein die beibringen soll, daß das Leben zu bestehen habe aus Wochen gehäufter, ja oft sogar wüst gehäufter Anstrengung und aus andern Wochen völligen Faulenzens. Beim Erwachsenen ist das ja leider vielfach so; die Anforderungen an Amt und Geschäft pflegen Aufschub nicht zu ertragen und wollen erfüllt sein, auch wenn dabei unter Umständen das geistige Arbeitskapital selbst — dessen Zinsen für den gewöhnlichen geistigen Bedarf ausreichen sollten — mehr oder weniger angegriffen, also eigentlich Raubbau getrieben werden müßte. Von unsrer Jugend aber sollten wir solche Anschauungen und Gewohnheiten fern halten: sie sollte vor allem zu einer sparsamen, jederzeit die dauernde Arbeitsfähigkeit im Auge habenden Bewirtschaftung des in ihren Körper- und Geisteskräften liegenden ganz unschätzbar großen Kapitals angehalten werden. In der recht vollbrachten Arbeit müßte für sie allezeit

zugleich der rechte Genuß liegen: nicht erst arbeiten und dann genießen wollen, sondern arbeitend genießen und genießend arbeiten — das sollte ihnen das große Geheimnis der Lebenskunst sein. Deshalb für gesunde Knaben weg mit allem, was wie Ferienkolonien aussieht; so ausgezeichnet solche Ferienkolonien für kränkliche und schwächliche Kinder wirken, so verderblich sind sie für gesunde. Macht nur einem gesunden Jungen erst glauben, daß er schwächlich sei, und ihr raubt ihm den besten Teil seines naiven Zutrauens zur eignen Kraft. Weg also für gesunde Knaben mit jeglichem auf längere Zeit berechneten Aufenthalt in einem Badeorte oder in einer Sommerfrische des Gebirgs oder an der Seeküste; abgesehen davon, daß sich die Knaben dabei wie Rekonvaleszenten vorkommen müssen, wird ein solcher Aufenthalt auch leicht eintönig, und was sie dort zu sehen bekommen, ist ihnen in vielen Fällen durchaus nicht dienlich. Weit angemessener ist schon ein Standquartier fern von den Orten, wo die Welt der überklugen und überreifen Großstädter ihre Sommerzelte aufgeschlagen hat, aber auch bloß dann, wenn von diesem Standquartier aus tägliche Ausflüge in die Umgebung unternommen werden. Dahin ist auch zu rechnen der Ferienaufenthalt bei Verwandten und Bekannten, wenn diese selbst in einer Gegend wohnen, die Anregung genug zu Ausflügen darbietet. Aber das Ideal einer Ferienarbeit ist eine frische, fröhliche und dabei doch straffe Wandrung, bei der täglich das Quartier gewechselt wird und mit einem Wanderziele, das zugleich auch die touristische Bewältigung eines kleinern oder größern landschaftlichen Ganzen in sich schließt. Die ganzen Ferien wird sie freilich nicht umfassen dürfen; aber für einen Teil ist sie die zweckmäßigste Arbeit, die man sich denken kann. Nur die Unbekanntschaft mit dem Werte solcher Reisen, die Meinung, daß sie ein äußerst schwieriges Unternehmen seien, und die Furcht, sich damit für die Erholungszeit der Ferien eine neue Strapaze aufzuhalsen, mag bisher viele Lehrer abgehalten haben, sich ihre Verwirklichung angelegen sein zu lassen. Wer aber einmal eine solche Reise glücklich durchgeführt hat, der läßt nicht wieder davon.

Sollen nun aber solche Reisen all den Nutzen stiften, den man von ihnen erwarten darf, so hängt das vor allem auch davon ab, daß sie nach einem wohlerwognen Plane durch die ganze Bildungszeit der Jugend hindurchgeführt werden. Es handelt sich also um eine Organisation, die sämtliche Schuljahre und sämtliche Arten von Schulen umfaßt. Als Hauptpunkte für diese Organisation wären wohl folgende festzuhalten.

Erstens: Die Bildungsreisen sollten im wesentlichen Fußwanderungen sein, ohne daß aber aus diesem Grundsatz ein unbedingtes Muß zu werden braucht: es können sehr wohl Fälle eintreten, wo sich die Benutzung der Eisenbahn oder eines andern Beförderungsmittels ganz gut rechtfertigen läßt.

Zweitens: Es muß auf der Reise ein frischer, fröhlicher Ton herrschen: alles streng Schulmäßige ist sorgfältig von ihr fernzuhalten, die Reisetage

müssen sich aus dem Gleichmaße der ernsten Schularbeit herausheben wie frohe Festtage aus einer Reihe saurer Werktage. Niemals auch darf sich das Gefühl der Anstrengungen, an denen es gerade aus Rücksichten auf die Charakterbildung bei keiner Reise fehlen darf, so häufen, daß daraus bei der Reisegesellschaft eine allgemeine und nachhaltige Niedergeschlagenheit entsteht. Das läßt sich schon erreichen, wenn man mit den Anregungen sorgfältig haushält und sie auf alle Weise zu steigern versteht. Im Bilde der Wage gesprochen: Gleichgewicht soll nicht dadurch hergestellt werden, daß man den Lastarm (die Reisearbeit) erleichtert, sondern daß man auf den Kraftarm (die Reiseanregungen) mehr auflegt. Vor allem gehört hierher, daß sich der Reiseführer einen offnen Blick bewahrt für alles, was seinen jugendlichen Genossen von Interesse sein könnte: alle Interessen müssen auf der Reise eine gleichmäßige Pflege erfahren, Natur und Menschenwelt muß gleichmäßig berücksichtigt werden; besondre Liebhabereien mögen dabei zusehen, was sie für sich einheimsen können, sie dürfen aber nicht den Gang der Reise beeinflussen wollen. Auch seine einzelnen Reisegenossen hat der Reiseführer immer im Auge zu behalten, und er muß es sich besonders angelegen sein lassen, daß sich keiner verlassen oder hintangesetzt, vielmehr jeder sich gefördert und gehoben fühlt. Es muß jedem so vorkommen, als sorgte der Reiseführer für ihn noch ganz besonders.

Drittens: Die Reisegesellschaft muß als eine eigne Reisegenossenschaft gegliedert werden, in der jeder seine bestimmte Thätigkeit auszuüben, jeder an seinem Platze seine Pflicht zu thun hat, wenn die Reise gelingen soll. Es muß also jeder wissen, daß er nicht bloß um seinetwillen, sondern für das Wohl der ganzen Genossenschaft mit zu arbeiten hat — das soll in ihm soziale Gesinnung erzeugen, wie wir sie dem zukünftigen Bürger nicht früh genug einpflanzen können. Solcher Veranstaltungen, bei denen die Jugend Gelegenheit erhält, soziale Tugenden zu üben, kann man in der Erziehung nie zu viele haben; jede von ihnen muß sorgfältig ausgenutzt werden, und schon der Umstand, daß solche Reisen dazu treffliche Gelegenheit geben, müßte ihnen Eingang in die Schulerziehung verschaffen.

Viertens: Es muß eine sorgfältige Abstufung in den Zielen stattfinden. Es müssen also sowohl die Aufgaben für die Anschauung, wie die für gemütvolle Vertiefung in das, was man gesehen und erfahren hat, wie endlich die für die Kräftigung des Körpers und die Stählung des Willens ganz allmählich gesteigert werden. Auf allen diesen Gebieten kann durch solche Reisen Großes erreicht werden. Anfangen sollte man schon im Beginne des Schulbesuchs, also im Durchschnitt schon bei sechsjährigen Kindern, und zwar mit ganz kleinen Spaziergängen von einer bis zwei Stunden, die sich kein weiteres Ziel zu stecken hätten, als allerlei Beobachtungen in der allernächsten Umgebung anzustellen. Diese kleinen Spaziergänge müßten aber viel häufiger gemacht werden, als es jetzt geschieht. Der Unterricht im Freien müßte wenigstens

für die beiden ersten Schuljahre die Regel, der Unterricht im Schulzimmer die Ausnahme sein, deren Berechtigung für jeden einzelnen Fall ausführlich zu begründen wäre. Nach und nach würde sich ganz von selbst das Bedürfnis einstellen, das, was beobachtet worden ist, schriftlich festzuhalten durch Schreiben und Zeichnen; damit ist dann die seßhafte Schulzimmerarbeit im Gegensatz zum unseßhaften Beobachtungsunterrichte gerechtfertigt. So würde sich der Übergang aus der vollen Ungebundenheit der vor der Schulzeit liegenden Jahre zur Sitzarbeit der Schule viel natürlicher vollziehen, als es bisher geschieht. Die allernächste Umgebung, die Heimat im engsten Sinne des Wortes, wäre also das Übungsfeld für diese ersten Studien. Aus diesem kleinen Raum der unmittelbaren Heimat haben unzählige Geschlechter unsrer Vorfahren im wesentlichen ihre geistige Nahrung gesogen, und noch unzählige Geschlechter der Zukunft werden lediglich auf sie angewiesen sein. Aber hier heißt es: Suchet, so werdet ihr finden! Wer sich in dieses Gebiet liebevoll versenkt, der wird bald gewahr werden, daß sein Reichtum gar nicht auszuschöpfen ist. In den obersten Klassen der Volksschule mögen nun diese Reisen über die engste Heimat hinaus nach und nach auf das ganze engere Vaterland erstreckt werden, aber über dieses (die Provinz, den heimatlichen Klein- oder Mittelstaat) hinauszugehen, liegt im allgemeinen keine Veranlassung vor, ja manchmal wird es schon zu groß sein (man denke an die Provinz Schlesien oder Gebiete von ähnlicher Ausdehnung). Nur in einzelnen Fällen wird es sich umgekehrt für solche Reisen zu klein erweisen; dann sollte die landschaftliche Einheit, zu der das Gebiet gehört, dafür eintreten. Die Stärkung des Heimatsgefühls, die aus einer solchen Vertiefung in die Bildungsstoffe der Heimat erwachsen müßte, könnten wir gerade jetzt sehr wohl brauchen, wo das ganze moderne Verkehrsleben mit brutaler Rücksichtslosigkeit in der Richtung arbeitet, alle volkstümliche und landschaftliche Sonderart mehr und mehr einzuebnen, wo alles ausgeprägte Eigenleben dem Durchschnittsmenschen schon etwas von Lächerlichkeit an sich zu haben scheint, wie in Frankreich die Art der bonnes gens de province für den Vollblutpariser, wo endlich auch Ton, Sitte und Anschauung einzelner ganz niedrig stehender Kreise der Reichshauptstadt einen ganz unberechtigten Einfluß auf unsre Lebenshaltung und unsre Auffassungen gewinnen. Es wäre im höchsten Grade zu bedauern, wenn dieser Vorgang der Verflachung — mit dem gar leicht auch eine Entsittlichung Hand in Hand geht — noch mehr um sich griffe; denn die Stärke unsers Volkes hat von jeher auf dem Reichtum und der kräftigen Regsamkeit unsrer landsmannschaftlichen, einzelstaatlichen und provinziellen Sonderkräfte beruht, und es scheint, daß uns gerade diese durch eine starke heimatliche Gebundenheit gestützte und geschützte Durchbildung des Deutschen z. B. in unserm letzten schweren Ringen mit unserm westlichen Nachbar sehr zu statten gekommen ist, daß auch sie wesentlich mit dazu beigetragen hat, uns damals zum Siege zu verhelfen. Die Franzosen scheinen in wesentlich

höherm Grade als wir dieser festen, wurzelhaften Verwachsung mit dem Boden der engsten Heimat zu entbehren und damit einer wesentlichen Voraussetzung für die Entfaltung innerer Spannkraft. Lange nicht so gefährlich wie diese Verflachung ist es, wenn sich einzelne unsrer deutschen Stämme (die Hessen, die Niedersachsen) in die Vorliebe für ihre heimatliche Art und ihr besondres Stammesleben so grimmig verbeißen, daß es sie blind macht gegen alle Segnungen, die wir der Zusammenfassung unsrer Volkskraft in Kaiser und Reich verdanken.

Also die Volksschulen sollten sich für ihre Ausflüge, Wanderungen und Reisen jedenfalls mit dem Gebiete der engern oder weitern Heimat begnügen; aber freilich sollten diese Einrichtungen nach und nach immer mehr in der Zeit ausgedehnt werden: aus den mehrstündigen Ausflügen könnten solche von einem bis zwei, in den obersten Klassen vielleicht von drei bis vier Tagen werden, ja wo ein besonders thatkräftiger Schulmann an der Spitze eines Schulwesens steht, setzt er es vielleicht durch, daß ihm noch größere Ausflüge gestattet werden. Dehnen sich auf diese Weise die Reisen weiter aus, so muß damit auch eine immer sorgfältigere Gliederung der Reisegenossenschaft, mit immer mehr gesteigerter Verantwortlichkeit des einzelnen Teilnehmers, Hand in Hand gehen. Daneben muß aufs umsichtigste alles benutzt werden, was geeignet ist, die Kosten solcher Reisen möglichst zu vermindern, nicht bloß, weil es auf diese Weise möglich wird, ihren wohlthuenden Einfluß immer allgemeiner zu machen, sondern auch weil die Rücksicht auf die Erziehungsaufgabe möglichste Einfachheit der Einrichtung unbedingt fordert: je einfacher, je mäßiger man lebt — nur daß es nicht ins kärgliche ausarte —, um so länger bleibt man genußfähig, um so gespannter bleibt die Energie, wenn es einmal gilt, auch härtere Aufgaben zu bewältigen.

Endlich sollte noch ein Punkt nicht aus dem Auge gelassen werden, der möglicherweise geeignet ist, solche Reisen populär zu machen: das ist die Sorge für gastfreie Beherbergung solcher jugendlichen Reisenden, soweit es sich thun läßt. Das würde natürlich seine Schwierigkeiten haben; aber die Tugend der Gastfreundschaft, die uns im Leben der Gegenwart immer mehr verloren zu gehen droht, ist etwas so Schönes und echt Menschliches, insbesondre aber auch echt Deutsches, daß man doch auf alle Weise versuchen sollte, sie wieder zu beleben, sei es vorläufig auch nur an einzelnen Punkten und unter ganz besondern Verhältnissen. Wenn z. B. der Leiter einer solchen Reise irgendwo an einem fremden Ort, an dem er zu übernachten gedenkt, persönliche Beziehungen hat, so sollte er versuchen, diese Beziehungen in Bewegung zu setzen zu dem Zweck, daß die Reisegesellschaft an dem fremden Orte bei einzelnen Familien gastfreies Quartier fände, wogegen sie sich zu verpflichten hätte, auch ihrerseits wieder Gastfreundschaft zu erweisen, wenn die Gastfreunde einmal auf der Reise in ihre Gegend kommen sollten. Hätte sich diese gegenseitige

Gastfreundschaft zwischen zwei Orten bewährt, so könnte versucht werden, noch einen dritten in diesen Gastbund hineinzuziehen. Und so könnte dieser Bund nach und nach ganz vorsichtig weiter ausgedehnt werden, bis es gelungen wäre, eine ganze Landschaft mit solchen Gastoasen zu überziehen. Man darf zu der Findigkeit unsrer deutschen Schulmeister das Zutrauen haben, daß sie der Idee schon abgewinnen würden, was ihr überhaupt abzugewinnen ist. Unter den Vorteilen, die sich davon hoffen ließen, wäre nicht der geringste der, daß die Kinder dabei lernten, Gastfreundschaft zu erweisen und damit ein Stück Selbstentäußerung zu üben, wie es gerade die moderne Jugend notwendig hätte zu lernen. Wer sich in solche Aufgaben hineinzudenken vermag, der wird mir beistimmen, wenn ich behaupte, daß sich die Kinder mit Lust und Liebe ihren Gastkameraden widmen und dabei an Lebensgewandtheit, wie an wohlwollender Gesinnung sicherlich gewinnen würden. Eins wäre, wenn sich eine solche Einrichtung einbürgern sollte, allerdings zur Voraussetzung zu machen: es dürfte der, der Gastfreundschaft erweisen wollte, nicht erwarten, daß ihm auf Heller und Pfennig der Aufwand vergütet wird, den er gehabt hat. Er müßte sich vielmehr schon zu der Anschauung aufschwingen, daß der Gast immer etwas zurückläßt, was der Aufwendung wert war, sei es auch nur, daß er seinem Gastfreunde zu der sittlichen Förderung hilft, wie sie in der Bethätigung wohlwollender Gesinnung liegt. Nicht bloß vom Genius gilt, daß es vorteilhaft ist, ihn zu bewirten, und daß, wenn du ihm ein Gastgeschenk giebst, er dir ein schöneres zurückgiebt.

Alles das, was hier angeregt wird, ist vereinzelt schon irgendwo versucht worden: die Spaziergänge mit den Schülern der Elementarklassen, die eintägigen Ausflüge mit den größern, die mehrtägigen Wanderungen mit den größten, auch die gastfreie Beherbergung; es kann also nicht eingewandt werden, daß es undurchführbar sei. Aber allgemein eingeführt ist es noch lange nicht, und planmäßig auch nur an einer einzigen Schule durchgeführt ebenfalls nicht. Hier liegen also noch Aufgaben für die Zukunft.

Wenn nun so die Volksschule in der Heimat ihre Reiseziele suchen sollte, so müßten die höhern Schulen ihr Reisegebiet erweitern auf das ganze Vaterland, weil aus ihnen dereinst die führenden Stände der Nation hervorgehen sollen, und diese Stände sich ihr Recht auf eine solche Führung durch Weite des Blicks und Wärme des Vaterlandsgefühls erst erworben haben müßten. Sie sollten die sechs oder neun Jahre, während deren sie die Jugend in der Schule festhalten, nicht vorübergehen lassen, ohne daß sie ihr Gelegenheit gegeben hätten, sich eine auf eigne Anschauung und eignes Erleben gegründete Kenntnis unsers schönen Vaterlandes in den wesentlichen Typen seiner Landschaften und seines Volkstums zu erwerben: die Jugend unsrer höhern Schulen sollte einen freien Anschauungskursus in deutscher Landes- und Volkskunde durchmachen. Diese Anschauungen müßten sich demgemäß sowohl auf

die deutschen Hochländer, wie auf das deutsche Tiefland erstrecken, auch einen deutschen Strom und die deutsche Küste in ihren Bereich ziehen, und innerhalb der einzelnen Landschaften müßten sie wieder das schönste im Sinne des Naturfreundes, das merkwürdigste in geographischer und geologischer Beziehung, das lehrreichste in Bezug auf Industrie, Handel und Verkehr, das denkwürdigste in Rücksicht auf Geschichte, das wichtigste für das Verständnis der politischen Gegenwart und das, was an Kunst ganz besonders hervorragt, vorwiegend berücksichtigen. Auch die Hauptstämme unsers deutschen Volkes müßten unsre jungen Reisenden kennen lernen: die beweglichen Franken, die sinnigen Schwaben und Alemannen, die frommen Baiern, die biedern Hessen, die humorvollen Niedersachsen, die ernsten Friesen, die gemütvollen Thüringer, die „hellen" Obersachsen. Die Jahre, die unsre höhern Schulen für diesen Zweck verfügbar haben, sind gerade für ihn unersetzlich: der Schwung der Empfindung, die Frische der Auffassung, die Anspruchslosigkeit, die Freiheit von den Sorgen des Amts- und Familienlebens, die reine Freude an guter Kameradschaft findet sich nie wieder so, wie in diesen goldnen Jahren der Lernzeit. Und welche Fülle von Anschauungen müßte sich auf solchen Wanderungen darbieten! Wer die deutschen Gaue mit offnem Blick durchwandert hat, der hat Europa im kleinen gesehen: an die Mannichfaltigkeit Griechenlands, den eigentümlichen Wechsel zwischen Bergland und welliger Ebne, wie er sich auf den britischen Inseln findet, die Tiefebnen Rußlands, die Plateaulandschaften Spaniens, die Hochgebirge Skandinaviens findet sich der Wandrer hier erinnert, oder wenn er diese Länder noch nicht kennt — wie das ja bei der Jugend der Fall sein wird —, so weiß er sich annähernd ein Bild von ihnen zu machen, wenn er sich die entsprechenden deutschen Landschaften vergegenwärtigt. Und mag er nun die Landschaft als Freund landschaftlicher Schönheit durchstreifen oder als Naturforscher, als Industrieller und Landwirt oder als Freund der vaterländischen Geschichte, als Kulturhistoriker oder als Volksforscher — in jedem Betracht findet er seine Rechnung, und auch der Jugend, die noch nichts von dem allen ist, thut sich nach allen diesen Richtungen Belehrung in reicher Fülle auf. Namentlich die Volksforschung wäre ein Gebiet, das der Jugend auf solchen Reisen in der angenehmsten Weise nahegebracht werden könnte: allein die Mundarten sind ein Gegenstand von unerschöpflichem Reiz.

Bei der Wanderschaft selbst verdienen den Vorzug vor allem unsre Mittelgebirgslandschaften, und zwar aus verschiednen Gründen: sie befriedigen am besten und angenehmsten das Bedürfnis nach Orientirung, sie bieten dem jugendlichen Wandrer mehr Poesie als die Ebne, sie weisen auch im allgemeinen ursprünglichere Züge der Kultur auf, die Wanderung in ihnen regt weit kräftiger an, und es läßt sich somit auch die touristische Leistung besser steigern, endlich lassen sie auch das Wirken der Naturkräfte weit drastischer und für die Jugend verständlicher hervortreten. Es wäre nun für die Jahre der

höhern Schule eine Reihenfolge solcher Schülerreisen aufzustellen, die ebenso wohl dem Hauptzweck — der Stärkung des Vaterlandsgefühls — gerecht werden müßte, als auch dem Umstande, daß die Schüler aus den verschiednen deutschen Landschaften mit einem ganz verschiednen Bestande von Vorstellungen an solche Reisen herantreten. Eine allgemein giltige Folge der Wanderziele kann darum auch gar nicht aufgestellt werden.

Auch solche Reisen mit Schülern höherer Schulen sind schon vielfach gemacht worden. Aber sie sind doch noch lange nicht in allgemeine Übung gekommen, und auch der Versuch, einmal einen Kanon für alle sechs oder neun Jahre einer bestimmten höhern Schule aufzustellen und durchzuführen, fehlt noch vollständig. So steht also auch die höhere Schule in der Ausnutzung dieses Erziehungsmittels noch am Anfang.

Wir haben hier versucht, für die Würdigung des Reisens als eines Mittels der Jugendbildung einen ganz allgemeinen Standpunkt zu gewinnen und daraus in den allgemeinsten Umrissen die pädagogischen Folgerungen zu ziehen. Möge nun bei Beurteilung der hier vorliegenden Aufgabe vor allem der vaterländische Gesichtspunkt nicht außer Acht gelassen werden: gerade die Stärkung des Heimats- und Vaterlandsgefühls läßt sich durch kein andres Mittel so sicher und in einer dem Wesen der Jugend so angemessenen Weise erreichen wie durch Schülerwanderungen und Schülerreisen, die streng erzieherisch erwogen, sorgfältig vorbereitet und liebevoll durchgeführt sind. Wer aber diese Gefühle stärkt, der arbeitet gleichzeitig auch für das höchste Ziel der Erziehung, die Bildung des Charakters, und doppelt thut er es, wenn er die Liebe gerade zu unserm deutschen Volkstum tief in die jugendlichen Seelen senkt.

Neue Erde

Ein norwegischer Roman

Daß die Welt von vorn anfangen muß und sich gar nicht genug beeilen kann, den gehörigen Anlauf zu ihrer Erneuerung zu nehmen, darüber haben uns Sozialisten und Anarchisten, Mystizisten und Urchristen, Naturalisten und Symbolisten seit geraumer Zeit belehrt. Die Propheten der großen erneuernden Umwälzung sind zwar nicht einig darüber, ob der Archimedespunkt, von dem aus die alte Erde aus den Angeln gehoben werden soll, in Paris oder in Chicago, in Petersburg oder in Christiania liegen wird, aber so viel ist klar, daß er innerhalb des deutschen Reichs nicht liegen kann, und daß wir uns mit dem zu bescheiden haben,

was an den besagten Punkten geschieht. Zur guten Vorbereitung auf den großen Augenblick werden wir seit einem Jahrzehnt unablässig belehrt, daß vorläufig unsre Litteratur ihre Vorbilder in Frankreich, Rußland oder Norwegen zu suchen habe. In milder Erwägung, daß wir doch einmal Germanen sind, beteuern uns einige Verkünder der „Moderne," daß es genügen werde, wenn wir uns den führenden Geistern des Nordens anschließen, die jünger als wir, sich leichter von den Fesseln der Überlieferung und der falschen Unterordnung unter die zwar noch herrschenden, aber wertlos gewordnen Lebenserscheinungen befreit haben. Jedes Jahr hat uns die Einführung eines neuen norwegischen Dichters oder Erzählers gebracht, Roman auf Roman und Drama auf Drama wird aus dem Dänisch-Norwegischen übersetzt, jeder Protest, nicht gegen die verdiente Schätzung, aber gegen die ganz maßlose Überschätzung der neuesten Norweger verhallt, jede bescheidne Erinnerung, daß unsre gesellschaftlichen Zustände von den norwegischen doch gewaltig verschieden sind, und daß nur wenige der Typen und noch wenigere der absonderlichen, scharf geprägten Menschen, die uns die norwegische Erzählungskunst darstellt, in deutschen Verhältnissen Seitenstücke finden, wird beiseite geschoben. Wir haben gegen die lebendige Teilnahme an den interessanten Vertretern der norwegischen schönen Litteratur so wenig einzuwenden, wie gegen eine Nordlandfahrt, es ist nicht mehr als billig, daß wir von Talenten wie Kjelland, Jonas Lie u. a. einen Begriff erhalten. Wenn aber dabei immer wieder die Versicherung ihrer unbedingten Vorbildlichkeit abgegeben, wenn die Fülle ihrer neuen Anschauungen, die außerordentliche Treue, Schärfe und Weltbedeutung ihrer Sittenbilder in den höchsten Tönen gepriesen wird, so fragt man unwillkürlich, ob denn im eignen Vaterlande dieser Schriftsteller dieselbe allgemeine und schrankenlose Wertschätzung der Sturmvögel des welterlösenden Sturms bestehe, die uns angesonnen wird, und weiter, ob die eigentümliche, offenbar schroff tendenziöse Lebensdarstellung, der wir in den neuern norwegischen Erzählungen begegnen, wirklich das norwegische Leben spiegle. Angesichts der immer wiederkehrenden schlagflüssigen Grogtrinker, prosaischen Haustyrannen und religiösen Heuchler auf der einen, der genialen Schreiber, Studenten und Maler auf der andern Seite, sind uns schon längst Zweifel gekommen, ob wirklich zwischen diesen Typen gar nichts mehr von einfach gesundem Leben zu finden sein sollte.

Eine mittelbare Antwort auf beide Fragen giebt das Werk eines neuen norwegischen „Genius" (jeder Norweger ist für gewisse Kritiker ein Genius, jedes norwegische Buch ein Meisterwerk, das in dem üblichen Reklamestil „hoch über allem steht, was die jüngste Romanlitteratur aller Länder hervorgebracht hat"), eines Schriftstellers, dem wir zum erstenmale begegnen, der aber schon einige Romane geschrieben hat: Neue Erde von Knut Hamsun.*) Wir

*) Knut Hamsun, Neue Erde. Roman. Autorisirte Übersetzung aus dem Norwegischen von M. von Borch. Köln und Paris, Albert Langen, 1894.

wollen gleich vorausschicken, daß der Roman in der That lesenswert und bedeutend ist, daß er von wirklichem Talent, von einem energischen Wahrheitsdrange, von warmer, gesunder Empfindung, wenigstens in ein paar Hauptsachen des Lebens, Zeugnis giebt. Wenn sich der Verfasser daneben gedrungen fühlt, durch doppelt erhöhten norwegischen Unabhängigkeitstrotz und an Blödsinn streifenden Schwedenhaß die erregte öffentliche Meinung seines Vaterlandes zu gewinnen, wenn er in der Gestalt des linkischen Hauslehrers Coldevin, der gleichsam den Chor in der Tragödie abgiebt (denn es ist im wesentlichen und soweit es sich um das Geschick des braven Kaufherrn Ole Henriksen und seiner Braut Agathe Lynum handelt, ein tragischer Roman), die ganze heißblütige Wut und den Berserkerzorn altnordischer Sagen auferstehen und sich, freilich wirkungslos, austoben läßt, so steht das auf einem andern Blatte und kümmert uns Deutsche nicht unmittelbar. Jedenfalls drückt Coldevin seine Anschauungen über das Genialitätstreiben in der neuesten norwegischen Litteratur verständlich genug aus, wenn er sagt: „Es wäre nicht gut für uns, wenn es unsre Schriftsteller wären, die uns zu dem machen, was wir sind. Da gehen nun unsre Schriftsteller umher, und ihnen gehört die Welt in unsrer kleinen Stadt, und die Bürgersteige sind nicht zu breit für sie. Wir freuen uns darüber, daß sie so viel Platz brauchen, wir drehen uns um und sagen bewundernd: Seht, wie viel Platz sie brauchen! Du lieber Gott, unsre Schriftsteller sprechen so selten innig zu meiner armen Seele. Es fehlt ihnen an Impuls und Umfang. Sie sprechen immer, als wenn sie eine neue Kulturmacht inaugurirten, ihre bescheidne Selbstzufriedenheit artet in Vollkommenheit, in Pathos aus, sie runzeln die Stirn und sehen so gramvoll und heilig besessen aus, als ob sie Christenblut röchen. Und die Zeitungen halten sie getreulich empor, die Zeitungen machen sie zu Geistern, zu Denkern, zu Sehern; Tag für Tag stoßen sie dasselbe hohle Eselsgeschrei aus, und man würde sicher den Verworfnen steinigen, der es versuchen würde, die Selbstüberschätzung innerhalb ihrer Grenzen zu halten. Zuletzt bleibt gar keine Scham mehr, die Schriftsteller sind durchaus nicht mehr bloße lesenswerte Talente, ach nein, sie greifen tief ein in das Geistesleben der Zeit, sie versenken Europa in Grübeleien. Was Wunder da, daß sie sich selbst lehren, die Bewunderung der Menschen als etwas ihnen Zukommendes einzukassiren? Sie sind ja große Denker, sollen sie dann nicht mit ein wenig welthistorischer Miene in unserm kleinen Lande umhergehen? Neue Erde, blasse Erde, Thonerde! Und in diesem Schriftstellerleben werden sie auch nicht immer zu den besten Menschen. Weshalb sollten sie auch? Das Land ist klein und der Raum eng, die Schriftsteller brauchen viel Platz. Wenn sie in ein gewisses Alter kommen und eine Anzahl Bücher geschrieben haben, werden sie ärgerlich und sind verletzt dadurch, daß das Land ihnen nicht die Summen verschafft, die sie zum Leben brauchen, sie fühlen sich beeinträchtigt, daß die Nation sie nicht noch mehr anerkennt, als sie es schon thut. Dann

stellen sie sich hin und lassen sich beklagen: hier kann mans recht sehen, so behandelt Norwegen seine großen Männer!"

Stärker als diese Philippika wirkt der Roman selbst, der in der norwegischen Hauptstadt spielt und uns ein Stück Jungnorwegen vor Augen stellt. An der „Ecke" und im „Grand" lernen wir die Dichter Lars Paulsberg, Irgens, Öjen und einige Maler und Schauspieler kennen. Sie sind deutlich gezeichnet, die ganze Halbwelt und Zigeunerwelt der Scheingenialität, der großen Ansprüche und der zweifelhaften Leistungen tritt uns hier entgegen, das Mißverhältnis eines artistischen Schmarotzertums zu dem, was dieses Schmarotzertum Philisterium nennt, was aber in Wahrheit die unentbehrliche Grundlage alles Lebens, aller Thätigkeit und alles echten Menschenglücks ist, wird überzeugend verkörpert. Da ist der Dichter Öjen, der nervöse Poet, der lyrische Gedichte in Prosa schreibt und sich in die Seele des unter der Guillotine liegenden Verbrechers hineinlebt, der zwei Studenten mit kurzgeschornen Haaren, gleichfalls Poeten, hinter sich hat, auf farbigem Papier schreibt, eine rote Lorgnonschnur tragen muß, wenn er nicht unversehens verrückt werden soll, und immer sein allerneuestes Gedicht erklärt und vorliest; da ist der dicke Maler Milde, der bei seinen galanten Abenteuern eine Korsetsammlung anlegt, der jedermann ohne Unterschied anpumpt und schließlich ein Staatsstipendium erwischt; da ist der Schauspieler Norem, der ewig betrunken erscheint, der Journalist Gregersen, dem die beneidenswerte Aufgabe zugefallen ist, den „Ruhm" dieser Herren mit immer frischer Reklame zu begießen. Da ist vor allem andern der Dichter Irgens, der große Lyriker und lyrische Dramatiker, dem es zwar gelegentlich einige Unbequemlichkeiten verursacht, daß er zwanzigtausend Kronen Schulden hat, der sich aber der staunenden Stadt Christiania immer in den neuesten Modeanzügen zeigt. Leider ist es damit nicht gethan, Irgens wie seine halbe Clique lebt halb von dem, was zwei „Krämer," die Großhändler Ole Henriksen und Andreas Tidemand, als Steuer an den „Genius" entrichten. Diese Krämer sind ganz davon durchdrungen, daß es ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit sei, die Zechrechnungen der ganzen Gesellschaft im „Grand" zu bezahlen, sie sind jeden Augenblick bereit, jeden „genialen" Genossen aus der Verlegenheit zu ziehen. Dies wird ihnen mit dem kameradschaftlichen Du und daneben mit gönnerhafter Geringschätzung vergolten, einfache treuherzige Menschen, wie sie sind, beanspruchen sie nicht mehr, sie ahnen gar nicht, daß sie zu gut dazu sind, sich in dem Gefolge dieser Nachtexistenzen herumzutreiben. Andreas Tidemand hat eine junge Künstlerin geheiratet, Frau Hanka, der nach ein paar Jahren das pflichtenvolle Leben neben dem Krämer unbequem wird, und die sich von dem Dichter Irgens stärker angezogen fühlt als von ihrem sie abgöttisch liebenden Gatten. Mit erschütternder Wahrheit ist die Hingebung einer im innersten Kern wahren und edeln Frauennatur an einen im innersten Kern hohlen Gesellen geschildert, bei dem der Mensch vom

Halbtalent aufgezehrt ist. Irgens nimmt die großen wie die kleinen Opfer, die ihm Frau Hanka bringt, mit völligem Gleichmut hin, man hat von vornherein das Gefühl, daß von wirklicher Liebe und Leidenschaft bei ihm nichts vorhanden ist. Tidemand, der lange Zeit gezögert hat, sich die Ungetreue vom Herzen zu reißen, giebt endlich den Wünschen Hankas, geschieden zu werden, nach, er thut es in dem Augenblicke, wo er fürchtet, den größern Teil seines Reichtums verloren zu haben. Er sagt ihr, daß er nicht mehr reich genug sei, die bisher geführte Lebensweise aufrecht zu erhalten, er könne es nicht mehr verantworten, ihr wie eine Kugel an den Füßen zu hängen, wenn er ihr kein besseres Los schaffen könne. Sie eilt sofort zu ihrem Geliebten, um ihm zu sagen, daß sie frei sei und binnen drei Jahren sein Weib werden dürfe (das norwegische Gesetz verlangt diese Frist), und erfährt zu ihrem Entsetzen, daß Irgens nicht mehr so verliebt in sie ist, wie vorher, daß sie ihn als Persönlichkeit nicht genug schätze, sie sei „nicht ganz und gar von dem Gedanken beherrscht, daß er vielleicht ein nicht ganz gewöhnlicher Mensch sei." Sie hört den Jämmerlichen an, der sich in traurigster Weise zu rechtfertigen sucht; „er erlosch förmlich für sie, er glitt in die Ferne, sie sah ihn weit fort(?) im Zimmer; er hatte zwei Knöpfe vorn in seinem Seidenhemd, und sein Haar war glänzend und gepflegt. Sie hatte die Empfindung, als habe seine lange Rede ihr die Augen so seltsam eröffnet. Sie war so stumpf, daß sie sich nicht einmal gleich erheben mochte,(?) sie war leer, wie ausgehöhlt, die kleine Illusion, die sie noch aufrecht zu erhalten gesucht hatte, war ebenfalls jämmerlich in Trümmer versunken."*)

Während aber nun Hanka die ganze Bitterkeit ihres selbstgewählten Schicksals durchzukosten, Haus und Kinder und den Mann zu verlassen hat, von dem sie zu spät begreift, was er ihr gewesen ist und noch ist, während sie in trostloser Einsamkeit ihr verlornes Paradies umkreist, geht Irgens seinen Weg weiter. Denn der große Dichter ist zu der Zeit, wo er Frau Hanka herzlos den Abschied giebt, bereits wieder dabei, ein weiteres Philisterglück zu zerstören. Der andre Krämer, dessen Geldbeutel den Genies offensteht, Ole Henriksen, hat sich im Gebirge, in Thorahus, mit einem prächtigen Mädchen, Agathe Lynum, verlobt. Glückselig bringt er seine Braut mit nach Christiania, wo sie Gast in Henriksens Elternhause ist und von der „Clique" mit großem Hallo willkommen geheißen wird. Sie ist schön und zieht sofort die Aufmerksamkeit des Dichters Irgens auf sich, der sich natürlich den Teufel darum kümmert, wie herzlich sein „Freund" Ole die Braut liebt, die er schon sein „kleines Frauchen" nennt. „Ihr Lachen und ihre Jugend erfüllten das kleine Comptoir, durchrieselten alles und erleuchteten den Raum. Sie war voll Freude und versetzte Ole in Entzücken durch alles, was sie sagte; er verlor sich in sie,

*) Hoffentlich gleicht der norwegische Stil nicht dem deutschen! D. R.

trieb Possen mit ihr, erbebte in Zärtlichkeit für dies fröhliche Mädchen, das noch nicht einmal ganz erwachsen war. Unter vier Augen, von Angesicht zu Angesicht mit ihr, verlor er oft allen Ernst und wurde Kind wie sie." Gleichviel: Irgens, der eben einen neuen Band Gedichte herausgegeben hat, stellt sich zwischen die Verlobten, macht Agathe den Hof, bestürmt sie mit seinen Liebeswerbungen und reißt sie endlich, eine längere Geschäftsreise Oles nach England benutzend, an sich. Das junge Mädchen widersteht seiner Scheinleidenschaft und wirklichen Verliebtheit ein paarmal glücklich, hat auch in ihrem ehemaligen Hauslehrer, dem cynischen, aber wahrhaften Coldevin, lange Zeit einen getreuen Eckart zur Seite. Aber es hilft ihr nichts, sie wird Schritt für Schritt weiter umgarnt, und da sie nach der Abreise ihres Bräutigams nicht schleunig in ihre Heimat zurückkehrt, so verfällt sie dem drängendern Bewerber. Und der arme wackre Ole findet, als er von London wiederkommt, ihren Absagebrief und seinen Ring auf seinem Comptoirpult. Agathe bittet ihn, nicht zu sehr um sie zu trauern, denn sie sei seinen Schmerz nicht wert. In dieser Bitte tritt zu Tage, wie gut die Treulose die tiefe, reine und liebevolle Natur des gekränkten Mannes erkannt hat. Ole nimmt sich freilich vor, den Schlag zu überwinden, er wirft sich mit Eifer in seine große Geschäftsthätigkeit und breitet diese immer mehr aus, er nimmt sich warmen Herzens des Freundes Tidemand an und wirkt für eine Versöhnung zwischen diesem und Frau Hanka. Er will den dumpfen Ekel am Leben, den er in sich fühlt, unter die Füße bekommen, aber das Unglück fügt es, daß er Agathe wiedersehen muß. Sie ist nun Irgens Verlobte, sie hat durch den Verkauf des kleinen Vergnügungskutters, den ihr Ole Henriksen in glücklicher Zeit geschenkt hat, den Dichter aus seinen augenblicklichen Bedrängnissen gerissen, „es war zwischen ihnen abgemacht, im Frühling wollten sie sich auf die Aussicht auf das nächste Stipendium hin verheiraten. Endlich mußte er doch einmal dies armselige Stipendium bekommen, besonders wenn er eine Familie begründete und eine neue Gedichtsammlung herausgab. Absolut keiner brauchte es so notwendig wie er, man konnte ihn doch nicht einfach zu Tode hungern lassen." In dieser kritischen Lage trifft Ole an der Thür einer Restauration mit Agathe und Irgens zusammen. Das junge Mädchen hat rasch alle Gewohnheiten der „Clique" angenommen, sie ist von Punsch und Cigarettendunst berauscht, sie hat von dem abscheulichen Gregersen einen Fußtritt gegen die Wade erhalten. „Na, und wenn ich auch betrunken bin? Du hast mich dazu gebracht, ich thue alles dir zuliebe mit Freuden." Darauf fährt sie mit Irgens in einem Fiaker hinweg. „Ole stand da und starrte dem Wagen nach; die Kniee zitterten ihm; ohne es zu wissen tastete er mit den Händen auf der Brust, auf den Kleidern umher. Nein (?), das war Agathe! Wie hatten sie sie verdorben! Agathe, liebe, kleine Agathe!" Er geht nach Hause, zündet die Lampe in seinem Comptoir an und schreibt einige Briefe. In dem Briefe

an Tidemand bittet er förmlich um Entschuldigung, daß er nicht noch kommen und ihm ein letztesmal für seine Freundschaft danken könne. Jetzt müsse es zu Ende sein, er könne keinen neuen Tag mehr erleben, er sei krank. Dann verbrennt er die Briefe Agathes und erschießt sich. Fein gedacht und wahrhaft ergreifend ist es, daß er über seine Vereinsamung und Enttäuschung hinwegkommt, aber den nagenden Schmerz um die Entwürdigung des geliebten Mädchens nicht erträgt. Coldevin hat nicht nur mit seiner Schätzung der verachteten Krämer Recht, wenn er ausruft: „Diese Höker, die halfen einander im Notfalle, standen sich bei, bürgten gegenseitig, machten einen Gestrandeten wieder flott," sie haben den Segen einer Stellung erfahren, „die den Menschen ein wenig herumwarf, die ihn in Kummer versenkte, und dann wieder den Zugang zu menschlicher Freude und Wärme eröffnete; das machte die Menschen so prächtig großdenkend, so wenig kleinlich," nein, er hat auch den Instinkt, daß bei diesen nicht genialen Naturen auch die feinere Empfindung, das unmittelbarere Gefühl ist. Erst an Oles Untergang läßt sich ermessen, wie tief und rein er das junge Mädchen geliebt hat, ein besseres Glück hätte er ihr mit dem Opfer des eignen Glücks gegönnt, aber ihr Elend und ihren moralischen Verfall kann er nicht mit ansehen. Und wie prächtig und liebenswürdig erscheint Andreas Tidemand, als er die arme Hanka wieder in sein Haus und sein Herz aufnimmt! Er ist jetzt freilich sicher, und wenn er noch mehr graue Haare hätte und noch eifriger von seinen Geschäften spräche, daß sich die junge Frau nie wieder von ihm hinweg zu den Männern der neuen Erde hinsehnen wird.

Wir fürchten, daß der Roman Hamsuns im Vaterlande des Verfassers für eine persönliche Satire gelten wird. Vielleicht enthält er gar nach neuester nordischer Unsitte ein paar Porträts, auf die jedermann mit Fingern weist. Das hindert aber nicht, daß wir für den eigentlichen Inhalt des Buches eine starke Sympathie empfinden. Es ist hohe Zeit, daß die Empfindung, aus der heraus diese Darstellung des modernen norwegischen Lebens ihr Licht empfängt, überall erwacht, und daß man allerwärts den Mut findet, die Dinge mit den ehrlichen Augen zu sehen, die uns aus diesem merkwürdigen Buche anblicken. Trotz der beliebten Verherrlichung der Apostel einer neuen Erde, soll man sich nicht das Recht nehmen lassen, darnach zu fragen, wie das Evangelium auf die Apostel selbst wirkt, und wie es sich zu den Begriffen von menschlichem Glück und menschlichem Wert auf der noch bestehenden alten Erde verhält.

Marie Neander

Novelle von Otto Verbeck

5

Marie ſaß zuſammengekauert in ihrem Lehnſeſſel am Fenſter und wartete. Wie lange? Zehn Minuten? Eine Stunde? Ein Jahr? Sie wußte ſchon nicht mehr, ſeit wann ſie ſo daſaß, die feſtverſchlungnen Hände in den Schoß gedrückt, die weit offnen Augen auf die Thür geheftet, ohne Bewegung, faſt ohne Atem, erſtarrt, verſteinert. Anfangs hatte ſie den Vater in Gedanken verfolgt: jetzt war er auf der Brücke, jetzt ging er über den Lützowplatz, in die Maaßenſtraße, über den Nollendorfplatz. Oder noch nicht? Oder war er ſchon dort? Sprach er ſchon mit ihm? War es ſchon geſchehen? Ein Schauder rieſelte ihr über den Rücken, ein Zittern durchlief ſie bis in die Fußſpitzen. Dann ſaß ſie klein, dünn, blaß, zuſammengezogen, zuſammengedrückt, wie in einem Winkel und wartete, bis er heimkäme, bis er ihr ſagte — ſagte — auch ihr Denken war verſteinert. Oder nein, zu ſagen war da nichts mehr, nur daß er käme, daß ſie wüßte, es ſei nun alles vorbei. Sie lauſchte, wann die Hausthür unten zufallen würde. Aber es rührte ſich nichts. Im Vorderhaus mochten ſie treppauf und treppab gehen, hierher kam nichts.

Der Regen hatte aufgehört. Die Abendſonne ſchien ins Zimmer und wob ihre Strahlen um Mariens blaſſe Wange, ſpielte auf ihren ſtarrverſchränkten Fingern, legte einen breiten Streifen über den bunten Teppich und verſuchte noch an der Thür hinaufzuſcheinen, an der Mariens Augen Schildwacht hielten. Aber ſie kam nicht mehr über die Schwelle, ihre Zeit war um, langſam ſank der goldige Schein und verblaßte.

Da ſchlug unten krachend die Hausthür zu. Marie zuckte zuſammen und neigte den Kopf nach vorn. Jetzt mußte das Thürſchloß klappern, der Vater mußte über den Flur kommen, vielleicht herein zu ihr, vielleicht gleich in ſein Zimmer — ob ihm nicht bange war vor ihr? Es klingelte. Er war

es also immer noch nicht! Wann denn, wann denn? Wie lange noch? Wenn nur jetzt niemand — aber was war das? Seine Stimme!

Marie war aufgesprungen, tastete aber in einem Gefühl von Schwindel nach einer Stütze. Da öffnete sich die Thür, und Joseph Weber trat herein, hastig, atemlos, mit einem Leuchten in den Augen, wie sie es noch nie darin gesehen hatte.

Mit ausgestreckten Händen kam er auf sie zu: Marie!

Der Ton seiner tiefen, warmen Stimme überflutete sie. Ihr Herz that einige rasende Schläge, sie griff sich an den Kopf, sie wankte. Aber da hatte er sie schon in die Arme genommen.

Komm, mein armes Kind! sagte er mit etwas bebender Stimme.

Sie drückte das Gesicht an seine Schulter. In einem wilden Schluchzen, das ihren ganzen Körper durchrüttelte, löste sich die eisige Spannung der letzten Stunde auf. Er hielt sie fest an sich gedrückt.

Mein armes Kind! wiederholte er von Zeit zu Zeit leise, mein liebes, armes Kind! Und leise streichelte er ihr Haar wieder und wieder, bis sich die Wogen zu glätten begannen, und der Sturm ihrer Erregung in stilles Weinen überging.

Marie, bat er endlich, sieh mich an!

Sie hob das thränennasse Gesicht zu ihm. Ihre Lippen zuckten. Du kommst doch? fragte sie, du erbarmst dich doch? Du weißt alles, und du erbarmst dich doch?

Statt aller Antwort zog er sie mit Heftigkeit an sich und küßte sie auf den Mund, heiß und lange. Zitternd hing Marie in seinen Armen. Er ließ sie los, aber nur um sie mit leidenschaftlicher Innigkeit von neuem zu umfangen. Endlich! murmelte er, die Lippen in ihr weiches Haar gedrückt. Dann, ihre Wange mit der Hand umschließend, bog er ihren Kopf zurück, während sein andrer Arm ihren Nacken umschlungen hielt, und sah ihr tief in die Augen: Kind, Mädchen, Liebstes!

Du erbarmst dich? hauchte sie wieder zitternd.

Ich liebe dich, das weißt du doch wohl.

Noch? Sie schüttelte den Kopf. Wie ist das möglich?

Er lächelte. Es war ein unbeschreibliches Lächeln himmlischer Güte.

Hast du geglaubt, diese Liebe sei so schwächlich, daß sie zu Grunde gehen müsse, wenn ich erführe, daß du unglücklich gewesen bist? Soll ich es vielleicht dir verzeihen, daß dich ein Schurke betrogen hat?

Ihr Atem ging stoßweise. Sie faltete die Hände vor den bebenden Lippen. Das ist der Heiland — leuchtete es in ihren taumelnden Gedanken auf. Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig — eine wilde, glühende Freude durchflutete sie. Mit einem erstickten Aufschrei warf sie die Arme um seinen Nacken: Ach — du — du — ich danke dir! — und in besinnungsloser Leidenschaft erwiderte sie seine Küsse.

Da wurde hinter ihnen leise die Thür geöffnet.

Jesus Maria und Joseph! rief der Herr Professor übers ganze Gesicht lachend. Ihr gefallt mir! Hui, wie sie auseinandergefahren sind, wie ertappte Sünder. Na, so empfangt denn meinen väterlichen Segen. Denn weiter fehlt euch doch nichts zu euerm Glück, was?

Joseph Weber, den diese frivole Vergnügtheit in Gedanken an die jüngst heraufbeschwornen Erinnerungen peinlich berührte, ergriff nach kurzem Zögern die ausgestreckte Hand. Sein warmer, tiefernster Blick senkte sich in den lustig funkelnden des alten Herrn.

Ich bitte Sie um Ihre Tochter, sagte er einfach.

Marie hatte sich wieder an seine Schulter geschmiegt, und er legte den Arm fest um ihren Nacken. Ohne Worte verstand er ihre Bewegung. Sie war sein. Dieser Spaßvogel hatte nur noch geringen Anteil an ihr.

Ich denke, Sie lassen sie mir?

Nein, ich werde mirs noch ein Jahr überlegen! rief Vater Neander seelenvergnügt. Sie Schäker, Sie! Und dann mit ausgestreckten Armen: komm an mein Herz, lieber Schwiegersohn! Und du, Mariele, hebe dich von hinnen und berate mit Lina ein Verlobungssouper, das sich gewaschen hat —

Ich muß mich noch für eine Weile entschuldigen, unterbrach Weber den vergnügten Wortschwall. Meine Patientin — Sie wissen, von heute Nachmittag — bedarf meiner noch. Ich kann nicht genau bestimmen, wann ich wiederkomme. Dann zu Marie gewandt: Du verstehst, mein Herz, nicht wahr? Erst die Kranken, die Unglücklichen, dann wir, die Glücklichen.

Immer, sagte sie mit tiefer, leidenschaftlicher Innigkeit zu ihm aufsehend, immer, du Einziger. Auf Wiedersehen! Wenn nicht heute, dann morgen.

6

Es wurde wirklich morgen. Der Herr Professor hatte nicht übel Lust, zu brummen, als der Abend verging, ohne den Erwarteten zurückzubringen. Aber Mariens still strahlende Glückseligkeit entwaffnete ihn bald.

Ich sehe schon, wer bei euch das Szepter führen wird, sagte er lachend. Deine Suppe wird noch manchmal kalt werden.

Sie antwortete kaum. Ihre ganze Seele war bei ihm. Still in ihren Sessel geschmiegt, in denselben Sessel, in dem sie unlängst in Jammer erstarrt gekauert hatte, träumte sie nun mit schimmernden Augen. Freigesprochen! Durch ihn! Erlöst von allem Kummer, durch ihn! Geheilt von all ihren Schmerzen, durch ihn! Herausgeführt an die Sonne, an seiner Hand! Dem Glück, dem leuchtenden, warmen Glück entgegen, in seinem Arm!

Am andern Vormittag ging Neander auf Mariens Bitten, um sich zu erkundigen, wie dem Doktor die Nacht am Bett seiner Kranken vergangen sei.

Es mußte sehr ernst um sie stehen, sonst hätte er gewiß Zeit gefunden, noch einmal bei ihnen anzuklopfen.

So war es denn auch. Sophie öffnete dem Professor die Thür: Der Herr Doktor sei erst früh um fünf Uhr heimgekommen und habe ihr einen Zettel auf den Kindertisch gelegt, daß er um sieben Uhr wieder geweckt sein wolle. In Kleidern habe er auf seinem Sofa gelegen. Kaum daß er dann eine Tasse schwarzen Kaffee hinuntergeschüttet habe, sei er wieder fort und bis jetzt, elf Uhr, noch nicht wieder zurück. Um zwölf und um eins seien aber Patienten bestellt. Da werde er wohl kommen, hoffentlich.

Zu Mittag empfing Marie einen Brief:

Meine liebe Marie, ich komme gleich nach der Sprechstunde zu dir. Es ist die Nacht hart hergegangen, auch heute noch tüchtig zu thun gewesen. Aber man sieht Licht. Auf Wiedersehen! Joseph.

Kurz und bündig, meinte Neander, als er den kargen Bericht gelesen hatte. Briefe schreiben scheint nicht seine Sache zu sein. Joseph, Punktum. Wessen Joseph?

Meiner, sagte Marie lächelnd. Meiner, der müde ist und abgehetzt und sich Tag und Nacht keine Ruhe gönnt, und von dem niemand verlangen darf, daß er in zehn Worten sage, was er in einem abmachen kann. Meiner, meiner, Papa, meiner!

Und nun kam er endlich! Marie hatte ihn schon über den Hof kommen sehen und öffnete ihm selbst die Thür.

Du Lieber, komm herein. Bist du sehr müde?

Nicht doch, Kind. Das wäre, wenn man gleich jämmerlich thun wollte nach einer unruhigen Nacht! Das ist man als Doktor gewöhnt.

Aber du kannst ja kaum geschlafen haben.

Ach, das holt man gleich wieder ein. Man schläft dann Triolen, weißt du.

Und wie gehts deiner Kranken?

Besser, danke. Augenblicklich sind wir Herren des Schlachtfeldes. Ganz ohne Opfer kein Sieg. Aber sie wird sich nun erholen.

Es war wohl sehr schlimm? Was fehlt ihr denn?

Eine Herzgeschichte. Davon verstehst du heute noch nichts, Kindchen. Ja, es war schlimm. Und dabei hatte sie noch gar keine Zeit zum Sterben. Sechs Kinder, denke dir nur, von vierzehn bis zwei herunter! Aber laß jetzt — er nahm sie zärtlich in den Arm —, wir wollen vorläufig einmal nur an uns denken. Sieh her, das ist eine von Brenelis Rosen. Ich bringe sie dir, ehe ich dich den Kindern bringe. Du verstehst mich, nicht wahr?

Sie nickte stumm.

Wir wollen uns denken, sie schickte dir einen Gruß. Ich kann nicht viel Worte machen, siehst du, und auf Liebesbeteuerungen verstehe ich mich gar nicht. Aber ich lege dir mein Bestes und Liebstes ans Herz, meine Kinder,

und ich setze dich an den obersten Platz in meinem Hause, an den Platz, den sie ein- für allemal geheiligt hat.

Er hielt ihre beiden Hände und sah ihr mit ernstem, gleichsam feierlich leuchtendem Blick tief in die Augen.

Langsam senkte sie den Kopf und lehnte die Stirn an seine Schulter. Ich hab Angst, Joseph — hauchte sie.

Angst?

Ja — wie soll ich nach ihr, die du so geliebt hast — wie kann ich dir je das sein, was sie dir war — und dann die Kinder —

Er lächelte. Zwei ganz gleiche Menschen hats noch nie gegeben, mein Herz. Sollte man nicht zwei ganz verschiedne sehr lieb haben können? Und die Kinder — weißt du, wir sagen Mamali statt Mutterli. Ist dirs recht?

Er nahm ihr erglühendes Gesicht in beide Hände und küßte sie auf die Augen.

Ich freue mich so unbeschreiblich, fuhr er fort, wenn ich dich erst zu ihnen bringe. Sie haben schon gefragt, wann die Tante wiederkommt, und ich hab ihnen auch gesagt: bald, und sie bringt euch noch jemand mit — er zog sie fest in die Arme. Wann holen wir unser Kind, unser drittes? fragte er dicht an ihrem Ohr. Wo ist es? Haben wir weit zu reisen? Mein erster freier Tag gehört dieser Fahrt. Wie schwer hast du gelitten, arme Seele! Keine Stunde länger als nötig, soll deine Entbehrung dauern. Wir gehen zusammen hin, und du sagst ihm dann gleich: das ist nun der Papa. Aber, was ist dir? Wie siehst du aus?

Marie hatte sich gerade aufgerichtet. Jetzt legte sie die flachen Hände auf seine Brust und schob ihn zurück. Sie sah ihm starr, mit gerunzelter Stirn ins Gesicht.

Das Kind? fragte sie gedehnt, dieses Kind? Was fällt dir ein? Du wolltest dieses Kind — das wolltest du thun?

Er sah sie fassungslos an. Ja, was hast du denn gedacht? fragte er. Du hast mich doch nicht für so unmenschlich gehalten, daß ich — daß ich — aber der eine Schritt ohne den andern ist doch unmöglich! Komm, das war ein thörichter Gedanke, eine recht unnötige Quälerei — und da sie immer mit demselben starren Gesicht den Kopf schüttelte, rief er: Ja, glaubtest du denn wirklich, ich würde meine Kinder heißen zu dir Mutter sagen und es deinem eignen verbieten? Wie gering denkst du von meiner Liebe!

Marie entzog sich aufs neue seinem umschlingenden Arm.

Du bist großmütig, sagte sie mit finsterm Lächeln, aber auch wenn ich es könnte, würde ich dieses Geschenk nicht von dir annehmen.

Was heißt das? fragte er bestürzt.

Ich will von diesem Kinde nichts wissen —

Von diesem Kinde, von deinem Kinde? Aber um Gottes willen —

Sie wandte sich ab.

Es ist sein Kind, brach sie in leidenschaftlicher Bitterkeit aus. Ich hasse ihn! Er war mein Elend und mein Verderben. Ich hasse ihn. Es ist sein Kind. Ich — hasse auch das Kind.

Um Gottes willen — wiederholte er leise. Dann verstummte er. Er trat einen Schritt zurück, die Hände sanken ihm schlaff herunter. Beide schwiegen. Fühlte sie nicht seinen schmerzlich fragenden Blick? Endlich atmete er tief auf.

Ich — habe dich doch wohl nicht ganz verstanden, begann er dann mit bedeckter Stimme, zögernd. Ich kann nicht glauben, was du da gesagt hast. Eine Mutter — er stockte wieder — seit wann hast du es nicht gesehen?

Sie wandte sich hastig zu ihm zurück.

Was fragst du so! rief sie gequält. Du weißt ja doch, daß ich es weggegeben habe, als es ein Vierteljahr alt war.

Zu wem hast du es denn gegeben?

Zu wem ich es — sie starrte ihn an. Aber mein Gott, ich kenne sie ja nicht!

Wen?

Die Leute, die es angenommen haben, denen ich es gegeben habe.

Es gab ihm einen Ruck. Er trat dicht vor sie hin, faßte sie an beiden Handgelenken. Erkläre mir, sagte er dumpf, unter schweren Atemzügen, ich verstehe dich noch nicht — angenommen, heißt das: an Kindesstatt, heißt das: du hast es ihnen übergeben, überlassen, geschenkt?

Ja, antwortete sie erbleichend, denn sie fühlte, wie seine Hände plötzlich kalt wurden.

Auf Nimmerwiedersehn?

Sie nickte.

Und du weißt nicht, wo es ist — ob es überhaupt noch lebt?

Sie atmete zitternd tief auf.

Erbarme dich! murmelte sie.

Er stand und starrte sie an, minutenlang. In seinen Augen glühte ein düstres Funkeln auf. Dann ließ er sie los, ging langsam von ihr weg, bis er durch die ganze Breite des Zimmers von ihr getrennt war, machte mit der Hand matt eine abwehrend schüttelnde Bewegung gegen sie und blieb dann stehen, den Blick ins Leere gerichtet.

Sie sah ihm nach. Über ihr scharf gespanntes Gesicht lief ein Zucken, dann wurde es ganz fahl, ihre Augen erloschen. Sie sah aus wie eine Sterbende.

Verstanden! hauchte sie, aus!

Die Stummheit dehnte sich wie ein Abgrund zwischen ihnen. Endlich wandte er den Kopf und blickte zu ihr herüber. War er das noch? War sie das noch? Zwei fremde Gesichter. Seine Augen begannen zu flammen.

Also das bist du, sagte er, und auch in seiner Stimme war ein fremder, metallischer Ton. Das! Und dich wollte ich zur Mutter meiner Kinder machen, dich wollte ich an die Stelle setzen, die meine arme Tote — er wandte sich, die geballten Hände an den Schläfen, ging planlos im Zimmer umher, blieb stehen und sah wieder zu ihr hin. Da war neulich ein armes Dienstmädchen, begann er wieder rauh und heftig, das hatte sein neugebornes Kind erwürgt, in der Angst, in der Not, in der Verzweiflung. Der Mord kam heraus, das Mädchen wurde verurteilt, als Kindesmörderin. Und du? Und dein Kind? Was hast du gethan? Wer hat dich gezwungen, es in die weite Welt zu schicken? Weißt du vielleicht jetzt besser, was aus ihm geworden ist, als wenn du es einfach umgebracht hättest? Weißt du, ob es glücklich ist? Weißt du, ob es gesund ist? Vielleicht windet es sich jetzt eben in Schmerzen. Weißt du, ob es gut gehütet wird? Vielleicht ist es dem heißen Herd zu nahe gekommen und hat sich verbrannt. Vielleicht ist es auf den Stuhl geklettert und aus dem Fenster gestürzt. Lebt es noch? Wo ist sein Grab? Hast du immer gut geschlafen seit jenem Tage?

Mit völlig verzerrtem Gesicht starrte sie zu ihm hinüber. Sie drückte die flachen Hände an die Schläfen und zitterte am ganzen Körper.

Laß das! schrie sie jetzt auf. Ein entsetzliches, thränenloses Schluchzen schüttelte sie. Erbarme dich doch, wimmerte sie laut.

Erbarme dich, sagst du. — Er stand vor ihr, drohend, glühend. — Erbarmen soll ich mich. Erbarmt hätt ich mich deiner Leiden, deiner unverdienten Schmach, auch wenn ich dich nicht geliebt und begehrt hätte. Erbarmt hätt ich mich deines Jammers, Mutter zu sein und nicht Mutter heißen zu dürfen. Ich dachte daran, wie schwer der Kummer auf dir gelegen habe in diesen drei Jahren, ich dachte daran, wie bitter du dein Kind entbehrt haben müßtest. Ich dachte an dich in dieser letzten Nacht, als ich an dem Schmerzenslager dieser andern Mutter stand. Ich dachte an deine Thränen und an deine Sehnsucht. Wiederschenken wollt ich dirs, wollte mich an deinem Glück und deinem Jubel erquicken. Mein Kind sollte es sein, weil ich dich liebte! Und nun — seine Stimme umflorte sich, er wandte sich rasch um, ging quer durchs Zimmer zum Sofatisch, sank dort auf einen Stuhl und legte die Stirn in die aufgestützten Hände.

Sie machte eine schwache Bewegung, wie um ihm zu folgen, blieb aber wieder stehen. Schwerfällig hob sie die Hand und wischte sich übers Gesicht, wie jemand, der durch eine Spinnwebe gelaufen ist.

Da nun alles aus ist, sagte sie dann heiser, aber vernehmlich, verzeih mir, ehe du gehst —

Er erhob sich, bleich, erschüttert. Ja, ich gehe — das ist nun aus und vorbei. Und nach einer kurzen Pause zu ihr gewandt, trübe: Verzeihen soll ich dir? Ich dir? Hast du an mir gesündigt? Frage doch dein

Kind, ob es dir je verzeihen kann. Zwischen uns beiden steht die Sache anders. Mein Glaube an dich ist zu Schanden geworden. Du bist treulos; denn du hast der Natur nicht Wort gehalten. Du hast die heiligste Würde verletzt, die einer Frau verliehen werden kann — das ist die Mutterschaft. Ich kann dir meine Kinder nicht anvertrauen. Das mußt du einsehen. Ich kann auch nicht mit dir leben, denn ich begreife dich nicht. Wir gehen verschiedne Wege. Leb wohl.

Er wandte sich zum Gehen.

Joseph! Sie schluchzte dumpf und qualvoll. Geh so nicht von mir, geh so nicht!

Es zog ihn noch einmal herum. Er sah ihr blasses, thränenüberströmtes Gesicht, er sah ihr Zittern —

Du thust mir in tiefster Seele leid, sagte er weich. Dein Schicksal ist sehr schwer. Aber ich kann es nicht von dir nehmen, ich kann nicht.

Seine Augen überflammten sie zum letztenmal mit einem großen traurigen Blick. Dann ging er langsam hinaus.

Und sie blieb zurück — allein — in der Dämmerung — in der Wüste.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Utopisches. Arthur Mülberger, der Apostel Proudhons, hat einen Autodidakten entdeckt, der durch eignes Nachdenken in die Bahnen des französischen Kommunisten geraten ist, ohne ihn zu kennen: Ernst Busch, und hat, nachdem der Mann kürzlich gestorben ist, noch ein Schriftchen von ihm herausgegeben: Der Irrtum von Karl Marx (Basel, Dr. Müller, 1894). Die Schriften, die Busch bei Lebzeiten veröffentlicht hatte, sind unbeachtet geblieben. Der Mann war Kaufmann, wie Proudhon, und so erklärt es sich, daß er gleich diesem die Ursachen des sozialen Elends in der Gütervermittlung suchte, während sie Marx im Produktionsprozeß gesucht hat. Marx lehrt: die Aussperrung der Arbeiter von den Produktionsmitteln ist Schuld daran, daß sie dem Unternehmer einen großen Teil des von ihnen erzeugten Wertes überlassen müssen; Proudhon und Busch behaupten: nein, der Händlerprofit kürzt den Arbeitern den Lohn, der ihnen gebührt. Das mag ja unter Umständen wahr sein, allein der Hauptsache nach hat Marx Recht. Es ist vollkommen richtig, was Busch sagt, daß sich nur ein sehr kleiner Teil der Volksarbeit, auf einen langen Zeitraum berechnet gar nichts davon, in Kapital verwandeln läßt, daß das ganze Produkt verbraucht wird und fortwährend von neuem hervorgebracht werden muß, daß also das gegenwärtige Kapital nichts ist ohne die zukünftige Arbeit. Aber es ist Narrheit, daraus den Schluß zu ziehen, daß demnach das Grundeigentum nichts wert und der Arbeiter schon jetzt Herr seines Arbeitsprodukts sei, wenn er nur wolle; eine Genossenschaft von Arbeitern

brauche ja nur die Bebauung des noch im Überfluß vorhandnen Bodens zu unternehmen und den Austausch der Produkte unter Aufsicht zu stellen, sodaß der Handelsprofit wegfalle. Weiß doch jedermann, daß das zwar bei der Ansiedlung in einem neuentdeckten unbewohnten Lande geht, aber nicht innerhalb der Rechtsordnung Europas. Eine leere Redensart bleibt daher das Schlagwort des Mannes, das er am Schluß des Schriftchens wiederholt: „Die ganze Kundschaft ist und bleibt in letzter Linie, um diesen über das Schicksal der Menschheit entscheidenden Satz noch einmal auszusprechen, ein freiwilliges Geschenk der Arbeiterklasse, daß sich die Vermittler zwischen Produktion und Konsum, die Geschäftsleute, gegenseitig ablisten, und das die Arbeiter ganz gut selbst behalten und gebrauchen können." — Ähnlich wie Busch schließt Christian Schmidt in seinem Schriftchen: Die arbeiterfreundliche wirtschaftliche Diktatur. Die letzte und sicherste Hoffnung der arbeitenden Klassen (im Selbstverlage des Verfassers, in Kommission bei H. Dittrich in Reichenbach i. Schl.). Die Arbeiter, meint er, haben ja die freie Verfügung über ihre Kundschaft und über ihre Kräfte; sie können kaufen, bei wem sie wollen, und arbeiten, für wen sie wollen. Sie brauchen also bloß den tüchtigsten und gescheitesten aus ihrer Mitte zum wirtschaftlichen Diktator zu wählen und sich zu geloben, daß sie bei niemand kaufen wollen, als bei ihm, und für niemand sonst arbeiten wollen, als für ihn, der ihnen den vollen verdienten Lohn auszahlen und alle Waren billig ablassen wird; sämtliche kapitalistische Unternehmer werden durch Streik und Boykott tot gemacht. Wie einfach! Wenns nur erst gemacht wäre! — Nicht auf eine Linie zu stellen mit diesen Kindlichkeiten ist das gut geschriebne Buche Die allgemeine Existenzversicherung von Guido Josephi. Erster Band: (Zürich, J. Schabelitz, 1893.) Der Band zerfällt in drei Teile. In den ersten beiden wird der Zustand unsrer Gesellschaft beleuchtet und der deutsche Versuch einer allgemeinen Zwangsversicherung kritisirt; dabei werden ganz ähnliche Ideen entwickelt, wie in dem unsern Lesern bekannten Buche: Weder Kommunismus noch Kapitalismus. Die Verfasser beider Bücher kennen einander nicht und haben nichts von einander gewußt; die Verwandtschaft ihrer Ideen entspringt eben nur der offenkundigen Lage der Gesellschaft. Aber Josephi kommt auf Grund seiner schönen und wahren Betrachtungen zu einem utopischen Universalmittel: er will die soziale Frage durch eine allgemeine Existenzversicherung lösen; der dritte Teil des Bandes enthält den 190 Seiten langen sorgfältig ausgearbeiteten Entwurf eines Pensionsgesetzes, was eine ganz unverantwortliche Zeit-, Kraft- und Papierverschwendung ist. Josephi schreibt mit starkem Pathos, sein Prediger- und Prophetenton ist auch stellenweise nicht unwirksam; aber geschmacklos ist es, wenn er seinen Gesetzentwurf mit den feierlichen Worten einleitet: „Im Namen des allmächtigen Gottes! Ihre Majestäten ... die Präsidenten ... vom Wunsche beseelt, die soziale Frage ihrer Lösung entgegenzuführen, haben einmütig beschlossen — vorbehältlich der Zustimmung ihrer Parlamente — wie folgt."

Der Schulchan Aruch als Lehrbuch. Es ist ein eigentümliches Vorkommnis, daß unter den deutschen Bundesregierungen zuerst die großherzoglich badische Anlaß genommen hat, gegen die Verwendung des Schulchan Aruch als Hilfsmittel der Erziehung einzuschreiten. Die wegen ihres Liberalismus so viel gescholtene badische Büreaukratie scheint diesmal den Beweis geliefert zu haben, daß sie in der That mehr als manche andre Fühlung hat mit dem Denken und Empfinden des unter ihrer Verwaltung stehenden Volks. Mit vollem Recht wurde erklärt, daß, welche Art von Fremden immer durch das berüchtigte Akum ur-

sprünglich bezeichnet sein möge, der heutige jüdische Schüler die gegen die Akum gerichteten Verwünschungen und Verachtungskundgebungen des Schulchan Aruch nur auf die ihm bekannten Nichtjuden, also die Deutschen christlichen Glaubens, beziehen könne. Mit nicht geringerm Recht wurde der Satz ausgesprochen, daß in einer unter der Oberaufsicht eines deutschen Staates stehenden Lehranstalt auch in hebräischer Sprache keine Dinge gesagt und gelehrt werden dürfen, die das deutsche Schamgefühl verletzen.

Dieses Vorgehen der großherzoglich badischen Regierung giebt übrigens einen schätzenswerten Fingerzeig, wohin sich die Bestrebungen derer vorzugsweise zu richten haben, die die jüdische Ethik als etwas sittlich Fremdes aus dem Leben unsers deutschen Volks ausmerzen wollen. Das Verlangen, eine zuverlässige deutsche Übersetzung des Schulchan Aruch in die Hand zu bekommen, ist ohne Zweifel sehr berechtigt; namentlich wenn man in Betracht zieht, daß im Buchhandel zu Berlin keine aufzutreiben ist, daß das Exemplar der königlichen Bibliothek schon seit längerer Zeit ohne Beleg fehlt, und daß eine Anfrage bei den israelitischen Gemeinschaften, die im Besitz einer Bibliothek sind, immer dieselbe Antwort zur Folge hat, sie brauchten keine Übersetzung des Schulchan Aruch, daher hätten sie auch keine.

Für den praktischen Zweck der möglichsten Beseitigung eines Buches wie des Schulchan Aruch aus dem Jugendunterricht genügt es aber, sich aus den allgemein zugänglichen Schriften über den Talmud und über die daraus hergestellten kanonischen Auszüge ein Bild zu machen von dem Geist und Charakter der in dem jüdischen sogenannten Religionsunterricht gebräuchlichen, unsern Katechismen entsprechenden Bücher. Sind Einzelheiten erwünscht, so sind die Unterrichtsminister aller deutschen Staaten jederzeit in der Lage, sich amtlich zuverlässige Auskunft zu verschaffen, und es giebt in Deutschland, Gott sei Dank, noch Volksvertretungen — die badische dürfte dazu gehören —, in denen die ministeriellen Oberbüreaukraten es nicht wagen dürfen, eine ernsthafte, aus der Besorgnis um das sittliche Wohl des deutschen Volks hervorgegangne Anfrage mit einem vornehmthuerischen, seichten Kanzleitrost abzufertigen.

Man stelle also in allen Landtagen und wo es irgend sonst noch angeht, mit Beziehung auf bestimmte, ganz konkrete Beschwerden die Unterrichtsminister zur Rede. Nachdem die großherzoglich badische Regierung dem Grundsatz zugestimmt hat, daß es in Lehranstalten, die auf dem Boden des deutschen Reichs unter dem Schutz der deutschen Gesetze stehen, nicht gestattet sein dürfe, der Jugend eines uns stammesfremden Teils der Bevölkerung lehramtlich Grundsätze beizubringen, die auf Erregung von Haß und Verachtung gegen die deutschen und christlichen Staatsbürger abzielen, genügen Auszüge aus dem Schulchan Aruch, wie Dr. Eckerts „Judenspiegel," vollkommen, um Beschwerdeführungen zu begründen. Es wird sich dann zeigen, ob es die sogenannten konservativen Kultusminister angebracht finden werden, sich der Judenschutztruppe freundlicher und gewogner zu zeigen als ihr liberaler Kollege in Baden.

Wir schlagen unsern „Judenspiegel" an beliebiger Stelle auf und finden überall Grund genug, zur Abwehr jüdischer Unverschämtheit von den Regierungen ernste Maßnahmen zu verlangen. Seite 29 ist Gesetz 3 angeführt, das lautet: „Das Kadischgebet darf nur da gebetet werden, wo zehn Juden beisammen sind, und zwar müssen sie so beisammen sein, daß keine unreine Sache, wie z. B. Kot oder ein Akum (Nichtjude), sie von einander trennt." In nicht minder feiner Weise werden in Gesetz 15 die jüdischen Jünglinge zur Hochachtung ihrer „Mitbürger

christlichen Glaubens" ermahnt, indem da gesagt wird: „An den Festtagen, an denen jegliche Arbeit verboten ist, ist auch das Kochen verboten; nur darf jeder kochen, was er für sich zu essen nötig hat. Erlaubt ist es aber, wenn er für sich zu kochen nötig hat, in denselben Topf mehr Speise zu legen, als er für sich gebraucht, ja sogar wenn er das Zugelegte für die Hunde gebrauchen will; denn wir sind ja verpflichtet, die Hunde leben zu lassen. Für einen Akum (Nichtjuden) hingegen mehr Speise zuzulegen, ist streng verboten, indem wir denselben leben zu lassen nicht verpflichtet sind."

Mit dem Wesen und Charakter des jüdischen Unterrichts, soweit er auf Ausbildung der angebornen geistigen Anlagen abzielt, hat sich neuerdings besonders die englische Litteratur eingehend befaßt, aus Anlaß der starken Einwandrung russisch-polnischer Juden. Fast alle diese Abhandlungen kommen darin überein, daß es eine Religion und einen Religionsunterricht in dem uns bekannten und geläufigen Sinne des Worts für den Juden gar nicht gebe. Alles ist geistige Dressur mit äußerlichen, mechanischen Regeln und Formeln, ein intellektuelles Training, das einen Typus schafft, der unbehindert von irgendwelchen sozialen Gefühlen einzig darauf ausgeht, durch geistige Beweglichkeit und rücksichtslose Benutzung aller vorhandnen gesetzlichen Handhaben von der Arbeit andrer den Profit an sich zu reißen.

Ein Wendepunkt der deutschen Geschichte. Der zweite Band des Werkes von Professor Dr. Bernhard Erdmannsdörffer über die Deutsche Geschichte vom westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen, 1648 bis 1740, ist nun auch erschienen, und der Umstand, daß ihm, unter Ablehnung des dafür zuerst vorgeschlagnen Sybelschen Werkes über die Begründung des deutschen Reichs, der Verdunpreis zuerkannt worden ist, hat ihm in besonderm Maße die Aufmerksamkeit der Freunde geschichtlicher Litteratur zugewandt. Ohne uns in eine Kritik der Preisverteilung einzulassen, glauben wir doch, sagen zu dürfen, daß das Erdmannsdörffersche Werk in Wahrheit einer hohen Auszeichnung würdig ist. Es zählt mit Eduard Meyers Ägypten, Bernhard Stades Israel, A. Müllers Islam und Fr. v. Bezolds Reformation zu den besten Bestandteilen der weitschichtigen und manchmal auch minderwertigen Oncken-Grotischen „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen."

Die Zeit von 1648 bis 1688, die der erste Band (vgl. Grenzboten 1893, III) zum Gegenstande hatte, ist ohne Frage die trübste Zeit unsrer Geschichte. Die Zeit von 1688 bis 1740 zeigt dem gegenüber unverkennbar überall die Ansätze zur Besserung. Bis 1688 konnte sich Ludwig XIV. im ganzen als den Herrn Europas betrachten; es gelang ihm, in jedem Friedensschluß die nachträgliche Bestätigung seiner Räubereien zu erlangen, so 1668 in Aachen, 1678 und 1679 in Nymwegen, 1684 in Regensburg; in dem letztgenannten Vertrag erhielt er den Besitz der Reunionen für zwanzig Jahre zugesichert, Europa nahm es also ruhig hin, daß der König sogar — nach Voltaires Wort — aus der Zeit des Friedens eine Zeit der Eroberungen zu machen sich erdreistet hatte. Aber bereits 1688 mußte Ludwig XIV. erfahren, daß die Zeit, wo er nur ans Schwert zu schlagen brauchte, um seine Feinde einzuschüchtern, vorüber war. Erdmannsdörffer hat gewiß Recht, wenn er betont, daß Ludwig XIV. 1688 gar nicht die Absicht hatte, einen langwierigen Krieg anzufangen: er warf ein Heer unter dem Dauphin auf den Rhein, in der Hoffnung, daß sich die Deutschen, die gleichzeitig mit den Türken in schwerem Kampfe standen, rasch fügen würden, und daß er seine Pläne in Köln und in der Pfalz dann leicht würde durchsetzen können. Aber sehr bald mußte er erkennen, daß seine Hoffnung trügerisch war;

im deutschen Volke regte sich eine zähe Widerstandskraft, unter deren Anzeichen das tapfre Benehmen der Weiber von Schorndorf eins der merkwürdigsten ist, das auch deshalb wohl eine etwas eingehendere Darstellung verdient hätte, als die drei Zeilen bei Erdmannsdörffer. Dem Benehmen des Volks entsprach das seines Oberhaupts; daß sich Kaiser Leopold I. entschloß, gleichzeitig gegen Türken und Franzosen zu fechten, ist zwar von manchen Zeitgenossen, so von Prinz Eugen, der gern alle Kräfte gegen Westen gewandt hätte, getadelt worden, enthält aber unleugbar einen großen Zug, der zeigt, daß wohl auch mittlere Menschen in großen Augenblicken über sich selbst hinausgehoben werden. Schon zu Anfang 1689 wurde klar, daß die Franzosen nicht stark genug waren, an allen ihren Grenzen die Offensive zu behaupten; sie wichen vor den deutschen Streitkräften gegen den Rhein zurück, und um die zu räumenden Gebiete dem Feinde, wie der übliche Ausdruck lautet, „inutil" zu machen, wurde von Louvois — nicht, wie sein ausgezeichneter Geschichtschreiber, Camille Rousset, behauptet, von dem Generalquartiermeister Chamlay — die bekannte furchtbare Verheerung der Pfalz beantragt und durchgesetzt. Chamlay hat allerdings die Sprengung aller nicht zu haltenden Festungswerke angeregt, nicht aber die Zerstörung der Wohnorte selbst; die volle Verantwortung für den Befehl de brûler le Palatinat fällt auf das Haupt von Louvois zurück, der nach dem Urteil der Zeitgenossen in der Weltgeschichte nur in Attila seinesgleichen fand. Wenn einzelne französische Befehlshaber wie der genannte Chamlay, der es schrecklich fand, eine so alte und beträchtliche Stadt wie Trier zu zerstören, der Herzog de Durat und der Graf de Tessé Milde walten ließen oder wenigstens walten lassen wollten, so bezeugte Louvois seine große Unzufriedenheit damit; er ging davon aus, daß la raison de guerre die Verheerung verlange und demgemäß zu verfahren sei. Schließlich haben es alle Grausamkeiten nicht verhindern können, daß der König im Ryswicker Frieden vom 30. Oktober 1697 fast auf allen Punkten zurückweichen mußte; leider aber hat es die Gleichgiltigkeit Englands, Hollands und Spaniens, vielleicht auch — doch hält das Erdmannsdörffer nicht für gewiß — habsburgisches Sonderinteresse verschuldet, daß zwar Freiburg und Breisach, nicht aber das weit wichtigere Straßburg an die Deutschen zurückgegeben wurde; „diese Citadelle Deutschlands," wie sich der tapfre Markgraf Ludwig von Baden ausdrückte, blieb den Franzosen. Was das zu bedeuten hatte, erfährt man aus nichts besser, als aus einem Gutachten Vaubans, das Erdmannsdörffer nicht mitteilt (Rousset, Louvois, 4, 540): „Straßburg darf der König so wenig hergeben als die Vorstadt von Paris St. Germain: damit bekommen die Deutschen das schönste und sicherste Magazin zur Unterstützung Lothringens und zu einem Einfall in Frankreich; Straßburg und Luxemburg sind die zwei besten Plätze von ganz Europa."

Der Friede von Ryswick brachte bekanntlich nur einen kurzen Waffenstillstand von drei Jahren: das Erlöschen des habsburgischen Mannesstamms in Spanien erweckte in Ludwigs XIV. unersättlichem Herzen die Hoffnung, den französischen Machtbereich über das ganze romanische Südeuropa auszudehnen und dadurch den ganzen Erdteil in Abhängigkeit von sich zu bringen. Dieses Ziel hat aber Frankreich nicht erreicht; es ist im Laufe des spanischen Erbfolgekriegs bis ins innerste Gebein erschüttert worden. Alle seine Kriegshelden, mit Ausnahme von Villars, verloren in diesem Krieg ihren scheinbar unzerstörbaren Ruhm; die Schatzscheine galten nur noch 20 Prozent ihres ursprünglichen Werts; als im Winter 1708/09 die Obstbäume und selbst die Keime des Getreides erfroren, entstand eine solche Hungersnot, daß der König, der angebetete roi-soleil, auf offner Straße von dem

verzweifelnden Volke beschimpft wurde. Gleichwohl hat Frankreich schließlich seine Grenzen behauptet; es stand auch immer noch als die größte Militärmacht des Festlandes da, mit guten Grenzen nach allen Seiten, aus der politischen Vereinzelung, wie sie um 1697 bestanden hatte, befreit, und ebenso fähig als entschlossen, seine große Stellung in allen europäischen Fragen zu behaupten. Aber einen positiven Gewinn hat es aus dem langen Ringen nicht davongetragen, dagegen war das in hohem Grade dem Hause Habsburg gelungen. „Seine europäische Großmachtstellung war vollendet. Aus dem alten binnenländischen Österreich war ein Staat geworden, der mit seiner belgischen Küste den westlichen Ozean berührte, der die Lombardei beherrschte, der von Neapel und Sardinien aus an dem Leben der Mittelmeerstaaten lebendigen und fruchtreichen Anteil zu nehmen berufen schien, und der noch keineswegs am Ende seiner italienischen Eroberungen zu stehen gemeint war. Die beste Kraft aber erwuchs der neuen Staatsbildung aus dem gefesteten Besitz von Ungarn. Welche Opfer hatte zwei Jahrhunderte hindurch die langsame, mühselige Festsetzung auf diesem Boden gekostet: nun begannen die Früchte zu reifen. In frühern Zeiten, bemerkt Ranke einmal, wurden alle Kriege in Ungarn mit deutschen Heeren geführt, und man sagte, alle dortigen Flüsse seien mit deutschem Blute gefärbt; jetzt erschienen die Ungarn als der Kern der österreichischen Heere in den deutschen Kriegen."

Dieser Machtzuwachs hatte freilich noch eine andre Folge. Früher war Österreich immerhin ein überwiegend deutsches Land gewesen, jetzt war die Frage berechtigt, ob es nicht mehr den verschiednen nichtdeutschen Stämmen gehöre; der Zustand, daß höchstens ein Viertel der Bevölkerung der Monarchie deutscher Zunge war, ist damals im wesentlichen geschaffen worden. Daraus ergab sich mit zwingender Notwendigkeit, daß die Beherrscher dieses Staats ihr Verhalten nach seinen Lebensinteressen einrichten mußten, nicht nach denen des deutschen Reichs. Gewiß, sie konnten immer noch eine deutsche Politik befolgen, aber doch nur dann, wenn sie zugleich eine österreichische Politik war; sobald sich zwischen beiden ein Unterschied ergab, war für die österreichischen Herrscher der Weg von nun an deutlich vorgezeichnet.

Da zeugt es, nun von geradezu göttlicher Fügung, daß in eben der Zeit, wo Österreich aus Deutschland hinauswuchs, Preußen dermaßen zu erstarken anfing, daß es an die Stelle Österreichs zu treten befähigt wurde. Hierfür ist von großer Wichtigkeit gewesen, daß für die durch den großen Kurfürsten so sehr erhöhte Macht in dem Königstitel auch der entsprechende äußere Ausdruck gefunden ward. Erdmannsdörffer berichtet über dieses Ereignis ziemlich ausführlich. Er ist der Ansicht, und gewiß mit Recht, daß nicht etwa der Jesuitenpater Urba, der Beichtvater des Polenkönigs Johann Sobieski, den ganzen Gedanken von sich aus dem Kurfürsten Friedrich III. nahegelegt, sondern daß sich dieser Gedanke aus der ganzen Sachlage mit einer gewissen Natürlichkeit und Notwendigkeit ergeben habe. Er giebt aber zu, daß durch die beiden Jesuiten Urba in Warschau und Wolff in Wien manche Schwierigkeiten, die der Ausführung des Plans im Wege standen, weggeräumt worden seien. Namentlich vermochte Wolff bei Kaiser Leopold I. viel und zerstreute die kirchlichen Bedenken des Kaisers gegen die Anerkennung des preußischen Königtums, indem er, klüger und feiner als Urba, der dem Kurfürsten den Übertritt zur römischen Kirche unter der Form einer kalixtinischen „Vereinigung der Kirchen" nahelegte, das ersehnte Ziel nicht gleich beim Vater, aber um so gewisser beim Sohn zu erreichen hoffte: Friedrich Wilhelm sollte eine österreichische Erzherzogin heiraten, und habe man erst eine katholische Königin in Berlin, so

werde es wohl gelingen, de convertir le mari par la femme, wie es in einem von dem Franzosen Waddington veröffentlichten Bericht heißt. Die Hauptentscheidung aber lag doch nicht in den Händen der Jesuiten: wenn sich Leopold I. am Ende entschloß, für die Königswürde, die Friedrich durchaus nur durch eine selbständige, seiner Souveränität entfließende Handlung annehmen wollte, seine Anerkennung zu versprechen, so war daran bekanntlich die Erwägung schuld, daß das Haus Österreich in dem bevorstehenden schweren Kampf um die spanische Krone die Hilfe der brandenburgischen Kriegsmacht schlechterdings nicht entbehren konnte. So kam der „Krontraktat" vom 16. November 1700 zu stande. Friedrich III. fuhr mitten im Winter mit seinem Hofstaat nach Königsberg, ernannte zum Zweck der Salbung zwei evangelische Bischöfe — unter Abweisung der angebotnen Dienstleistung des Ermländer römischen Bischofs Zaluski — und setzte sich, nachdem er in der Kirche gesalbt worden war, im Empfangssaale des fürstlichen Schlosses die königliche Krone aufs Haupt. Recht deutlich trat der rein weltliche Charakter dieses Königtums zu Tage. Papst Klemens XI. hat denn auch, in seinen Erwartungen auf Friedrichs Abfall schmerzlich getäuscht, am 16. April 1701 gegen das frevelhafte Beginnen protestirt, daß ein nichtkatholischer Fürst überhaupt die königliche Würde annehme, und daß er sie vollends auf das alte Ordensland Preußen begründe. Bis zum Jahre 1787 hat der „König in Preußen" im römischen Staatskalender nur als „Markgraf von Brandenburg" gestanden; aber dieser kindische Trotz der Kurie hatte praktisch so wenig zu bedeuten, als der ebenso bezeichnende römische Protest gegen den westfälischen Frieden. Wenn Friedrich den Titel „König in Preußen" wählte, so entsprach dieser dem frühesten „Herzog in Preußen"; der Hinweis auf einen bloßen Teilbesitz an Preußen, dessen Westen ja damals noch polnisch war, liegt in dem Verbindungswort „in" nicht notwendig, man sagte damals auch König in Frankreich, in Ungarn, zu Dänemark. Um die Hofleute eher dazu zu bringen, daß sie von Friedrich I. immer als „Seiner Majestät" sprachen, ward für jeden Verstoß dagegen die Buße von einem Dukaten zum Besten der Armen festgesetzt.

Die Bedeutung der Königswürde darf man nicht unterschätzen; wenn Oliver Cromwell die Krone mit den Worten abgelehnt hatte: „es wäre nur eine neue Feder auf meinen Hut!" so sprach sich darin die Einsicht aus, daß eine Krone der innern Natur seiner Stellung nicht entsprach; bei Friedrich von Brandenburg aber war die Ergreifung der „Dignität" im Gegenteil die richtig gezogne Folgerung aus der thatsächlichen Macht, die ihm und seinem Hause damals eigen war. Nach dem Umfange seines Landes, nach der Größe seiner Einkünfte, nach der Stärke seines Heeres besaß er alle „Requisiten einer Krone." Aber es galt das Wort, das Leibniz damals aussprach: „ein König ist nur der, der auch König heißt"; der Name war hier ein wichtiger Teil der Sache selbst.

Aus dem spanischen Erbfolgekrieg hat das neue Königreich keine große Beute davon getragen; dagegen gewann es im nordischen Kriege den größten Teil von Vorpommern mit Stettin, das sich am 29. September 1713 nach achtstündiger Beschießung an Friedrich Wilhelm I. ergeben hatte. Auch hier hätte eine kühn zugreifende Politik wohl Größeres erreichen können; aber der neue König wandte im Gefühl, daß sich sein von Feinden umgebner Staat nur durch Straffheit des innern Gefüges behaupten könne, alle Thatkraft seines Wesens auf diese innere Festigung der Monarchie. „So wurde er, sagt Erdmannsdörffer, der Vulkan, der dem zu welthistorischer Größe emporstrebenden preußischen Staat Rüstung und Waffen schmiedete; der Achill, der sie zu tragen und führen verstand, kam nach ihm."

Dieser Achill hat dann auch die entscheidenden Schritte auf der Bahn gethan,

auf der Preußen an der Stelle Österreichs zur führenden Macht in Deutschland emporstieg; die Hinausdrängung Österreichs aus Schlesien war das Vorspiel zu seiner Hinausdrängung aus Deutschland selbst, dessen Lebensinteressen es seit 1699 nicht mehr teilte.

Ein führender Schriftsteller. Es ist in mancher Beziehung gefährlich, einen berühmten Namen zu tragen; denn dieser Name legt Verpflichtungen auf, denen man sich füglich nicht entziehen darf. So kann sich Hermann Grimm nicht wundern, daß man von ihm als dem Sohne Wilhelm Grimms und Neffen Jakob Grimms, dieser Begründer der deutschen Sprachwissenschaft und Meister des deutschen Stils, eine besonders sorgfältige und liebevolle Behandlung unsrer Muttersprache erwartet. Um so mehr mußte es auffallen, daß gerade er seiner Zeit mit an die Spitze jener „führenden Schriftsteller“ trat, die gegen das Bestreben des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, die entbehrlichen Fremdwörter im Deutschen zu vermeiden, feierlich Einspruch erhoben. Über diese damals mit großem Schall in alle Welt hinausgegangne völlig überflüssige Verwahrung ist man, Gott sei Dank, alsbald zur Tagesordnung übergegangen, und mancher jener „führenden Schriftsteller“ wird sich wohl unterdes eines bessern besonnen haben. Nur bei Hermann Grimm ist von solcher Sinnesänderung nichts zu spüren. Denn mit offenbarer Absichtlichkeit bemüht er sich auch in den neuesten Erzeugnissen seiner Feder, so viel wie möglich überflüssige Fremdwörter anzubringen. Was haben da die Mahnungen Jakob Grimms gefruchtet, der in der Vorlesung über „Das Pedantische in der deutschen Sprache“ (1847) die goldnen Worte gesprochen hat: „In unsern Tagen, und wer frohlockt nicht darüber? wird lebhaft gefühlt, daß alle übrigen Güter schal seien, wenn ihnen nicht die Freiheit und Größe des Vaterlands im Hintergrunde liege. Was aber helfen die edelsten Rechte dem, der sie nicht handhaben kann? Kaum ein andres höheres Recht geben mag es als das, kraft welches wir Deutsche sind, als die uns angeerbte Sprache, in deren volle Gewähr und reichen Schmuck wir erst eingesetzt werden, sobald wir sie erforschen, reinhalten und ausbilden. Zur schmählichen Fessel gereicht es ihr, wenn sie ihre eigensten und besten Wörter hintan setzt, und nicht wieder abzustreifen sucht, was ihr pedantische Barbarei aufbürdete; man klagt über die fremden Ausdrücke, deren Einmengen unsre Sprache schändet; dann werden sie wie Flocken zerstieben, wann Deutschland sich selbst erkennend, stolz alles großen Heils bewußt sein wird, das ihm aus seiner Sprache hervorgeht.“ Und was haben die Worte gefruchtet in der herrlichen Vorrede zum Deutschen Wörterbuche: „Alle Sprachen, so lange sie gesund sind, haben einen Naturtrieb, das Fremde von sich abzuhalten, und wo sein Eindrang erfolgte, es wieder auszustoßen, wenigstens mit den heimischen Elementen auszugleichen.... Wie der Stolz auf unsre eigne Sprache, der oft noch schlummert, einmal hell erwacht und die Bekanntschaft mit allen Mitteln wächst, welche sie selbst uns darreicht, um noch bezeichnendere und uns angemessenere Ausdrücke zu gewinnen, wird auch die Anwendung der fremden weichen und beschränkt werden.... Dieser Ausländerei und Sprachmengung soll das Wörterbuch keinen Vorschub, sondern will ihr allen redlichen Abbruch thun, geflissentlich aber auch die Abwege meiden, auf welche von unberufenen Sprachreinigern gelenkt worden ist.“ Mit den letzten Worten zielt Jakob Grimm namentlich auf Campes übertriebnen Purismus, der oft weit über das Ziel hinausschoß. Aber das kann doch nicht Hermann Grimm rechtfertigen, wenn er z. B. einen seiner jüngsten Aufsätze: „Achim von Arnims Briefwechsel mit Clemens Brentano“ beginnt: „Achim von Arnim und Clemens

Brentano gehören, der Rubrizirung der heutigen Litteraturgeschichte nach, zur Romantischen Schule.“ Rubrizirung! Kann man in diesem Zusammenhang ein ungeschickteres Wort finden als diesen Ausdruck des Aktenstils? Darauf kann doch nur jemand verfallen, bei dem die Fremdwörterei im eigentlichsten Sinne des Wortes zur „Sucht,“ d. h. zur Krankheit geworden sind. Da solche Aufsätze auch von Frauen gelesen werden, so sollte ein „führender Schriftsteller“ schon aus Rücksicht auf die Frauen solche Fremdwörter aus der Kanzlei vermeiden; zumal da mit dem einfachen deutschen Wort „Einteilung, Einordnung“ ganz dasselbe gesagt wäre. Auf derselben Seite wird von Arnim und Brentano wiederholt der Ausdruck gebraucht: „souveräne“ Naturen. Auf derselben Seite heißt es noch: „Goethe stand lange unter der Direktion seines Vaters.“ Auf der nächsten Seite wird von „legitimem“ Weidegrund gesprochen.

Aber es ist nicht bloß die Fremdwörtersucht, die uns an Hermann Grimm unangenehm auffällt, unser Sprachgefühl wird auch fortwährend durch die seltsame Art seines Satzbaus verletzt. Er liebt kurze, abgerissene Sätze — das ist Geschmackssache. Aber wenn es nur überhaupt Sätze wären, wenn man nur nicht immer den Eindruck erhielte, als läse man hingeworfne Notizen oder Auszüge, für die die stilistische Formung noch vorbehalten sei! Was soll man zu Satzgebilden sagen, wie folgenden: „Nur das unerträgliche Schicksal, einsam zu sein, wollten sie los sein. Was ihnen freilich nie gelungen ist.“ — „Und nun denken wir uns diese unruhigen Geschwister durch den Tod des Vaters jung plötzlich sich selbst überlassen. Erfüllt vom Triebe, in die Weite auszufliegen, und durch innere Gemeinschaft der Naturanlage stets in den alten Taubenschlag zurückgelockt.“ — „Aus der Mitte dieses Kreises erhebt Clemens sich als der am wenigsten verstandne, am meisten besprochne und geliebte, Bedeutendste. Ihrer aller Schmerzenskind.“ — „Diesem Clemens begegnete Achim von Arnim. Nur ein Jahr jünger als Clemens.“ Das Verfahren, durch einen Punkt zu trennen, was innerlich zusammengehört, was sich nicht als neuer Satz, sondern nur als Satzglied dem vorhergehenden anschließt, ist Hermann Grimm etwas so Geläufiges, daß einer, der an die landesübliche Syntax gewöhnt ist, ganz irre wird und sich schließlich durch diese Mißgebilde geradezu abgestoßen fühlt. Der Genuß der Schriften Hermann Grimms kann einem durch diesen gesuchten, unnatürlichen, zerhackten Stil fast ganz verleidet werden, und man kann nur wünschen, daß der Verfasser nicht etwa bei „der Nachahmer slavischem Gezücht“ mit seinem zerstückelten Satzbau Schule mache.

Hoffentlich verzeiht es uns Hermann Grimm, daß wir seinen Vornamen hergebrachterweise Hermann schreiben und nicht Herman. Auch diese Absonderlichkeit begegnet uns nur bei ihm. Man findet zwar vielfach infolge der Aussprache und wohl auch der falschen Ableitung die fehlerhafte Schreibung Herrmann, aber die Form Herman nimmt Grimm für sich allein in Anspruch. Er kann ja dafür die mittelhochdeutsche Form herman, d. h. Heer- oder Kriegsmann, geltend machen; aber so gut sich das mittelhochdeutsche man in das neuhochdeutsche Mann verwandelt hat, ebenso gut haben wir für das mittelhochdeutsche herman das neuhochdeutsche Hermann zu schreiben.

Es bedarf wohl nicht der Versicherung, daß es dem Verfasser dieser Bemerkungen nur um die Sache, nicht um die Person zu thun ist. Je höher das Andenken der Gebrüder Grimm bei ihrem Volke steht, und je williger man auf andern Gebieten die Verdienste Hermann Grimms anerkennt, um so mehr erscheint es als Pflicht, unsre Muttersprache gegen seine selbstherrliche Willkür in Schutz zu nehmen.

Litteratur

Macht und Recht im konstitutionellen Staate von Dr. Varus jr. (so!). Neuwied und Berlin, Louis Heuser

Diese kleine Schrift enthält eine große Menge Gelehrsamkeit, indem darin gelegentlich, in Anmerkungen, alle modernen staatsrechtlichen Systeme geprüft werden. Das Wesen des konstitutionellen Staates, findet der Verfasser, ist die Rechtsgestaltung im Sinne der Gesellschaftsbedürfnisse. In wie weit die nach Machterweiterung strebende und zur unbeschränkteren Herrschaft neigende Regierung eingeschränkt werden könne, das hänge von dem Maße der Freiheit ab, „das die jeweilige Gesellschaft für sich als vernunftnotwendig zur Entwicklung ihres Verkehrsdaseins erachtet und auch einzuhalten versteht." Sehr beachtenswert sind folgende Sätze auf S. 26: „Die sicherste Stütze einer dauernden Staats- und Rechtsordnung und die größte Gewähr für den Schutz der rechtlichen [?] Gleichheit und Freiheit der Staatsbürger und Sicherheit der Verkehrsbewegung, wodurch das unbedingte Vertrauen zur höchsten Staatsgewalt und ihrer Regierung am meisten erhalten wird, ist die Unabhängigkeit der Rechtspflege. . . . Die Autorität der Gesetze ist für die [Justiz-] Beamten allein maßgebend und die Aufsicht über die Wahrung dieser Autorität kann und darf nicht in eine Leitung, d. i. Weisungen der obersten Justizverwaltung für einzelne Rechtsfälle übergehen, indem dann keine Grenze für die Rechts- oder Willkürübung gezogen werden kann, wodurch dann das Wesen der Rechtspflege, die Grundforderung, unabhängig von allen außerhalb der Gesetzesautorität stehenden Einwirkungen betrieben zu werden, aufgehoben und jene in das Gebiet der Verwaltung verlegt werden würde." Pessimisten sind der Ansicht, daß dieser Zustand bei uns vielfach schon eingetreten sei.

Fort mit den Zuchthäusern! Von Dr. jur. Felix Friedrich Bruck, außerordentlichem Professor der Rechte an der Universität Breslau. Breslau, Wilhelm Koebner, 1894

An dieser Schrift haben wir nur das eine auszusetzen, daß sie nicht schon einige Jahre früher erschienen ist. Doch hat die Verzögerung vielleicht eher genützt als geschadet, denn die Übel müssen eine gewisse Höhe erreicht haben, ehe sich die hartnäckigen Anhänger des Bestehenden herbeilassen, sie zu sehen. Bruck beweist, was ohnehin jeder sieht, der Augen hat, daß das herrschende Strafsystem, weit entfernt davon, die Gesellschaft vor Verbrechen zu schützen und den Verbrecher zu einem nützlichen Gliede der Gesellschaft zu erziehen, vielmehr selbst Verbrechen erzeugt, die Verbrecher nur schlechter macht und solche zu Verbrechern macht, die es bis zu ihrer Verurteilung noch nicht gewesen sind. Er zeigt ferner an den wunderbaren Erfolgen der englischen Strafkolonien (wunderbar nur für solche, die noch nicht wissen, in welchem Grade das Verbrechen ein Produkt von Gesellschaftszuständen ist), daß die Deportation die beiden Hauptzwecke der Strafrechtspflege in so hohem Grade erfüllt, als es bei der Unvollkommenheit aller irdischen Einrichtungen nur irgend zu erwarten ist. Er widerlegt ferner die Einwürfe der Gegner, namentlich Krohnes; er legt endlich dar, wie wir im deutschen Reiche das Deportationswesen einzurichten hätten, und welche Gebiete in unsern Kolonien dafür geeignet sein würden. Unsre Leser werden sämtlich die Schrift schon aus Rezensionen in Zeitungen kennen und auch heftige Angriffe darauf gelesen haben; möge sich keiner dadurch abhalten lassen, sie selbst zur Hand zu nehmen! Um das niemandem zu ersparen, verzichten wir auf eingehende Inhaltsangabe und Erörterung.

Allerdings bestimmt uns dazu auch noch ein zweiter Grund: wir gedenken später einmal die Unzweckmäßigkeit der jetzt üblichen Strafweise von unserm eignen Standpunkte aus selbständig zu behandeln; dabei werden wir dann auch auf die Deportation zu sprechen kommen und auf die vorliegende Schrift näher eingehen müssen.

Taschenflora des Alpenwanderers. Kolorirte Abbildungen von 170 verbreiteten Alpenpflanzen, nach der Natur gemalt von Ludwig Schröter, mit kurzen botanischen Notizen in deutscher, französischer und englischer Sprache von Dr. C. Schröter, Professor der Botanik am eidgenössischen Polytechnikum. Vierte Auflage. Zürich, Rausteins Verlag

Ein hübsch ausgestattetes, handliches Büchlein, das uns auf 18 Tafeln in gelungnen Abbildungen die verbreitetsten Kinder der Alpenflora vorführt. Wie schon der Titel sagt, ist der Hauptnachdruck auf die Bilder gelegt, die es auch dem Laien möglich machen, durch bloße Vergleichung den Namen einer Bergpflanze kennen zu lernen. Die Auffindung und Bestimmung wird weiterhin erleichtert dadurch, daß der beschreibende Text in übersichtlicher Weise den Bildern gegenübergestellt ist. Er ist nach natürlichen Gesichtspunkten geordnet (Alpensträucher, polsterbildende Rivalpflanzen [warum Rival?], hochwüchsige Alpenkräuter, Enziane, Primeln, Skrofelkräuter, Glockenblumen und Rapunzeln u. s. w.), und über seine knappe Fassung wird sich auch der erfahrnere Botaniker freuen. Besonders belehrend nicht bloß für den Pflanzenfreund, sondern auch für den Geographen wichtig ist die in den Erläuterungen zum Text enthaltne Unterscheidung und Definition der verschiednen Standorte (Wiesen, Weiden, Matten, Wildheuplätze u. s. w.).

Manches dieser sonnigen Kinder der Flora wird dem süddeutschen Pflanzensammler von seinen Hochebnen, Bergen und Wäldern her bekannt sein, manches aber auch ihm eine neue, fremdartige Erscheinung sein und ihn reizen, in die Alpen zu reisen, um die farbenprächtigen Blüten an ihrem heimischen Standort aufzusuchen. Und so wird Schröter immer mehr neben Bädeker im Rucksack des Touristen seinen Platz erhalten und auch dem, der bisher die Berge vielleicht nur der Aussicht halber bestiegen hat, eine Quelle neuen Genusses erschließen.

Philippine Welser. Eine Schilderung ihres Lebens und ihres Charakters von Wendelin Böheim. Innsbruck, Museum Ferdinandeum

Wir bedauern es oft, wenn die kritische Forschung vor unsern Augen ein zartes Sagengebilde mit rauher Hand zerstört und statt dessen die prosaische geschichtliche Wahrheit zu Tage fördert. Auch das vorliegende Werk dient dem Zweck, die Nachweise für die Grundlosigkeit einer solchen geschichtlichen Sage zu sammeln. Wir können aber hier mit dem Tausche zufrieden sein. Denn wenn auch die Geschichte von der Verlobung des jungen Erzherzogs mit der um zwei Jahre ältern Patrizierstochter Philippine Welser ihres poetischen Schimmers entkleidet wird, so finden wir doch erfreulicherweise andrerseits auch das thörichte Gerücht von einer durch Hofintriguen angestifteten Ermordung der Fürstin (durch Aufschneiden der Pulsadern) als völlig unbegründet hingestellt; das reine, glückliche Familienleben des Erzherzogs, wie es uns hier entgegentritt, schließt die Möglichkeit einer solchen That völlig aus. Den Grund zu der Sage hat man vielleicht in der unsinnigen Sitte jener Zeit zu suchen, alle Krankheiten durch Aderlaß kuriren zu wollen; und Philippine, die den äußern Anzeichen nach zu schließen an einer Nierenkrankheit litt und starb, ist gewiß auch mit diesem Mittel nicht verschont worden.

Das Charakterbild, das uns der Verfasser von der edeln Fürstin und der hilfreichen Mutter des Volks entwirft, spricht übrigens deutlicher von der schönen

Seele Philippinens, als die zahlreichen Bildnisse von ihrem bezaubernden Äußern. Wirkliche Schönheit finden wir eigentlich nur in dem zweiten Porträt (S. 9), doch läßt auch das erste (S. 6) auf die liebliche Erscheinung des Mädchens schließen.

Das reich und schön ausgestattete Werk wird für den Kulturhistoriker und den Kunsthistoriker sicher von Interesse sein, wird aber auch dem Bücherschatz jeder gebildeten deutschen Frau zur Zierde gereichen.

Schwarzes Bret

In Nr. 369 des „Berliner Tageblatt," wie es sich selbst deklinirt, ist in durchschossenem Druck zu lesen:

„Als tapfre Journalistin hat sich am Tage des ersten der jüngsten Erdbeben in Konstantinopel die Frau unsers Korrespondenten in der türkischen Hauptstadt erwiesen. Unser Korrespondent hatte sich, einer Einladung des Königs von Serbien folgend, demselben auf seiner Rückreise bis Nisch angeschlossen und war so von Konstantinopel abwesend. Im Augenblick des Erdbebens befand sich die Gattin unsers Korrespondenten gerade in dem Bazar, dem am härtesten mitgenommnen Punkte von Konstantinopel, sie hatte einige fremde Damen dorthin begleitet. Zwischen zusammenstürzenden Mauern, brechenden Säulen, über die zu Boden geworfnen und zertretnen Menschen hinweg wurde die Dame durch die unförmig gewordne Menge zum Bazar hinaus wie in einem Strom getragen. Während alles nur auf die eigne Sicherung bedacht war, hatte die mutige Kollegin nur einen Gedanken: die Nachricht alsbald als die erste in unser Blatt zu bringen. Sie arbeitete sich bis zum nächsten Telegraphenamte durch, wählte mit richtiger Überlegung für ihre Depesche den Kabelweg über Odessa, und so gelang es ihr, die Meldung so rasch befördert zu erhalten, daß sie noch rechtzeitig für unsre nächste Morgenzeitung eintraf und die erste Nachricht des schrecklichen Ereignisses im Berliner Tageblatt erfolgen konnte. Glänzender konnte der Beruf der Frauen zum Journalismus nicht bewiesen werden."

Geschmackloser konnte der Beruf zum Journalismus überhaupt nicht begründet werden. Hoffentlich ist die Zahl der Kollegen nicht allzu gering, die es sich nachdrücklichst verbitten, daß das Kennzeichen eines tüchtigen Journalisten darin gesucht wird, wie rasch er unter schwierigen Verhältnissen den Weg zum nächsten Telegraphenamte findet. Die Handwerker vom Berliner Tageblatt mag man immerhin nach diesem äußerlichen Maßstabe beurteilen, da man einen höhern an ihre Leistungen nicht wohl anlegen kann.

Dieses erleuchtete Organ der hauptstädtischen Bildung scheint überhaupt einen Freibrief für Geschmacklosigkeit zu haben. Bei der Ankunft des Majors v. Wißmann in Berlin bemäntelt es sein Bedürfnis nach „sensationellen" Nachrichten durch folgende dummdreiste Phrase (Nr. 366, Abendausgabe von Sonnabend den 21. Juli):

„Da haben wir es denn als eine Ehrenpflicht betrachtet, den hochverdienten Afrikakämpfer und Forscher in der Heimat persönlich unsern Willkommensgruß zu entbieten und uns durch Augenschein von seinem Befinden zu überzeugen. Wir haben zu diesem Behufe einen unsrer Kollegen in das Hotel Bristol entsandt, welcher von dem Major v. Wißmann auch sofort in seiner liebenswürdigen Weise empfangen wurde."

Daß doch gewisse Leute gerade das für ihre Pflicht halten, wozu sie ihrer Natur nach am wenigsten Beruf haben!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Der Sozialismus der Gebildeten

Kapitalismus, Chartismus, Trades-Unionismus und Sozialismus ſind in England, Kapitalismus, Kommunismus und Sozialismus in Frankreich, Kapitalismus und Sozialismus in Deutſchland die Markſteine der wirtſchaftlichen Bewegung unſers Jahrhunderts. Der Sozialismus hat ſich zugleich der demokratiſchen Ideen bemächtigt, er ſchickt ſich an, für den vierten Stand nicht bloß die Teilnahme an der politiſchen Macht, ſondern die ausſchließliche Macht zu erringen und iſt damit in allen drei großen Kulturvölkern zum Klaſſenkampf, zum Kampf des Proletariats gegen die beſitzenden und zugleich die gebildeten Klaſſen geworden. Wenn man daher in neuerer Zeit mehr und mehr von dem Sozialismus der Gebildeten ſpricht und dabei ſtillſchweigend unter den Gebildeten zugleich die beſitzenden, wenigſtens die in auskömmlichen Lebensverhältniſſen befindlichen Klaſſen mitverſteht, ſo muß unter dem Sozialismus der Gebildeten notwendig etwas andres als jener Klaſſenkampf des Proletariats gemeint ſein. Entweder gehört er zu dem Reden und Träumen der Menſchen von beſſern künftigen Tagen, einer eben ſo harmloſen als unfruchtbaren Beſchäftigung. Oder man begreift darunter die Haltung der Gebildeten zu den wirtſchaftlichen und politiſchen Forderungen des vierten Standes, eine Haltung, die auf keinen Fall feindſelig iſt, die aber von der kühlen, wiſſenſchaftlichen Prüfung bis zur warmherzigen Teilnahme an einzelnen jener Forderungen die verſchiedenſten Schattirungen aufweiſen kann. Ginge ihr Sozialismus ſo weit, ſich mit der Geſamtheit jener Forderungen eins zu erklären, ſo hätte es auch bei den Gebildeten und Beſitzenden keinen Sinn mehr, von einem beſondern Sozialismus zu reden. Er wäre dann eben in der alleinſeligmachenden Lehre der Sozialdemokratie mit ihrem Dogmenzwang und

ihrem Phrasenkodex untergegangen, das Individuum, und wäre es Träger der höchsten Geistesbildung, hätte als solches zu bestehen aufgehört.

Man könnte sich an dieser bloß negativen Begriffsbestimmung genügen lassen: keine grundsätzlich feindselige Haltung gegen die wirtschaftlichen und politischen Bestrebungen des vierten Standes, aber auch kein Aufgehen in der Sozialdemokratie. Beide Merkmale reichen hin, den Sozialismus der Gebildeten hüben wie drüben als im höchsten Grade gefährlich und verdächtig erscheinen zu lassen. Gebt ihnen nur — so heißt es auf der einen Seite — den kleinen Finger, macht ihnen das geringste Zugeständnis, und ihr könnt nicht mehr zurück, bis ihr euch den sozialdemokratischen Fahnen mit Haut und Haar verschrieben habt! Auf der andern Seite verzeichnet wohl die Sozialdemokratie mit gönnerhafter Anerkennung, daß dieser oder jener „Bourgeois" sich ein wenig über die Klassenvorurteile erhoben gezeigt habe, doch nie, ohne mit spöttischem Bedauern hinzuzufügen, daß sie nur „zielbewußte" Genossen gebrauchen könne, die sich „voll und ganz" auf den Boden des sozialdemokratischen Programms zu stellen vermögen. Und doch fehlt es dem Sozialismus der Gebildeten, um diesen nicht von ihnen selbst gewählten Ausdruck festzuhalten, durchaus nicht an positivem Inhalt. Man befreie das Wort „sozial" nur von dem Geruche nach Blut, Petroleum und stinkendem Tabaksqualm der Radauversammlungen, mit dem es unsre Einbildungskraft umgeben hat, man erinnere sich, daß es wörtlich übersetzt weiter nichts als „gesellschaftlich" bedeutet, und daß es als bewußter Gegensatz gegen die individualistische und egoistische Denkweise zum Schlagwort geworden ist. So verstanden, bedeutet Sozialismus die Geistesrichtung, die sich jederzeit der Pflichten gegen die der menschlichen und staatlichen Gesellschaft angehörigen Mitglieder bewußt bleibt. Sie findet ihren vollkommensten Ausdruck in Christi Gebot: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst! und deshalb ist auch der christliche Sozialismus die höchste Verklärung des Sozialismus überhaupt. Sie strebt aber zu dem gleichen Ziele, wenn es auch weniger innerlich erfaßt werden mag, mit dem alten hausbacknen Satze der bürgerlichen Moral: „Was du nicht willst, daß man dir thu, das füg auch keinem andern zu" und mit dem Dichterwort: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!" Ob und wie der gebildete Sozialist diese Grundsätze in seinem Privatleben verwirklicht, ist jedermanns eigne Sache. Freilich ist eignes Beispiel von jeher die wirksamste Predigt gewesen. Hier interessiren uns nur die Schlußfolgerungen, die sich daraus zu den Fragen des öffentlichen Lebens ergeben.

Die gebildeten Sozialisten denken wohl schwerlich daran, die Farbenpracht des deutschen Parteigartens um eine neue Blume zu vermehren, sie sind thatsächlich in allen bürgerlichen Parteien, seit kurzem sogar in der deutschfreisinnigen Partei vertreten. Freilich werden sie nicht leicht zu den Heißspornen der Partei zählen, da sie um ihres sozialen Glaubensbekenntnisses

willen allerhand Vorbehalte am Parteiprogramm zu machen genötigt sind und der Parteifahne oft nur mit halbem Herzen zu folgen vermögen. Leicht möglich, daß gerade das Umsichgreifen der sozialen Denkweise die Schuld trägt, oder wenn man so will, das Verdienst hat, daß sich die alten politischen Parteien überlebt haben, an Mitgliederzahl immer schwächer, an Eifer immer lauer geworden sind. An sich hat die soziale Denkweise Berührungspunkte mit jeder der beiden großen für das politische Leben der Völker unentbehrlichen Parteirichtungen. Das Temperament des Einzelnen oder die jeweilige politische Lage mögen entscheiden, zu welcher von beiden er sich mehr hingezogen fühlt. Nur wird das laue Verhältnis zu den Glaubenssätzen und Schlagwörtern der eignen Partei den sozial gebildeten zugleich zur Duldsamkeit gegen den politischen Gegner stimmen. Der Scharfsinn, mit dem die Parteipresse den Splitter im Auge des Gegners zu entdecken weiß, ohne des Balkens im eignen Auge gewahr zu werden, hat immer etwas belustigendes. Kein Zweifel, daß z. B. die bürgerliche Presse die Schwächen, Fehler und Sünden der Sozialdemokratie im ganzen durchaus richtig beurteilt, wenn man von den Übertreibungen absieht, die sich der moderne Journalismus einer drastischen Darstellungsweise zuliebe erlaubt. Aber muß man nicht, wenn man der Wahrheit die Ehre geben will, zugeben, daß auch die sozialdemokratische Presse die Schwächen, Fehler und Sünden der besitzenden Klassen ganz ebenso scharfsinnig erkennt und sie nur, dem Geschmack ihres Leserkreises entsprechend, noch etwas drastischer, derber oder unflätiger darstellt? Vergebens sucht man in der Parteipresse beider Lager nach der geringsten Anerkennung des Gegners. Und doch ist es beinahe selbstverständlich, daß eine Partei von dem Alter, der Stärke und Geschlossenheit der deutschen Sozialdemokratie nicht bloß auf die schlechten Eigenschaften des menschlichen Herzens, Haß, Lüge, Neid und Genußsucht gegründet sein kann, daß wenigstens einige ideale Regungen und schwere Mitschuld der Besitzenden dabei mit im Spiele gewesen sein müssen. Umgekehrt hat die Sozialdemokratie, wenn sie den „Klassenstaat“ nur noch auf die Macht der Bajonette gestützt glaubt, alles Verständnis für die ungeheure Schwerkraft des geschichtlich gewordnen verloren.

In wirtschaftlichen Dingen mögen die Meinungen der sozial gebildeten leicht noch mehr auseinandergehen, als in politischen. Wenn aber sozial denken heißt Pflichten fühlen, insbesondre gegen die Hilfsbedürftigen und Schwachen, so kann der sozial gebildete an den Beschwerden der untern Klassen unmöglich teilnahmlos vorübergehen. Möglich, daß er diese Beschwerden unbegründet oder stark übertrieben oder selbstverschuldet findet und sich damit in seinem Gewissen beruhigt. Möglich, daß er sich sagt: als Einzelner kannst du ja doch nichts dagegen thun, warum sich also das Herz schwer machen beim Anblick schlechtgekleideter, schlechtgenährter, vorzeitig alt gewordner Arbeiter, unsaubrer und abgerackerter Arbeiterfrauen? Warum sich überwerfen mit alten Freunden,

die die Gabe haben, alles das nicht zu bemerken? warum sich Unannehmlichkeiten aussetzen im Amt oder Beruf? warum sich einen unpraktischen Idealisten oder gar einen Sozialdemokraten schelten lassen? Das Verheißungsvolle unsrer Zeit ist, daß gerade unter den Gebildeten die Zahl derer, die sich von solchen Bedenken nicht schrecken lassen, in stetem Wachsen begriffen ist. Dürfen wir dem Zeugnis der nichtsozialen, der sogenannten kapitalistischen Presse glauben, so hat in den letzten Jahren dies Wachstum so große Fortschritte gemacht, daß sie darin bereits eine Gefahr für — das Vaterland zu erkennen glaubt. Man klagt öffentlich, daß sich heute die Lehrstühle der Nationalökonomie an den deutschen Hochschulen fast durchweg in den Händen sozialistischer Professoren befänden, man fürchtet, daß die studirende Jugend das dort eingesogne Gift mit ins praktische Leben hinübernehmen möchte, und man denkt mit Schrecken daran, daß eines Tags auch die Büreaukratie, der mächtigste Pfeiler im deutschen Staatsleben, mit sozialem Geist erfüllt sein könnte. Man geht mit der Geistlichkeit beider Konfessionen scharf ins Gericht, daß sie sich ohne Verständnis dafür mit den Dingen dieser Welt befasse, während sie sich doch an der Vertröstung der Armen auf ein besseres Jenseits genügen lassen sollte.

In einem kürzlich erschienenen Schriftchen des rheinischen Großindustriellen Julius Vorster: Der Sozialismus der gebildeten Stände (Vortrag, gehalten in der Generalversammlung des Vereins der Industriellen des Regierungsbezirks Köln am 20. April 1894) ist die Rede „von der sich immer mehr vordrängenden Agitation der Sozialisten gebildeter Stände gegen die Vertreter der Landwirtschaft und Industrie und gegen die sogenannte kapitalistische Wirtschaftsordnung überhaupt.“ Vorster findet diese neue gefährliche Form des Sozialismus vorzugsweise in den akademisch gebildten Ständen, unter den Theologen, Gelehrten, Beamten, Juristen, Lehrern u. s. w. vertreten und zieht mit großer Entrüstung und einem reichen Zitatenschatz namentlich gegen Naumann, Schall und andre evangelische Geistliche zu Felde. Nun können wir ihm darin nicht ganz Unrecht geben, daß mit bloßen Wallungen und Gefühlsausbrüchen, so gut sie gemeint sind, wenig genützt, ja in manchen unklaren Köpfen Unheil angerichtet werden kann. Wenn man aber liest, wie sich Vorster mit den auch von ihm zugegebnen wirtschaftlichen Übelständen der Gegenwart abfindet, so ist uns doch zweifelhaft, ob nicht die im praktischen Erwerbsleben geschöpfte Weisheit öder, hoffnungsloser und deshalb gefährlicher sei, als die überströmende Begeisterung idealer Sozialpolitiker. Vorster erklärt „diese Übelstände überhaupt in der Unvollkommenheit aller irdischen Dinge begründet, und eine radikale Änderung im Sinne unsrer Sozialreformer in Deutschland allein kaum durchführbar, weil wir kein abgetrenntes Wirtschaftsgebiet bilden, sondern durch unsre Lage ganz besonders auf den Verkehr mit dem Ausland angewiesen sind.“ Auch wir sind gegen die von verschiednen Seiten vorgeschlagnen Radikalkuren im höchsten Grade mißtrauisch, auch wir

müssen zufrieden sein, wenn wir oder doch unsre Kinder und Enkel die gesteckten Ziele wenigstens annähernd (with any not insupportable approximation, sagt Carlyle) erreichen. Aber niemals werden wir in fatalistischer Ergebung in die Unvollkommenheit des Irdischen aufhören, hohen Zielen nachzueifern. Der auch von Vorster erwähnte Carlyle ruft (Past and Present I, 3 a. E.): „In England giebt es kein Pferd, das kräftig und willig zur Arbeit ist, das nicht sein gehöriges Futter und Unterkommen hätte und glatt gestriegelt, zufrieden einherschritte. Und von Menschen sagt ihr: Es ist unmöglich? Brüder, antwortet, wenn das für euch unmöglich ist, was soll dann aus euch werden? Uns ist es unmöglich, an eine solche Unmöglichkeit zu glauben. Das menschliche Gehirn weigert sich, wenn es auf diese glatten englischen Pferde sieht, daran zu glauben, daß ein gleiches für englische Männer unmöglich sei. Macht, daß ihr fortkommt, schnell aus dem Wege mit euch, damit nichts schlimmeres geschieht. Wir für unsern Teil nehmen uns vor, mit dem vollen Bewußtsein der übermäßigen Schwierigkeit der Aufgabe, aber auch mit völligem Unglauben an die Unmöglichkeit ihrer Lösung, zu ringen, so lange Leben in uns ist, und ringend zu sterben, wir und unsre Söhne, bis wir es erreichen oder alle tot und begraben liegen.“ Und es ist in England seit Carlyle und namentlich durch seine und seiner Geistesverwandten flammende Worte gelungen, die bekannten schweren Mißbräuche, namentlich die empörende Ausbeutung der Kinderarbeit selbst in der Tiefe der Schächte zu beseitigen, obwohl noch die Parlamentskommissionen die vorgefundnen Zustände als eine leider unabwendbare Folge der Naturgesetze von Angebot und Nachfrage erklärt hatten. Die deutsche Industrie hat sich nicht so schwer an den arbeitenden Klassen versündigt, wie ihre ältere englische Schwester. Aber sie wagt selbst nicht, sich von jeder Schuld freizusprechen, und wenn wir heute rühmen dürfen, daß in den letzten zwanzig Jahren unter dem kräftigen Antrieb einer weisen Regierung, des wiedererwachten sozialen Geistes und — der Sozialdemokratie in Deutschland ein gewaltiger Schritt vorwärts gethan worden ist, so liegt darin doch zugleich das Eingeständnis, daß eben diese notwendigen Reformen einst viel zu lange verzögert worden sind. Im Ernste wird niemand zu behaupten wagen, daß nun heute, im Jahre 1894, die Grenze der irdischen Vollkommenheit erreicht sei. Es genügt, daran zu erinnern, daß die Bestimmungen des im Jahre 1891 erlassenen Gesetzes über die Sonntagsruhe noch heute nicht ausgeführt sind, und kein gebildeter Sozialist wird sein Ziel für erreicht halten, ehe das letzte deutsche Kind und die letzte deutsche Mutter und Hausfrau die Fabrik, die Werkstatt und die häusliche Arbeitsstube verlassen haben.

Die Rücksicht auf die ausländische Konkurrenz ist das alte bekannte und niemals ausgesungne Lied der Unternehmer, so oft ihnen Reformen, die eine Kürzung ihres Gewinnanteils zur Folge haben könnten, zugemutet worden sind. Vergebens sucht ihnen die Wissenschaft vorzustellen, daß der inländische Markt der

bei weitem wichtigere und sicherere sei, daß dessen Aufnahmefähigkeit durch hohe Arbeitslöhne noch ins Ungemessene gesteigert werden könne. Wenn man aber die gleiche Melodie auch aus England, Frankreich, Österreich, Belgien, Italien u. s. w. ertönen und die Unternehmer aller Länder einmütig versichern hört, wie gern sie die Frauen- und Kinderarbeit abschaffen, die Arbeitszeit verkürzen und hohe Löhne bezahlen würden, wenn es dem bösen Nachbar nur gefallen wollte, das gleiche zu thun, so muß man sich nur über eins wundern, daß sich diese Einmütigkeit nicht schon längst in Thaten umgesetzt hat. Man kann doch internationale Vereinbarungen der Unternehmer bestimmter Industrien über gleiche Arbeitsbedingungen nicht für unmöglich erklären, nachdem es dem Kapital gelungen ist, ohne Rücksicht auf nationale Schranken mächtige Trusts oder Kartelle zur Aufrechterhaltung gleicher Verkaufspreise ins Leben zu rufen. Als die englischen Fabrikanten begriffen hatten, daß die von den Gewerkvereinen durchgesetzten Reformen schließlich zu ihrem eignen geschäftlichen Vorteil ausgeschlagen waren, gaben sie selbst den Unionen an die Hand, die widerwilligen Unternehmer durch Ausstände zur Annahme der gleichen Lohnsätze und Arbeitsstunden zu zwingen. Das deutsche Kapital fände eine sehr nützliche, für die deutschen Unternehmer sehr vorteilhafte Verwendung, wenn sie den ausländischen Arbeiterverbänden, die von der Gesetzgebung oder von den Unternehmern ihres Landes die gleichen Leistungen fordern, die heute schon der deutschen Industrie auferlegt sind, mit der nötigen Kasse zur Hand gingen.

Vorster wirft seinen Gegnern einen beschränkten Gesichtskreis vor. Ist es aber etwa ein Zeichen weiten Blickes, wenn er „die Hauptursache der Notlage der untern Klassen nicht in unsrer mangelhaften Gesellschaftsordnung und in dem Kapitalismus unsrer Zeit, sondern in der zunehmenden Trunk- und Vergnügungssucht erblickt, die namentlich in den Städten einen unverhältnismäßig großen Teil des Einkommens der untern Stände verschlingt"? Zugegeben, daß Trunk- und Vergnügungssucht, wie in allen Ständen, auch im Arbeiterstande genug Verheerungen anrichtet; aber man kann doch die allerbetrübendste Erscheinung unsrer heutigen Gesellschaftsordnung, die Arbeitslosigkeit der rüstigen, willigen und nüchternen Familienväter, die nach beendeter „Saison" oder „Kampagne" oder in Zeiten flauen Geschäftsganges zum Müßigang gezwungen und in bittere Not getrieben werden, unmöglich mit der Trunk- und Vergnügungssucht jener Unglücklichen erklären wollen. Wer etwa bei Gelegenheit der Armenpflege oder der Steuerabschätzung einen Blick in das Elend der untersten Klassen thut, der wird selbst dann, wenn er auf den Trunk stößt, oft im Zweifel bleiben, ob der Mann in Not geraten ist, weil er getrunken hat, oder zu trinken begonnen hat, weil er in Not geraten war. Schließlich gilt das Wort: „Saure Wochen, frohe Feste" doch nicht bloß für den, der „sichs erlauben kann," oder wie jener alte Hofprediger von einem hochfürstlichen Zecher sagte: „Der's hat, dem's schmeckt, wohl bekomm's ihm."

Auf die Frage: Was hat zu geschehen für die unterste Schicht des Volkes? die er als den Kernpunkt aller sozialen Probleme bezeichnet, giebt Vorster die Antwort: Man schaffe dem Volke zunächst Arbeit. Damit kann man sich einverstanden erklären, wenn man unter Arbeit zugleich stetige, auf die Zeit der Arbeitskraft vorhaltende Arbeit versteht. Arbeit, die nicht bloß vor dem Verhungern schützt, sondern auch einen Lohn bringt, der sie des Schweißes wert erscheinen läßt — Fair day's-wages for a fair day's-work is the most unrefusable demand, sagt wiederum Carlyle, Vorsters Gewährsmann. Arbeit, aber nicht den lieben langen Tag, ja die trübe, bange Nacht hindurch, sondern unterbrochen durch genügend lange Ruhepausen an den Werktagen und völlige Ruhe für Leib und Seele an dem Tage, wo selbst Gott vom Schöpfungswerke ausgeruht hat. Für solche Arbeit mag Vorster mit Recht Carlyles Ausspruch zitiren: „Das einzige Glück, um das sich je ein mutiger Mann viel gekümmert hat, war Glück genug, seine Arbeit fertig zu bringen." Aber eine Versündigung an dem Genius Carlyles müssen wir es nennen, wenn Vorster den untern Klassen zuruft: „Nicht: ich kann nicht essen, sondern: ich kann nicht arbeiten, das war der Sinn aller weisen Klagen der Menschen." Wie dann, wenn der Weise eben deshalb nichts zu essen hat, weil er keine Arbeit finden kann? Weiß Vorster nicht, daß Carlyle (im Past and Present III, 4) die Klage: „Ich kann nicht essen, ich habe keinen Appetit," einem Patienten in den Mund legt, der sich durch leeres Leben krank gegessen hatte?

Bei dieser Grundauffassung begreift sichs, daß Vorstern die Prärogative des humanistischen Gymnasiums ein Dorn im Auge ist, und daß er „die Ursache des Weiterwucherns sozialer Zukunftsträume in den gebildeten Ständen in unserm gänzlich veralteten Schulsystem" sieht. In der That, auf dem bösen humanistischen Gymnasium wird unter andern auch Humanität gelehrt, der Gymnasiast lernt heute Carlyle nicht bloß zitiren, sondern auch im Zusammenhange lesen, ja er kann darin Bemerkungen über den Midas-eared Mammonism finden. Er kann aber auch lesen und wenn es Frucht trüge, in das praktische Erwerbsleben mit hinübernehmen, wie Carlyle in dem schönen Kapitel von den Captains of Industry den Beruf eines edeln Arbeitgebers auffaßt.

Wir maßen uns nicht an, im Namen aller Sozialgebildeten oder aller gebildeten Sozialisten zu sprechen. Soviel wir aber sehen können, hegt keiner von ihnen — und das ist das unterscheidende Merkmal von der heutigen Sozialdemokratie — eine grundsätzliche Feindschaft gegen das Kapital. Schon daß das Kapital, oder sagen wir statt dessen das Privateigentum, bei den Kulturnationen an beweglichen Vermögensstücken fast von Anbeginn, am Grund und Boden wenigstens seit einer geraumen Reihe von Jahrhunderten bestanden hat und noch besteht, sichert ihm bei den konservativen Sozialisten grundsätzlich das Recht auf den Fortbestand. In der That hat der Besitz selbst großen

Reichtums für den sozial denkenden nicht notwendig etwas sittlich verletzendes, für die menschliche Gesellschaft nicht notwendig etwas gefährliches. Auch nach der gewöhnlichen Volksanschauung schändet nur der durch unlautere Mittel, auf Kosten und unter Benachteiligung andrer erworbne Reichtum, eine Schande, die sogar den spätern, unschuldigen Trägern des so erworbnen Gutes noch anklebt. Der ehrlich erworbne und selbst der ohne eignes Verdienst von den Ahnen ererbte Reichtum beginnt erst Anstoß zu erregen, wenn er nicht sozial, d. h. nicht in steter Anerkennung der mit der Größe des Besitzes wachsenden Pflichten gegen die Gesellschaft verwendet wird. Auch bloß wirtschaftlich betrachtet, bietet der kapitalistische Großbetrieb für alle daran beteiligten so augenfällige Vorteile, daß man im Interesse der Kultur eine Rückkehr zum Kleinbetrieb gar nicht wünschen kann, ganz davon abgesehen, daß die Entwicklung mit der Gewalt eines Naturgesetzes eingetreten ist und dem Witze der Volkswirte und Staatsmänner nur die Sorge läßt, wie das schwer bedrängte Handwerk der veränderten Produktionsweise angepaßt werden könne. Nur das Kapital kann mit Hilfe der Maschine die Arbeit selbst leichter und angenehmer machen, nur das Kapital vermag geräumige und gesunde Arbeitsstätten zu errichten, nur das Kapital kann hohe Arbeitslöhne zahlen und sich mit kurzen, aber hohen Arbeitsleistungen begnügen, nur das Kapital kann große Wirtschaftskrisen überdauern, ohne ihre schweren Folgen sofort auf die Schultern des Arbeiters abladen zu müssen. Der einsichtige Unternehmer wird durch die Schmutzkonkurrenz seiner eignen Kollegen, nicht durch die Maßlosigkeit seiner Arbeiter gehindert, ihren Ansprüchen gerecht zu werden. Nur dann wird das Großkapital zur öffentlichen Gefahr, wenn es nicht bloß die ihm ohnedies zufallenden technischen Vorteile ausnutzt, sondern seine Macht dazu mißbraucht, die Löhne und überhaupt die Arbeitsbedingungen auf denselben tiefen Stand herabzudrücken, den zu behaupten für den kleinen und mittellosen Unternehmer eine Lebensfrage ist. Erst der durch solche Mittel erzielte Unternehmergewinn ist unsittlich und ungerecht.

Gewiß hat das industrielle Großkapital auch dann, wenn sein Träger allen sozialen Pflichten genügt, die natürliche Neigung, sich zu vermehren. Allein erstens hat der Dollarmillionär Carnegie Recht, wenn er in seinem Buche: „Die Pflichten des Reichtums“ die Anhäufung großer (wir setzen hinzu: anständig erworbner) Vermögen in den Händen Einzelner für kein Unglück erklärt, solange sich die Reichen als die von Gott beauftragten Verwalter der angesammelten Schätze zum Wohle ihrer Brüder ansehen. Sodann ist es das, wie es scheint, unabwendbare Verhängnis wenigstens der in der Industrie angesammelten großen Vermögen, daß sie kaum in der zweiten und fast nie in der dritten Generation vereint bleiben, selbst wenn sie nicht von prassenden und schlemmenden Erben wieder unter die Leute gebracht werden. Der Staat hat ein naheliegendes Interesse daran, das Zustandekommen unsittlich er-

worbner großer Vermögen zu verhindern. Soweit es sich dabei um die Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft handelt, kann er gar nichts besseres thun, als die natürlichen Feinde dieser Ausbeutung, die Arbeiter selbst, in ihrem Widerstande zu unterstützen, mindestens aber ihrer genossenschaftlichen Selbsthilfe keinerlei Hindernisse in den Weg zu legen. Im übrigen bleibt er auf eine Steuerpolitik angewiesen, die vor dem Wehruf der „Vermögenskonfiskation" nicht zurückschreckt. Der Staat kann gerade bei den großen Vermögen schon ziemlich fest zugreifen, ehe er auch nur das zurückerlangt, was er selbst, der Staat, durch Herstellung und Aufrechterhaltung geordneter Zustände zur Ansammlung eben dieser Vermögen mit beigetragen hat.

Es ist deshalb recht wohl denkbar, daß die gegenwärtige kapitalistische Entwicklung auch ohne gewaltsame Eingriffe des Staates oder roher Menschengewalt in einen Zustand ausmünden werde, bei dem die bürgerliche Gesellschaft in ihrer altüberlieferten Mannichfaltigkeit bestehen bleiben und doch den Grad allgemeinen Wohlbefindens zurückgewinnen könne, den vor dem Hereinbrechen des industriellen Zeitalters jedes Volk in irgend einem Abschnitt seiner Geschichte doch wenigstens einmal aufzuweisen gehabt hat. Die Interessenharmonie zwischen dem Großkapital und den vernünftigen Forderungen der arbeitenden Klassen ist schon heute vorhanden. Es handelt sich nur darum, die Erkenntnis, daß der gemeinsame Feind beider die Schmutzkonkurrenz, das Schwitzsystem, die überlange Arbeitszeit, die Hungerlöhne und alle sonstigen Formen der Ausbeutung wirtschaftlich Schwacher sind, in beiden sich jetzt feindlich gegenüberstehenden Lagern zu verbreiten. Großkapital und Arbeiter vereint können diese Vampyre mit Leichtigkeit erdrücken.

Es ist ein ziemlich müßiger Einwand, wenn man den gebildeten Sozialisten entgegenhält: Ja, was verlangt ihr denn eigentlich noch? Hat Deutschland nicht durch die soziale Gesetzgebung alles gethan, was die arbeitenden Klassen, wenn sie vernünftig wären, nur irgend vom Staate verlangen könnten, und sind wir nicht bereit, auch die Arbeitslosenversicherung durchzuführen, sobald uns nur erst ein aussichtsvoller Weg dazu gezeigt wird? Von der Gesetzgebung verlangen wir überhaupt blutwenig. Ja wir sind der ketzerischen Meinung, daß der Staat mit Tausenden von Gesetzesparagraphen und selbst mit einer Kontribution von Millionen von Mark der bürgerlichen Gesellschaft keine einzige der ihr obliegenden sozialen Pflichten abkaufen kann. Wir preisen das Andenken Kaiser Wilhelms und seines großen Staatsmanns, daß sie ausgesonnen und vollbracht haben, was vor ihnen von Staats wegen noch keine Nation der Welt an den Schwachen und Bedrängten unter ihren Angehörigen gethan hat. Aber alle die großen Segnungen des Kranken-, Unfall- und Altersversicherungsgesetzes müßten der Nation zum Unsegen werden, wenn sie nun auf die Pflicht dankbarer Unterwürfigkeit der also beschenkten pochen und sich auch nur einen Augenblick der Mühe überhoben glauben wollte, den Klagen

der arbeitenden Klassen ein williges Ohr zu leihen und an der Abstellung gerechter Beschwerden mitzuarbeiten. Wir lassen auch hier beiseite, was jeder sozial gebildete an seinem Teil und in seinem Kreise, in Amt, Beruf und bei den mannichfachen Aufgaben der Selbstverwaltung dazu thun kann, obwohl diese soziale Thätigkeit gar nicht überschätzt werden kann. No measures, but men lautet das Feldgeschrei. In Deutschland, wo die büreaukratische Entwicklung der Entfaltung mannhafter Charaktere nicht günstig gewesen ist, kommt es mehr darauf an, die vorhandnen Ansätze zur Selbsthilfe zu stärken und den Staat eher zum Verzicht auf das Eingreifen in diese oder jene wirtschaftliche Frage zu bewegen, als umgekehrt. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß der Staat nur im äußersten Notfalle den Beruf hat, in die täglichen Kämpfe um die Arbeitsbedingungen zwischen Unternehmern und Arbeitern, mindestens den erwachsenen männlichen Arbeitern einzugreifen. Er thut es aber ohne Not, wenn er den Arbeitern durch seine Vereins- und Versammlungsgesetzgebung in der Benutzung ihrer wirksamsten Waffe, der Koalitionsfreiheit, noch immer Hindernisse bereitet, denen die Unternehmer schon deshalb nicht ausgesetzt sind, weil sich ihre Koalitionen in aller Stille zu schließen pflegen. Wenn deshalb die sogenannte Gewerkschaftsbewegung nichts weiter vom Staate verlangt, als daß er die Gewerkschaften selbst anerkenne, im übrigen aber die Sorge für Erlangung günstiger Arbeitsbedingungen ihnen allein überlasse, so verlangt sie nichts unbilliges, und die mit Verantwortlichkeiten aller Art weit über ihre Kräfte hinaus beladne Büreaukratie sollte eigentlich mit beiden Händen zugreifen. Der Staat mag nur die eine Gegenbedingung stellen, daß sich umgekehrt auch die Gewerkschaften nicht mit rein staatlichen Angelegenheiten befassen dürfen. Je eher der Arbeiterschaft dieses Zugeständnis gemacht wird, um so besser ist es. Auf die Dauer lassen sich ihr die Rechte, die sie in den beiden andern großen Industriestaaten, in England und Frankreich, schon längst hat, doch nicht vorenthalten.

Was die sozial gebildeten sonst vom Staate verlangen, geht weniger die Gesetzgebung als die Justiz und die Verwaltung an. Zwar von der Justiz fordert und kann vernünftigerweise niemand mehr fordern als Gerechtigkeit, vollkommen gleichmäßige Handhabung der Gesetze gegenüber den Angehörigen aller wirtschaftlichen und politischen Parteien ohne jeden Unterschied. Darüber wäre kein Wort zu verlieren, wenn nicht gerade in jüngster Zeit aufdringliche Freunde den Gerichten zu Gemüte führten, daß auch sie berufen seien, durch die Handhabung der Strafgewalt, wie man sich vorsichtig ausdrückt, „an der Aufrechterhaltung der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung mitzuarbeiten.“ Dies mag die Absicht der Strafgesetze sein. Das Strafgesetzbuch enthält deshalb besondre Abschnitte über den Widerstand gegen die Staatsgewalt und von den Verbrechen und Vergehen wider die öffentliche Ordnung. Aber der Beruf der Strafgerichte kann nun und nimmermehr ein andrer sein,

als die verfassungsmäßig zustande gekommnen Gesetze ohne Ansehen der Person und der Gesinnung anzuwenden, unbekümmert, ob dadurch der Staat gerettet oder zu Grunde gerichtet wird. Dies ist die Bedeutung des Satzes: Fiat justitia, pereat mundus. Nur der Gesetzgeber, niemals der Richter trägt für die Folgen der guten, wie der unheilvollen Gesetzgebung die Verantwortung. Wenn deshalb heute plötzlich die Entdeckung gemacht wird, daß das gemeine Strafgesetz eigentlich vollkommen ausreicht, die sozialdemokratische Agitation zu unterdrücken, so wird das den gewissenhaften Richter eher stutzig machen, ob nicht schon die bisherige Rechtsprechung auf gefährliche Bahnen gelangt sei, statt die Gesetzesparagraphen auf neue, bisher als straflos anerkannte Handlungen auszudehnen. Ein Strafrechtslehrer hat das Strafgesetzbuch die magna charta libertatum der Verbrecher genannt. Es ist der feierlich ausgesprochne Wille des Strafgesetzgebers, daß nur die Handlungen, die den im Gesetz gegebnen Thatbestand erfüllen, mögen sie sonst noch so niederträchtig und gemein sein, mit Strafe belegt werden dürfen. So ist z. B. leider nicht zu bestreiten, daß die sozialdemokratische Presse täglich in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedne Klassen der Bevölkerung zu Haß und Verachtung gegen einander öffentlich anreizt. Das ist aber, wenn man es recht paradox ausdrücken will, gegenüber dem § 130 des Strafgesetzbuchs ihr gutes Recht. Nur wenn sie „zu Gewaltthätigkeiten" anreizte, würde sie sich straffällig machen. Der Richter ist aus dem Zivilrecht daran gewöhnt, mit sogenannten Fiktionen zu arbeiten. Er thut vielleicht gut, etwa folgendes zu fingiren, wenn er in einem politischen Prozeß eine Entscheidung zu fällen hat: Angenommen, wir lebten in einer Republik oder in einem Staatswesen, das, bei sonst völlig unveränderter Gesetzgebung, von sozialdemokratischen Ministern und Regierungsbeamten in ihrem Geiste geleitet würde. Zur Fiktion gehört natürlich auch, daß er dann noch Richter wäre und Richter sein möchte, und zwar wie heute, ein „unabhängiger, nur dem Gesetz unterworfner" Richter. Die sozialdemokratischen Polizeibeamten sollen z. B. eine Versammlung der Ordnungsparteien aufgelöst und auseinandergetrieben haben. Würde er den des Widerstands gegen die Staatsgewalt angeklagten auch dann verurteilen, wenn er ein überzeugter Ordnungsmann wäre, oder die Ordnungspresse verurteilen, wenn sie über das Verhalten der sozialdemokratischen Polizeibeamten einen entstellten Bericht brächte und eine scharfe, vielleicht zu Haß und Verachtung gegen die neuen sozialdemokratischen Gewalten anreizende Kritik damit verbände? Würde er auch das Strafmaß, ceteris paribus, in dem einen Falle genau so hoch wie in dem andern bemessen? Ein Urteil, das diese Probe nicht besteht, wird schwerlich gerecht genannt werden dürfen. Wir sind fest überzeugt, daß heute noch alle deutschen Richter diese Fragen in ihrem Gewissen mit Ja beantworten können. Und doch lehren mancherlei Anzeichen, daß das Vertrauen zu einer unerschütterlich gerechten Handhabung der Strafrechtspflege selbst in gebildeten Kreisen ins

Wanken gekommen ist. Die deutschen Richter haben deshalb doppelten Grund, den Einflüsterungen jener falschen Freunde das allerstärkste Mißtrauen entgegenzusetzen.

Den Verwaltungsbehörden pflegt ja für ihre Maßnahmen ein weiterer Spielraum gelassen zu sein, und man gesteht ihnen zu, daß sie ihre Entscheidungen nicht bloß nach dem strengen Recht, sondern auch — aber nicht nur — nach Rücksichten der Zweckmäßigkeit erlassen sollen. Die Verwaltung gerät aber auf verhängnisvolle Abwege, wenn sie neuerdings auch Rücksichten der politischen Zweckmäßigkeit darunter verstehen zu dürfen glaubt, ganz davon abgesehen, daß Rücksichten solcher Art den erstrebten politischen Zweck viel sicherer zu vereiteln als zu erfüllen geeignet sind. Damon und Thyrsis mochten einst an der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung im Schäferstaate nichts auszusetzen finden. Der moderne Staat, der gezwungen ist, in der Selbstverwaltung die politische Thätigkeit des einzelnen Bürgers in der umfassendsten Weise in Anspruch zu nehmen, um seinen sehr viel höher und weiter gesteckten Zielen gerecht werden zu können, muß notgedrungen auch die Kritik des Bestehenden mit in Kauf nehmen. Fatalistische Ergebung in die höhere Weisheit des Beamtentums wäre in dem heutigen übervölkerten Deutschland, in dem Stoßen und Drängen der Großstadt, in dem Lärm der allerorten aufeinanderplatzenden Interessen doch nur ein Zeichen krankhafter Erschlaffung der Geister. Die Staatsverwaltung hat die Pflicht, inmitten dieser Kämpfe die verfassungsmäßigen Grundlagen unsers Staatslebens unversehrt zu erhalten. Je weiter sie aber ihre vorbeugende Thätigkeit ausdehnt, je mehr sie es unternimmt, nicht bloß die gegen den Staat gerichtete That, sondern auch das staatsfeindliche Wort und schließlich selbst die staatsfeindliche Gesinnung zu unterdrücken, desto unbestimmter, unfaßbarer wird ihr Ziel, und desto mehr läuft sie Gefahr, selbst Partei zu werden. Der Begriff des Rechtsstaates, der uns heute allen in Fleisch und Blut übergegangen ist, erträgt es aber nicht mehr, die Staatsgewalt selbst einer bestimmten politischen Richtung dienstbar gemacht oder sie gegen eine bestimmte politische Partei — wohlverstanden, so lange diese nicht gegen bestimmte verbietende Gesetze des Staats verstößt — in Bewegung gesetzt zu sehen. Daß auch die Verwaltungsbehörden an Autorität nichts einbüßen, wenn sie unverbrüchliche Gerechtigkeit walten lassen, lehrt die strammste aller Staatsverwaltungen, die Militärverwaltung. Jeder Kompagniechef würde es als eine unwürdige Zumutung zurückweisen, wenn man ihm anraten wollte, den ihm als Sozialdemokraten bekannten Soldaten, der sonst pünktlich seinen Dienst thut und äußerlich sich nichts hat zu Schulden kommen lassen, seiner Gesinnung halber im Urlaub oder andern zulässigen Freiheiten zu verkürzen. Dabei ist der militärische Vorgesetzte noch in ganz anderm Grade befugt, sein Ermessen walten zu lassen, als die Polizeibehörde gegenüber der nachgesuchten Erlaubnis um eine Versammlung, eine

Festlichkeit oder ein Tanzvergnügen. Wer Augen hat, die sozialdemokratische Presse zu lesen, beobachte nur, mit welchem Frohlocken jeder neue Fall einer ungleichmäßigen Handhabung z. B. des Vereins- und Versammlungsgesetzes verzeichnet wird. Die Sozialdemokratie hat von ihrem Standpunkte aus eine echte und aufrichtige Freude daran, wenn sich der Rechtsstaat ihr gegenüber ins Unrecht setzt.

Nun sind ja viele gerade deshalb nicht mit der bestehenden Staatsordnung einverstanden, weil sich diese ihren Feinden gegenüber nicht rücksichtslos genug zur Geltung bringt. Man ruft — natürlich nach neuen Gesetzesparagraphen, nach einer allgemeinen Verschärfung der Strafgesetze oder, und das ist wenigstens ehrlicher und aufrichtiger, nach einem neuen, aber schärfern Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie. Die sozial gebildeten dürften darüber einig sein, daß diesem Verlangen, wie heute wenigstens in Deutschland die Dinge liegen, der äußerste Widerstand zu leisten sei. Es ist zugleich ein erfreulicher Beweis für das Umsichgreifen vernünftiger sozialer Anschauungen, daß jene Vorschläge auch in der bürgerlichen Presse nur ein sehr schwaches Echo gefunden haben. Nicht minder erfreulich ist es, daß sich auch die Reichsregierung dagegen sehr kühl zu verhalten scheint. Die Solidarität der Kulturvölker in Ehren, aber wie kommt Deutschland, das doch auch ein eignes nationales Leben führt, dazu, die fanatischen Thaten einiger ausländischen Mordbuben an mehr als einer Million deutscher Staatsbürger, die für jene Thaten weder juristisch noch moralisch verantwortlich sind, zu rächen? Gewiß, die Sozialdemokratie verstößt noch täglich gegen das Strafgesetz. Die bekannten Listen des Vorwärts ergeben aber auch, daß alle diese Verstöße auch unter dem heutigen Strafgesetz ihre prompte Ahndung finden. Muß sich der Staat darein ergeben, daß er mit Hilfe der Strafjustiz den Diebstahl, den Raub und selbst den Mord nicht aus der Welt schaffen kann, warum soll er sich das hoffnungslose Ziel setzen, gerade das politische Verbrechen mit Strafen ausrotten zu wollen? Es war vielleicht zu viel gesagt, daß die Sozialdemokratie schon jetzt der Heilung entgegenreife, wenigstens wenn man die Heilung schwerer Volkskrankheiten von heute auf morgen erwarten zu dürfen glaubte. Aber will man im Ernste leugnen, daß das Verhältnis der untern Klassen zum Staate und zu den Besitzenden seit etwa vier Jahren besser, jedenfalls — England etwa ausgenommen — besser als in irgend einem der uns umgebenden Großstaaten geworden ist? Gewiß, die Wogen der sozialen Bewegung werfen noch immer Massen ekeln Schlammes an die Oberfläche. Aber Meeresstille und glückliche Fahrt wird weder dem deutschen noch irgend einem andern an seinen großen Kulturaufgaben ringenden Volke jemals beschieden sein. Man darf doch über jenen widerlichen, unser ästhetisches Gefühl verletzenden Ausbrüchen nicht vergessen, daß heute schon Zehntausende echter Sozialdemokraten an dem großen Werke unsrer Sozialgesetzgebung, in den Krankenkassen, den Schieds- und Gewerbe-

gerichten fleißig mitarbeiten, und daß ihre Arbeit von den zu der gleichen Thätigkeit berufnen Angehörigen der bürgerlichen Stände rückhaltlos anerkannt wird. Ja es scheint in den untern Schichten unsers Volks noch mancher Schatz verborgen zu liegen, der für die Mitarbeit an den mannichfaltigen kleinen und doch so wichtigen Aufgaben des Staates — wir denken an die Armenpflege, die Steuereinschätzung u. s. w. — nutzbar gemacht werden könnte. An Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten und Gesetzeskenntnis nimmt es die Sozialdemokratie schon heute mit dem Kleinbürgertum auf. Daß die Reichsregierung eine so wichtige und, wie wir glauben, nützliche Maßregel, wie den russischen Handelsvertrag, nur mit Hilfe der Sozialdemokratie durchzusetzen vermocht hat, mag vom Standpunkte der überstimmten staatserhaltenden Parteien schmerzlich sein. Als gebildete Sozialisten können wir aber jede Wiederholung positiven Mitarbeitens am Gegenwartsstaate nur willkommen heißen. Ja Optimisten können sich in dem Traume wiegen, daß der heutige monarchische Staat, ohne etwas wesentliches an seinen Attributen aufzugeben, dereinst auch mit dem vierten Stande seinen Frieden schließen werde. Hat er ihn doch vor noch nicht dreißig Jahren erst mit dem dritten Stande geschlossen, obwohl sich dieser zur Zeit seiner Verfolgung nicht um ein Haar weniger unflätig geberdete, als die heutige Sozialdemokratie. Wir leben augenblicklich in einer Zeit äußerst friedlicher Aussichten. Drohten uns äußere Verwicklungen — und jeden Tag kann die Wetterwolke am Horizont auftauchen —, so würden die leichtherzigen Befürworter neuer Verfolgungsmaßregeln wohl auch besser bedenken, wie sehr ein neuer, wenn auch nur mit Gesetzesparagraphen geführter innerer Feldzug Deutschland schwächen müßte. Der deutschen Heeresleitung wird es voraussichtlich nicht gleichgiltig sein, ob sie beim Ausbruch eines Krieges gegen Osten und Westen zur Niederhaltung innerer Unruhen keines oder vier oder acht mobile Armeekorps im Lande stehen lassen müßte.

Wir geben zu, daß, um sozial gerecht denken zu können, ein fester, ein unverbrüchlicher Glaube an die guten und gesunden Lebenskräfte unsrer Nation gehört. Wem dieser Glaube fehlt, mit dem ist schwer zu streiten. Von jeher hat es als ein Kennzeichen starker und edler Naturen gegolten, das Gemeine zu verachten, sich aber nicht im kleinen täglichen Kampfe mit ihm zu reiben und zu besudeln, es lieber auf einmal, aber kräftig niederzutreten, wenn es zu hoch zu wuchern drohte. So mögen es auch starke Staaten verachten, statt Tag für Tag mit dem Büttel hinter den unedeln Regungen und Äußerungen der Volksseele herzulaufen und mit dem Unkraut auch den Weizen auszuraufen. Das Exerzierreglement empfiehlt, mit den Kräften zur örtlichen Verteidigung sparsam zu verfahren, die Hauptreserven aber auf dem Punkte zu versammeln, von dem am leichtesten im gegebnen Falle zum Angriff übergegangen werden kann. So mag auch der Staat darauf verzichten, seine Kräfte in allerhand

kleinlichen Polizeischarmützeln zu zersplittern. Wenn man nur weiß und das Vertrauen hat, daß er den ersten schüchternen Versuch, dem Staate mit der That ans Leben zu gehen, mit unerbittlicher, blutiger Gewalt niederschlagen wird. Dieses Vertrauen besteht aber heute in Deutschland, und auch die Sozialdemokratie ist davon vollständig durchdrungen. Man erinnere sich nur, daß der Kaiser nach der Reichsverfassung das Recht hat, auch im Frieden jeden Teil des Bundesgebiets in Kriegszustand zu erklären, wenn die öffentliche Sicherheit bedroht ist, daß mit diesem Augenblick alle vollziehende Gewalt an die Militärbefehlshaber übergeht, und daß die Kriegs- und Standgerichte recht eigentlich kurzen Prozeß zu machen pflegen. Gott gebe, daß die Notwendigkeit solcher Maßregeln Deutschland für immer erspart bleibt. Daß sie in absehbarer Zeit versagen könnten, oder daß an der entscheidenden Stelle jemals unentschlossene Zauderer stehen könnten, fürchtet niemand. Der bürgerlichen Gesellschaft wird aber ein unentbehrliches Erfordernis zur Verteidigung des Bestehenden, ein gutes Gewissen, in der entscheidenden Stunde dann nicht fehlen, wenn sie sich sagen kann, daß sie in ihrem Thun und Lassen allezeit von dem Geiste sozialer Gerechtigkeit erfüllt gewesen ist.

Ein neues Militärstrafverfahren

Das allseitige Interesse, das man in den letzten Jahren der Umgestaltung des Militärgerichtsverfahrens entgegenbringt, hat dem Generalmajor Cleinow die Anregung zu einer Schrift*) gegeben, worin diese Frage mit großer Sachkenntnis und Unbefangenheit beleuchtet wird. Da der Verfasser vor seinem Eintritt ins Heer längere Zeit hindurch mit Rechtsstudien beschäftigt gewesen ist, so bewahrt ihn das in seinen Urteilen vor Einseitigkeit und läßt neben dem starren Formensinn des Soldaten doch auch die praktische Erfahrung des Juristen zu Worte kommen. Ganz besondern Wert aber erhält die Arbeit dadurch, daß sie nicht, wie so viele andre, nur die bestehenden Einrichtungen angreift und tadelt, sondern der negirenden Kritik auch etwas Positives beifügt, indem sie aufrichtige und wohldurchdachte Vorschläge macht zu einer Neuregelung des militärischen Strafverfahrens.

Die Anordnung des Stoffs ist klar und übersichtlich. Im ersten Abschnitt wird das Verfahren erläutert, wie es gegenwärtig in Deutschland (mit Aus-

*) Zur Frage des Militärstrafverfahrens in Deutschland und Österreich-Ungarn. Berlin, R. Eisenschmidt.

nahme von Baiern und Württemberg), Österreich-Ungarn, Italien und Baiern Geltung hat, im zweiten folgt die Kritik, und an diese reihen sich dann im letzten Teile die Vorschläge zu einer neuen Gerichtsordnung für das deutsche Reichsheer.

Das Militärstrafverfahren in Preußen und in den Staaten, die eine engere Konvention mit Preußen geschlossen haben, ist neuerdings in der Presse wie in Einzelschriften so häufig der Gegenstand ausführlicher Betrachtungen gewesen, daß es hier wohl als bekannt vorausgesetzt werden darf. Die Mängel, die ihm anhaften, können kaum treffender beurteilt werden, als es in der vorliegenden Schrift geschieht. „Finden sich doch in ihm alle die charakteristischen Merkmale, die den Inquisitionsprozeß und die 1805 auf diesem aufgebaute Kriminalordnung so unerträglich gemacht haben, durchgehend wieder. Der Auditeur vereinigt in dieser absoluten Prozeßmonarchie alle Gewalten in seiner Person: wie er den Straffall auffaßt, so wird der Anklage Folge gegeben; wie er sich den Gang der Untersuchung zurechtgelegt, so wird sie durchgeführt; welchen Eindruck er von der Verteidigung und den Zeugenaussagen gewinnt, so vermittelt er sie den entscheidenden Richtern; endlich wie er in seinem Vortrag oder Antrag urteilt, so lautet meist das Erkenntnis. Der einzige, der unter den kriegsgerichtlichen Spruchrichtern überhaupt in die Sache, und zwar auch nur in militärischen Straffällen, außer dem Auditeur einen Blick gethan hat, ist der als Präses kommandirte Stabsoffizier. In der Hand des Auditeurs, zumal eines noch nicht ganz erfahrnen, ist der Angeklagte lediglich Vivisektionsobjekt. Sein Recht zur Verteidigung, und wenn diese auch »mit aller Freimütigkeit« geführt werden darf, ist der denkbarsten Beschränkung unterworfen; in der Schlußverhandlung, dem Schwerpunkt des ganzen Prozesses, bei deren Beginn, so kann man dreist sagen, sein Schicksal bereits besiegelt ist, stellt er sich eigentlich nur dem Richterpersonal vor und hat hiernächst das Recht, abzutreten. Der Richter erhält niemals unverfälschte, lebendige und unmittelbare Eindrücke von den Personen und Aussagen des Angeklagten und der Zeugen, überhaupt von der vorangegangnen Verhandlung, die sich doch uno actu unter seinen Augen abspielen sollte; seine Überzeugung baut sich auf der des Auditeurs auf. Der Verurteilte bekommt grundsätzlich nicht einmal sein Erkenntnis schwarz auf weiß, während sonst weder Feder, noch Papier, noch Tinte gespart wird, und eine Berufung ist nur in zwei Fällen, die überhaupt kaum eintreten, zulässig."

Die Militärstrafprozeßordnung im österreichisch-ungarischen Heere setzt sich aus einer großen Anzahl von hofkriegsrätlichen Verordnungen, Hofdekreten, Erlassen der Armeeoberkommandos und der verschiednen richterlichen Behörden zusammen, die zum Teil bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückreichen, und unterscheidet Militärgerichte erster Instanz und als höhere Instanzen das Militärobergericht und den Obersten Militärgerichtshof. Auf die

Einzelheiten des Verfahrens einzugehen, können wir uns ersparen, da es mit dem bei uns üblichen große Ähnlichkeit hat. Vergleicht man die Militärrechtspflege in beiden Staaten, „so kann man nicht fragen, welche Vorzüge die eine vor der andern auszeichnen, sondern leider nur, welche von beiden den in der Neuzeit allgemein anerkannten Grundsätzen am wenigsten entspricht. Und da muß man bedauerlicherweise bekennen, daß die eine ebenso veraltet ist wie die andre, daß in beiden die Gebräuche des mittelalterlichen Inquisitionsverfahrens immer noch in voller Blüte stehen. Auch in Österreich-Ungarn vereinigt der Auditor die Anklage, die Verteidigung, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein darf, die Untersuchung und das Amt des Richters in seiner Person; er ist das einzige Mitglied des Gerichtshofs, vor dessen Augen Haupt- und Nebenpersonen des Prozesses über die Bühne gehen, das einzige, das persönliche und sachliche, physische und psychische Eindrücke empfängt. Was den andern Gerichtsmitgliedern zur Bearbeitung in ihrem Innern geboten wird, was ihre Entscheidung über Sein oder Nichtsein und schließlich den Richterspruch selbst herbeiführen soll, ist abhängig von der Auffassung des Auditors, von der Art seiner Vermittlung, und man muß aus Erfahrung wissen, wie klanglos, wie mechanisch, wie handwerksmäßig diese durch Verlesung des Aktenmaterials von statten geht. Niemand außer ihm, nicht einmal der Präses in militärischen Straffällen, erhält vor der Schlußverhandlung, auf der das ganze Schwergewicht der Entscheidung ruht, Kenntnis der Akten. Auch in Österreich ist der Angeschuldigte Objekt des Auditors in des Wortes verwegenster Bedeutung."

Wie ganz anders stellen sich die Verhältnisse in dem dritten der Dreibundstaaten, in Italien dar! Hier hat die Einigung des Landes auch in dieser Beziehung Wandel geschafft, und an die Stelle überlebter, mittelalterlicher Einrichtungen ist im Jahre 1869 der Codice penale per l'esercito del Regno d'Italia getreten. „Die Militärstrafgerichtsbarkeit wird ausgeübt von einer Untersuchungskommission, commissione d'inchiesta, dem Territorialmilitärgerichtshof, tribunale militare territoriale, dem Militärgerichtshof bei einer anderweit ausnahmsweise konzentrirten Truppe, tribunale militare presso la truppa concentrata, und dem Obersten Gerichtshof des Krieges und der Marine, tribunale sepremo di guerra e marina.

In jedem Divisionsstabsquartier besteht ein ständiges Militärgericht. Dieses ist zusammengesetzt aus einem Oberst als Präses und fünf Richtern, von denen mindestens zwei Stabsoffiziere sein müssen, die andern nur Hauptleute zu sein brauchen; ihnen sind ein Anwalt des öffentlichen Ministeriums, avvocato viscale militare — studirte Juristen, laureati —, mit einem oder mehreren Vertretern, sostituti, beigegeben, nebst dem nötigen Sekretariats- und Kanzleipersonal. Die Offiziere werden zu einem solchen Gericht immer auf zwei Jahre kommandirt. Nur Beförderungen, Versetzungen und sonstige Personalverän-

derungen machen ausnahmsweise Änderungen notwendig. Wie die Richter, so werden auch die Stellvertreter kommandirt, die in unvorhergesehenen Behinderungsfällen der Richter, z. B. bei Krankheit, einzutreten haben. Auch werden, um den Truppendienst nicht so sehr zu beeinträchtigen, Offiziere des Pensionsstandes in den Richterstellen verwendet. Bei jedem dieser Gerichte ist zunächst unter Beistand eines Anwalts mit einem oder zwei Gehilfen ein Hauptmann oder Subalternoffizier als instruttore zur vorläufigen Feststellung des Thatbestandes thätig, und außerdem eine Untersuchungskommission, zusammengesetzt aus einem Stabsoffizier als Präses, zwei Hauptleuten und einem Sekretär nebst Gehilfen, die einschließlich der Stellvertreter ebenfalls auf zwei Jahre im voraus bestimmt sind. Das Verfahren vor dem tribunale militare territoriale ist öffentlich, sowohl in seinen vorbereitenden Amtshandlungen, den instruzione preparatoria, wie in den Verhandlungen des versammelten Gerichtshofs selbst, den dibattimenti. Nur wenn Sitte und Ordnung gefährdet werden sollte, darf bei verschlossenen Thüren verhandelt werden. Die Öffentlichkeit wird mit dem ganzen Apparat unsrer Strafkammer: Gerichtshof, öffentlichem Ministerium, Verteidigung, Sekretär, Angeklagten, Zeugen und Sachverständigen in Szene gesetzt. Die Verteidiger werden für gewöhnlich aus den Reihen der Hauptleute und Subalternoffiziere genommen, in Verhandlungen gegen Offiziere vom Hauptmann aufwärts aus den höhern Chargen. Die Prozeßvorschrift giebt alle formalen Bestimmungen für die Verhandlung selbst an; wir heben daraus z. B. hervor, daß der Angeklagte und sein Verteidiger stets zuletzt zum Worte zugelassen sind. Zur Beratung zieht sich der Gerichtshof zurück, die erschwerenden Umstände sind ebenso wie die mildernden zu erwägen. Zur Giltigkeit eines Beschlusses des tribunale militare ist die Mitwirkung aller sechs Richter, die diesen Gerichtshof bilden, erforderlich. Der Präsident macht sofort in Gegenwart der Richter, des öffentlichen Ministeriums und des Verteidigers dem Angeschuldigten das Urteil mit Gründen bekannt. Die Parteien haben während der Dauer des auf die Erkenntnispublikation folgenden Tages das Recht des Rekurses; ebenso steht ihnen innerhalb derselben Frist die Anfechtung des Beschlusses der Untersuchungskommission zur Seite."

Aus dieser Übersicht über die wichtigsten Bestimmungen des codice geht die Trefflichkeit des Verfahrens wohl zur Genüge hervor. Alle die vielbeklagten Mängel in der deutschen und österreichischen Gerichtsordnung sind hier vermieden; dafür finden wir „alles, was wir schon so lange und bisher vergeblich herbeigewünscht haben: die Ständigkeit der Gerichte, die Öffentlichkeit der Verhandlungen, den öffentlichen Ankläger gänzlich getrennt von der Person des gleichberechtigten Verteidigers, und beide wiederum selbständige Parteien gegenüber dem Richter; wir finden als Richter lediglich dienstfahrne Männer, die sich vermöge ihres Bildungsgrades auf die Vorträge der Parteien hin ein freies Urteil zu bilden imstande sind und nicht bloß, wie die Unter-

klassen der Richter in Deutschland und Österreich-Ungarn, verständnislos ihre Zustimmung zu allem geben, was ihnen der Auditeur in seiner einseitigen Auffassung vorsagt; wir sehen den Prozeß mit seinem ganzen Zubehör an Haupt- und Nebenpersonen, mit seinen unvermittelten Eindrücken thatsächlich uno actu sich vor den Augen der Urteilenden abspielen; wir finden endlich ein wohlausgebautes Rechtsmittelverfahren, das geeignet ist, nicht nur etwaige Fehlurteile selbst, sondern auch den Schein von solchen zu vermeiden."

Die Prüfung der Verhältnisse in Baiern fällt nicht so günstig aus, wie man nach der Bewunderung, die ihnen allerseits gezollt wird, erwarten sollte. Vor dem preußischen hat ja das bairische Verfahren unleugbare Vorzüge, da die Öffentlichkeit in den meisten Fällen gewährleistet, das Amt der Anklage und Verteidigung, die Untersuchung wie die Beurteilung des Angeschuldigten verschiednen gleichberechtigten Persönlichkeiten zugewiesen ist und die Verhandlung allen Beteiligten einen klaren Einblick in die Sachlage ermöglicht. Dem gegenüber fällt aber als Nachteil schwer ins Gewicht, daß der Gang der Verhandlungen äußerst verwickelt und langwierig ist, da alle Meinungsverschiedenheiten, die sich zwischen dem Vorstand und dem Auditeur ergeben, vor den Bezirksgerichten zum Austrag gebracht werden müssen. Deren Zahl ist aber im Verhältnis zu der Menge der Garnisonen gering, und die Entfernungen sind häufig so weit, daß durch die Vernehmung der Zeugen und die Reisen der Geschwornen bedeutende Kosten entstehen. Ein bedenklicher Übelstand liegt endlich darin, daß dem Vorsitzenden so gut wie gar keine Autorität eingeräumt ist. Er kann weder selbständig wegen Störung der Verhandlung eine Disziplinarstrafe verhängen, noch gegen andre Ungebührlichkeiten ohne weiteres einschreiten, sondern jedesmal sind weitschweifige Auseinandersetzungen mit dem Gerichtshofe notwendig. Eine unbedingte Annahme der bairischen Militärgerichtsordnung, wie sie wohl als einfachstes Auskunftsmittel hie und da vorgeschlagen worden ist, kann also bei diesen Mängeln schlechterdings nicht befürwortet werden; es gilt nach wie vor, Formen zu suchen, die die alten, oft gerügten Fehler vermeiden, ohne neue an ihre Stelle zu setzen.

Höchst beachtenswert sind nun in dieser Hinsicht die Vorschläge, die in dem letzten Teil unsrer Schrift gemacht werden. Die Forderungen, die der Verfasser als unabweisbar aufstellt, sind folgende: „Wir brauchen ein Verfahren, das unter möglichster Anlehnung an das Gerichtsverfassungsgesetz und die Strafprozeßordnung des deutschen Reichs vom 27. Januar und 1. Februar 1877 die Einfachheit aller unsrer militärischen Einrichtungen wiederspiegelt; ein Verfahren, das ebenso schnell und sicher den Schuldigen dem Arm der Gerechtigkeit zu überliefern, wie den Unschuldigen zu schützen geeignet ist, also die Ermittlung der materiellen Wahrheit gewährleistet; ein Verfahren, dessen sichrer Gang auch durch Kriegsereignisse nicht gestört wird; ein Verfahren, das bei weiser Sparsamkeit in der Heranziehung der juristischen Techniker trotz

seiner Volkstümlichkeit an seinem militärischen Charakter keine Einbuße erleidet; ein Verfahren endlich, das unter allen Verhältnissen die Aufrechterhaltung unsrer seit Jahrhunderten vorbildlichen Disziplin verbürgt."

Ausgehend von dem Grundsatze, daß vor dem Gesetz jeder Staatsangehörige, der Bürger wie der Soldat, gleiches Recht finden müsse, sucht der Verfasser auch die verschiednen Stufen der Strafgerichte möglichst dem Zivilverfahren anzupassen. Das scheint uns ein sehr glücklicher Gedanke zu sein, der auch in der Durchführung wenig Schwierigkeit verursachen dürfte. Dem Schöffengericht entsprechen die Militäruntergerichte als erste Instanz mit der Zuständigkeit unsrer bisherigen Standgerichte. Da die hier zur Aburteilung kommenden Fälle nur ganz leichter Natur sind, ist eine juristische Person dabei entbehrlich. Als Richter sind ein älterer Hauptmann (zugleich Vorsitzender) und zwei Leutnants thätig, von denen der eine das Referat besorgt. Als Staatsanwalt und als Rechtsbeistand sind ebenfalls je ein Leutnant zu kommandiren, ein Unteroffizier dient als Gerichtsschreiber. Den Rechtsbeistand kann sich der Angeklagte wählen. Daß auf diese Weise das Unterpersonal wegfällt, kann nur gebilligt werden, wie denn überhaupt die Zusammensetzung durchaus zweckmäßig erscheint. Statt des Hauptmanns würde man vielleicht lieber einen Stabsoffizier als Vorsitzenden sehen, da dieser, abgesehen von der durch längere Dienstzeit erworbnen reiferen Erfahrung, auch durch seine freiere und dem unmittelbaren Verkehr mit der Truppe entzogene Stellung für eine unbefangne Beurteilung des Straffalls noch mehr Gewähr bietet.

Als zweite Instanz sollen, ähnlich den Strafkammern, Divisionsbezirksgerichte eingerichtet werden, denen außerdem die bisher vom Kriegsgericht behandelten Sachen zuzuweisen wären. An ihrer Spitze steht ein Oberst, der mit zwei Majoren und zwei Auditeuren das Richterkollegium bildet; der Beschuldigte hat das Recht, sich als Verteidiger einen Rechtsanwalt zu wählen, während das Amt des Staatsanwalts ein Auditeur versieht; ein Sekretär dient als Gerichtsschreiber. Auch gegen diese Besetzung läßt sich nichts einwenden, man müßte denn an Stelle des vielbeschäftigten Obersten lieber den leichter abkömmlichen Oberstleutnant zum Vorsitzenden machen wollen. Inaktive Offiziere als Richter zu verwenden, was auch als Auskunftsmittel vorgeschlagen wird, dürfte sich aus naheliegenden Gründen weniger empfehlen.

Als Gegenstück zu den Oberlandesgerichten gebildet, sollen dann die Korpsbezirksgerichte für die beiden vorgenannten Gerichtshöfe die zweite oder dritte (und zugleich letzte) Instanz bilden und in erster Instanz alle Anklagesachen gegen Offiziere des Korpsbereichs behandeln. Die Zusammensetzung ist im wesentlichen dieselbe wie beim Divisionsgericht; nur wenn es sich um das Vergehen eines Offiziers handelt, treten Änderungen ein. Einzelheiten kommen hier nicht in Betracht, da sie nicht von Bedeutung und, wie es scheint, auch etwas willkürlicher Natur sind. Vielleicht wäre es praktischer, wenn die

Divisionsgerichte auch für Offiziere zuständig wären; dadurch würde das Korpsgericht entlastet und zugleich eine Berufungsinstanz mehr geschaffen werden.

Ein oberster Militärgerichtshof endlich soll für die Divisions- und Korpsbezirksgerichte die letzte Instanz sein und als erste und einzige über Hoch- und Landesverrat wie über Spionage urteilen; gleichzeitig hat er das gesamte Militärgerichtswesen zu überwachen. An seiner Spitze steht ein General der Infanterie oder ein Generalleutnant, der den Vorsitz über vier Generale und vier Oberlandesgerichtsräte führt; Verteidiger und Staatsanwalt sind natürlich Juristen.

Sämtliche Gerichte sind ständig, die Mitglieder jedesmal auf ein Jahr kommandirt. Die Zahl der Untergerichte wird nach dem Bedarf durch das Kriegsministerium festgesetzt. Die Voruntersuchung, die der Hauptverhandlung jedesmal voranzugehen hat, wird durch einen untersuchungführenden Offizier oder Auditeur im Verein mit einem Gerichtsschreiber besorgt.

Das Verfahren in der Hauptverhandlung soll mündlich und öffentlich, die Öffentlichkeit nur da ausgeschlossen sein, wo die Disziplin gefährdet werden kann oder militärische Interessen gewahrt werden müssen. Die Presse wird zugelassen, ist aber erst nach der Publikation des Urteilsspruchs zur Veröffentlichung berechtigt.

Sehr gut ist die Bestimmung, daß jeder Richter, Staatsanwalt und Verteidiger das fünfundzwanzigste Jahr erreicht haben muß, da hierdurch doch eine gewisse Reife des Urteils gewährleistet wird, die man bei dem jetzt üblichen Verfahren häufig vermißt.

Sehen wir nun schließlich noch, wie sich nach Ansicht des Verfassers der Verlauf eines Strafprozesses etwa gestalten wird. „Der Thatbericht einer strafbaren Handlung gelangt an den Kommandeur des Truppenteils. Dieser hat auf Grund der Dienstvorschriften und seiner Diensterfahrung zu entscheiden, ob eine disziplinare Erledigung zulässig ist oder nicht. Ist sie nicht zulässig, so läßt er die Sache nach ihrer Vervollständigung und nach Anordnung der etwa notwendigen Verhaftung des Angeschuldigten an den öffentlichen Ankläger gelangen; dieser trifft unter Mitwirkung des Untersuchungführenden, der der Requisition zu folgen hat, alle zur Erhebung der Anklage erforderlichen Anordnungen. Nach Beschluß der letzteren durch den Gerichtshof macht sie der Vorsitzende dem Angeklagten bekannt, bestellt seinen Verteidiger und ladet die Belastungs- und Entlastungszeugen zur Hauptverhandlung. Nach deren Beendigung hat der Vorsitzende das Erkenntnis zu veröffentlichen. Wenn innerhalb der gesetzlichen Frist (sie soll nur kurz bemessen sein!) von keiner Partei ein Rechtsmittel eingelegt wird, erhält das Erkenntnis Rechtskraft, wird »im Namen des Kaisers« ausgefertigt und gelangt mit Gründen an den Truppenkommandeur zur Aushändigung an den Verurteilten und zur Strafvollstreckung. Was im entgegengesetzten Fall zu geschehen hat, dürfte sich von selbst er-

geben. Auch ein freisprechendes Urteil ist dem Angeschuldigten nicht vorzuenthalten."

Diese Vorschläge erscheinen so einfach, klar und verständlich, daß man sich unwillkürlich wundert, warum die Änderungen des militärischen Strafverfahrens auf so viele Schwierigkeiten stoßen, zumal da doch im Heere heute größtenteils die Notwendigkeit anerkannt wird, auch in diesem Punkte mit den veralteten Überlieferungen einer vergangnen Zeit zu brechen. So frei und offen wie hier, ist das allerdings bisher noch nicht ausgesprochen worden, und es ist sehr dankenswert, daß ein preußischer General den Mut gefunden hat, seiner Überzeugung in so unzweideutigen Worten Ausdruck zu geben.

Mögen auch seine Vorschläge an manchen Punkten noch der Verbesserung bedürfen, das eine haben sie jedenfalls für sich, daß sie allen unabweisbaren Forderungen der modernen Rechtspflege gerecht werden und dabei doch den vielbeneideten Grundpfeiler unsrer Armee, die Disziplin, in vollstem Maße sichern. Wir hoffen, daß die Schrift die weiteste Verbreitung finden und Anregung zu weitern Vorschlägen bieten werde, damit es bald gelingen möge, die deutsche Militärrechtspflege von dem Bann mittelalterlicher Einrichtungen, in dem sie befangen ist, zu befreien und den lebendigen Geist, der sonst überall im Heere herrscht, auch hier zur Geltung zu bringen.

Städtische Boden- und Steuerfragen

Vorigen Herbst schlossen die Grenzboten einen Aufsatz, der sich mit den Bodenreformbestrebungen befaßte und dabei zu einem ablehnenden Endurteil kam, mit der Bemerkung, daß Änderungen in dem, was jetzt gegenüber dem städtischen Grundbesitz als Recht gelte, in der Luft lägen. Wir kommen heute ausführlicher auf diesen Schlußgedanken zurück, weil inzwischen die Frage der städtischen Bodenreform thatsächlich an manchen Punkten brennend geworden ist, und weil wir die grundverschiedne Stellung, die wir gegenüber der allgemeinen und dieser gleichsam partiellen Bodenreformbewegung einnehmen, mit einigen Worten darlegen und begründen wollen. Dabei können wir es dem Leser nicht ersparen, einem vor kurzem erschienenen Buche, worin die Ausführungen unsers frühern Aufsatzes aufs heftigste angegriffen werden, einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Der Grundgedanke des Amerikaners H. George, daß die Wertsteigerung des Bodens vor allem ein Verdienst der Gesamtheit sei, ist in der preußischen

Gesetzgebung jetzt für den städtischen Grundbesitz bis zu einer gewissen Grenze anerkannt. Das Kommunalabgabengesetz vom 14. Juli 1893 bestimmt im § 27, daß „Liegenschaften, die durch die Festsetzung von Baufluchtlinien in ihrem Wert erhöht worden sind, nach Maßgabe dieses höhern Wertes zu einer höhern Steuer herangezogen werden können." Dieser Satz ist damit begründet worden, daß der Wertzuwachs, der ohne Zuthun des Besitzers infolge städtischer Aufwendungen eintritt, zum Vorteil der Gesamtheit irgendwie wieder heranzuziehen sei.

Auch noch an einer andern Stelle ist das neue Kommunalabgabengesetz auf die Gedanken der Bodenreform eingegangen; aber da liegt der Zusammenhang so wenig zu Tage, daß er wahrscheinlich von vielen gar nicht bemerkt wird. Bei der Beratung des § 18, der die Einführung neuer und die Veränderung bestehender indirekter Steuern von der Genehmigung der Aufsichtsbehörde abhängig macht, gab in der Kommission des Herrenhauses der Vertreter der Staatsregierung die Erklärung ab, daß es den Gemeinden gestattet sei, Umsatzsteuern vom Grundbesitz einzuführen. Wie man sich diese zu denken habe, darüber schweigt das Gesetz, und es steht jedem frei, sich darüber seine eignen Gedanken zu machen, um so mehr, weil die Vorschriften in solchen Gemeinden, wo eine Umsatzsteuer schon von früher besteht, z. B. in Altona und Frankfurt am Main, in wesentlichen Punkten von einander abweichen. So viel aber scheint festzustehen, daß die Erwägungen, die eine städtische Umsatzsteuer als berechtigt erscheinen lassen können, mit der Begründung der staatlichen Umsatzsteuer, der Immobiliarstempelabgabe, nichts zu thun haben. Hier wird dem Käufer gewissermaßen für den Rechtsschutz, den ihm der Staat in seinem neuerworbnen Besitz gewähren soll, die Zahlung einer Gebühr auferlegt, wogegen für eine städtische Umsatzsteuer nur solche Gründe ins Feld geführt werden können, die mit der Begründung des erwähnten § 27 im Zusammenhange stehen. Wenn sich einige Stadtverwaltungen daneben den Anschein geben, als ob durch die von ihnen beabsichtigte Umsatzsteuer die vielbeklagte Spekulation mit Bauplätzen in ihren ungesunden Auswüchsen eingeschränkt werden könne, so stehen wir dem mit geringem Vertrauen gegenüber. Wir sind nämlich der Ansicht, daß es sich nur dann empfiehlt, nach zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, wenn sie nahe bei einander sitzen, und das kann man im vorliegenden Falle nicht behaupten. Nur dort, wo die städtische Umsatzsteuer in Einklang gebracht wird mit den Absichten des Gesetzes vom 14. Juli 1893, lassen sich von ihrer Einführung wohlthuende soziale Wirkungen erwarten, andernfalls aber wird man von den erwarteten Wirkungen nichts oder sogar das Gegenteil verspüren.

Gleich einem roten Faden zieht sich durch das neue preußische Kommunalabgabengesetz der Gedanke, daß die Wertsteigerung, die der städtische Grund und Boden ohne Zuthun des Besitzers erfährt, als Verdienst der Gesamtheit

in besonderm Maße zur Deckung der Gemeindelasten heranzuziehen sei. So heißt es in der Denkschrift: „Ein Teil der Ausgaben gereicht gewiß allen Einwohnern mehr oder minder gleichmäßig zum Vorteil; ein andrer Teil der Ausgaben kommt aber ganz oder überwiegend den mit der Gemeinde untrennbar verbundnen Objekten zu gute und erhöht deren Wert oder wird durch sie veranlaßt. Eine feste Grenze zwischen diesen beiden Teilen der Ausgaben läßt sich gewiß im allgemeinen nicht ziehen. So erscheinen z. B. die Kosten für Schul- und Armenwesen, für die öffentliche Sicherheit und ähnliche als Aufwendungen für allgemeine Zwecke, die von allen Einwohnern getragen werden müssen. Gleichwohl befinden sich darunter nicht selten, namentlich in Gemeinden mit stark entwickelter Großindustrie, Aufwendungen, die vorzugsweise durch gewerbliche Unternehmungen veranlaßt werden oder ihnen zum Vorteil gereichen. Das Gleiche gilt von den Kosten aller der Veranstaltungen, die auf Erhöhung und Verfeinerung des Lebensgenusses hinzielen. Solche Veranstaltungen erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthalts, vermehren den Zuzug und steigern dadurch den Wert des Grund- und Hausbesitzes, sowie den Ertrag der auf den lokalen Absatz angewiesenen Gewerbebetriebe. Es ist dabei wohl zu beachten, daß, während den nicht dauernd ansässigen oder an den Aufenthalt in der Gemeinde gebundnen Steuerpflichtigen häufig nur vorübergehende Vorteile aus der Gemeindeentwicklung zufallen, diese für die mit der Gemeinde unzertrennlich verbundnen Objekte dauernder Natur sind."

In den meisten preußischen Städten ist man augenblicklich an der Arbeit, unter den vielen in dem Gesetz genannten Steuerquellen die ergiebigsten und bequemsten anzubohren. Nach den Berichten, die bis jetzt vorliegen, wird in den größern Städten durchgehend die Umsatzsteuer als eine der zweckmäßigsten empfohlen. Aber nicht überall scheint man dabei einen Weg einzuschlagen, der den Absichten des Gesetzes entsprechen würde, sodaß man es beklagen muß, daß der Gesetzgeber seine Meinung nicht deutlicher offenbart hat.

Am 3. und 4. Juli dieses Jahres hatte sich der Stadtrat von Köln mit den neuen Steuern zu befassen, und der Verlauf, den hier die Verhandlungen genommen haben, ist aus mehr als einem Grunde beachtenswert. Der Oberbürgermeister, der als Mitglied des Herrenhauses wohl in der Lage sein konnte, sich über die am Sitz der Gesetzgebung herrschenden Anschauungen zu unterrichten, führte bei der Überreichung seines „Steuerbouquets" aus, daß der Grundbesitz an einer ganzen Reihe von Aufwendungen der Gemeinde durch seinen steigenden Wert einen Vorteil habe, den er in keiner Weise durch eine Gegenleistung aufwiege. Das lasse sich nicht leugnen und springe sofort in die Augen, wenn man an die fortgesetzt steigenden Grundstückspreise in Alt-Köln denke, sowie an die Enteignungsbeträge und Alignementsentschädigungen, die eine Höhe erreicht hätten, daß den Stadtvätern die Haare zu Berge stünden. Seit seiner Amtsführung seien die Preise in der Stadterweiterung um die Hälfte

gestiegen, und daß diese Steigerung, von vorübergehenden Schwankungen abgesehen, thatsächlich vorhanden sei und durch mannichfaltige Aufwendungen der Stadt — selbst durch die für höhere Schulen — gefördert werde, scheine ihm außer Zweifel zu sein. Was die einzelnen Steuern betreffe, so halte er persönlich die im § 27 des Gesetzes angeregte Baustellensteuer für durchaus gerechtfertigt. Aber die Bestimmung des genannten Paragraphen sei so allgemein gehalten, daß man einstweilen warten wolle, bis andre Städte mit dieser Steuer Erfahrungen gemacht hätten.*) Um so mehr empfehle sich eine Umsatzsteuer, weil hier nicht nur Erfahrungen vorlägen, sondern auch gerade bei den Baustellen, bei denen am meisten verdient werde, und die man deshalb in erster Linie treffen wolle, die meisten Umsätze stattfänden.

Ein großer Teil der Stadtverordneten ließ sich von diesen Ausführungen nicht überzeugen. Von einer Seite wurde hervorgehoben, daß die Umsatzsteuer den Wert des städtischen Grund und Bodens herabdrücke und den ohnedies in Köln wie auch anderswo schwerbelasteten Besitzern neue Lasten aufbürde. Der Oberbürgermeister wies in seiner Entgegnung darauf hin, daß von einer Belastung überhaupt nicht die Rede sein könne, so lange der Grundbesitz in derselben Hand bleibe; auch beim Besitzwechsel durch Erbgang trete die Umsatzsteuer nicht ein, daher könne sich ein Grundstück Jahrzehnte hindurch im Besitz derselben Familie befinden, ohne daß es von der Steuer berührt werde. Wenn sich ferner jemand zu dauerndem Besitz ein Haus kaufe, so spiele das einmal zu zahlende Prozent schwerlich (?) eine Rolle; Bedeutung gewinne die Umsatzsteuer erst bei dem gewerbsmäßigen Handel mit Grundstücken, hier erscheine sie durchaus berechtigt und werde nach seinem Dafürhalten den Umsatz in seinen sonstigen Werten nicht beeinträchtigen.

Hatte schon die Vorlage den Fehler begangen, daß sie die staatliche Umsatzsteuer ohne weiteres kopirte, so ließ sich ihre Verteidigung vollends in eine ungünstige und nach den Absichten des neuen Gesetzes unhaltbare Stellung drängen. Was künftig vor allen Dingen erfaßt werden soll — der Oberbürgermeister von Köln hat diesen Gedanken wiederholt anerkannt —, das ist der Wertzuwachs, den ein Grundstück ohne Zuthun des Besitzers erfahren hat. Soll nun dieser Wertzuwachs in dem Augenblick des Besitzwechsels durch eine Umsatzsteuer erfaßt werden, so erscheint es doch selbstverständlich, daß der Verkäufer diese zu entrichten hat. Eine städtische Umsatzsteuer jedoch, die nach dem Beispiel der staatlichen Stempelabgabe den Käufer zu treffen gedenkt, ist nicht nur ungerecht, sondern in ihren Wirkungen geradezu verderblich. Ungerecht wäre sie, weil sie den gegenwärtigen Besitzer, dem die Wertsteigerung den Gewinn gebracht hat, ungeschoren lassen und die Abgabe dem neuen Besitzer aufbürden will, für den es unter allen Umständen

*) Diese Art der Begründung muß bei einem so gewiegten Juristen und Verwaltungsbeamten befremden. Wo ein Wille ist, findet sich immer auch ein Weg.

noch nicht ausgemacht ist, ob er mit seiner Erwerbung eine vorteilhafte Anlage gemacht hat; ferner wäre sie ungerecht, weil sie ein Objekt, das durch Aufwendungen der Gemeinde keinen Wertzuwachs erfahren hat oder gar durch den Aufschwung andrer Straßen und Stadtteile zurückgegangen ist — denn auch das kommt vor —, ebenso mit einem Prozent des Kaufpreises heranziehen will wie ein andres, dessen Wert sich in demselben Zeitraum, wo jenes zurückgegangen ist, vielleicht verdoppelt hat. Aber auch vom sozialpolitischen Gesichtspunkt aus ist die in Köln und ähnlich in andern Städten geplante Umsatzsteuer zu verurteilen, weil sie den Hausbesitzern eine Last auflegen will, die schließlich die Mieter zu tragen hätten. Während es also auf der einen Seite die Verwaltungen unsrer Großstädte angeblich als ihre Pflicht anerkennen, dem von Jahr zu Jahr gesteigerten Wohnungselend abzuhelfen, stehen sie auf der andern im Begriff, dieses Elend durch eine ungerechte Steuer zu verschlimmern.

Gegen eine Gestaltung der Umsatzsteuer, wie wir sie uns vorstellen, läßt sich vielleicht einwenden, daß sie unbequem zu erheben sei und geringen Ertrag bringe. Das zweite kann natürlich nicht maßgebend sein, obwohl wir überzeugt sind, daß Städte in aufsteigender Entwicklung von einer derartigen Steuer noch immer eine große Einnahme haben würden. Die Unbequemlichkeiten aber würden, abgesehen davon, daß sie mit der Zeit von selbst geringer würden, schon zu ertragen sein. Namentlich aber dürfte die Bestimmung, daß der Verkäufer die Abgabe zu zahlen hätte, auch nach der Seite hin eine erwünschte Wirkung äußern, daß Hinterziehungen, wie sie jetzt im Schwange sind, völlig undenkbar wären. Es ist ein offnes Geheimnis, daß der Ertrag der staatlichen Immobiliarstempelabgabe dadurch nicht unwesentlich geschmälert wird, daß vielfach nicht der volle Kaufpreis im Kaufvertrag angegeben wird, sondern nur ein Teil, indem die Barzahlung des Käufers ganz oder zum Teil von dem offiziellen Preis abgezogen wird. Gegen derartige unberechtigte Schmälerungen der Staatskasse gab es bisher kein Mittel; aber soviel scheint uns sicher, daß nach Einführung der Umsatzsteuer in der von uns bekämpften Form allen Strafandrohungen zum Trotz noch mancher der Versuchung erliegen würde, der sonst gern ehrlich geblieben wäre. Durch die von uns empfohlene Gestaltung der Steuer würde diese Art der Steuerprellerei ausgeschlossen werden. Der Käufer würde sich schwerlich darauf einlassen, dem Verkäufer zuliebe im Kaufvertrag eine geringere Summe zu nennen, weil er sich damit selbst ins Leder schnitte: jede Herabsetzung des Kaufpreises würde später die Steuer, die er als Verkäufer zu zahlen hätte, erhöhen. Bei dieser Gelegenheit sei übrigens erwähnt, daß in Frankfurt a. M. die dort fast seit 75 Jahren bestehende Währschaftssteuer von beiden Parteien zu gleichen Teilen erhoben wird, wenn nicht im Kaufvertrag ausdrücklich eine andre Bestimmung getroffen worden ist.

Daß es sich bei dieser Gelegenheit für die Städte darum handelt, über die fiskalischen Interessen des Stadtsäckels hinweg noch etwas andres ins Auge zu fassen und ein gut Stück Sozialpolitik zu treiben, wird jeder zugeben, der der städtischen Wohnungfrage die ihr gebührende Beachtung geschenkt hat. Innerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle scheinen in dieser Hinsicht die schlimmsten Zustände in der Reichshauptstadt selbst zu herrschen, denn die Dinge, die darüber in die Öffentlichkeit dringen, sind geradezu trostlos. Den Mitteilungen von K. Eberstadt*) entnehmen wir die Angabe, daß in den Arbeitervierteln Berlins eine im Hofe gelegne, aus Küche und einer Stube bestehende Wohnung durchschnittlich 225 Mark kostet. Bei solchen Mietpreisen ist es nicht zu verwundern, daß sich zahlreiche Familien entweder mit Kellerwohnungen begnügen oder in ihre Wohnung einen Schlafburschen aufnehmen müssen. Solche Schlafburschen giebt es in Berlin 95000! Welche Summe von wirtschaftlichem und sittlichem Elend sich unter dieser Zahl birgt, wagt man kaum auszudenken.

Für die Mißstände der Berliner Wohnungsverhältnisse macht Eberstadt die Stadtverwaltung verantwortlich, die durch eine verkehrte Bauordnung und andre Maßregeln vor allem die Entstehung der berüchtigten Mietkasernen gefördert habe. Ein berufner Fachmann, J. Stübben, der Organisator der glänzend gelungnen Kölner Stadterweiterung, hat jüngst in der Kölnischen Zeitung die Berliner Verwaltung gegen die schweren Angriffe Eberstadts in Schutz genommen, aber auch er muß zugeben, daß „Mangel an Erfahrung und weitem Blick den Behörden Bleistift und Feder geführt habe, als sie den Stadtbauplan und die Bauordnung festsetzten."

In der Steuerfrage stimmen Stübben und Eberstadt darin überein, daß jede Besteuerung des Hausbesitzes schließlich die Last des Mieters erhöhen müsse. Dieses Urteil eines Fachmanns wie Stübben mögen sich die städtischen Verwaltungen vor der Einführung der Umsatzsteuer-dreimal gesagt sein lassen! Eberstadt hält es für wahrscheinlich, daß mit Hilfe der Besitzsteuer, die bekanntlich am 1. April 1895 an die Gemeinden übergeht, und die infolgedessen mit größerer Beweglichkeit den Schwankungen des Bodenwertes nachgehen kann, der Wertzuwachs auch dort, wo er durch Liegenlassen gleichsam ruht — also bei unbebauten Grundstücken —, in ausreichender Weise erfaßt werden könne. Doch pflichten wir Stübben bei, der den Vorschlägen Eberstadts entgegenhält, daß sie in der Theorie zwar schön, aber in der Praxis schwerlich ausführbar seien.

Außer Eberstadt hat in letzter Zeit noch ein andrer, H. Freese, in dieser Frage das Wort genommen, der den unleugbaren Vorzug hat, ein „Mann der Praxis" und zugleich ein praktischer Mann zu sein. Während er mit

*) K. Eberstadt, Städtische Bodenfragen, 1894.

Eberstadt in der Verurteilung der Berliner Wohnungsverhältnisse übereinstimmt, bewegen sich seine Vorschläge doch in einer andern Richtung. Er will die Wohnungsnot der modernen Großstädte namentlich auf dem Wege der genossenschaftlichen Selbsthilfe bekämpfen und empfiehlt als Vorbild für solche Unternehmungen die Einrichtungen des Bau- und Sparvereins in Hannover. Dessen Mitglieder zahlen wöchentlich 30 Pfennige, aus denen sich die Geschäftsanteile bilden; mehr als drei Anteile von je 300 Mark darf kein Mitglied erwerben. Der Verein giebt seinen Genossen unkündbare Wohnungen, deren Mietpreis nicht gesteigert werden darf. Der Genosse dagegen kann jeden Tag kündigen, sodaß er gleichsam Mieter und Eigentümer in einer Person ist. Für die weitere Ausbildung solcher Genossenschaften sei jede staatliche oder städtische Beihilfe, auch durch die von Schäffle verlangte Zinsgarantie, entbehrlich; nicht Geld sollen die Gemeinden hergeben, sondern Land, und zwar nicht umsonst, sondern auf Zeitpacht, weil so der gemeinnützige Charakter der Unternehmungen am ehesten gewahrt bleibe. Wo der Staat im Bereich der Stadtgemeinden entbehrliches Land habe, solle er es unter keinen Umständen an private Spekulanten abgeben, sondern den Gemeinden verkaufen, die es teils zu ihren eignen Zwecken benutzen, teils an die Baugenossenschaften verpachten könnten. Wenn dann die Gesetzgebung diesen Baugenossenschaften öffentlichrechtlichen Charakter verleihe und gleichzeitig gegenüber den in den städtischen Bebauungsplan einrückenden Liegenschaften eine Verschärfung des Enteignungsrechts durchsetze, so werde der Erfolg nicht ausbleiben. Allmählich werde es dahin kommen, daß ein großer Teil des städtischen Grund und Bodens den Gemeinden, die aufstehenden Wohnungen den Genossenschaften gehörten, eine Einrichtung, die einerseits der Arbeiterbevölkerung und dem Mittelstande zu billigen und dabei menschenwürdigen Wohnungen verhelfe, andrerseits den Wertzuwachs des städtischen Bodens zum Teil in den Besitz der Gemeinde zurückführe.

Freese verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß sein Plan etwa von heute auf morgen verwirklicht werden solle; aus kleinen Anfängen werde er, da er Lebensfähigkeit habe, sich allmählich entwickeln. Dennoch wird der Leser gemerkt haben, daß Freese nicht mit einem, sondern mit beiden Beinen auf dem Grundgedanken der Bodenreformer steht, von denen er sich nur dadurch unterscheidet, daß er die Sache als praktischer Mann anfaßt, während jene durch einen Ruck an der Gesetzgebungsmaschine das wirtschaftliche Leben über Nacht in andre Bahnen lenken möchten. Gerade der Umstand, daß in der Bodenreformbewegung, soweit sie sich auf den städtischen Grundbesitz erstreckt, ein berechtigter Kern liegt, macht diese Bewegung stark und verleiht ihr eine Bedeutung, die ihr im übrigen nicht zukäme. Auch hier bestätigt sich der Satz, daß die Macht einer Reformpartei weniger in den überspannten Forderungen beruht, mit denen sie zum Zweck der Agitation ihr Programm ausstattet, als vielmehr in einer berechtigten Forderung, die man ihr kurzsichtigerweise nicht rechtzeitig bewilligt.

Unsre Leser werden es verstehen, wenn wir bei dieser Auffassung das Bedürfnis haben, die Gründe darzulegen, weshalb wir einer Verpflanzung der amerikanischen Bodenreform auf deutschen Boden widerstreben. Unser Aufsatz „Zur Beurteilung der Bodenreformbestrebungen“*) hatte es zunächst mit einer Abart der amerikanischen Bewegung zu thun, und zwar mit der Form, die in einem frühern Aufsatze der Grenzboten als „deutsche Bodenreform“ von einem ihrer Anhänger beschrieben worden war. Dort war die Hoffnung ausgesprochen worden, daß die Steigerung der Grundrente, wenn sie einmal in den Besitz der Gesamtheit übergegangen sei, ausreichen werde, die öffentlichen Ausgaben zu bestreiten. Gegen diesen Satz haben wir auf Grund statistischer Thatsachen geltend gemacht, daß die Steigerung der Grundrente — von einer Konfiskation nach amerikanischem Muster sollte ja nicht die Rede sein — in absehbarer Zeit nicht ausreichen werde, jene Ausgaben zu decken. Damit aber fällt die Grundlage des Luftschlosses, das die Anhänger der Reform aufbauen, in sich zusammen. Als zweiten Einwand führten wir an, daß die Bodenreform deshalb, weil sie alles Land zu Staatseigentum und die Besitzer zu Pächtern machen wolle, in ihrer — allerdings unbeabsichtigten — Wirkung eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der Sozialdemokratie habe, insofern auch im Zukunftsstaate Bebels die Thatkraft des Einzelnen geschwächt oder gar aufgehoben werde. Weil sich gerade gegen diese Ausführungen die heftigsten Angriffe unsers Gegners richten, setzen wir die entscheidenden Sätze noch einmal hierher:

Die Bodenbesitzreformer sagen mit Recht, daß von der Sozialdemokratie deshalb kein Heil zu erwarten sei, weil sie die wirtschaftliche Freiheit ersticke. Ob diese Freiheit bei der Durchführung ihrer eignen Pläne nicht gleichfalls gefährdet ist? Wo der Boden thatsächlich noch ein Arbeitsmittel bedeutet, also vor allem in der Landwirtschaft, da wird sein Wert zwar von den Fortschritten der Gesamtheit in die Höhe geschraubt, aber es liegt auf der Hand, daß der Bebauer durch seine persönlichen Eigenschaften den Wert eines Grundstücks auch unabhängig von der Gesamtheit beeinflussen kann. Das Streben, diese persönliche Einwirkung auf den Wert des Bodens geltend zu machen, erleidet durch die Verstaatlichung des Grundbesitzes, wenn auch keinen tötlichen, so doch einen gefährlichen Stoß, insofern der Bebauer von einer erhöhten Ertragfähigkeit eine Steigerung der Pachtsumme zu erwarten hätte. Hat er so als Pächter auf der einen Seite weniger zu hoffen, so hat er auf der andern auch weniger zu fürchten, wenn er sein Grundstück herunterwirtschaftet. Was immer aber geeignet ist, dem Menschen Hoffnung und Furcht zu dämpfen und ihm das Bewußtsein der Verantwortlichkeit abzustumpfen, das hängt sich wie ein schweres Gewicht an die Triebfeder seiner Thätigkeit.

Was in diesem Zusammenhange der Satz: „Wo der Boden noch ein Arbeitsmittel bedeutet u. s. w.“ sagen will, ist so klar, daß schon eine ganz besondre Kunst dazu gehört, ihn mißzuverstehen. Aber Herr Eulenstein**) — so

*) Grenzboten 1893, III. S. 529 ff.

**) Bernhard Eulenstein, Henry George und die Bodenreform deutscher Richtung. Leipzig, W. Friedrich.

heißt unser Gegner — versteht diese Kunst. Nachdem er in unsern Satz das Wörtchen „nur“ eingeschmuggelt hat, ruft er entrüstet: „Also nur dort, wo der Boden noch ein Arbeitsmittel bedeutet, soll sein Wert durch Kulturfortschritte und Volksvermehrung in die Höhe geschraubt werden!“ Wir haben gerade das Gegenteil von dieser Abgeschmacktheit gesagt, und wir bedauern eine Partei, die einen Mann von so schwachen Sinnen an ihrer Spitze hat. Hätte er aber ein Bewußtsein seiner Kampfmethode — und es fällt uns offen gestanden schwer, an seine bona fides zu glauben —, so bliebe uns nichts weiter übrig, als die Leser der Grenzboten um Verzeihung zu bitten, daß wir uns und sie mit Herrn Eulenstein befaßt haben. In dem Kampfe der Ideen, die in der Gegenwart mit einander ringen, bedarf es blanker Waffen und ehrlicher Schläge; den Fintenschlägern aber weisen wir die Thür.

Wandlungen des Ich im Zeitenstrome

Wenn ein Unberühmter Lebenserinnerungen drucken läßt, so bedarf er einer Entschuldigung. Am 8. Dezember dieses Jahres werden es 25 Jahre, daß das Vatikanische Konzil eröffnet wurde. Dieses Konzil hat — schon durch seine Ankündigung — eine politische, kirchliche und Gedankenbewegung in Fluß gebracht, die jetzt abgeschlossen hinter uns liegt. Das muß einen, den der Strom ergriffen und an ein andres Gestade geschwemmt hat, zu einem Rückblick einladen. Weil ich mich nun ganz stetig entwickelt habe, so fand es sich, daß ich bei Darlegung der Ansichten und Stimmungen, in denen mich das Jahr 1870 traf, bis auf meine Kindheit zurückgehen mußte. Geht man aber einmal so weit, dann zieht man unwillkürlich auch das Äußerliche in die Beschreibung herein, das ja vom Innern gar nicht zu trennen ist. Möge man mich also nicht als den Hauptgegenstand, sondern nur als den Maler dieser Bilder betrachten. Wenn darin weder Prinzessinnen, noch große Männer, noch Paläste, sondern nur kleinbürgerliche Leute in bescheidner und teilweise armseliger Umgebung vorkommen, so entspricht das ja einer herrschenden Kunstrichtung, und wenn der Maler am Ende gar kein Maler, sondern bloß ein Farbenkleckser ist, so kann er sich auch da auf die heutigen Kunstausstellungen berufen.

I. Vaterhaus und Familie

Wer vor dem Jahre 1845 von Breslau her in das Gebirgsstädtlein Landeshut einzog, der hatte, am Niederthore angelangt, ein Haus mit statt-

lichem Barockgiebel gerade vor sich, das Haus meines Vaters. Die Straße teilte sich hier in zwei Gassen, die rechts und links an unserm Hause vorbei auf den geräumigen Ring führten, hinter dem dann wieder zwei Gassen, die Fortsetzungen der vordern beiden, weiter gingen, bis sie sich am Oberthor wieder vereinigten. Unser Haus war ein Eckhaus und lag auf drei Seiten frei. An der Ecke hing an einer eisernen Spille ein großes rotes Buch mit goldner Inschrift herab, das in stürmischen Nächten, in seinen Angeln hin- und her schaukelnd, unheimlich knarrte und kreischte. Links von der Hausflur, zu der drei Stufen hinaufführten, in der Ecke lag der große, helle Laden eines Schnittwarenkaufmanns; der Straße folgend, lief die linke Seitenwand etwa zehn Fuß lang schief, sodaß das Haus nach hinten breiter wurde. Der Kaufmann, ein Jude, war zugleich Lotterieeinnehmer; rechts von der Hausflur lag die Einnahmestube. Hinter dieser waren zwei mit Eisenthüren verwahrte Gewölbe (das ganze Haus war bombenfest gebaut). Hinter dem Laden lag die breite, bequeme, durch große Fenster erhellte Treppe, und hinter dieser die Buchbinderwerkstatt meines Vaters. Das ganze Obergeschoß hatte der Kaufmann inne. Er gab dafür und für die Räume des Erdgeschosses zusammen 80 Thaler Miete; heute würden wohl mindestens 800 Mark gefordert werden. Im Giebelgeschoß lag vorn heraus unsre Wohnung, hinten hinaus die etwas größere der Großmutter und ihrer zwei Töchter, die später heirateten; jede dieser Wohnungen bestand aus Stube und Nebenstube; dazwischen ein sehr geräumiger Flur und eine Küche, rechts davon eine Reihe von Kammern. Darüber lagen ein großer Wäschboden und schöne Kammern, über diesen noch ein Oberboden. Dessen hintersten Teil hatte mein Vater, der ein großer Blumenfreund war, mit Glas decken lassen und zum Gewächshaus eingerichtet. Von der Decke der großmütterlichen Wohnstube führte ein papierner Schlot durch den Boden hindurch in die Diele dieses Wintergartens; wurde es der Großmutter zu heiß, so öffnete sie mit einer Stange die Klappe in der Decke, und so wurde den Blumen Wärme zugeführt. Sonderbarerweise zog der Vater ausschließlich Kakteen, zum Ärger meiner Mutter, die namentlich die „Rattenschwänze“ nicht ausstehen konnte.

Wenn meine Mutter mit den Hauswirtschaftsarbeiten fertig war und an ihrem Nähtische saß, hatte sie eine hübsche und unterhaltende Aussicht. Man sah die Niedergasse entlang, die nach ein paar hundert Schritten nach links umbiegt; hinter der Biegung erhebt sich der Burgberg, ein halbkugliger Hügel, auf dem der Herzog Bolko den Hut geschwenkt und die von ihm gegründete Stadt des Landes Hut genannt haben soll. Die der Stadt zugekehrte Seite fällt so steil ab, daß ein Stück vom Felsen bloßliegt. Unter der Felsenwand hatte sich der Bildhauer Rummler einen terrassenförmigen Garten angelegt und ein Schweizerhaus gebaut, in eine Felsennische aber einen Löwen gelagert, der zwar sein Thorwaldsensches Vorbild nicht ganz erreichte, sich

aber doch so hoch da droben sehr schön ausnahm. Unter dem Löwen stand eine Zeit lang auch noch ein Elephant, das Entzücken der Jugend. Leider war sein Fleisch nur Lehm und entbehrte des Knochengerüsts; er sank vom Regen in sich zusammen, wie eine Figur aus Tafeleis im warmen Zimmer.

Die Niedergasse war, als der eine der zwei Zugänge zu unsrer Stadt, die den Durchgang für die Straßen von Breslau nach Prag und nach Hirschberg bildete, sehr belebt. In langen Reihen sah man die mit sechs bis acht gewaltigen Gäulen bespannten Lastwagen hindurchschwanken; von den Kummeten der Pferde wehten rote Tücher und hingen an Schnüren aufgereihte Messingplatten herab, die bei jedem Schritte klingend zusammenschlugen, während die Fuhrleute in blauen Kitteln ihr Hü brüllten und mit den Peitschen knallten. Im Winter, namentlich gegen das Ende hin, war die schrecklichste Pferdeschinderei an der Tagesordnung. Da Landeshut über 1300 Fuß hoch liegt, sind die Winter streng, und die Straßen im Februar gewöhnlich mit einer dicken Eiskruste bedeckt, die sich bei Tauwetter in ein Gebirge schmutziger Schollen verwandelt. An Schneeschaufeln war damals so wenig zu denken, wie an Aufhacken und Wegräumen des Eises, man überließ alles der Natur. Gerade vor unserm Hause blieben die Wagen gewöhnlich stecken. Zwar spannte man dann von dem folgenden Wagen ein oder zwei Paar Pferde ab und dem festsitzenden vor, aber auch die zehn oder zwölf Tiere mußten immer erst eine halbe Stunde lang geprügelt werden — unter dem ohrenbetäubenden Lärm der antreibenden Fuhrknechte —, ehe sie ihn herausbrachten. Ich entsinne mich noch, wie meine Mutter das einemal die Hände zusammenschlug und rief: Gott erbarme sich doch, jetzt legen sie den armen Tieren glühenden Schwamm unter die Schwänze, ein damals gewöhnliches Mittel, die Pferde zur äußersten Kraftanstrengung zu zwingen. War das Schauspiel zu Ende, so kehrten die Meister, die klugredend (man hatte damals bei uns einen bedeutend kräftigern Ausdruck, der auch mit „klug" anfing) drum herumgestanden hatten, in die Werkstatt zurück und ohrfeigten die Lehrjungen, weil sie mittlerweile die Arbeit nicht gefördert hätten. Hatte das Tauwetter gesiegt, so trat gewöhnlich der Bober aus, ebenso sein Nebenfluß, der Zieberbach, der hundert Schritt vor unserm Haus die Niedergasse kreuzt. Da gab es wieder andres zu sehen. Für die Fußgänger wurden Stege errichtet; die Böcke und Bretter dazu lagen im Spritzenschuppen bereit. Heute haben die Obrigkeiten dafür zu sorgen, daß das Wasser nicht naß macht und der trockne Erdboden nicht staubt, daß die Wasser laufen, wo und wie es den „Maßgebenden" bequem ist, und daß Straßen und Häuser in jeder Jahreszeit trocken bleiben. So weit war man damals noch nicht; man ließ das Wasser laufen, wo und wie es wollte, und redete nicht mehr darüber, wie über jeden gewöhnlichen Witterungswechsel; lief das Wasser etlichen Leuten in die Gärten oder in die Wohnstuben, so hieß es: Warum legt ihr eure

Gärten und Stuben nicht höher? Hätten sie sich an die Regierung wenden wollen, so wären sie ausgelacht worden. Diese beiden unfehlbaren Mittel gegen Wassersnot: Anbequemung und Gelassenheit, scheinen meiner Vaterstadt noch nicht ganz abhanden gekommen zu sein. Vor einigen Jahren besuchte ich dort einen weitläufigen Verwandten, der Schlossermeister ist. Er erzählte mir, daß erst kürzlich wieder der Ziederbach seine Werkstatt besucht habe. Das ist aber unangenehm, sagte ich. Wieso? erwiderte er; das ist doch weiter nichts; kommt das Wasser herein, so gehe ich hinaus und rauche in der Oberstube Tabak, bis es wieder fort ist.

Der Sommer brachte dann erfreulichere Bilder. Sehr groß war die Zahl der Durchreisenden, denn abgesehen von dem damals im Niedergang begriffnen Leinwandhandel der Gebirgsgegend lagen ja drei Meilen östlich von unserm Städtchen die Bäder Salzbrunn und Altwasser, vier Meilen westlich Warmbrunn. Das Riesengebirge zog noch nicht so wie heute an, mehr die königlichen und prinzlichen Schlösser und Parks von Erdmannsdorf und Fischbach. Dem neunsitzigen, mit vier bis sechs Pferden bespannten Hauptwagen der Post folgten in der Reisezeit oft vier und mehr „Beichaisen," und es war sehr lustig anzusehen und anzuhören, wenn sie unter dem Hörnergeschmetter der Postillone hereingesaust und gerasselt kamen. Außer ihnen natürlich den Tag über noch eine Menge Reisekutschen. Fast jedes Jahr kam auch die Königsfamilie, und bald nach ihr die kaiserlich russische, um einige Wochen in Erdmannsdorf zuzubringen. Auf den Vorspannpferden saßen mit Laubkränzen und roten Bändern geschmückte Bauernburschen, die Söhne der Bauern, die die Gespanne gestellt hatten, und von den Vorder- und Bedientensitzen der ungeheuern schwarzen Kasten, deren sich die russischen Herrschaften bedienten, schauten grimmbärtige, mit Pistolen und Dolchen bewaffnete Stockrussen und Kosaken herab; solche Bedeckung, belehrte der zeitunglesende Bürger die zuschauenden Frauen und Kinder, sei nötig, weil die Reise durch das aufrührerische Polen gehe. Kamen die hohen Reisenden abends an, dann pflegten sie die Gastfreundschaft eines der großen Kaufleute in Anspruch zu nehmen, die ihre Häuser am Ring hatten. Diese Sommerreisen der Monarchenfamilien waren weder politische Ereignisse, noch Staatsaktionen. Es gab weder offiziellen Empfang, noch „Frontabschreiten," noch Ehrenpforten, noch weißgewaschne Jungfrauen, noch Ansprachen, noch Geheimpolizisten oder sonstige Polizei. Eines Sonntags kam Friedrich Wilhelm IV. allein um Mittag herum und hielt an der Post ein Viertelstündchen, bloß des Pferdewechsels wegen. Ein paar Bürger, ein paar Frauen, ein paar Kinder, darunter auch meine Kleinigkeit, hatten sich versammelt, ihn zu begaffen. Da er Miene machte, sich die Gesellschaft näher anzusehen, so bildeten wir ein Spalier, durch das er schritt. Das war die einzige Front, die er „abschritt." Bewaffnete Macht gab es nicht. Ob der einzige uniformirte Polizeidiener,

ein dünnes, altes Männchen, immer sehr eilig und ängstlich, die Aufrechterhaltung der Ordnung besorgt oder ob diese sich allein aufrecht erhalten hat, weiß ich nicht. Die hohen Herrschaften gewährten dem Volke manchen Augenschmaus und reichlichen Unterhaltungsstoff, hoben das Selbstgefühl derer, die durch die persönliche Berührung mit ihnen geehrt wurden, setzten die Gegend in Nahrung, und ihr Gefolge gab schöne Trinkgelder, das war die Bedeutung ihrer Besuche für unsre Thäler. Achtundvierzig machte natürlich auch dieser Gemütlichkeit ein Ende. Als der König das erstemal nach dem großen Rummel wiederkam (so hat man mir erzählt, ich war nicht mehr zu Hause), empfing ihn der stellvertretende Landrat, ein Rittergutsbesitzer, zwar bürgerlich, aber ein Demokratenfresser trotz einem Junker, übrigens ein kreuzbraver, gutmütiger Mann, an der Spitze eines Fähnleins von Bewaffneten — Veteranen oder sonst etwas. Als der königliche Wagen nahe kam, ließen diese guten Leute einen Trommelwirbel los, von dem selbstverständlich die Pferde scheu wurden. So blieb denn die schöne Rede, die den König der Treue dieses Häufleins versichern sollte, ungehalten; denn Friedrich Wilhelm fragte bloß unwirsch zum Wagen heraus, wer hier die Pferde scheu mache, und fuhr weiter.

Lieber als die königlichen Herrschaften waren uns Kindern die viel schönern Kunstreiter. Jeden Sommer ließen sie sich ein- oder zweimal sehen und hielten, solange sie verweilten, täglich vor der Aufführung einen Umzug zu Pferde. Welches Entzücken erfüllte uns, wenn wir die Märchenprinzen und Prinzessinnen unsrer Bilderbücher so leibhaftig vor uns sahen! Weniger glänzend, dafür aber umso unterhaltender waren die häufigen Durchzüge von Tanzbären, Kamelen und Affen, die sich auf der Straße, in Absätzen von je 30 Schritt etwa, produzirten. Sehr schön war auch der Aus- und Einmarsch der Schützen zu Pfingsten. Hinter der Musik zuerst die eigentlichen Schützen, die Grünen; dann die Blauen, das waren die Honoratioren in weißen Hosen und blauem Frack, mit Dreimaster und Federbusch und gezognem Degen; dann die Schwarzen (Magistrat und Stadtverordnete) bis auf die Farbe des Fracks gleich den vorigen, dann der König; dann die Kavallerie, sehr interessant durch die Kämpfe zwischen Mann und Roß, wie sie aus entgegengesetzter Willensrichtung beider zu entspringen pflegen; den Schluß bildete ein Ritter in Pappdeckelrüstung zu Pferde.

Des Sonntags konnte die Mutter, wenn sie nicht selbst ein wenig ausging, von ihrem Fenster aus die Spaziergänger teils zum Niederthor hinaus, teils über die Straße vorbeiziehen sehen. Bescheidnere begnügten sich nämlich mit einem Gange „im de Stoadt," womit sie dann allenfalls noch einen Gang durch die Fürstenallee verbanden, eine Allee, die um das nahegelegne Schloß Kreppelhof (den Besitz einer Seitenlinie der Grafen Stolberg-Wernigerode) herumführt; wer mit im Zuge war, hörte die sich begegnenden „speißamm"

grüßen; Würdevollere sagten „speißahamm“ und Pedanten „wohlgespeißahamm.“ Auf dem Gange um die Stadt hatte man zur einen Hand den Mühlgraben, ehemals Wallgraben, und dahinter Gärten, an Stelle der ehemaligen Wälle; und auch zur andern Hand sah man einige große Gärten mit schönen Häusern, die Leinwandkaufleuten gehörten. Auf der Westseite gab es keine Vorstadthäuser, und der Blick schweifte von der Allee aus frei über flache Wiesen bis zum nächsten Dorf an der Berglehne, hinter der sich der schwarzbewaldete Schmiedeberger Kamm erhebt, über den die Riesenkoppe mit einem perspektivisch verkürzten Stück Kamm emporragt. Herren und Damen, die auch an Wochentagen spazieren gehen können, gab es damals wenig bei uns. Bürgerfrauen wie meine Mutter waren keine Damen. Sie durften nur an Sonn- und Festtagen in Halbdamentracht erscheinen, d. h. ein seidnes oder feinwollnes Kleid nach der Mode ohne Schürze tragen und ein „Saluppentuch“ darüber, aber keinen Hut, sondern nur eine Haube. In der Woche trug die Bürgerfrau beim Ausgehen ein schlichtes Kattunkleid mit vorgebundner großer Schürze (eine kleine „Tändelschürze“ trugen auch Damen auf dem Hauskleide) und ein dreizipflig gelegtes Kattuntüchlein, das Rücken und Brust bedeckte. Auf Spaziergängen durfte sie sich an Wochentagen nur mit dem Kinderwagen sehen lassen; höchstens nach Feierabend war ein Gang um die Stadt erlaubt, auf dem der Mann die Frau begleitete, wenn er es nicht vorzog, in den Kegel zu gehen. Der Kegel war der Bierausschank der brauberechtigten Bürger in deren Wohnstube. Er ging also umzechig bei ihnen herum und beharrte so lange bei einem, als dessen Gebräu reichte. So lange steckte dieser über seiner Hausthür den Kegel heraus, eine armähnliche hölzerne Latte. Hatte er Doppelbier gebraut, so schmückte ein aufgesteckter Tannenwipfel die Spitze der Latte, und war es Drittelbier, so hing außerdem noch ein Gelock von Hobelspänen herab. Da unsre Abendmahlzeit im Sommer gewöhnlich aus Butterbrot und Bier bestand, so hatte ich das Bier meistens zu holen. Die Kegelbürger waren selbstverständlich die altmodischsten des Städtleins und ihre Häuser entsprechend altmodisch, im Innern so winklig und uneben wie möglich angelegt, und da ich schon als Knabe kurzsichtig war, so fiel ich beim ersten Besuch eines Kegels gewöhnlich zur Stubenthür hinein oder heraus, wobei ich aber den Krug stets hochhielt, sodaß mir keiner zerbrochen ist. Mein Vater ging sehr selten zu Biere, sondern setzte sich an schönen Sommerabenden manchmal ein Stündchen auf die Bank vor der Hausthür. Eine solche Bank hatte jedes Haus, und jeden Abend saßen da viele Nachbarn plaudernd beisammen. Unser Jude saß auch schon bei Tage manches Stündchen vor der Thür, da ihm erwachsene Söhne das Geschäft besorgten. Er war ein dicker, lustiger Herr und hatte mit jedem Ein- und Ausgehenden seinen Spaß. Mich pflegte in meiner Babyzeit die jüngste Schwester meiner Mutter auszutragen; da nahm er ihr einmal den Kleinen ab, setzte ihn auf seinen

Schoß — er hatte gerade ein Paar neue Nankinghosen an — und —. Seitdem schrie er mir jedesmal, wenn ich ausgetragen wurde, mit Stentorstimme einen gewissen Kosenamen nach, sodaß sich meine Tante schämte, bei dem „häßlichen Manne" vorüberzugehen. „Häßlicher Mann" pflegte auch seine Frau zu sagen — eine sehr steife und förmliche Dame mit pockennarbigem, scharf geschnittenem Gesicht und stattlichem Schnurrbart, groß und kerzengerade —, wenn er des Sonnabends mit sauerm Gesicht neben ihr vor der Hausthür stand und den Nachbarn mit kläglicher Geberde zuseufzte: „Hab Hosedienst, muß die Meestern ausführen." Beide waren übrigens brave und hochgeachtete Leute, mit denen meine Eltern sehr gut gelebt haben. Als sie sich ein eignes Haus gekauft hatten, was ja bei den Juden nie ausbleibt, zog ein andrer Jude ein, ein Destillateur, mit dessen Familie wir uns auch bald eng befreundeten. Diese Leute haben jetzt ihr Haus an der Stelle, wo vormals das unsre gestanden hat. Eigentlich hätten wir schon damals Antisemiten werden müssen, wir sind es aber nicht geworden, weil es vollkommen klar war, daß zwischen dem Gedeihen dieser beiden Familien und unserm eignen Unglück nicht der geringste ursächliche Zusammenhang bestand. Von dem zweiten habe ich als Student einmal Geld geliehen, wofür er selbstverständlich keine Zinsen genommen hat. Meine Mutter disputirte oft mit Juden über Religion und hatte sie ihrer Gläubigkeit wegen gern.

Das Haus hatte sich mein Urgroßvater, ein wohlhabenden Seifensieder, gebaut. Die Großmutter, seine Schwiegertochter, hat uns unzähligemal folgende Geschichte erzählt. Der Ahn war seinen Söhnen, ihrem Manne und dessen ledigem Bruder, die beide im Geschäft arbeiteten, aus einer gewissen Ursache gram geworden. Er pflegte ihnen zu fluchen, aber jedesmal hinzuzufügen: doch meine Kindeskinder sollen mich segnen. Damit meinte er, daß sie sein Geld bekommen sollten. Er hatte beim Bau des Hauses in einer der gewaltig dicken Mauern einen Behälter anbringen lassen. Der Maurer, der ihm diese Arbeit besorgt hatte, mußte ihm später helfen, ein mit dreißtausend Dukaten gefülltes eisernes Kästchen da hineinzuschleppen, mußte die Stelle vermauern und ihm einen furchtbaren Eid schwören, daß er sie niemand verraten wolle. Als der Urgroßvater anfing zu kränkeln, sagte er eines Tages zur Großmutter: Riekchen, jetzt will ich dir mitteilen, wo mein Geld liegt; du mußt mir aber vorher schwören, daß du es den beiden schlechten Kerlen nicht verrätst; es soll für dich und deine Kinder, wenn die Kerle tot sein werden, was nicht lange währen wird. Die Großmutter schwur. Da ertönte die Ladenklingel. Fertige erst die Kunden ab, sagte der Alte, und als sie wiederkam, hatte ihn der Schlag gerührt. Meine Großmutter las viel Romane und liebte es, lange Träume zu erzählen. Ihre Töchter lachten sie nach solchen Erzählungen jedesmal aus und sagten: Das sind Geschichten, die du gelesen hast; daß du sie geträumt habest, bildest du dir nur ein. So haben

wir denn manchmal vermutet, sie möchte sich auch diesen Familienroman nur zusammenphantasirt haben. Doch wurde, als ich Kind war, von alten Leuten versichert, der Urgroßvater habe jeden Markttag die eingenommne Losung in Dukaten umgewechselt und diese aufgehoben; daß er viel Gold gehabt habe, sei unzweifelhaft, und der Maurer habe dieselbe Geschichte erzählt, nur eben sein Wort gehalten und den Ort nicht verraten. Als es dann meinem Vater schlecht zu gehen anfing, ließ er nach dem Schatze suchen, was wegen der Festigkeit des Mauerwerks eine sehr schwierige Arbeit war. Auch eine Frau mit Wünschelrute wurde zu Hilfe genommen. Selbst das graue Männchen fehlte nicht. Auch mir ist es einmal im Traume erschienen, und auf dem Treppenabsatze, wo es mir zeigend entschwunden war, wurde dann wacker gegraben. Die Luftschlösser, die auf diese Schatzgräberei und auf andre Unternehmungen meines Vaters gebaut wurden, zusammen mit vielem Romanlesen, haben mir frühzeitig eine Richtung aufs Phantastische gegeben; auch ich habe fleißig Luftschlösser gebaut, zum Glück hat das weder die Klarheit meines Kopfes getrübt noch mein Handeln beeinflußt.

Da der Großmutter Mann, Schwager und Schwiegervater wegstarben, ohne Geld zu hinterlassen, mußte sie sich in den ohnehin bösen Kriegsjahren 1806 bis 1814 mühsam durchschlagen. Sie lebte viel bei benachbarten Gutsbesitzern, wo sie als Faktotum und angenehme Gesellschafterin gern gesehen war, und ihre Kinder blieben einstweilen fremden Leuten überlassen. Mein Vater hatte bei einem Buchbindermeister eine sehr harte Lehrzeit. Einmal, erzählte er, sei ihm etwas Wunderbares begegnet. Er hatte einem Kunden die Rechnung gebracht und hundert Thaler ausgezahlt erhalten, die er in ein Tuch band. In einem engen Gäßchen fuhr ihm die Schleife auf, und das ganze Geld kollerte heraus. Während er mit dem Zusammenklauben beschäftigt war, kam der Meister durch das Gäßchen, ohne ihn anzusehen und ohne ein Wort zu sagen. Gott muß ihm die Augen zugehalten haben, meinte mein Vater; hätte mich der jähzornige Mann wahrgenommen, er hätte mich gewiß totgeschlagen. Obgleich das Geld in größter Verwirrung und Todesangst zusammengelesen wurde, fehlte doch kein Stück daran. Freigesprochen, ging der Vater in die Fremde und arbeitete mehrere Jahre in Graz. Der dortige Meister, ein wohlhabender Mann, in dessen Weinberge die Hausgenossen fröhliche Stunden verlebten, gewann ihn lieb und wollte ihm seine einzige Tochter zur Frau geben. Da rief ihn die Mutter zurück, damit er sich in dem Hause niederließe, das sie für sich allein nicht länger behaupten konnte. So kam er denn und eröffnete mit sehr geringen Mitteln seine Buchbinderei.

Der Vater war ein untersetzter, sehr kräftiger Mann, sanguinisch-phlegmatischen Temperaments, soweit ihn Arbeit, Sorge und Studium frei ließen, heiter und ungemein gutherzig. Er konnte keinen Bittenden abweisen, hatte uns Kinder sehr lieb, scherzte und koste am Feierabend mit uns und erfand

allerlei drollige Namen für uns. Die Mutter war eine schlanke Frau, cholerischen Temperaments, mit sehr schönen braunen Augen und ebensolchen vollen Haaren, die ihre Farbe bis zum Tode gehalten haben. In ihr ehemals schönes Gesicht hatte der Kummer frühzeitig tiefe Furchen gegraben. Sie war sehr streng, von peinlicher Reinlichkeits- und Ordnungsliebe und unermüdlich thätig, von einer für ihren zarten Körperbau erstaunlichen Arbeitskraft. Ihre Strenge machte den Vater und mich zu heimlichen Verbündeten. Einmal hatte sie mir einen grauen schlafrockähnlichen Winterüberzieher gemacht (sie fertigte nicht allein alle Wäsche, sondern auch alle Kleider für sich und die Kinder selbst an) von der Form, die nach 1870 Mode geworden ist. An einem Regentage mußte ich ihn das erstemal in die Nachmittagschule anziehen. Ich ging aber unten in die Werkstatt und sagte: Vater, in dem Nachtwächterrocke kann ich nicht in die Schule gehen, da lachen mich alle Jungen aus. 's ist richtig, sagte der Vater — er fand alles richtig, was ich wünschte —, gieb ihn her; ich werde ihn kurz ehe du wiederkommst, zum Fenster hinaushängen, damit die Mutter nichts merkt. So geschah es, aber da ich natürlich auch unter dem Überrocke pudelnaß war, so fielen wir mit unsrer Kriegslist durch und wurden ausgelacht, wie wir es verdienten.

Die Mutter duldete niemals, daß sich eins des Morgens wach im Bette herumwälzte, jagte alle sehr früh heraus, ließ uns niemals ungewaschen herumlaufen, und um sechs Uhr im Sommer mußte alles, Menschen und Wohnung, blitzblank sein. Sie duldete auch kein Herumjagen im Zimmer, kein Bestoßen der Möbel (die Platten der Kommode und der Tische waren mit hellgrauen Tapeten überzogen, die Wände hingen voll hübscher Kupfer- und Stahlstiche), kein Herumlegen von Spielsachen. Besuch von meinen Kameraden, denen der Zwang zur Artigkeit nicht gefiel, konnte ich daher nur bei der Großmutter empfangen, die sich in ihrer Lektüre nicht stören ließ, mochte es auch noch so lebhaft zugehen. Wenn sie uns einmal still haben wollte, gab sie uns Fleckchen zu zupfen. Sie hatte eine Menge alter Seidenkleider in allen Farben — wahrscheinlich Geschenke ihrer ländlichen Gönnerinnen —, die sie zerschnitt; es waren sehr schöne schwere Stoffe darunter. Die ausgezupften Fäden ließ sie mit grauer Wolle verspinnen und strickte davon für ihre Kinder und Enkel Strümpfe, die nicht allein weich und warm waren, sondern auch sehr hübsch bunt aussahen; jedes bekam sein Paar zu Weihnachten, mit neuen bunten Strumpfbändern umwickelt. Ein kleines Taschengeld verdiente sie sich mit Färben von seidnen Haubenbändern und mit Anfertigung von Kränzen aus Moos und Immortellen; zum Einsammeln von Moos und Katzenpfötchen nahm sie uns manchmal mit in den Wald und auf die Berge.

Mit meinen Verwandten mütterlicherseits standen ihre Töchter und sie selbst nicht im besten Einvernehmen. Von der Sorglosigkeit und Bequemlichkeit dieser Frauen stach die unermüdliche Thätigkeit der Mutter und ihrer Schwestern

ziemlich scharf ab. Außerdem war die väterliche Familie protestantisch, und die Großmutter hatte eine entsetzliche Furcht vor den Jesuiten, die sie aus verschiednen Romanen kennen gelernt hatte, die mütterliche Familie aber war eifrig katholisch, und endlich war diese der Großmutter zu gering; sie besaß bloß ein kleines Vorstadthäuschen, der Vater meiner Mutter war ein Schleifer gewesen, und der noch lebende Stiefvater war es ebenfalls, die Mutter war vor ihrer Verheiratung Nähterin gewesen, und ihre Schwestern waren es noch, und die Ziederleute — diese Vorstadtgasse liegt am Ziederbach — sprachen Dialekt, während im Vaterhause hochdeutsch gesprochen wurde. Ich besuchte zwar auch gern die Ziedergroßmutter, hatte aber doch immer die Empfindung, daß ich mich nicht öffentlich mit ihr sehen lassen dürfe. Dazu wurde ich auch nur ein einziges mal genötigt. Die gute Frau unternahm es einmal, mich in die Milchsuppe zu führen, vielleicht der einzige Fall in der zweiten Hälfte ihres Lebens, wo sie einen Groschen zu ihrem Vergnügen ausgegeben hat. Sie lud ihre Schwester dazu ein, eine arme Witwe, die in der Verwandtschaft die Muhme hieß, während die jüngern Muhmen Tanten genannt wurden. Die Großmutter trug auf diesem Spaziergange ihren Empireoberrock aus blaugrünem Wandeltafft (Halbseide nur; die Mutter hat ihn geerbt und mir später einen Schlafrock daraus gemacht, die glänzende Seite wurde natürlich nach innen gewendet) und eine Mütze nach derselben Mode. Heute würde ich etwas darum geben, ein paar solche altmodische Frauen sehen und mit ihnen verkehren zu können. Damals ging der dumme Junge immer zwanzig Schritt voraus und sah sich ängstlich um, ob er nicht etwa von einem Mitschüler bemerkt würde, denn er ging schon in die Tertia der höhern Bürgerschule, die erste der vornehmen Klassen, während die Quarta noch zur Klippschule gehörte; ich war damals elf Jahre alt. Diese Großmutter war eine stille, sanfte Frau mit roten Bäckchen, die stets zufrieden und wohlwollend lächelte, von kindlicher Einfalt; sie konnte niemals darüber hinweg, daß Abraham unserm Herrgott Kalbsbraten und Milch vorgesetzt habe, woran er sich doch habe den Magen verderben müssen; es that ihr so leid um unsern Herrgott. Der Stiefgroßvater, der übrigens starb, als ich noch klein war, verdiente nur, was er selbst brauchte, und die Tanten erhielten sich und die Mutter mit Nähen und Sticken; die eine hatte Lehrmädchen vom Lande, und da gab es bei der Arbeit viel Unterhaltung und Scherz. An Besuch fehlte es auch nicht. Am häufigsten war die Nachbarin da, eine Zimmermeisterswitwe von interessantem, etwas hexenmäßigem Ansehen, mit ihrem Spinnrade. Einen Nachmittagsbesuch machen hieß damals allgemein noch: zum Rocken gehen, und des Abends hieß es: zum Lichten gehen. Das Schnurren ihres Spinnrads begleitete Frau Quander mit einem ununterbrochnen Redefluß. Donnerstags stand das Spinnrad still, nicht etwa auf Geheiß der Sozialdemokraten, die es damals noch nicht gab, sondern weil der „Bote aus dem Riesengebirge“ kam, ein Blatt, das damals

wohl in ganz Niederſchleſien geleſen wurde. Die Frau Nachbarin ſetzte dann ihre Naſenquetſche auf und las vor, ſehr langſam, getragen und vernehmlich; die Hauptſache war die Romanfortſetzung, ſelbſtverſtändlich ſtets eine herzbrechende Liebesgeſchichte. Übrigens wußte die Frau auch viel Geſchichten zu erzählen, namentlich gruſelige. Einmal erzählte ſie von einer Teufelserſcheinung. Ich hatte bis dahin von Furcht vor dunkeln Mächten noch nichts gewußt; an jenem Tage aber, als ich in der Dunkelheit nach Hauſe ging, bin ich vor Angſt gerannt wie beſeſſen; ich wagte mich nicht umzuſehen nach dem Teufel, den ich hinter mir ſpürte. Doch habe ich dieſen Unſinn ſchnell überwunden und mich nicht im mindeſten gefürchtet, als ich einige Zeit ſpäter in einer Kammer allein ſchlafen mußte.

(Schluß folgt)

Aus dem Pariſer Salon

In welcher köſtlichen Zeit leben wir doch! Sie wiſſen, ich liebe die Kunſt. Nun, denken Sie: in dem Zeitraum von einer Woche habe ich die beiden diesjährigen Salons und noch einige andre kleinere Ausſtellungen beſucht und habe mir ſo gegen fünftauſend Werke der bildenden Kunſt anſehen können, Werke ganz moderner Kunſt, von denen die große Mehrzahl in der Zeit von einem Salon zum andern erſt entſtanden iſt. Welcher Segen! Welche Ernte! Ja, die Kunſt blüht hier aus allen Ecken und Winkeln heraus. Nichts bleibt ihr fern. Nichts widerſteht ihr. Alles umſchlingt ſie, durchdringt ſie. Alles leiſtet ſie ſich. Alles und jedes ergreift ſie. Alles macht ſie, wie wir ſo ſchön ſagen, zu ihrem „Vorwurf," und jeden macht ſie zu ihrem „Sujet." Vorgeſtern hatte ſie es auf Sardanapal und Cäſar abgeſehen. Geſtern hatte ſie es auf Chriſtus oder Fauſt gemünzt. Morgen wird Ravachol oder General X ihr Opfer ſein. Jetzt aber gerade iſt es Parſifal und die Walküre. Ja, „führende Geiſter" ſind in dieſem Jahre dem Beiſpiele der hieſigen Großen Oper faſt auf dem Fuße gefolgt und haben nun auch ihrerſeits die bildende Kunſt flugs eingeſtellt in das Zeichen Richard Wagners. Wie ſich nun die Geſtalten der Wagnerſchen Kunſt in den Köpfen dieſer Maler wiederſpiegeln, das will ich an ein paar Beiſpielen zeigen.

Da hat zunächſt Herr Gaſton Buſſière ein La Valkyrie betiteltes Bild ausgeſtellt, das von der Wand des nach dem Triumphbogen zu gelegnen Salon carré, der als zweiter Ehrenſaal der ganzen Ausſtellung der Champs

Elysées gilt, etwa vier Quadratmeter Raum einnimmt. Die unter dem Bilde zu lesende Übersetzung Wagnerscher Worte zeigt, daß er uns die fünfte Szene des zweiten Aufzugs des Dramas vorführen will, die Szene, wo Brünhild dem Sigmund den Tod verkündet. Demgemäß versetzt uns der Maler in eine Waldgegend. Die ist aber so wohlgepflegt, daß sie, wenigstens zunächst, für uns nichts anziehendes hat. Um so lebhafter wird unser Blick angezogen von einer Gruppe, die den ganzen Vordergrund der linken Seite einnimmt. Dort kniet ein Mann. Ja, ist das ein Mann? Seiner Kleidung nach ist er es wohl. Eine Art Schuppenpanzer bedeckt ihm Brust und Rücken, seine Arme und Beine sind nackt, hinter ihm sieht man unter ritterlichen Toilettenstücken verstohlen auch einen kleinen Degenknauf — aha, Notung das Schwert! — hervorlugen. Alles das deutet darauf, daß es ein Mann ist. Aber es hängen ihm zwei lange Zöpfe vom Haupte hernieder bis in die Lendengegend, zwei zierlich geflochtne Zöpfe. Solche Zöpfe kann sich doch nur eine Frau leisten. Aber es ist doch ein Mann. Trägt er doch das Zeichen seines Geschlechts mitten im Gesicht: einen Vollbart! Und wo ein Vollbart ist, da kann auch in Frankreich kein Zweifel mehr aufkommen. Doch neuer Schrecken: welchen Typus hat dieser Mann? Er starrt gerade nach rechts hin; nur sein Profil können wir sehen. Doch gerade diese Kopfhaltung ist günstig, um eine — Diagnose zu stellen. Richtig, so sahen sie aus, die uns vor einem Vierteljahrhundert, als wir noch Füchse in Heidelberg waren, bei Neckargmünd über den Neckar zu setzen pflegten, von denen die jetzigen Musensöhne freilich nichts mehr wissen, weil seitdem das Geschlecht ausgestorben ist; so sahen sie aus, die wir als Lasttiere im Hafen von Bulak Nilschiffe entladen sahen; so sahen sie aus, die Unglücklichen, die auf den Landstraßen der Pyrenäen stundenlang unserm Wagen folgten und die die Landesmünze, die wir ihnen zugeworfen hatten, nicht kannten und bald diese, bald uns stupid angrinsten. So grinst auch er; denn der Unglückliche, der da kniet, ist — ein Mikrocephale! Und der Maler hat die Grausamkeit gehabt, die Grausamkeit der Natur nur noch grausiger erscheinen zu lassen durch den idiotischen Kopfputz jener Zöpfe und dadurch, daß er um diese ohnehin verkümmerte Stirn noch eine weiße Stirnbinde herumgezwängt hat. O über diese eingedrückte Stirn! Wie die Kauwerkzeuge hervortreten über die obern Partien des Schädels! O grausiger Sieg der Tierheit über den Geist! Und gewiß war es ein tierischer Akt, der hier von ihm verübt wurde. Denn da — gerade vor ihm, da haben wirs ja, da liegt lang hingestreckt ein Weib! Ihre Augen sind geschlossen. Ist sie tot? Ist sie verwundet? Ist sie ohnmächtig? Glücklicherweise ist ihr Gesicht im äußersten Vordergrunde und gerade dem Beschauer zugewandt. Es ist blühend und rot. Also sie schläft nur. Unglücklich ist sie auch nicht, dazu ist sie viel zu wohlgenährt. Auch spielt ein Lächeln um ihre guten und fleischigen Lippen. Freundlich liegt sie da auf einer Art blauen Decke. Auch ist sie eine Dame aus

gutem Hause. Trägt doch das weiße Kleid, das trotz ihres Schlafes den ganzen vollen Körper so wohlanständig umschließt, am Brustlatz kostbare Stickereien. Wie aber kam diese Dame hierher? Wie geriet sie in diese absonderliche Lage? Und was hat an ihrer Seite der Unglückliche dort auf seinen Knieen zu liegen? Augenscheinlich waren seine Blicke eben noch auf sie geheftet, sein Körper ist über den ihrigen gebeugt gewesen; vielleicht berührten seine Lippen eben noch die ihrigen. Da plötzlich ist er aufgefahren. Oberkörper und Haupt hat er jählings erhoben, und nun starrt er über die Frau weg nach links, ein wenig nach oben und hinten. Und so, in seiner knieenden Stellung verharrend, hält er beide Hände der ruhig weiter schlafenden Frau mit seinen Händen umfaßt und drückt sie gegen seine gepanzerte Brust. Sehen kann er sie nicht; er will sie wenigstens fühlen: eine zarte Regung, die freilich im Widerspruch steht zu der Form seiner Kopfbildung.

Was hat ihn aber gezwungen, seine Blicke von der Frau abzuwenden und dahin nach rechts zu glotzen? Richtig! da steht ja etwas, da zwischen zwei Baumschäften. Doch halt, wir müssen uns erst die Waldgegend ein wenig ansehen. Wald ist das; nur ist es keiner, der grün ist, keine Spur einer grünen, felsigen Wildnis. Hier hat einmal die Forstkultur einen glänzenden Sieg erfochten über die rastlos und planlos ins Blaue hinein schaffende, ewig zerstörende und ewig neues gebärende Natur. Die Natur hat in diesem Bezirk ihre Säfte und Kräfte nicht mehr vergeuden dürfen in Moos, in Busch- und Strauchwerk, in Heidekraut und Farren. Denn hier wird rationelle Forstwirtschaft betrieben. Hohe, kahl und schlank wie die Orgelpfeifen ansteigende Baumschäfte; aus keinem einzigen hat sich ein grünes Zweiglein hervorwagen dürfen, außer in einer ganz bestimmten, jedenfalls reglementmäßigen Höhe. Hier giebt es keine Bäume, sondern nur einen Baumtypus. Jeder der dreizehn bis fünfzehn Baumschäfte, die den Wald darstellen, gleicht dem andern, wie ein Baum aus einer erzgebirgischen Spielzeugschachtel dem andern gleicht. Der Boden steigt sanft an, darum sieht man von den Bäumen nur die langweiligen Schäfte, außer von den zwei vordersten, deren allerunterstes Wipfelteil wir ein ganz klein wenig zu sehen bekommen; sonst wäre es ein Wald ohne alles Grün. Denn braungrau sind die Stämme, braungrau ist der Boden, der mit Nadeln bedeckt scheint, aus denen nur hie und da ein Steinchen hervorlugt, jedenfalls zum großen Verdruß des strebsamen Forstmeisters.

Also der Mikrocephale glotzt nach links. Und richtig, da steht etwas. Es ist lang wie ein Stamm, schlank wie ein Stamm, steif wie ein Stamm und steht schön parallel zu den übrigen dreizehn Stämmen. Und bei Lichte besehen — hinter dem Dinge scheint, obwohl es Tag ist, ein Licht zu stehen —, ist es doch kein Stamm. Seine Farbe ist grauer als die der Stämme. Ein Herr, der neben mir steht, erklärt seiner Frau, das sei ein sogenannter Nebelstreif; solche Nebelstreifen spielten in der deutschen Nationallitteratur überhaupt

eine große Rolle. Ich unterbreche ihn und sage, das Ding sehe vielmehr wie ein Gespenst aus, freilich wie ein Gespenst, das sich augenscheinlich vorgenommen habe, zunächst sein Inkognito zu wahren und daher für einen Baumstamm gehalten zu werden wünsche. Mit vereinten Kräften gewahren wir denn auch nach und nach da, ganz oben, etwa in der Höhe, wo die zwei Wipfel sind, die dem ganzen Walde sein bischen Grün spenden, einen ganz kleinen Helm; darunter ein ganz kleines Gesicht, aber unbeweglich und starr wie eine Maske; dann kommt ein baumlanger, mumiensteifer, ganz schmaler Körper, der in einem Brustpanzer und in einem Untergewand zu stecken scheint; beide sind natürlich grau, wie sich das für Gespenster ziemt. An der rechten Seite des Körpers und schön parallel zu seiner Längsachse und der der übrigen Baumstämme steht ein langer, schmaler Schild, der bis zur Brusthöhe des Gespenstes emporragt. Das Gespenst hat seine rechte Hand über den obern Schildrand gelegt und hält in dieser einen langen Degen, dessen Spitze es etwas nach unten und links, nach der etwa zwei Schritt von ihr entfernten Mikrocephalengruppe gerichtet hat. Doch nein, dieses Gespenst, Brünhild genannt, hat nichts gerichtet und hält auch nichts. Der Maler hat dieses lange, stricknadelförmige Eisending nur da hineingeklemmt in die Klammer, die die Hand bedeutet an seiner Gliederpuppe. Warum er aber seine Gliederpuppe gerade dem Beschauer zugewandt hat und nicht dem Mikrocephalen, zu dem sie doch dem Text zufolge sprechen soll, ist uns völlig unklar. Unklar ist uns auch, warum das Ding nicht ihn, sondern uns anglotzt, und zwar mit Augen, die wie Magnesiumlicht leuchten. Unklar ist uns überhaupt alles an dem Bilde.

Aber wie wir so aus einem Schrecken in den andern fallend vor dem Bilde stehen, was entdecken wir da plötzlich? Was nimmt hier groß und breit den ganzen rechten Vordergrund ein? Links alles tragisch, rechts — da ist ja das reine Idyll! Da liegen zwei würfelförmige Felsblöckchen, die einen Spalt zwischen sich lassen; darin erblicken wir ein Häuflein Asche und auf der Asche ringsum im Kreise kleine Baumästchen, die fein säuberlich gelegt sind wie die Speichen eines Rades. Ihre nach der Mitte zu gerichteten Enden aber sind teils schon verkohlt, teils glimmen sie noch; ein wenig Rauch zieht durch den Spalt nach oben; quer über dem Spalt liegt ein Baumstamm, von dessen Mitte ein Stück Draht herabhängt. Der Kessel, der an der Drahtschlinge über dem Feuer hing, ist zwar abgenommen, aber eins steht fest: hier wurde gekocht! Der Herr neben mir behauptet, es sei wahrscheinlich Gulasch gewesen; denn das sei das Nationalgericht der Deutschen. Ich entgegne ihm, das sei bedeutungslos; von hoher Bedeutung aber sei es, daß hier überhaupt gekocht worden sei.

Wer aber hat hier gekocht? Ist es die Walküre dort gewesen? Oder der Mikrocephale, Sigmund genannt, mit der Frau, die dann nach dem Essen vielleicht müde geworden ist und darum jetzt so gar fest schläft? Mystère in-

sondable, sage ich zu der Dame, die seit einiger Zeit schon mit mir hin- und hergeschwankt ist in Vermutungen.

Ich habs, rufe ich plötzlich, die Walküre ists gewesen!

Wie? Das Phantom dort hätte gegessen? erwidert die Dame, die sich auf ihre germanische Bildung zeitweise etwas zu gute thut — sie ist vom Stamme Heines. Essen Phantome? Sind Götter? Doktor, sind Sie des Teufels?

Dort, dort, unterbreche ich sie, was sehen Sie dort im Hintergrunde links? Dort sitzt etwas. Und zwar sitzt es gegen einen Baumstamm gelehnt. Den Helm hats vom Kopfe genommen, er liegt daneben. Sie sehen, es ist eine Walküre. Nun, wer so dasitzt, so behäbig, so urgemütlich, so wie eine petite bourgeoise Sonntags nachmittags im Gehölz von Vincennes, muß der nicht vorher gegessen haben, und zwar mit einem Appetit, wie man ihn nur im Freien hat, wenn man sur l'herbe ißt, wie Ihre jetzigen, oder bei Mutter Irün, wie Ihre frühern Landsleute sagen?

Aber noch einen tiefern Beweis liefert Ihnen der sinnige Maler, daß es die Walküren gewesen sind, die hier gekocht haben. Ohne Zweifel wissen Sie, daß schon Cäsars Krieger hier, in Ihrem jetzigen Vaterlande — ich meine in Gallien — stets Sack und Pack mit sich geführt haben. Der große Gelehrte Siegfried Cohn wird mit der Bescheidenheit, die ihn auszeichnet, Sie gern dahin belehren, daß sie stets cum impedimentis herummarschieren mußten. Nun — was schon den römischen Soldaten recht gewesen, sollte das nicht ihren germanischen Kolleginnen billig sein? Die müssen doch auch essen und trinken, und müssen Feldkessel, Bratspieß und Geschirr mit sich führen nebst den nötigen Lebensmitteln. Nun sehen Sie sich um! Trauen Sie aber gefälligst Ihren Augen! Was sehen Sie dort, dicht neben der im schönsten Verdauen begriffnen Walküre? Zwei — Fouragewagen! Den geringfügigen Anachronismus, dessen sich der Maler schuldig gemacht hat, indem er die Fouragewagen der Walküren mit den bekannten großen Wagenplanen aus wasserdichtem grünen Stoff versah, wie sie seit dem General Boulanger beim französischen Train eingeführt sind, müssen Sie ihm schon verzeihen; denn es ist eine allgemeine Regel, daß der Künstler mit größter Deutlichkeit zeige, was er zu zeigen beabsichtigt, namentlich dann, wenn es sich um so wesentliche Dinge handelt! Denn hier zeigt der französische Maler im Gegensatze zu dem an der Oberfläche der Dinge haften gebliebnen deutschen Dichter einen der allerwesentlichsten Züge des ganzen Walkürentums. Die Walküren, sagte er sich, sind Kriegerinnen; folglich ist bei ihnen Essen und Trinken die Hauptsache. Merken Sie nun die Gedankentiefe des Malers? Sicherlich wird er auch schon manchem am Militärbudget nörgelnden Parlamentarier durch Vorführung dieser beiden Fouragewagen ins Gewissen geredet haben. La patrie reconnaissante hat ihm ja auch schon mit einer Medaille seine Verdienste gelohnt, wie Sie unter dem Bilde lesen können, und —

Aber Doktor, unterbricht mich meine Begleiterin, wo in aller Welt hat denn der Maler all dieses krause Zeug hernehmen können? Ist er dem Tollhause entsprungen? Handelt es sich denn hier nicht um einen großen und daher auch sehr einfachen seelischen Vorgang, den der Maler, tief von ihm ergriffen, nun mit den Ausdrucksmitteln seiner Kunst uns vor Augen und in die Seele führen will?

Ach was, seelischer Vorgang! rufe ich ärgerlich. Sie reden ja, als ob Sie Ihr früheres Vaterland erst gestern mit dem jetzigen vertauscht hätten. Haben Sie denn nie eine Aufführung der Valkyrie in der Großen Oper gesehen? Wo sind denn da seelische Vorgänge? Szenische, ja die giebts dort, und was für welche! Zum Beispiel die große Walkürenreiterei, die große Feuerzauberei! Was hat aber damit die Seele zu thun? Vermeiden Sie überhaupt das Wort Seele, gerade so wie Sie, dem Rate des kleinen Plötz folgend, dem ja auch Sie wohl die Kenntnis Ihrer neuen Landessprache verdanken, das Wort cornichon vermeiden. Wir ganz klugen Leute wissen ja überhaupt, daß das Wort Seele im Grunde doch nur dazu dient, vorläufig das zu bezeichnen, wonach die Physiologen, die sich jetzt Psychophysiker nennen, in ihren Laboratorien so emsig suchen an Hunden, Fröschen und Kaninchen. Man sollte das Wort daher eigentlich auch nur bei Tierexperimenten gebrauchen, nicht aber in der Großen Oper oder im Salon. Dafür dürfen Sie sich aber auch hier getrost der Bewundrung des Malers überlassen, der unserm Walkürentum solch eine Fülle neuer und höchst eigentümlicher Seiten abzugewinnen verstanden hat!

Erschöpft vom vielen Reden laufe ich endlich auf und davon, durch eine ganze Flucht von Sälen und komme schließlich in den großen Salon carré central, den Haupt- und Ehrensaal der ganzen Ausstellung des Industriepalasts, wo mir denn auch gleich das Bild des Herrn Rochegrosse, das die Szene aus dem zweiten Aufzuge des Parsifal: Parsifal mit den Blumenmädchen darstellt, in die Augen fällt. Denn die Grundfarben des Bildes sind ein so lebhaftes Hellgrün und Hellblau, daß es aus allen andern Bildern scharf herausticht; es ist auch von außerordentlicher Größe, und endlich nimmt es an der dem Haupteingange gegenüberstehenden Wand gerade die Mitte ein: den Ehrenplatz des ganzen Salons, den man nur anerkannten Meistern einräumt.

Betrachten wir das Bild. Auf einer sumpfigen, gegen den Horizont zu sanft ansteigenden Wiese, auf der viel Schilf und schönes Unkraut wächst, und über der sich der wolkenlose Himmel wölbt, der das Bild nach oben in Form eines breiten blauen Querstreifens abschließt, steht ein lang aufgeschossener Jüngling. Sein Gesicht ist mager, und seine Farbe gleicht der eines Menschen, der in Indien oder in Algier, in der Region der Chotts, eine schwere Gelbsucht (icterus malignus) durchgemacht hat. Daher sieht auch auf dem gelblichen Untergrunde seiner Haut der Anflug von Schnurbart, der unter gewöhnlichen

Verhältnissen bräunlich sein würde, blau aus; es ist das eine Farbenerscheinung, die bei Gelbsüchtigen in der That bisweilen vorkommt. Der Maler muß mit Aufmerksamkeit Hospitäler besucht haben.

Der Jüngling steht steif und unbeweglich auf der Sumpfwiese. Von oben bis unten umschließt seinen Körper eine Rüstung; nur das Haupt ist unbedeckt und nach oben gerichtet. Der Blick hat etwas unstätes. Doch ist es durchaus nicht der Blick der Weltflucht oder der Weltentrücktheit, wie ihn etwa die großen spanischen Meister, vor allem Murillo, ihren Heiligen gegeben haben, in deren Augen Abgründe liegen, und in deren Blicken wir die Visionen, die sie haben, ahnen können. Sein Blick hat etwas seelenloses, gläsernes; er erinnert uns daran, daß das Auge im Grunde doch nur ein optisches Instrument ist, und so sagen wir getrost mit den Physiologen, daß die Achsen dieser Augen parallel gerichtet und auf die unendliche Ferne eingestellt sind. Der Jüngling stiert mit seinen optischen Instrumenten nach oben. Er stiert so sehr nach oben, daß er augenscheinlich gar nichts gewahr wird von den zwölf oder dreizehn jungen Weibern, die, häßliche große Blumen von greller Farbe auf den Köpfen, sonst splitternackt, sich auf der Sumpfwiese tummeln und die es augenscheinlich auf ihn abgesehen haben. Die eine, auf seiner linken Seite, legt schon die Hand auf seinen Degenknopf und macht Anstalt, ihn zu entwaffnen. Doch das ist noch nicht die frechste. Dem Superlativ nähert sich eine zweite, die von hinten her ihren Blumenkopf an die linke Schulter des Jünglings schmiegt. Den Vogel schießt aber doch eine dritte ab. Sie hat sich quer vor den Jüngling auf den Rücken ins Schilf geworfen, hat ihm mit ihrem Leibe den Weg verlegt, und nun zappelt und strampelt sie, wie in übermütigem Spiele, mit allen Vieren nach oben, ihm entgegen. Er aber starrt nach wie vor gen Himmel.

Das ist nun freilich auch das einzige, was sich unter solchen Umständen thun läßt. Denn diese abscheulichen Personen, die den Sumpf nicht scheuen und sich so geberden, daß sie auch nie wieder aus dem Sumpfe herauskommen werden, in den — wer kann wissen, wie? — auch dieser brave Jüngling hineingeraten ist, haben nämlich, neben der außerordentlichen Häßlichkeit ihrer Formen, die sie durch ihre dürftige Kleidung — man denke: nur eine Blume! alles in allem, nur eine Blume! — aufs beste zur Geltung bringen, auch noch eine Hautfarbe, ein Inkarnat — nein, ein Incadaverat möchte ich es nennen. O, ich kenne diese eigentümliche grünlich-gelbliche, manchmal auch ins schmutzig violette hinüberschielende Farbe sehr wohl aus meiner Jugendzeit. So sieht der menschliche Körper aus, wenn er tot ist und vier Wochen im Wasser gelegen hat, notabene: während der Winterzeit, denn im Sommer vollzieht sich dieser Verfärbungsprozeß bedeutend schneller; im Hochsommer genügen dazu schon fünf bis sechs Tage. Wenn ich den kleinen Finger mit einem plötzlichen Stoß gegen die Bauchdecke einer derartig verfärbten Wasserleiche stieß, so

drang er ohne großen Widerstand durch Haut und Fettpolster und Bauchfell hindurch in die Bauchhöhle, aus der dann unter leise gurrendem Geräusch eine Gasblase emporstieg. Solch eine Farbe haben die Hautdecken dieser niederträchtigen Frauenzimmer! Die irre Phantasie eines Malers, der früher einen leidlich gesunden Farbensinn bekundet hat, neuerdings aber entweder an der unter den Malern jetzt stark grassirenden Farbenblindheit (Daltonismus) erkrankt ist, oder was leider noch wahrscheinlicher ist, mit dieser Modekrankheit nur kokettirt, hat sich darin gefallen, solche Wasserleichen ins Leben zurückzugalvanisiren, damit sie hier Orgien aufführen können! Und zu welchem Zweck? Nur um den braven Jüngling, der obendrein kaum von der Gelbsucht genesen ist, von ihnen verführen zu lassen!

Natürlich bleibt der Jüngling standhaft. Aber was beweist das? Für seine Tugend gar nichts. Die gewöhnlichste Garten-, Feld- und Sumpfwiesenlogik hätte doch Herrn Rochegrosse sagen müssen, daß, wenn das Laster verführen soll, es auch verführerisch sein muß, wenigstens nicht geradezu abstoßend. Und wenn ihm dieses bescheidne Maß von Logik nicht zu teil geworden wäre, warum hat er sich nicht einmal irgend eine Versuchung des heiligen Antonius angesehen? Alte und neue Meister haben, ihrem Temperament und ihrer Phantasie folgend, in diesem Lieblingsthema in unendlichen Variationen das Laster dargestellt. Bei den meisten ist es verführerisch, bei keinem, selbst bei Ribera nicht, obwohl dieser den teuflischen Zug am stärksten und auch auf Kosten der Schönheit ausgeprägt hat, ist es abstoßend und häßlich, es müßte denn absichtlich karikirt sein nach dem Vorbilde Jaques Callots oder mit dem Humor eines Teniers. Wenn aber Herr Rochegrosse seine Teufelinnen so mir nichts, dir nichts in die Hautdecken der häßlichsten aller Leichen steckt, so zeigt er doch höchstens eins: daß sein Held einem solchen häßlichen Laster nicht erliegt. Das ist aber doch gar keine Kunst. Hier kam alles darauf an, zu zeigen, daß der Held jedem Laster widersteht, daß kein Laster, und wäre es das schönste, jemals Macht über ihn gewinnen kann. Es handelt sich um nichts geringeres, als um den Triumph der Tugend über das Laster, darum muß die Hölle hier buchstäblich alle ihre Künste ausspielen, die ja schließlich auch alle in einer, in Kundry, verkörpert werden. Die Hölle ist es sich also geradezu selber schuldig, daß sie ihre Frauen hier mit der höchsten Anmut und mit dem bezaubernsten Liebreiz schmücke, vor allem auch mit dem Schmucke der Decenz, den Herr Rochegrosse gar nicht zu kennen scheint. Sie muß ihnen Formen und Farben geben, so schön, so berückend und doch scheinbar so unschuldig, daß wir alle, jung und alt, bei ihrem Anblick bekennen müssen: Er ist ein Thor. Gleichzeitig aber muß uns seine Reinheit mit so überzeugender Kraft dargestellt werden, daß wir nur noch Augen haben, ihn zu sehen, ihn, den „reinen," vor dessen sittlicher Schönheit die andre, bloß physische zu nichts verblaßt.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Portofreiheiten noch einmal. Wie uns jetzt erst bekannt wird, ist unsre Frage an die Wissenden in Heft 20 in mehreren großen Zeitungen abgedruckt worden, z. B. am 12. Juli in der Berliner Morgenzeitung und am 17. Juli in der Rheinisch-Westfälischen Zeitung. Die Redaktionen dieser Blätter teilen bei dieser Gelegenheit folgende Nachricht mit: „Wie wir erfahren, hat der Verband der Handelsgärtner Deutschlands schon vor einem halben Jahre Belege für die Benutzung der Portofreiheit zur Versendung von Preislisten u. s. w. dem preußischen Herrn Landwirtschaftsminister überreicht, der sie, wie er dem Vorstande mitgeteilt hat, dem Herrn Staatssekretär des Reichspostamts weitergegeben hat." Das, soviel wir wissen, konservative Hirschberger Tageblatt, das von unsrer Frage ebenfalls Notiz nimmt, ist in der Lage, den einen Teil dieser Frage zu bejahen. Das Blatt erzählt: „In der Nähe Hirschbergs hat der regierende Fürst eines deutschen Kleinstaates einen umfangreichen Besitz, mit dem ein nicht unerheblicher gewerblicher Betrieb verbunden ist. Die Verwaltung dieses Besitzes macht, wie gewisse uns vorliegende Schriftstücke beweisen, von den Vorteilen des Privilegiums, das der fremdstaatliche Herrscher genießt, durchaus Gebrauch und bei der Durchführung dieses Privilegiums so genau, daß sie selbst die Annahme einer ziemlich erheblichen Geldsumme ablehnte, weil der Absender die Postanweisung nicht frankirt hatte. Sie ersuchte, das Geld nochmals zu senden, an Stelle der Postmarken eine beigefügte Siegelmarke zu kleben und den Geldbrief mit der Aufschrift: »Dienst Sr. u. s. w.« zu versehen. Selbstverständlich, bemerkt hierzu die Redaktion, handelt damit die Verwaltung korrekt und in ihrem Sinne geschäftsmäßig. Bei alledem wird es aber dem beschränkten Unterthanenverstand ungemein schwer fallen, zu der Überzeugung zu gelangen, daß der Sinn des Privilegiums ursprünglich dahingehen soll, den »Reichsunmittelbaren« in gewerblichen Unternehmungen ein Übergewicht über ihre bürgerlichen Konkurrenten zu verleihen. Vielleicht darf man auch annehmen, daß den Besitzern, die die Portofreiheit genießen, von dem Gebrauch, den ihre Verwaltungen von dem Privilegium im wirtschaftlichen Interesse machen, nichts bekannt ist. Richtig wäre es wohl, auch dieses Vorrecht von Staats wegen abzulösen, damit einerseits der nicht privilegirte Erwerbsmann von dem Übergewicht der fürstlichen Konkurrenz befreit, andrerseits das noblesse oblige der Privilegirten nicht jedesmal, wenn von der bezeichneten Art der Portofreiheit die Rede ist, zum Gegenstand unerfreulicher Betrachtungen gemacht werde."

Schwarzes Bret

Von einer Leipziger Verlagsbuchhandlung erhielt ich neulich ein Buch mit folgendem Schreiben:

„Ihre werte Adresse Herrn Dr. S..... verdankend, empfangen Sie beifolgend ein Exemplar" u. s. w.

Ich gestehe offen, daß ich noch nie darüber nachgedacht habe, wem ich meine werte Adresse verdanke; aber daß mein Freund S. damit nichts zu thun hat, weiß ich ganz bestimmt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die föderaliſtiſche Bewegung

in Großbritannien und ſeinen Kolonien

Jedem aufmerkſamen Beobachter politiſcher Vorgänge wird es nicht entgangen ſein, daß ſich mit dem Tagen der Intercolonial Conference, die Anfang Juli von Vertretern der nordamerikaniſchen, ſüdafrikaniſchen und auſtraliſchen Kolonien Englands zu Ottawa in Kanada abgehalten wurde, ein bemerkenswertes Ereignis abgeſpielt hat, das auf die Entwicklung des britiſchen Reichs großen Einfluß auszuüben verſpricht.

Das Zuſammentreten dieſer Konferenz muß in der That als die erſte entſchiedne Kundgebung betrachtet werden, die der vollkommenen Solidarität der Kolonien unter einander, ſowie der Kolonien mit dem Mutterlande öffentlich Ausdruck gegeben und den Gedanken der Reichseinheit in unzweideutiger Weiſe betont hat. Und ſomit beſteht denn auch die weſentlichſte von der Konferenz vollbrachte Arbeit darin, eine Meinungsentwicklung zuſammengefaßt zu haben, die ſich innerhalb des letzten Vierteljahrhunderts in Großbritannien und ſeinen Kolonien vollzogen hat.

England hatte im vorigen Jahrhundert die Politik der willkürlichen Beſteuerung und der herriſchen Einmiſchung in die innern Angelegenheiten ſeiner Kolonien mit dem Verluſte ſeiner amerikaniſchen Beſitzungen gebüßt. Vor der Wiederholung dieſes Fehlers hat es ſich im neunzehnten Jahrhundert gehütet. Es hat ſich beſtrebt gezeigt, ſeinen überſeeiſchen Siedlungen die vollſte Selbſtverwaltung zu gewähren. So haben die Kolonien ihre eignen Volksvertretungen, ihre eignen bürgerlichen Geſetze, ihre eigne Polizei und Miliz; auch das Kirchen- und Unterrichtsweſen gehört in ihren Machtbereich; und Steuern und Zölle erheben ſie je nach ihren Grundſätzen und Bedürf-

niſſen, ſodaß ihre Schutzzollpolitik ſogar gegen das Mutterland, das ja dem Freihandel huldigt, zur Anwendung kommt. Scheinbar ſind allerdings alle jene Befugniſſe durch das Vetorecht der Krone eingeſchränkt, aber doch eben nur ſcheinbar; bisher wenigſtens iſt das Vetorecht niemals ausgeübt worden, und es wird wohl auch in Zukunft nicht ausgeübt werden, ausgenommen wenn ganz ungewöhnliche Maßnahmen, wie z. B. die Einführung der Sklaverei oder dergleichen, geplant werden ſollten.

Freilich, als die betreffenden Abmachungen vor ungefähr fünfzig Jahren getroffen wurden, nahmen die damaligen Staatsmänner an, daß die Gewährung der Selbſtverwaltung, wie die im vorigen Jahrhundert befolgte entgegengeſetzte Politik, gleichfalls zur Abtrennung der Kolonien, aber in allmählicher und friedlicher Weiſe, führen werde. Ja die Politiker aus der Schule des Cobdenſchen Liberalismus, die in den ſechziger Jahren den Ausſchlag gaben, erklärten gerade heraus, daß die überſeeiſchen Beſitzungen mit all den Laſten und der immer wachſenden Verantwortlichkeit, die ſie dem Mutterlande auferlegten, dieſem nur ein unbequemer Hemmſchuh ſeien; und wiederholt, z. B. bei der Zurückziehung engliſcher Beſatzungen aus Kanada, Neuſeeland und Südafrika, gaben ſie den Koloniſten unverhohlen zu verſtehen, daß ihre Trennung von Großbritannien erwünſcht ſei und zu jeder ihnen geeignet erſcheinenden Zeit erfolgen könne.

Aber was man damals als natürlich anſah, trat nicht ein. Zu Anfang der ſiebziger Jahre machte ſich nach und nach ein Umſchwung in der Anſchauung über die Kolonienfrage geltend, wozu wohl nicht wenig der Umſtand beitrug, daß damals die Kontinentalſtaaten, unter ihnen das neu geeinte deutſche Reich, ernſtlicher anfingen, mit England auf dem Weltmarkte in Wettbewerb zu treten. Mit immer größerm Nachdruck erhoben ſich Stimmen gegen die, die gewohnt waren, zu behaupten, daß England unter der Königin Eliſabeth ohne Anſiedlungen groß und mächtig geweſen ſei, und daß England unter der Königin Viktoria auch ohne den Beſitz von Kanada und Indien, von Auſtralien und Südafrika groß und mächtig bleiben werde. Vor allen Dingen wurde dagegen geltend gemacht, daß das England des neunzehnten Jahrhunderts durch eigne Bodenerzeugniſſe ſeine Einwohner nicht mehr ernähren könne,*) und daß es im Falle eines Kriegs für die Einfuhr von Nahrungsmitteln und Rohmaterial weſentlich auf ſeine Kolonien angewieſen ſein würde; daß ferner dieſes ſelbe England, das ja einen großen Teil ſeines Reichtums ſeinem ungeheuern Frachthandel verdanke,**) ſeit der Einführung

*) Gegenwärtig iſt Großbritannien für mehr als die Hälfte ſeines Lebensmittelbedarfs vom Auslande abhängig.

**) Im Jahre 1891 hatte der Seehandel des britiſchen Reichs einen Wert von 970375095 Pfund, dann folgten die Vereinigten Staaten mit 357700000 Pfund, Frankreich mit 276648000 Pfund, Deutſchland mit 212000000 Pfund und Rußland mit 55024000 Pfund.

des Dampfes notwendig Kohlenstationen brauche, und daß namentlich in Kriegszeiten die Handels- wie die Kriegsmarine dieser Kohlenstationen und auch in allen Meeren unbedingt befestigter Häfen bedürfe, wenn nicht der englische Handel der Vernichtung preisgegeben werden sollte. Diese ebenso einfache wie gewichtige Begründung verfehlte im Laufe der Zeit ihre Wirkung nicht und rief eine neue Anschauungsweise hervor, eine neue Politik, die man mit dem Namen „Imperialismus" bezeichnete, und die eine kräftige Fortentwicklung der Kolonialbesitzungen und deren Zusammenfassung zu einem großen Weltreich ins Auge faßte. Die „imperialistischen" Bestrebungen fanden nach und nach eifrige Vertreter in allen Parteien mit Ausnahme der der Radikalen.

Gleichzeitig mit dieser Wandlung, die unter einsichtigen Politikern in England eingetreten war, hatte sich auch bei den Kolonisten das Anhänglichkeitsgefühl verstärkt, sie waren allmählich zu der Überzeugung gekommen, daß es in ihrem eignen Interesse liege, die Verbindung mit dem Mutterlande sorgfältig zu pflegen, und anstatt selbständiger, unabhängiger Staaten waren die sich selbst verwaltenden Kolonien große Schützlingsstaaten des britischen Reichs geworden.

Aber obwohl sich dieses wachsende Zusammengehörigkeitsgefühl hüben wie drüben bethätigte, entging es doch vorausblickenden „Imperalisten" nicht, daß es trotzdem schließlich zu einer Trennung kommen müsse, wenn nicht zwei Mißstände aus dem Wege geräumt würden.

Der erste Beschwerdepunkt der Kolonien besteht darin, daß, während sie in der innern Verwaltung das vollste Selbstbestimmungsrecht ausüben, doch in allgemeinen Reichsangelegenheiten, mögen diese Krieg oder Frieden betreffen und ihre eignen Interessen noch so sehr berühren, keine Stimme haben, daß sie in der Entscheidung über auswärtige Fragen der Gewalt der Londoner Regierung unterworfen sind. Infolge dessen haben sie sich gelegentlich gegen diese Bevormundung aufgelehnt und versucht, auf eigne Faust zu handeln und die Regierung in diesen oder jenen Kurs hineinzuzwingen. So trat z. B. in Kanada vor zehn Jahren das Bestreben hervor, ein Zollvereinsverhältnis mit den Vereinigten Staaten herzustellen, während die liberale Partei zugleich für die Kolonie das Recht beanspruchte, selbständig Verträge abzuschließen. Zur Selbsthilfe, wenn sich die Reichsregierung nicht regte oder sich nicht in dem gewünschten Sinne zu regen schien, griffen wiederholt die australischen Kolonien. Gegen die deutschen und französischen Kolonisations- und Eroberungsbestrebungen in den Südseeinseln zu Anfang der achtziger Jahre feuerten sie gewaltige Proteste ab. Ja die Regierung von Queensland ließ sogar im Jahre 1883 in ihrer Feindseligkeit gegen die deutschen Ansiedler ohne Wissen des Londoner Kabinets die britische Flagge über Neuguinea hissen und verkündete auf alle Inseln der Südsee das „Naturrecht" Englands. Neuseeland drohte

Samoa zu annektiren. Dieselbe Kolonie hat die Neigung, dieses „natürliche" Anrecht zur Geltung zu bringen, auch neuerdings wieder kundgegeben, wenn auch in Anbetracht der bestehenden Verträge in etwas bescheidnerer Form.

Ein solches Flibustiertum in Sachen der auswärtigen Politik würde natürlich von den Kolonien nicht betrieben werden, wenn ihnen ein verfassungsmäßiges Recht zustünde, in allen Reichsangelegenheiten im Rate der Regierung selbst gehört zu werden, ein Recht, das ihnen nach Auffassung der „imperialistischen" Politiker auf die Dauer nicht vorenthalten werden kann.

Aber — so schlossen schon vor Jahren dieselben Politiker — mit der Gewährung dieses Rechts muß auch ein zweites Mißverhältnis fallen, das zugleich eine Ungerechtigkeit gegen das Mutterland ist. Bisher hat Großbritannien die Kosten für die Flotte, die den Handel der Kolonien mit beschützt, allein getragen, oder um es genauer auszudrücken: während die nordamerikanischen, australischen und südafrikanischen Kolonien, die ohne die Eingebornen 11 Millionen Einwohner zählen, jährlich 200000 Pfund Sterling zu Marinezwecken beisteuern, bringt das Vereinigte Königreich mit seinen 38 Millionen Einwohnern jährlich durchschnittlich 18 Millionen Pfund für die Kriegsflotte auf und trägt überdies die Kosten für das Heer sowie für den gemeinschaftlichen diplomatischen und Konsulardienst. Armut können die genannten Koloniegruppen nicht vorschützen, denn ihre Staatseinkünfte belaufen sich auf 43 Millionen Pfund, d. h. fast auf die Hälfte der des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland. Und doch nehmen sie zur Aufrechterhaltung der Flotte, die ihren Handel und ihr Besitztum in allen Meeren schützt, nur den neunzigsten Teil der Ausgaben auf sich, sodaß die Verteilung der Lasten und der Genuß der Vorteile ganz außer allem Verhältnis stehen.

Die Anhänger des Reichsgedankens mußten sich sagen, daß ein Selbstverwaltungssystem, das mit zwei so außerordentlichen Widersprüchen behaftet ist, ein dauerndes Verhältnis zwischen dem Mutterlande und den Kolonien nicht ermöglichen würde, und daß man die beiden Teile nur zusammenhalten könnte, wenn man ein gemeinschaftliches Verteidigungssystem und eine gemeinschaftliche Kontrolle der auswärtigen Politik herstelle, kurz, wenn man den lockern Verband selbständiger Staaten, natürlich unter Wahrung der innerpolitischen Unabhängigkeit der Teile, in ein geschlossenes organisches Ganze, d. h. in ein auf verfassungsmäßiger Grundlage ruhendes Bundesreich zusammenfasse.

Diese Erkenntnis führte im Jahre 1884 unter hervorragenden Parlamentariern und andern politischen Führern zu der Bildung der Imperial Federation League, die sehr bald auch ihre Zweige über die Kolonien erstreckte.

Obwohl nun diese Imperial Federation League unzweifelhaft viel zur Verbreitung des Bundesreichsgedankens beigetragen hat, so sahen sich ihre Führer doch an entschiednem Vorgehen verhindert, da innerhalb der Vereini-

gung zwei verschiedne Strömungen vorhanden waren, und im vorigen Jahre kam es zur Auflösung des Verbandes. Während einige der Zweigvereine im Vereinigten Königreich und in Kanada das festigende Band lediglich in der Herstellung einer auf Solidarität der Handelsinteressen beruhenden Gemeinschaft, d. h. also eines großen britischen Zollvereins zu finden glauben, haben sich die einflußreichern Elemente in England samt den Zweigvereinen in Australien zu einem Imperial Federation (Defence) Committee zusammengeschlossen, um neben der Herstellung enger handelspolitischer Beziehungen vor allem den Grundgedanken des ursprünglichen Verbandes durchzuführen. Darnach würde es namentlich darauf ankommen, „daß die Stimme des britischen Bundesreichs fremden Mächten gegenüber den vereinigten Willen seiner selbständigen Teile ausdrückt; daß die Verteidigung des Reichs im Kriege die gemeinschaftliche Verteidigung der gesamten Interessen der Einzelstaaten mit Aufwendung aller Streitkräfte und Hilfsquellen seiner Teile ist; daß als hauptsächlichstes Verteidigungsmittel eine gemeinsame seetüchtige Flotte angesehen wird; daß der Wille des vereinigten britischen Reichs in einem Bundesreichsparlament, das aus Vertretern des Mutterlandes und der Kolonien besteht, verfassungsmäßigen Ausdruck findet," und daß diese Reichsvertretung in einem ähnlichen Verhältnis zu den Parlamenten Großbritanniens und der überseeischen Bundesglieder steht, wie der amerikanische Kongreß zu den gesetzgebenden Körperschaften der Staaten der Union oder wie der Reichstag zu den Einzellandtagen in Deutschland.

Da man jedoch einsieht, daß in dieser Angelegenheit die öffentliche Meinung weder in England noch in den Kolonien weit genug vorgeschritten ist, um ohne weiteres die Unterordnung der Einzelparlamente unter ein Reichsparlament annehmbar zu finden, so schlägt das Imperial Federation Committee als ersten Schritt zunächst die Bildung eines Reichsrats vor, der aus Vertretern bestehen würde, die von Großbritannien und den sich selbst regierenden nordamerikanischen, südafrikanischen und australischen Kolonien zu ernennen wären, und in dem auch Indien und die unmittelbar unter der Krone stehenden überseeischen Kolonien durch die Staatssekretäre, denen ihre Verwaltung obliegt, vertreten wären. Dieser Reichsrat, den die Regierung mit Berichten und Aufschlüssen über auswärtige Angelegenheiten zu versehen hätte, würde sich mit Beratungen über das Reichsverteidigungssystem zu befassen haben, auch würde ihm die Aufsicht über die Verwendung der für Verteidigungszwecke von den Bundesgliedern aufgebrachten Beiträge zustehen.

Dies sind etwa die Ziele, auf die, einschließlich einer gemeinsamen Handelspolitik, die Vertreter des Reichsgedankens hinstreben. Es muß auch hervorgehoben werden, daß die großbritannische Regierung, ob konservativ oder liberal, in den letzten Jahren jede Bewegung unterstützt hat, die darauf abzielte, die Kolonien in eine festere Beziehung zu einander und zum Mutterlande zu bringen.

Jedenfalls darf es als eine Folge der Thätigkeit der frühern Imperial Federation League, sowie des jetzigen Imperial Federation Committee und verwandter Verbände betrachtet werden, daß Anfang Juli eine Versammlung von Vertretern der genannten selbständigen Kolonien, wenn auch zunächst nur zur Beratung über handelspolitische Beziehungen, in Ottawa getagt hat, und daß damit der erste Schritt zu einer festern Verbündung auf Grund der Interessengemeinschaft gethan ist. Die Regierung selbst ließ sich bei der Konferenz durch Lord Jersey vertreten, der Auftrag hatte, über die Wünsche und Beschlüsse der Abgeordneten genau Bericht zu erstatten.

Auf der Tagesordnung standen, wie gesagt, keine fertigen Entwürfe von weitgehender grundsätzlicher Bedeutung, sondern nur handelspolitische Fragen. So wurde z. B. beschlossen, eine Kabelverbindung zwischen Kanada und Australien mit Verzweigungen nach Neuseeland und Südafrika herzustellen; und zwar soll diese ausschließlich unter britischer Kontrolle stehen, damit im Kriegsfalle der telegraphische Verkehr zwischen Großbritannien und den verschiednen Kolonien gesichert bleibe. Ein zweiter Beschluß sprach den Wunsch aus, daß die Regierung mit Staatshilfe eine Schnelldampferlinie zwischen England und Kanada einrichten möchte, um den Postdienst zwischen beiden Ländern von den Vereinigten Staaten unabhängig zu machen. Man kann annehmen, daß die Regierung diese Wünsche der Kolonien gern erfüllen wird. Dagegen lassen sich hinsichtlich der Ausführung eines dritten Beschlusses nicht unbedeutende Schwierigkeiten voraussehen. Es wurde nämlich der Erwartung Ausdruck gegeben, daß England alle Hindernisse beseitigen werde, die der Bildung eines Reichszollvereins entgegenstünden, sodaß sich die Kolonien und das Mutterland, oder doch wenigstens die Kolonien untereinander, in ihren gegenseitigen Handelsbeziehungen günstigere Bedingungen gewähren könnten als fremden Ländern. Differentialtarife passen aber mit der freihändlerischen Politik Englands schlecht zusammen, und so hat der Reichszollverein vorläufig einen Haken. Wenn aber die Kolonien durch besondre Abkommen unter einander den Erzeugnissen fremder Länder gegenüber höhere Tarifsätze anwendeten, so würden die betreffenden Regierungen England vermutlich dafür verantwortlich machen und ihm in seinen Handelsverträgen die Meistbegünstigungsklausel kündigen. Dabei würde das großbritannische Königreich mehr verlieren, als ihm seine überseeischen Niederlassungen bieten können, denn sein Handel mit den Kolonien (ohne Indien, die Ansiedlungen von Malakka und Hongkong) beträgt nur 15,1 Prozent seines Gesamthandels, während der mit den europäischen Ländern 42,6 Prozent ausmacht.*)

*) Auf Indien mit den Ansiedlungen von Malakka fallen 10,3 Prozent, auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika 18,6 Prozent und auf alle übrigen fremden Länder (einschließlich Hongkong) 13,4 Prozent.

Man erkannte denn auch diese Schwierigkeiten in der Konferenz durchaus an, aber man sprach doch die Überzeugung aus, daß sich allmählich die Gelegenheit finden werde, zunächst ein handelspolitisches Abkommen zwischen den Kolonien zustande zu bringen, und daß sich dieses dann als der Vorläufer zu eingreifendern Umgestaltungen erweisen werde.

Als einen ersten Fühler in dieser Richtung muß man die Interpellation betrachten, die Oberst Howard Vincent bereits am 13. Juli im englischen Unterhause an den Kanzler des Schatzamts richtete: „Ob die Regierung — in Anbetracht der von dem kanadischen Parlament wiederholt ausgesprochnen und von der Kolonialkonferenz bestätigten Ansicht, daß alle zwischen Großbritannien und fremden Mächten bestehenden Bestimmungen abgeschafft werden sollten, die die selbständigen britischen Kolonien verhindern, unter sich oder mit dem Mutterlande Verträge zur Gewährung gegenseitiger Handelsvergünstigungen einzugehen — nun unverzüglich dementsprechende Schritte thun werde, und ob sie die gerade mit Belgien und Deutschland betreffs der beiderseitigen afrikanischen Interessen schwebenden Verhandlungen benutzen werde, um die Abschaffung der Bestimmungen des Art. 15 des Vertrags mit Belgien von 1862 sowie des Art. 7 des Vertrags mit dem deutschen Zollverein von 1865 zu erlangen, da diese verhinderten, daß britische Waren in die britischen Kolonien zu günstigern Bedingungen zugelassen würden, als die Güter fremder Länder." Sir William Harcourt erwiderte hierauf, daß die Regierung dieser wichtigen Angelegenheit volle Aufmerksamkeit widmen werde. Auf eine zweite Interpellation, die Sir Albert Rollit am 20. Juli an die Regierung richtete, bemerkte E. Grey bezüglich der genannten Handelsverträge, daß jeder der vertragschließenden Mächte das Recht zustehe, sie durch zwölfmonatliche Kündigung aufzulösen.

Man sieht also, nach welcher Richtung der Wind weht. Jedenfalls darf man darauf gespannt sein, wie es die Regierung anfangen wird, um die Zollvereinsbestrebungen der Kolonien zu verwirklichen.

Aber die Hauptbedeutung der Konferenz lag nach den eignen Worten des Finanzministers von Kanada in der Thatsache, daß die Reichseinheit auf föderalistischer Grundlage der vorherrschende Gedanke in der Versammlung war, wie dies auch in der Schlußresolution besonders hervorgehoben wurde. Anknüpfend hieran machten die Times folgende bezeichnende Bemerkungen: „Die Kolonialkonferenz hat die Einheit des Reiches ausgesprochen, und zwar nicht als eine bloß auf unbestimmten Begriffen von Blutsverwandtschaft beruhende Gefühlsregung, sondern weil sie die Grundlage bildet für die praktische Geltendmachung eines wirtschaftlichen Prinzips und eines politischen Rechts. Nach der Ansicht der Konferenz ist das Reich durch praktische Interessen sowie durch Gemeinsinn so völlig eins geworden, daß die Zeit gekommen ist, entschieden zur Geltung zu bringen, daß es förderlich und zweckdienlich sei,

fiskalische Abmachungen zu treffen, wie sie gewöhnlich zwischen Provinzen und Bezirken andrer Reiche oder Bundesstaaten, die einen mehr augenscheinlichen geographischen Zusammenhang haben, als angemessen betrachtet werden.... Dank den modernen Wissenschaften können wir unser zerstreut liegendes Reich so festgefügt machen wie jedes andre. Das Meer trennt nicht, es verbindet, solange wir Sorge tragen, daß wir die Herrscher des Meeres bleiben. Sowie uns die Flotte die Sicherheit giebt, daß wir in allen Notfällen die Herbeischaffung von Lebensbedürfnissen in der Gewalt haben, so bildet sie auch die Hauptgewähr für die Unabhängigkeit, deren sich unsre Kolonien erfreuen. In unsrer Oberherrschaft zur See liegt die wahre Bürgschaft für die Reichsverbündung und die dauernde Sicherheit für die Wohlfahrt des Reichs daheim und jenseits des Meeres.... Wir müssen uns selber und der ganzen Welt einprägen, daß das Reich ein festgefügtes Ganze ist." Wir fügen dem noch hinzu, daß das Imperial Federation Committee vorschlägt, die Regierung solle im nächsten Jahre eine Reichskonferenz nach London berufen, um die Verbündungsfrage einer gründlichen Beratung zu unterziehen.

Bis zu welchem Grade eine feste politische Vereinigung geographisch so zerstreut liegender Gebietsteile möglich ist, und wieviel Widerstand der Radikalismus diesen Bestrebungen entgegensetzen wird, wollen wir hier nicht untersuchen; es genügt, daß der Bundesreichsgedanke in der öffentlichen Meinung eine Stufe erreicht hat, auf der er in der Entscheidung über die Politik des britischen Reichs in Betracht gezogen werden muß. Und dessen darf man sicher sein: ist einmal ein Zollverein zwischen den verschiednen Gliedern des Reichs zustande gekommen, so wird sich die Einrichtung eines gemeinschaftlichen Verteidigungssystems und gemeinschaftlicher Kriegsmittel zu Wasser und zu Lande sowie die Kontrolle eines Reichsparlaments ganz von selbst ergeben.

Natürlich würde, wenn der föderalistische Gedanke zur Ausführung käme, der Einfluß Englands als eines bloßen Teils geschwächt werden, das Bundesreich als Ganzes aber würde außerordentlich an Macht und Widerstandsfähigkeit gewinnen, und zwar in demselben Maße, wie die Kolonien an Bevölkerungszahl und Produktionskraft wachsen, wie sie an der Entfaltung der Handels- und Kriegsmarine mitwirken, und wie sie bestrebt und bereit sind, dem britischen Weltreich die erträumte Alleinherrschaft auf allen Meeren sichern zu helfen.

Die ganze Bewegung, die man unter dem Namen Imperial Federation begreift, verdient, obwohl sie erst in ihren Anfängen steht, die aufmerksame Beachtung unsrer Staatsmänner, denn soviel ist klar: je mehr der Einfluß der Kolonien im Rate der britischen Regierung wächst, desto mehr wird sich dieser Einfluß auch gegen die deutschen Kolonialbestrebungen richten, und desto weniger wird man auf eine Bundesgenossenschaft Englands rechnen können, wie man es in gewissen Kreisen jetzt noch thut. Unter allen Umständen sollte

sich Deutschland diese Bewegung als einen neuen Sporn dienen lassen, mit allen Mitteln seiner Staatskunst und mit allen Hilfsquellen seiner Volkskraft seinen politischen Einfluß auszudehnen und zu befestigen und sein Wirtschaftsgebiet, wo nur irgend möglich, zu erweitern. Sonst wird es in dem großen wirtschaftlichen Wettbewerb der Zukunft ein Zwerg sein.

Bahnsteigsperre und Platzkarten

Die großen Verbesserungen und Erleichterungen, die der Personenverkehr auf der Eisenbahn in den letzten Jahren namentlich durch Vermehrung der Zugverbindungen, Vergrößerung der Fahrgeschwindigkeit und Vervollkommnung der Beförderungsmittel erfahren hat, haben sich allgemeiner Anerkennung zu erfreuen. Von zwei andern Neuerungen im Personenverkehr kann man das nicht behaupten: von der Bahnsteigsperre und den Platzkarten. Aber eine möglichst sachliche Darlegung der Gründe, die zu diesen Neuerungen geführt haben, und ihrer Vorzüge und Nachteile für das Publikum und die Eisenbahnverwaltung wird hoffentlich dazu beitragen, manches noch vorhandne Vorurteil gegen diese Neuerungen zu zerstören und auch ihnen zu einer unbefangnern Würdigung zu verhelfen.

Die zahlreichen Unfälle, die jahraus jahrein dadurch entstanden, daß die Schaffner die Prüfung der Fahrkarten oft während der Fahrt von den an den Personenwagen entlang führenden Trittbrettern aus vornahmen, hatten schon längst die Frage nahe gelegt, wie diesem Übelstande abzuhelfen sei. Alle noch so strengen und noch so oft wiederholten Verbote hatten dem gefährlichen Beginnen nicht Einhalt thun können, da namentlich bei den schnellfahrenden und verkehrsreichen Zügen die Aufenthalte auf den Stationen zur vorschriftsmäßigen Prüfung der Fahrkarten oft nicht ausreichten. Aber auch wo dies der Fall ist, und selbst auf den Ausgangsstationen der Züge kann nicht verhindert werden, daß noch im letzten Augenblick vor der Abfahrt Reisende einsteigen, deren Fahrkarten nicht mehr geprüft werden können, ehe sich der Zug in Bewegung setzt. Die Prüfung bis zur nächsten Station aufzuschieben, geht schon deshalb nicht an, weil dabei eine Vermischung der schon im Zuge befindlichen Reisenden mit den neu hinzukommenden unvermeidlich wäre und damit jede Kontrolle verloren ginge. Durch allmähliche Ersetzung der Wagen mit Kupeeeinteilung durch sogenannte Durchgangswagen, deren

Thüren an den Stirnseiten liegen, und die durch schmale über die Puffer führende Eisenbrücken mit einander in Verbindung zu setzen sind, würde es dem Fahrpersonal ermöglicht werden, sich innerhalb des Zuges von einem Ende bis zum andern gefahrlos zu bewegen. Die Abneigung des Publikums gegen solche Wagen, die hauptsächlich dem Wunsche entspringt, sich während der Fahrt möglichst abzusondern, dürfte sich mit der fortschreitenden Verbesserung dieser Wagen allmählich verlieren, würde also kein Hindernis sein, in dieser Richtung weiter vorzugehen. Ebenso wenig würde der Umstand entgegenstehen, daß die Besetzung und Entleerung dieser (nur an den Stirnseiten zugänglichen) Wagen weniger leicht und übersichtlich von statten geht, als bei den Wagen mit Kupeeeinteilung. Wie in andern Ländern, wäre es auch wohl bei uns zu erreichen, daß sich das Publikum daran gewöhnte, die Durchgangswagen an einer bestimmten Seite zu besteigen und sie nur an der andern Seite zu verlassen. Durch Anschläge in den Wagen ließe sich eine solche Gewöhnung leicht unterstützen. Die allgemeine Einführung von Durchgangswagen würde also den Schaffnern eine gefahrlose Prüfung der Fahrkarten während der Fahrt ermöglichen. Aber sie würde zwei weitere Übelstände nicht beseitigen, die gleichfalls dringend der Abhilfe bedürfen.

In Deutschland ist die Unsitte weit verbreitet, bei jeder noch so kurzen Abwesenheit vom häuslichen Herd ein mehr oder minder zahlreiches Gefolge auf dem Bahnsteig zu versammeln, das bei der Abfahrt durch Grüßen, Tücherschwenken u. dergl. m. seine zärtlichen Empfindungen für den Abreisenden kundzugeben sich verpflichtet fühlt. Auf einem Berliner Bahnhof sind bis zu neun Begleiter für einen Reisenden gezählt worden. Im Grunde geschieht damit weder den Abreisenden ein Gefallen, die mit der Abfertigung und Unterbringung ihrer Person und ihrer Sachen ohnehin genug zu thun haben, noch den freundlichen Begleitern, die oft gar nicht mehr wissen, wie sie ihre Fürsorge für die Begleiteten bis zum letzten Augenblick an den Tag legen sollen. Für die Eisenbahnverwaltung aber entsteht daraus unter Umständen ein schwerer Notstand. Es geht ihr jede Übersicht über die Zahl der wirklich zu befördernden Personen verloren. Die Zahl der am Schalter ausgegebnen Fahrkarten bietet keinen zuverlässigen Anhalt dafür, so lange ein großer Teil der Reisenden mit Rückfahrkarten, Rundreiseheften u. dergl. m. versehen ist. Namentlich bei den verkehrsreichen Zügen werden die diensthabenden Beamten in der Ausübung ihrer Obliegenheiten stark behindert, und den Reisenden selbst wird die Bewegung am Zuge, das Aufsuchen ihnen zusagender Plätze außerordentlich erschwert. Daß dies keine Übertreibung ist, wird jeder bestätigen, der in frühern Jahren z. B. den Wirrwarr auf den Berliner Bahnhöfen bei den beliebtesten Fernzügen in der verkehrsreichen Zeit beobachtet hat und nun den wohlthuenden Gegensatz nach Einführung der Bahnsteigsperre kennen lernt.

Dazu kommt aber noch ein andrer Umstand. Namentlich durch Ausgabe

von Fahrkarten für mehrere Fahrten (hin und zurück, Rundreisen) mit längerer Giltigkeitsdauer wird die Möglichkeit einer mißbräuchlichen mehrfachen Benutzung ein und derselben Fahrkarte für die gleiche Strecke außerordentlich erweitert. Die bekannten großen Schaffnerprozesse in Hamburg und Stettin haben gezeigt, daß trotz aller umfassenden Kontrollmaßregeln der Eisenbahnverwaltung umfangreiche Fahrgeldhinterziehungen lange Zeit der Wahrnehmung der Aufsichtsorgane haben entgehen können. In den angeführten Fällen sind sie bekanntlich durch Beamte der Berliner Kriminalpolizei aufgedeckt worden. Die Fürsorge für Erhaltung der Lauterkeit ihres Beamtenstandes ist aber eine Aufgabe, die von keiner Verwaltung vernachlässigt werden darf. Die Bahnsteigsperre bietet ein wirksames Mittel, das Fahrpersonal der beständigen Gelegenheit und Versuchung zu Unterschleifen zu entziehen, indem sie die Prüfung der Fahrkarten an zwei verschiedne Stellen (Abfahrt- und Bestimmungsstation) verlegt, deren Verständigung unter einander fast unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnet.

Hiermit dürfte ausreichend nachgewiesen sein, daß die — in allen Ländern mit hochentwickeltem Eisenbahnwesen mit bestem Erfolg bestehende — Bahnsteigsperre an sich notwendig und zweckmäßig ist. Eine andre Frage ist es, ob sie bei uns richtig, d. h. unter der gebotnen Schonung langjähriger, tief eingewurzelter Gewohnheiten durchgeführt worden ist und gehandhabt wird. Die zahlreichen Klagen und Beschwerden, die in Privateingaben, wie in der Tagespresse und namentlich auch in den Versammlungen der wirtschaftlichen Beiräte der Eisenbahnverwaltung laut geworden sind, scheinen dagegenzusprechen. Dabei ist aber erstens zu berücksichtigen, wie schwer gerade der Deutsche auf liebgewordne Gewohnheiten verzichtet und sich einer Neuerung unterwirft, die dem Einzelnen gewisse Unbequemlichkeiten auferlegt, mag sie an sich noch so nützlich sein; sodann, daß bei der Anlegung unsrer meisten Bahnhöfe die Einführung der Bahnsteigsperre nicht in Betracht gezogen worden ist. Dieser letzte Umstand hat es zum Teil außerordentlich schwierig gemacht, ohne kostspielige Umbauten, die namentlich so lange vermieden werden mußten, als es sich um einen Versuch handelte, die für eine ordnungsmäßige Durchführung der Bahnsteigsperre erforderlichen Einrichtungen zu treffen. Manches wird mit der Neuheit der Einrichtung zu entschuldigen sein, was zu berechtigten Klagen Anlaß gegeben hat. Wenn auch die Bahnsteigsperre auf der Berliner Stadt- und Ringbahn von vornherein eingeführt worden war und sich dort im allgemeinen vortrefflich bewährt hat, so haben doch dort wenige oder gar keine Erfahrungen damit gesammelt werden können, die zu allgemeinerer Verwertung geeignet gewesen wären.

Was die Bahnsteigkarten betrifft, so haben viele darin nichts weiter als eine „fiskalische“ Maßregel sehen wollen, bestimmt, die Überschüsse der Staatseisenbahnverwaltung zu vermehren. Nichts ist irriger als diese Annahme. Die

Bahnsteigkarten haben vor allem den Zweck, dem Publikum die Einführung der Bahnsteigsperre und den Verzicht auf liebgewordne Gewohnheiten dadurch zu erleichtern, daß sie ihm gegen Opferung eines Nickels den abgeschlossenen Bahnsteig gewissermaßen durch eine Hinterthür wieder zugänglich machen. Die damit verbundne Erschwerung erfüllt augenscheinlich ihren Zweck, den Bahnsteig von Begleitpersonen möglichst frei zu halten. Aber das Mittel hat auch seine bedenklichen Seiten. Erstens ist es trotz der Geringfügigkeit der Zahlung eine Begünstigung der besitzenden Klassen, die gerade in unsrer Zeit besser vermieden würde, um jede Verschärfung der vorhandnen Klassengegensätze zu verhüten. Zweitens ist mit der Bahnsteigkarte dem Publikum ein neues, und wie die Erfahrungen schon gezeigt haben, sehr geeignetes Mittel zu Fahrgeldhinterziehungen, namentlich unter Beihilfe des Fahrpersonals, in die Hand gegeben, und damit ist ein wesentlicher Beweggrund für die Einführung der Bahnsteigsperre wieder hinfällig geworden. Wie solche Fahrgeldhinterziehungen zu ermöglichen sind, braucht hier nicht näher geschildert zu werden, zumal da einzelne besonders bezeichnende Fälle schon in der Tagespresse die Runde gemacht haben. Aus diesen Gründen wäre es vielleicht besser, wenn man den Zweck der Bahnsteigkarten auf einem andern Wege zu erreichen suchte, nämlich durch freie Zulassung solcher Personen, die zur Begleitung altersschwacher, kränklicher oder sonst gebrechlicher Reisenden notwendig sind, und durch ausnahmslose Zurückweisung aller übrigen Nichtreisenden. Selbst wenn dabei mit einer gewissen Liberalität zu Werke gegangen würde, die hier durchaus befürwortet wird, kämen höchstens einige Personen mehr auf den Bahnsteig, als nötig wäre.

Namentlich bei den verkehrsreichen Fernzügen wird die Bahnsteigsperre für das Publikum wie für die Eisenbahnverwaltung durch die vielen verschiednen Arten von Fahrscheinheften sehr erschwert. Das wird jeder bestätigen, der einmal, geduldig oder auch nicht, hat warten müssen, bis eine Anzahl Reisende mit zusammengestellten Fahrscheinheften und dementsprechendem Handgepäck die fälligen Scheine allein oder mit Hilfe der Bahnsteigschaffner herausgesucht hatte, abgefertigt worden war und die schmale Pforte glücklich hinter sich hatte. Die Beseitigung dieses Übelstandes, der wirklich nicht gering anzuschlagen ist, ist nur eine Frage der Zeit. Die über kurz oder lang unabweisbare Vereinfachung und wohl auch Verbilligung unsrer verworrnen und überdies geradezu antisozialen Personentarife wird ohne Zweifel mit allen Begünstigungen der Reisen auf weitere Entfernungen, die ganz überwiegend den bemitteltern Volksklassen zu gute kommen, gründlich aufräumen. Damit würden vor allem auch die sogenannten „zusammenstellbaren Fahrscheinhefte“ wieder wegfallen, die bei all ihrer Billigkeit ihren Inhabern doch viel Ärger und Schererei bereiten, zu zahllosen, oft vergeblichen Reklamationen Anlaß geben und schon durch ihre umständliche Ausgabe und Verrechnung viel unerwünschte Schreiberei und Kosten verursachen.

Als ein nicht gering anzuschlagender Vorzug der Bahnsteigsperre ist endlich noch zu erwähnen, daß sie das Publikum zu größerer Selbständigkeit erzieht und es nicht in dem bisherigen Maße auf den mehr oder weniger guten Willen der Fahrbeamten anweist.

Wenden wir uns nun zu den Platzkarten. Wie bekannt, hat die Eisenbahnverwaltung in den letzten Jahren eine Anzahl besonders großer, geräumiger und ruhig gehender Durchgangswagen nach amerikanischem Muster beschafft, die durch Lederbälge so mit einander verbunden werden, daß sich die Reisenden in einem Zuge, der aus solchen Wagen gebildet ist, von einem Ende bis zum andern frei bewegen können. Alle durchgehenden Schnellzüge sind nach und nach aus solchen Wagen gebildet worden. Zur größern Bequemlichkeit der Reisenden und um längere Zugaufenthalte zu vermeiden, ist in diesen Zügen auch ein beschränkter Restaurationsbetrieb eingerichtet worden. Bei dem außerordentlich hohen Eisengewicht dieser Wagen, das, nebenbei bemerkt, das Verhältnis zwischen toter (Brutto-) und Nutz- (Netto-) Last sehr ungünstig gestaltet, kann nur eine beschränkte Anzahl solcher Wagen in einen Zug eingestellt und von einer Lokomotive befördert werden. Die nicht geringen Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten, die derartig zusammengestellte Züge den Reisenden bieten, rechtfertigen die Erhebung eines besondern Entgelts für ihre Benutzung, um so mehr, als es sich hier um Leistungen handelt, von denen fast ausnahmslos nur die Bemitteltern Nutzen ziehen. Auch war es notwendig, durch Erhebung eines solchen Entgelts den Nahverkehr von diesen Zügen möglichst fernzuhalten, um ihren eigentlichen Zweck nicht zu beeinträchtigen. Ein Zuschlag zu den sonst üblichen Fahrpreisen nach Kilometern hätte ganz unverhältnismäßig hoch sein müssen, um diesen Zweck zu erreichen. Wohl hauptsächlich deshalb hat man es vorgezogen, einen festen Zuschlag zu erheben, der zunächst ohne Rücksicht auf die Entfernung auf zwei Mark für die erste und zweite und auf eine Mark für die dritte Wagenklasse festgesetzt wurde. Um es den Reisenden zu ermöglichen, sich unter allen Umständen einen Platz in diesen Zügen zu sichern, wurde allgemein ein Vorverkauf von Fahr- und Zuschlags- (Platz-) Karten für diese Züge auf den Abgangsstationen eingerichtet. Der Unwille des Publikums über diese Verteuerung der sogenannten D-Züge hat sich in zahllosen Klagen und Beschwerden, zum Teil in heftigster Weise, Luft gemacht. Das Publikum pochte auf den Wortlaut der in seinen Händen befindlichen Karten und war nicht zu der Einsicht zu bringen, daß die Bemerkung „Giltig für alle Züge" durch Aufnahme einer entsprechenden Bestimmung in die Tarife unter ordnungsmäßiger Veröffentlichung eine rechtsgiltige Beschränkung erlitten hatte. Sogar die Rechtsprechung ist mehrfach mit dieser Frage beschäftigt worden und hat sich in der That in einem Falle der Auffassung des Publikums angeschlossen, daß die Bemerkung „Giltig für alle Züge" trotz der einschränkenden Tarifbestimmung maßgebend bleibe. Wie einer solchen

Auffassung in Zukunft wirksam zu begegnen sein wird, ist eine Formfrage, die hier außer Betracht bleiben kann. Die Thatsache bleibt bestehen, daß es sich hier um Züge handelt, deren Annehmlichkeiten die Erhebung eines höhern Fahrpreises vollauf rechtfertigen.

Begründeter als die Klagen über die Zuschläge an sich waren die Klagen darüber, daß durch ihre gleichmäßige Höhe die Benutzung der Durchgangszüge auf kürzere Strecken unverhältnismäßig verteuert, ja unmöglich gemacht werde, ohne daß diesem Verkehr ein entsprechender Ersatz geboten worden sei. Inwieweit dem hier vorhandnen Bedürfnis durch Herstellung neuer oder durch Verlegung oder Beschleunigung bestehender Zugverbindungen Genüge zu leisten ist, ist eine Frage, die in jedem einzelnen Falle besondrer, sorgfältiger Prüfung bedarf. Inzwischen ist durch die vom 1. September d. J. ab angeordnete Ermäßigung der bisherigen Zuschläge von zwei und einer Mark auf die Hälfte für Entfernungen bis zu 150 Kilometer die Härte der bisherigen Zuschläge für den Nahverkehr wesentlich gemildert worden.

Nicht zu leugnen ist, daß die Form der Erhebung des Zuschlags als „Platzkartengebühr," also als Entgelt für die Zuweisung eines bestimmten Platzes, eine Leistung, ohne die eine Beförderung überhaupt nicht denkbar ist, sehr viel dazu beigetragen hat, die Abneigung des Publikums dagegen in einem Maße zu verschärfen, das in keinem Verhältnis zu der Bedeutung der Sache steht.

Das Bestreben der Eisenbahnverwaltung, den berechtigten Wünschen und Forderungen des Publikums nach Möglichkeit nachzukommen, wird durch die allgemeine Finanzlage zur Zeit in einer Weise beschränkt, die für die Verwaltung sehr hemmend ist. Aber gegenüber den vielen Vorwürfen, die ihr gemacht worden sind, muß ausdrücklich betont werden, daß die Bahnsteigsperre und die Platzkarten ausschließlich sachlichen Erwägungen entsprungen sind, die mit „fiskalischen" Absichten nicht das geringste zu thun haben.

Frankfurt a. M. Otto de Terra

Wandlungen des Ich im Zeitenstrome

1. Vaterhaus und Familie

(Schluß)

Die Häuschen der Ziedervorstadt hatten Gärtchen; das der Tanten war mir ein lieber Aufenthalt. Zuweilen gab es von da aus etwas interessantes zu sehen und zu hören. Parallel mit der Ziedergasse, von ihren Gärten durch eine Wiese getrennt, läuft die Obergasse. Dort wohnte damals Gesindel. Nicht selten hieß es: auf der Obergasse giebts Händel! Dann liefen die Ziederleute in

ihre Gärten und schauten, an die Zäune gelehnt, dem Schauspiel zu. Ich bekam so eine ganz klare Vorstellung von der Bedeutung des Wortes. Händel bedeutet: daß zwei schlampige Weibsbilder in zerfetzten Röcken, mit halb entblößtem Oberkörper und wirren Haaren einander gegenüberstehen, einander anschreien, mit den Armen herumfechten und einander von Zeit zu Zeit die geballte Faust unter die Augen halten. Keine Polizei griff störend in den Dialog ein, der immer erst in der Erschöpfung der handelnden Personen sein natürliches Ende fand.

Zuweilen fand sich in der großen Nähstube auch die Singliese ein, eine arme, alte Frau oder Jungfer, die um eine Schale Kaffee ihre drei bis vier Liedchen zum besten gab. Eins davon klingt mir noch in den Ohren:

Die Liebe macht glicklich und reich,
Die Liebe macht Bettler zum Keehenich,
Die Liebe macht ahalles gleich.

Das feine helle Stimmchen des Weibleins mußte in ihrer Jugend nicht übel geklungen haben.

Im Winter saßen wir nach dem Abendbrot um die Lampe herum. Waren Lichtengäste da, so wurde wohl ein Lotteriespiel gemacht, um „Pumpernüßchen." Vor Weihnachten wurde der Inhalt der angekommnen Kisten durchgemustert: Bilderbücher, Jugendschriften, Spiele, denn mein Vater hatte außer der Buchbinderei einen kleinen Sortimentsbuchhandel. Sonst las der Vater, mit einem grünen Lichtschirm über dem Gesicht, und zwar ausschließlich naturwissenschaftliche Bücher und Zeitschriften. Er verlegte sich vorzugsweise auf Chemie, Galvanismus und Elektromagnetismus. Er baute Voltasche Säulen und machte Versuche mit der Galvanoplastik; oft scherzte er, er wolle uns alle vergolden, versilbern und verkupfern. Zuerst fertigte er Denkmünzen, Königsbilder u. dergl. an, die er in seinem Schaukästchen aushing. Das wurde in der Umgebung bekannt, und der damalige Direktor des Schullehrerseminars und Waisenhauses in Bunzlau, der ein Relief des Riesengebirges in Wachs bossirt hatte, lud ihn ein, dieses Modell zu verkupfern. Der Vater reiste hin und blieb vier Wochen dort. Die Trennung von uns muß ihm sehr schwer gefallen sein, denn er schrieb häufige, lange und sehnsüchtige Briefe an die Mutter. Als er wiederkam, war die Freude groß — wir hatten ihn mehreremal vergeblich auf der Post erwartet —, und sie wurde noch größer, als er seine Kisten auspackte, in denen er uns allerlei schöne Sachen mitgebracht hatte. Einige Zeit nachher bekam er vom Schweidnitzer Gewerbeverein ein Zeitungsblatt zugeschickt, worin seiner Arbeit mit Anerkennung gedacht wurde. Unglücklicherweise wurde diese Gelegenheit nicht dazu benutzt, Verbindungen anzuknüpfen.

Damals wäre es ein großes Glück gewesen, wenn einflußreiche Verbindungen

meinem Vater dazu verholfen hätten, seine chemischen und physikalischen Versuche nutzbar zu machen, denn mit der Buchbinderei ging es rückwärts. Man hat ihn beschuldigt, über seinen Steckenpferden sein Geschäft versäumt zu haben, aber die Sache verhielt sich doch umgekehrt: weil das Geschäft nicht mehr zog, wurde das Steckenpferd vorgespannt. Der Vater fand, als er sich mit ungenügenden Mitteln etablirte, in seiner Mutter und den beiden Schwestern sofort eine ziemlich anspruchsvolle Familie vor, die ihm auch nach seiner Verheiratung noch zur Last fiel, ohne daß diese drei Frauen im Geschäft oder in der Wirtschaft etwas geleistet hätten, sodaß die Mutter eine Dienstmagd halten mußte; denn da noch ein Gesell und zwei Lehrlinge hinzukamen, so hatte sie täglich für neun Personen ohne die Kinder zu kochen. Arzt und Apotheker kamen nicht aus dem Hause, da die Kinder von allen möglichen Krankheiten heimgesucht wurden. Es ist gewiß ein Beweis für die Tüchtigkeit des Mannes, daß er unter solchen Umständen eine Leihbibliothek anlegen und auf 4000 Bände bringen konnte; wahrscheinlich ist er mit der Vermehrung für seine Mittel zu rasch vorgegangen, aber das wäre doch auch wieder nicht möglich gewesen, wenn er nicht bedeutende Abzahlungen geleistet hätte. Da, als es so hübsch vorwärts ging, traf ihn ein harter Schlag, den er vielleicht hätte voraussehen können, wenn er die Fachschriften der Handelswelt studirt hätte. Seinen Hauptverdienst bildeten nicht das Büchereinbinden und sein kleiner Handel, sondern der Druck jener Firmenschildchen, von denen auf jedes Stück Leinwand eines geklebt wird; er bediente sich dazu einer Handpresse. Ende der dreißiger Jahre nun machte die Überflutung mit englischem Kattun der Leineweberei des schlesischen Gebirges den Garaus. (Erst einige Jahre später erstand sie wieder, nachdem die preußische Seehandlung zwei Spinnfabriken, in Landeshut und Erdmannsdorf, errichtet hatte.) Die meisten Kaufleute zogen sich, einer nach dem andern, vom Geschäft zurück und lebten teils als Rentner, teils kauften sie Landgüter und Mühlen; einige wurden bankrott. Bei diesen verlor mein Vater einige hundert Thaler, und der Schilderdruck hörte auf. Nun konnte er den Buchhändlern keine Zahlungen mehr leisten, und die Bibliothek kam unter den Hammer. Ein Jugendfreund erstand den größten Teil davon, sodaß der Vater die Bücher wieder bekam. Aber er war dadurch nicht viel gebessert, denn nun hatte er den Freund als Dränger auf dem Halse. Vor Gericht hatte dieser auf die Frage des Richters nach den Zahlungsbedingungen gesagt: O, das hat keine Eile, vielleicht schenke ich das Geld später seinen Kindern; aus der Gerichtsstube heraustretend aber fragte er meinen Vater: Nun, wann wirst du mir die erste Zahlung leisten?

Das Geschäft wurde fortgeschleppt bis in den Sommer 1845. Eines Nachts wurden wir durch Flammenglut und Feuerlärm geweckt und fanden uns mitten in einem Feuermeer. Unser Haus war das einzige steinerne in einem Block von etlichen vierzig hölzernen, die sämtlich in jener Nacht ab-

brannten. Der Sommer war außerordentlich dürr, und die alten Schindeldächer fingen Feuer wie Strohschober. Die Großmutter meldete, daß sie ihr altes Gebetbuch in dem Eichenschrank geborgen habe, den im siebenjährigen Kriege plündernde Panduren nicht aufzubrechen vermocht hätten, und dann wieder, daß sie die Blumentöpfe gerettet habe; sie hatte sie vom Fensterbrett auf den Tisch gesetzt. Die Mutter aber arbeitete mit solcher Energie und Umsicht, daß uns die meisten Möbel, Betten, Wäsch- und Kleidungsstücke erhalten blieben. Mich schickte sie mit meinen Büchern und dem kleinen Bruder zur andern Großmutter. Es war schwer durchzukommen durch das Gewühl, und der Lärm ungeordneter Menschenhaufen bildete mit dem Anschlagen der Glocken, dem Mollakkord des Feuerkalbes — so wurde das Instrument seines blökenden Tones wegen genannt — und dem prasselnden Flammenmeere zusammen eine schauerliche Nachtszene, genau so wie sie in Schillers Glocke beschrieben wird. Im Zieder fanden wir die Großmutter leblos auf ihrem Bett liegen. Sie war auf die Straße hinausgetreten, und da sie sah, daß es in unsrer Gegend brannte, vom Schlage gerührt worden. Sie lag viele Tage da, sprachlos und ohne ein Glied rühren zu können. Der Vater hat sie später mit Elektromagnetismus behandelt und so weit gebracht, daß sie an einem Stock herumgehen konnte; sie lebte dann noch drei Jahre. Beim Brande war der Vater sinnlos vor Schmerz und mußte mit Gewalt zurückgehalten werden, daß er sich nicht ins brennende Haus stürzte. Einige Tage vorher war er auf Zureden von Freunden, da ja das Feuer einem solchen Steinklumpen nichts anhaben könne, aus der Feuerkasse ausgetreten und nur mit 800 Thalern — soviel betrug die Hypothekenschuld — drin geblieben. Die Mauern standen ja noch unversehrt, auch die innern, und der Ausbau würde nicht allzu viel gekostet haben. Da ordnete der Bürgermeister in übertriebner Vorsicht an, daß die Feuereisse und die beiden Giebel eingerissen würden, und deren Wucht vernichtete nicht allein die Decken und die noch unversehrten Öfen des Hauptgeschosses, sondern schlug auch die Gewölbe des Erdgeschosses durch. Der Abbruch des Vordergiebels war ein Kunststück, das mich heute noch in Staunen versetzt. Nachdem man ihn ein wenig unterminirt hatte, wurden am Fensterpfeiler und an Querbalken Seile befestigt, und eine lange Reihe von Männern, die bis über das Niederthor hinausreichte, zog an einem mächtigen Tau, ruckweise, mit dem jedesmaligen Rufe: Einen — Ruck! Beim dritten oder vierten „Ruck“ lag die ganze Reihe rücklings im tiefen Straßenkot, weil die Verbindung oben riß. Endlich kam der mächtige Giebel ins Wanken, schwankte eine Zeit lang hin und her und legte sich hinten hinüber; er hätte, meine ich, ebenso gut nach vorn stürzen und eine Menge Menschen erschlagen können. Der Bürgermeister ließ dann Wachen auf das Grundstück stellen, damit der Schatz nicht gestohlen würde. Aber der hat sich nicht gefunden, und die hartnäckig daran glaubten, stellten die Vermutung auf, er

sei beim Giebelsturz einem Nachbar zugeflogen, dem es nach dem Brande sehr gut ging. Der Verkauf der Materialien ergab nicht viel, denn die einzelnen Ziegel ließen sich nicht absondern, weil sie steinharter Mörtel zu unzerstörbaren Blöcken vereinigte, und der Arbeitslohn verzehrte bei so böser Arbeit den Ertrag.

Von der Bibliothek waren nur etwa hundert Bände, vom Handwerkszeug nur das Nötigste gerettet, und unsre neue Wohnung machte der Buchbinderei vollends ein Ende. Es war eine sehr schöne Wohnung, mitten im Grünen — bei Überschwemmungen mitten im Wasser —, von jedem Fenster die entzückendste Aussicht, aber abseits von allem Verkehr. In einem andern Flügel des langen Gebäudes — es war eine Badeanstalt — wurde für die Großmutter und ihre eine noch ledige Tochter eine schmale Stube gemietet, worin sie sich sehr unglücklich fühlte; denn, sagte sie, ich kann ja hier nicht einmal um den Tisch herumgehen! Sie hat denn auch nicht mehr lange gelebt. Die paar hundert Thaler, die der Vater für das Grundstück und aus den gesammelten Geldern als Unterstützung bekam, überließ er seiner Mutter und den Schwestern als Entschädigung für ihr Anrecht auf das Haus. Zur Sammlung steuerte besonders Hamburg reichlich bei, das drei Jahre vorher von einem noch weit größern Brandunglück heimgesucht worden war und aus aller Welt Gaben empfangen hatte. Eine der Gaben, die uns von dort zuflossen, war bezeichnend für die weise Fürsichtigkeit der hanseatischen Herren; es war ein Genußmittel, bei dem die Gefahr ausgeschlossen ist, daß es von Leichtsinnigen in wenig Tagen verpraßt werden könnte: Salz; jede Familie bekam eine ganze Tonne voll.

Bei dieser Lage konnte man es meinem Vater wohl eigentlich nicht verargen, daß er nur einen eben ausgelernten Jungen behielt, der ein paar treu gebliebne alte Kunden besorgte, während er selbst es mit allerlei neuen Erwerbszweigen versuchte. Er kochte Leim, braute Farben, daguerreotypirte, fertigte Gichtpapier, Rheumatismusketten, Ohrenmagnete, galvanoplastische Medaillen, und baute elektromagnetische Apparate für Heilzwecke. Um diese abzusetzen, mußte er reisen, und so geriet er denn ins Herumwandern. Auf der Wanderschaft lehrte er das galvanische Vergolden und Versilbern, und es wird wenig schlesische Städte geben, wo nicht ein Goldarbeiter diese Kunst von ihm erlernt hätte. Der Fehler war nur, daß ihm gänzlich der Geschäftsgeist abging; er leistete alle seine Dienste halb oder ganz umsonst, hatte keine Ahnung von Reklame, sprach mit Paketchen beladen und mit der demütigen Miene des Bittstellers bei seinen Kunden vor und betrieb die Sache ganz planlos. Ein reicher Kaufmann hielt ihn einmal auf der Straße an und sagte: „Es ist doch ein Skandal, daß Sie, ein so gescheiter Mann, es zu nichts bringen; wir wollen zusammen was unternehmen, ich gebe das Geld dazu, schlagen sie etwas vor.“ „Dann, erwiderte mein Vater, bauen Sie doch eine Fabrik für künstlichen

Dünger, das hat jetzt am meisten Zukunft." Aber davon wollte der andre nichts wissen.

Mit den schon geschilderten Charaktereigenschaften meiner Mutter verband sich noch eine große Ängstlichkeit, wie sie kleinliche Verhältnisse und Sorgen im Menschen erzeugen, die das Gegenteil von leichtsinnig sind, und diese Ängstlichkeit wurde durch zwei Armbrüche, die ich im zweiten und im vierten Jahre erlitt, und durch die häufigen Erkrankungen sämtlicher Kinder ins Maßlose gesteigert. So kam es, daß ich nicht springen, klettern und mich herumbalgen, nicht ohne Aufsicht ausgehen durfte und viel stillsitzen mußte. So lernte ich denn meine Arme und Beine nicht gebrauchen, und als mir endlich größere Freiheit verstattet wurde, war es zu spät, ich blieb immer schwach und ungeschickt. Das Stillsitzen bei lebhaftem Geiste ergab bei der schönen Gelegenheit, die ich hatte, ganz von selber die Vielleserei. Ich las alles, was ich in die Hände bekam, selbst Unterrichtsbücher für Hebammen. Da der Mutter, die sich anfangs darüber gefreut hatte, des Lesens zu viel wurde, und da ich von manchen interessanten Sachen, die ich aufstöberte, befürchten mußte, sie möchten mir konfiszirt werden, so verkroch ich mich manchmal in die dunkeln Winkel der Boden und Kammer, was natürlich den Augen schadete. Ich wurde auch träumerisch davon und richtete aufgetragne Botschaften so schlecht wie möglich aus; wenn ich vom Krämer Zucker holen sollte, so brachte ich Salz, statt Brennöls Essig. Bis zu meinem vierzehnten Jahre habe ich gelesen: das Alte Testament, eine hübsche Ausgabe der deutschen Volksbücher mit Holzschnitten, die damals erscheinenden Heller- und Pfennigmagazine, Modenzeitungen und Taschenbücher, eine Menge Ritter- und Räubergeschichten (von den Titeln ist mir noch „die Unkenburg" erinnerlich), die Romane von Tromlitz, Spindler, Karoline Pichler, Henriette Hanke und andern. Den „Juden" von Spindler bringt jetzt der Vorwärts als Feuilleton, was sehr billig und darum sehr praktisch ist. Wenn ich nun manchmal hineinsehe in diese unendlich breite Geschichte, so wundre ich mich, wie der elfjährige Junge das hat hinunterwürgen können. Ich habe nämlich gerade diesen Roman mit Leidenschaft gelesen, erinnere mich aber bloß noch an zwei Dinge daraus, die also einen besonders tiefen Eindruck auf mich gemacht haben müssen: die Rettung des Papstes Johann XXIII. aus Konstanz und eine Liebste in grauem Kleid mit schwarzem Sammetstreifen. Diese Kleidung hat mir viel Kopfzerbrechen verursacht. Wenn einem ein Mädchen oder eine Dame gefallen soll, dachte ich nämlich, so muß sie doch rot oder himmelblau sein, oder weiß und blau gestreift, oder allermindestens weiß; aber grau mit einem schwarzen Streifen, das war doch komisch! Zu den Büchern des Vaters kamen aber auch noch welche aus der Wallenbergischen Bibliothek, die samt einer Naturaliensammlung über der Sakristei der evangelischen Kirche lag. Aus dieser hatte ich einmal ein mehrbändiges Werk in Quart, eine Art von Universum, mit schönen

bunten Kupfern; besonders erinnere ich mich noch der Abbildung der Pferderassen und eines prachtvollen rot und blauen Vogels Phönix.*)

Im achten Jahre etwa fing ich an, am Umgange mit Kameraden Gefallen zu finden, und wußte mich nun allmählich von der mütterlichen Aufsicht frei zu machen. Zuerst verkehrte ich viel mit den Kindern des guten Mannes, der uns die Bibliothek schenken wollte, einem gleichaltrigen, sehr wilden Knaben, der später als Mann im amerikanischen Sezessionskriege gefallen ist, und zwei etwas ältern Mädchen. Bald trieben wir in dem schönen Garten des Mannes, bald bei den Großmüttern der drei unser Wesen. Bei der einen spielten wir einmal Theater — die Stücke wurden immer improvisirt —, und ich erschien eben als Geist, in einem Hemde der Großmutter, das wir aus dem Wäschkorbe genommen hatten, da kam sie zufällig herein, fuhr mich an: „Was, du Schwein, meine reine Wäsche schleppt ihr mir herum?“ fügte aber, als sie das Gesicht frei gemacht hatte und mich erkannte, begütigend hinzu: „Ach so, ich dachte, es wäre der Fritze.“ Fritze steckte kichernd in einem Winkel und entkam, wie gewöhnlich, mit seiner Gewandtheit den Griffen der zürnenden Großmutter. Später verkehrte ich mehr mit Schulkameraden, die im Verhältnis zu mir immer älter wurden, denn ich stieg rasch auf und saß als zwölfjähriger mit sechzehnjährigen zusammen, während sich „Fritze“ Zeit nahm. Bei schönem Wetter wurde auch manchmal ein Spiel auf dem Schulhofe unternommen oder auf dem daranstoßenden malerisch an einem Berge hinaufliegenden Kirchhofe, im Winter ein Schneeballkampf oder eine Hörnerschlittenfahrt den Kirchberg hinab. Außer der Schulzeit wurde auf den Bergen und in den Wäldern der Umgegend Ritter und Räuber gespielt. An schönen Sommerabenden durchzogen wir Arm in Arm singend die Straßen. Dasselbe pflegten aber auch die Gesellen und die Lehrjungen zu thun. Einmal, als ich zu Hause schon im Bette lag, sagte die Mutter zu mir: „Hör mal, was die für ein schönes Lied singen!“ Ich dachte: Kennteſt du nur den Text, so würdest dus nicht schön finden. Zum Baden hatten wir einen schönen Wiesenplatz am Zieder, doch zogen wir uns auch an jedem beliebigen andern Platze am Zieder oder am Bober aus, wenn uns die Lust anwandelte. Daß man auch zum Baden Hosen anziehen müsse, erfuhr ich zu meiner Verwunderung erst in der Gymnasialstadt, wo dieser Kulturfortschritt schon eingeführt war; an vielen Orten Schlesiens ist er lange nachher noch unbekannt geblieben.

Ein Verhältnis zu Geschwistern konnte ich in jenen dreizehn Jahren nicht gewinnen. Ich war der älteste; die drei folgenden starben, und zwar alle an langwierigen Krankheiten, im Kindesalter. Dann kam ein Bruder, der zwar am Leben blieb, aber sechs Jahre jünger war als ich, was in diesem

*) Es wird wohl Bertuchs Bilderbuch gewesen sein. D. R.

Lebensalter einen gewaltigen Abstand macht, besonders wenn man an ältere Kameraden gewöhnt ist; erst weit später sind wir durch brieflichen Verkehr mit einander bekannt geworden und haben uns innig befreundet. Der jüngste Bruder, der noch lebt, und eine Schwester, die vierzehn Jahre alt geworden ist, waren, als ich aus dem Hause fortkam, ein und zwei Jahre alt. Spaziergänge in Gesellschaft der Eltern kamen selten vor. Nur dann und wann einmal erlaubten sie sich die Teilnahme an dem kostenlosen Stadtbuschvergnügen. Jeden Montag zogen im Sommer viele Bürgerfamilien in den Stadtwald hinauf; auch die Lehrjungen wurden mitunter mitgenommen, teils aus Menschlichkeit, teils um Kinderwagen, Proviant und Geschirr zu schleppen. Es ging um den Burgberg herum, zwischen Feldern hindurch, dann in einer wilden Kirschallee den Berg hinauf, endlich durch den dunkeln Tann zu einer Waldwiese, über die hinweg man auf die hochragenden Mauern, Dächer und Türme des Zisterzienserstifts Grüssau blickte. Unter den Bäumen an der Wiese standen Tische und Bänke. Dort ließen sich die Karawanen nieder. Die Knaben sammelten dürre Äste und Reisig und machten Feuerchen an, woran die Frauen und Mädchen Kaffee kochten. Gegen Abend wurde noch einmal zum Kartoffelkochen Feuer gemacht. Zuweilen lieferten die Stadtmusikanten Tafelmusik. Zwischen den Mahlzeiten vergnügten sich die Kinder teils mit Spielen, teils mit Beeren- und Pilzesuchen, teils mit Zoologie, d. h. sie fingen Frösche, Eidechsen, Blindschleichen, Heupferdchen und Feldmäuse. Am äußern, der Stadt zugekehrten Saume des Stadtwaldes tummelte sich die Jugend am Johannisabend vor einem dankbaren Publikum Raketen und Schwärmer losbrennend und Besen schwenkend. Das letzte war das schönste — zum Ansehn, mein ich, denn mitgeschwenkt habe ich nicht. Goethe, der in vielen Stücken andrer Ansicht war als die Polizei, hat diesem alten Heidenbrauch die zwar nicht formvollendeten, dafür aber desto wahreren Verse gewidmet:

Johannisfeuer sei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt,
Und Jungen immer geboren.

Ja die Polizei! Im heutigen Zeitalter, wo die Polizei alles und der Mensch nichts ist, wird der Deutsche in der Schule dazu gedrillt, „seinen" deutschen Wald anzusingen, aber ihn zu betreten ist ihm — wenigstens in den Gegenden des Vaterlandes, wo der preußische Pilz- und Beerenparagraph streng gehandhabt wird — verboten, und seine Herrlichkeiten bleiben ihm verschlossen; kein Beerlein, kein Blümlein und keinen Tannzapfen darf er sich daraus holen, was er haben will, auch das kleinste, muß er kaufen, und die Polizei würde den Weltuntergang hereinbrechen sehen, wenn sie irgendwo eine solche Häufung von „Waldfreveln" entdeckte, wie sie damals unangefochtner Volksbrauch war.

Die Welt ist damals nicht untergegangen, und im Landeshuter Stadtwalde wenigstens ist niemals auch nur das kleinste Unglück geschehen. Im Gegenteil hat der Wald einmal großes Unglück abgewendet. Ein paar Jahre vor meiner Geburt — so hat mir die Mutter erzählt — war eines Montags die ganze Bürgerschaft samt dem hochwohllöblichen Magistrat draußen versammelt. Da kam plötzlich der Ratsdiener gelaufen, gab Zeichen des Entsetzens von sich, aber reden konnte er nicht, sondern er stand mit weit aufgesperrtem Maule, nur heftig gestikulirend, vor dem Bürgermeister. Da erkannte der Gestrenge in seiner Weisheit, daß den Ärmsten die Maulsperre befallen habe, und mit einer höchsteigenhändigen Ohrfeige richtete er den verrenkten Kinnbacken wieder ein, worauf die Meldung erfolgte: „Der Ratsturm ist eingestürzt!" Da der Marktplatz ganz menschenleer gewesen war, hat er niemanden erschlagen können.

Noch eine andre „Solitane" stand uns zur Verfügung: Bethlehem bei Grüssau. Vom Kloster führt ein Kreuzweg in den Wald hinein. Die Endstation, eine etwas größere Kapelle, steht in einer Lichtung des Waldes, daneben ein mit alttestamentlichen Bildern ausgemaltes Gartenhaus mit einer Kuppel auf einem tiefen, mit wunderbar klarem Wasser angefüllten Teiche; weiterhin eine schlichte ländliche Gastwirtschaft, die auch ein paar Badezellen enthält, in die sich das Wasser selbst hineinpumpt: der Bach nämlich, der aus dem Teiche abfließt, setzt ein Rad und durch dieses das Pumpengestänge in Bewegung, wodurch das Teichwasser in eine Rinne gehoben wird, die den Leuten im Hause das Wasser von oben zuführt. Das Spiel dieses einfachen mechanischen Kunstwerks und das große Schöpfrad der Landeshuter Leinwandbleiche haben uns Jungen die ersten Begriffe der Mechanik beigebracht. Ein schönerer Platz für Nachmittagsgesellschaften an heißen Sommertagen als diese Waldwiese ist gar nicht denkbar. Das Vergnügen war hier nicht ganz umsonst, aber doch sehr billig; für meine Eltern freilich in der Zeit, wo es bergab ging, schon zu teuer und auch zeitraubend, sodaß ich nicht in ihrer Gesellschaft, sondern nur mit Tanten und auf Schülerausflügen hingekommen bin. Später bin ich ein Jahr lang in Grüssau Kaplan gewesen und habe den Sommer über täglich mit meiner Mutter den Nachmittagskaffee unter Bethlehems Bäumen getrunken.

Der Sinn für Naturschönheit wurde früh in mir geweckt durch Ausflüge ins Hirschberger Thal. Die jüngste Schwester meiner Mutter heiratete den Lehrer des Dorfes Schildau zwischen Fischbach und Erdmannsdorf. Das erstemal war ich, neun oder zehn Jahre alt, mit den Eltern dort, dann allein jedes Jahr bis in die Gymnasiastenzeit hinein. Man ging entweder über Kupferberg, das sich, auf der Kuppe eines Berges gelegen, von Westen aus sehr malerisch ausnimmt, oder über den Schmiedeberger Kamm. Der zweite Weg war der interessantere („war" darf man sagen, weil die alte Chaussee nicht

mehr benutzt wird; wer von Landeshut nach Schildau oder Hirschberg will, geht jetzt überhaupt nicht mehr zu Fuße, sondern fährt mit der Eisenbahn). Um Aussicht zu haben, muß man freilich, auf der Paßhöhe angelangt, von der Chaussee abbiegen und auf die Friesensteine klettern, aber hie und da gestattet der Wald doch einen Durchblick, und eine Lust war es, die Kutschen den steilen Schlangenweg hinuntersausen zu sehen oder selbst in einer hinunter zu sausen (es gab immer leergehende, die einen für eine Kleinigkeit mitnahmen), denn die Kutscher hielten es für Ehrensache, im schnellsten Trabe zu fahren: Lastwagen nahmen aufwärts selbstverständlich Vorspann. Man kann sich nun nicht leicht ein schönres Landschaftsbild denken, als das von der südwärts gelegnen Giebelstube meines Onkels A. Ein Vordergrund von lieblichen, mit Laubwald bedeckten Hügeln und eingestreuten Ortschaften und Schlössern, links ein Bergkegel und seitwärts dahinter zwei höhere Kegel, Zwillinge: die Fischbacher Falkenberge; weiterhin ringsum schwarz bewaldete Bergrücken, als Abschluß vor dem Beschauer der Riesenkamm mit der Koppe, von allen deutschen Mittelgebirgen das mit dem schärfsten und schönsten Umriß und bei schönem Wetter wunderschön hellblau oder tiefblau gefärbt. Streifte man dann herum, so kam man aus einem Park in den andern und konnte sehen, wie sich der Landschaftsgärtner die natürliche Landschaft zu nutze macht. Nach dem Brande holte mich der Onkel einige Wochen hinaus. Er redete mir zu, ich sollte Lehrer werden, er wolle mich fürs Seminar vorbereiten; ich bekam auch Lust dazu, besonders da er schon einen Präparanden hatte, einen losen Burschen, mit dem ich bald gut Freund wurde. Ich schrieb daher an die Eltern und bat um ihre Einwilligung. Aber da kam die Mutter und holte mich; denn sie hegte die begründete Hoffnung, daß ich, wenn ich zu Hause bliebe, katholisch werden würde. Der Onkel war ein eifriger Protestant, und es hat zwischen ihm und den Schwägerinnen gar manchen harten Strauß gesetzt; später, in meiner katholischen Periode, habe auch ich mich mit ihm herumgezankt. Er gehörte der kirchlichen und politischen Linken an und las viel in naturwissenschaftlichen Werken moderner Richtung. Auch war er 1848 Mitglied der Nationalversammlung, und zwar steuerverweigerndes, was zwar, so lange der Rausch dauerte, seiner Frau von den Bauern viel Butter, Eier und Würste, ihm selbst aber einen so ungnädigen Landrat eintrug, daß er zeitlebens auf keinen grünen Zweig mehr kam. Da er nun das Gegenteil von einem geduldigen Lamm war, und die Nahrungssorge bei einer Kinderschar, die schließlich auf neun anwuchs, groß wurde, so gestaltete sich das Leben der guten Tante, die die Geduld und Sanftmut in Person war, zu einem gar nicht gelinden Fegefeuer; als ich älter wurde, machte sie mich, an dem sie immer noch sehr hing, zum Vertrauten und war hocherfreut, wenn ich einmal kam, daß sie jemanden hatte, dem sie ihre Not klagen konnte. Übrigens bewiesen mir auch der Onkel und die kleinen Vettern und Basen

eine Anhänglichkeit, die ich durch nichts verdiente, und die ich mir heute nur daraus erklären kann, daß sie in der Einförmigkeit ihrer Weltabgeschiedenheit nach Abwechslung dürsteten. Es kostete jedesmal einen mehrtägigen Kampf, ehe es mir gelang, mich loszureißen. Man versteckte mir Mütze und Stock, hielt mich an den Rockschößen fest und verzögerte durch allerlei Kriegslisten den Abmarsch bis in den späten Nachmittag, wo es dann hieß: zu spät für heute.

So oft ich in der Zeitung die üblichen Klagen über die „Zuchtlosigkeit" der heutigen Jugend lese, muß ich lachen. Laudator temporis acti kann ja ein Mensch, der in seinem Hirnkasten einen leidlichen Photographieapparat hat und empfangne Eindrücke festhält, namentlich wenn er noch dazu ein bischen Weltgeschichte gelernt hat, sein Lebtag nicht werden. Trotzdem lobe auch ich mir die vergangne Zeit, aber nicht wegen der größern Sittsamkeit der damaligen Jugend, sondern umgekehrt gerade wegen des geringern Zwanges zur Sittsamkeit, wegen der Freiheit, deren sie genoß, und in der sie nicht nur selbständig denken und handeln lernte, sondern sich auch den zur Überwindung der Schwierigkeiten des Lebens notwendigen Vorrat von Lebenslust, Lebensfreude und Hoffnungsfähigkeit erwarb. Die Schuldisziplin war erbärmlich; die Schüler förderten alles von natürlicher Roheit zu Tage, was sie in sich trugen, und die Prügel, die sie dafür kriegten, waren nichts als eine willkommne Vermehrung des Ulks; was hatte das bischen Schmerz zu bedeuten gegen das Vergnügen, den Lehrer zu ärgern und ihn dann beim Hauen sich so komisch geberden zu sehen! Auf dem Gymnasium war das Hinaustrommeln unbeliebter Lehrer Sitte, und selbst Quintaner unterstanden sich, nach einem solchen Opfer mit Tintenfässern zu werfen. Was die Wohlanständigkeit mit Beziehung auf das Allerunanständigste anbetrifft, so hieß es in der Vorstadt und auf dem Dorfe: da per tutto, dove vuol, wie in Torbole (Goethes Italienische Reise, 12. September 1786), und im Schweidnitzer Keller zu Breslau, der stets überfüllten Kneipstätte der Bürger und Studenten, bestand mit Rücksicht auf das ehrsame Walkergewerbe eine Einrichtung, die heute nicht einmal öffentlich zu beschreiben erlaubt sein würde. Die militärische Schulaufsicht und Schuldisziplin unsrer Zeit, die militärische Drillung des ganzen Volks, die strenge, beständige und allgegenwärtige Polizeiaufsicht, der jeder nicht zu den höhern Ständen gehörige Mensch von der Wiege bis zum Grabe in allen seinen Verrichtungen unterworfen ist, die Nötigung und die daraus erwachsene Sucht, als Herr oder Dame aufzutreten, die die Jugend bis zum Alter von zehn Jahren und das gemeine Volk bis zum Tagelöhner hinab ergriffen hat, alles dieses zusammen giebt der Öffentlichkeit heute den Anstrich unendlich größerer Ordnung, Sauberkeit und Wohlanständigkeit.

Es würde nicht der Mühe lohnen, hierbei zu verweilen, wenn es sich bloß um den laudator temporis acti als komische Figur handelte, der so, wie ihn Horaz beschrieben hat, nach psychologischen Gesetzen fortleben wird bis

ans Ende der Dinge. Aber heute lobt man die alte Zeit und entrüstet sich über die gegenwärtige Zuchtlosigkeit aus politischer Berechnung. Unter dem Vorwande, für bessere Zucht der Jugend zu sorgen, will man die Polizei- und Justizmaßregeln vermehren, von denen man hofft, daß sie die Sozialdemokratie ausrotten werden. Und da ist es nun einer der köstlichsten aller Weltgeschichtsscherze, daß es eben diese durchgreifende Sittigung ist, was die Sozialdemokratie erzeugt.

Die unpersönliche Dichtkunst

1

ie schrecklichsten Erfindungen der Neuzeit sind offenbar nicht das rauchlose Pulver und das „kleinkalibrige" Gewehr, sondern die Stereotypie und der Rotationsdruck. Seit das Drucken so leicht und schnell von statten geht, schreit die Masse des Gedruckten geradezu zum Himmel. Aber wie verschwindend klein ist neben den Bergen von Tageblättern, Zeitschriften und Büchern, die täglich in die Welt gesetzt werden, die Menge dessen, dem eine Bedeutung über den Tag hinaus zukommt! Und nun gar dessen, das von bleibendem Werte wäre! Was für ein Geschrei haben die „Modernen" um ihre und ihrer Genossen Werke erhoben! Und wer hat sich darum gekümmert? Das Häuflein der Litteraten, das, trotz seines ungesunden Anwachsens, im Vergleich zum ganzen deutschen Lesepublikum doch immer noch klein ist. Aber das Volk? Für das Volk war der ganze Lärm ein Mönchsgezänk. Von den zahllosen Schriftstellern der Berliner Schule hat nur einer die Teilnahme des ganzen Volks, wenigstens Norddeutschlands, auf sich zu lenken vermocht: Hermann Sudermann. Das will zwar nicht viel sagen, denn die gleiche Teilnahme erweckten einst Clauren und Kotzebue, während Goethe dem Publikum dieser beiden fremd blieb. Aber es ist doch der Mühe wert, die Kunst, die Sudermann vertritt, auf ihre besondre Natur hin zu betrachten und ihren Erzeugnissen eine obere Grenze zu ziehen. Eine untere ist nicht nötig, da sie zweifellos der Vergessenheit anheimfallen wird.

Das Stück, wodurch der begabte Erzähler und anmutige Plauderer Sudermann über Nacht zum ersten deutschen Dramatiker wurde, war die „Ehre." Die Weisen des Berliner Tageblatts, die von der sozialen Frage so viel verstehen wie der Esel vom Lautenschlagen, nannten es ein soziales Drama. Allerdings

stehen sich unsre gesellschaftlichen Gegensätze in dem Stücke gegenüber: Bildung und Besitz auf der einen, Handarbeit auf der andern Seite. Auch sind ihre Vertreter nicht übel geschildert, die Familie Heineke sogar recht gut. Der Verfasser geht auch unparteiisch zu Werke, keine Partei hat einen Vorzug vor der andern, die Gesellschaft bei Kommerzienrats taugt genau so wenig wie Heinekens und ihre Anhängsel, nur daß da im Vorderhause eine wunderliche Pflanze der Gattung höhere Tochter gewachsen ist — na, auch das mag im Leben vorkommen. In diese Gesellschaft, die sich ganz gut verträgt, platzen nun zwei Fremdlinge hinein, die das Drama in Fluß bringen sollen: ein lebendig gewordnes Feuilleton modernster Richtung, das sich Graf Trast-Sarberg nennt, und der Held des Stückes Robert Heineke, der in den schwierigsten Lagen die schönsten Reden halten kann, und wenn er dann zum Revolver greift, doch soviel Besinnung übrig behält, daß er einem Freunde Zeit läßt, ihm in den Arm zu fallen. Dieser Robert stammt aus der Klasse der Ungebildeten, der Handarbeiter, aber er hat sich in der Fremde Bildung und ein gutes Auskommen erworben. In der Heimat nimmt er eine ungemütliche Zwitterstellung ein, er fühlt den Druck, den die herrschende Klasse auf die besitzlose ausübt, aber bei seinen Angehörigen findet er kein Verständnis für seine Gefühle, mag er sie auch in noch so rührende Worte kleiden, und die Vertreter von Bildung und Besitz behandeln ihn grob, mit Ausnahme der Tochter des Kommerzienrats. Aber Herr Robert Heineke ist nur Idealist, wo es sich ums Reden handelt; wo es auf Thaten ankommt, ist er so nüchtern und praktisch wie ein jüdischer Handlungsbeflissener: er nimmt seine Kommerzienratstochter unter den einen, sein fleischgewordnes Feuilleton unter den andern Arm und kehrt der unbequemen Sippschaft mit philosophischer Gelassenheit den Rücken. Sonst bleibt alles beim alten, und der Vorhang fällt unter großem Jubel des Publikums, das sich immer sehr geschmeichelt fühlt, wenn es in seiner unbedeutenden Alltäglichkeit auf der Bühne verherrlicht wird.

Vor hundert und einigen Jahren fühlte sich ein junger Dichter auch berufen, ein soziales Drama, oder wie man damals geschmackvoller sagte, ein bürgerliches Trauerspiel zu schreiben. Warum auch nicht? Das Zeug hatte er dazu, denn er hatte die „soziale Frage" nicht nur aus Zeitungen und Flugschriften kennen gelernt, er hatte am eignen Leibe den unerhörten Druck erfahren, den damals die herrschende Klasse, der Adel, auf die gesellschaftlich tiefer stehende, das Bürgertum, ausübte. Nicht minder unparteiisch als Sudermann stellt er die Gegensätze einander gegenüber; auch seine „Hinterhausleute" sind keine Mustermenschen, wenn sie auch weniger verkommen sind als die Heinekes. Aber die gesellschaftliche Stellung des Helden und der Heldin hat der junge Schiller mit der unbewußten Sicherheit des gebornen Bühnendichters ganz anders angefaßt als der Erzähler Sudermann: sein Held stammt aus der herrschenden Klasse, und indem er bei dem ehrlichen Streben, die bürgerliche

Geliebte zu heiraten, mit ihr von den Ränken seiner Standesgenossen in den Tod getrieben wird, gewinnt der Dichter nicht nur einen wirksamen, sondern auch einen wirklichen Abschluß für sein Stück. Wenn der Vorhang zum letztenmale gefallen war, so standen seine Zuhörer nicht mit dummen Gesichtern vor ungelösten Aufgaben. Sie brauchten sich nicht zu fragen: Wozu der Lärm? oder sich Mühe zu geben, da Tiefsinn zu finden, wo nur Stümperei zu suchen ist; sie hatten die sehr bestimmte Empfindung: hier ist ein himmelschreiendes Unrecht geschehen, und die Gesellschaft, die solches Unrecht auf sich lädt, ist dem Untergange geweiht. Daß der junge deutsche Dichter den Pulsschlag seiner Zeit richtig gefühlt hatte, hat ihm ja die Weltgeschichte selber bescheinigt, als das Bürgertum in der französischen Revolution die Herrschaft des Adels gewaltsam zerbrach. Ein Drama, das das Leben mit so sichrer Hand da packt, wo es interessant ist, muß auch heute noch seine Wirkung thun. Und während sich der Lärm um die „Ehre“ unverhältnismäßig rasch gelegt hat, kann „Kabale und Liebe“ noch heute kaum so schlecht gegeben werden, daß das Publikum nicht tief ergriffen wäre.

Nach dem Erfolg der „Ehre“ versuchte Sudermann eine dramatische Sittenschilderung zu entwerfen. Erquicklich ist das Bild, das „Sodoms Ende“ aufrollt, nicht, und die dramatische Technik läßt gleichfalls zu wünschen übrig, denn auch hier läuft wieder ein verkörpertes Feuilleton herum, das die Aufgabe hat, die Absichten und Ansichten des Verfassers aufdringlich zu erläutern. Aber es war doch ein Bild aus dem Leben, wie der Fall Friedländer und Sommerfeld und die nachfolgenden Schmutzgeschichten bewiesen haben. Leider fehlt der Schilderung dieses Lebens das, was sie für die Allgemeinheit interessant machen könnte, der tragische Ernst oder der überlegne Humor. In dem Dr. Weiße, seinem andern Ich, bespöttelt der Verfasser sich selbst, damit er nur um Gottes willen nicht in den Verdacht komme, als wollte er mit sittlichem Pathos dieser Gesellschaft eine Menetekel an die Wand malen. Sittliches Pathos ist in Berlin nicht chic. Aber der Dichter ist auch wieder zu eng mit dieser Gesellschaft verwachsen, um ihre kleinlichen Schmerzen nicht ernst zu nehmen und sich mit einem überlegnen Lächeln über ihre Thorheiten zu erheben. Andrerseits ist das Provinzpublikum über die allgemeinen Beziehungen zwischen Vorderhäusern und Hinterhäusern noch aus der Zeit unterrichtet, wo die Romane der Marlitt beliebt waren; dagegen ist der Schmutz, in dem sich der vornehme Pöbel der Hauptstadt wälzt, den Bewohnern der mittlern und kleinern Provinzstädte noch wenig vertraut. So fehlte die breite Grundlage, die den Erfolg der „Ehre“ verbürgte, die platte Alltäglichkeit der Vorgänge und der Charaktere, der Erfolg blieb aus, und mit ihm die Tantiemen.

Praktisch wie sein Robert Heineke, verließ nun Herr Sudermann die undankbare Gesellschaft der Berliner Lebemänner am Arm seiner alten Liebe, der „Ehre,“ die diesmal die „Heimat“ genannt wurde. Das fleischgewordne

Feuilleton begleitete ihn ebenfalls, diesmal in geistlichem Gewande. In der That, Magda Schwarze ist nichts andres als der ins Weibliche übersetzte Robert Heineke, und das Thema, über das in der „Heimat“ im echten Feuilletonstil viel schöne Worte gemacht werden, ohne daß man schließlich weiß, was man gehört hat, ist im Grunde das gleiche wie in der „Ehre.“ Magda ist wie Robert Heineke dem Kreise entrückt worden, in dem sie aufgewachsen war, in der Fremde haben sich in ihr andre Grundsätze entwickelt, als in ihrer Familie herrschen; wenn sie heimkehrt, platzen die Gegensätze auf einander, und nachdem man sich gründlich die Meinung gesagt hat, trennt man sich, wie man zusammengekommen ist, und das Publikum ist der Genarrte. Daß die Trennung hier durch einen Schlaganfall erfolgt, der den Hauptvertreter der Familienehre rechtzeitig beiseite schafft, ist für unser Empfinden ohne Bedeutung; es hätte ihm gerade so gut ein Stein aus der Decke auf den Kopf fallen können. Aber Magda und der alte Pfarrer und der Oberstleutnant geben so hübsche Phrasen zum besten über hübsch allgemeine Begriffe, wie Heimat, Ehre, Recht der Persönlichkeit, „Etwas mit Selbst,“ daß die Leute meinen, bei so vielen schönen Worten müsse sich doch auch irgend etwas denken lassen. Und da sitzen sie dann hinterher am Biertisch, stecken die Köpfe zusammen und geben tiefsinnige Bemerkungen von sich über „unlösbare Konflikte.“

Für den Philister und seine Alltagsmoral sind ja nun solche „unlösbare Konflikte“ eine gar bequeme Einrichtung, mittels deren er seiner matten Seele einen Anschein von Gehalt geben kann. Aus der Kunst aber wollen wir sie hübsch herauslassen, solange es noch Dichter giebt, die auf Fragen der Moral, vor denen Herr Sudermann mit offnem Munde stehen bleibt, eine ernste und männliche Antwort bereit haben. Da steht der feigen Judenmoral der „Heimat,“ die den Kopf in den Sand steckt, wo es zu handeln gilt, die „Maria Magdalena“ des starren Dietmarschen Hebbel gegenüber. Hebbels Heldin Clara befindet sich in derselben Lage wie Magda: sie hat sich einem unwürdigen Manne hingegeben, der sie im Stiche läßt; ihr alter Vater aber erklärt ihr, daß er den Flecken auf seiner Ehre nicht dulden werde. Sie weiß, daß sie des Vaters Anschauung nicht beugen kann, da thut sie, was ihr zu thun allein übrig bleibt: sie sühnt ihr Vergehen mit dem Tode. Da ist ein klares Urteil gesprochen, und unser Empfinden bleibt nicht im Zweifel. Ein gleich klares hätte Herr Sudermann auch sprechen können: auch Magda ist bereit, den Flecken von der Ehre des unbeugsamen Vaters zu entfernen, nicht mit dem Tode, sondern indem sie den Verführer heiratet. Wenn sie sich nun weigert, sich des Rechts an ihr Kind zu begeben, so stellt sie sich damit auf denselben Standpunkt, den ihr Vater ihr gegenüber einnimmt. Das braucht der Dichter den Vater nur anerkennen zu lassen, so ist unser Gerechtigkeitsgefühl beruhigt. Wenn der Vater sagt: „Kind, du hast gethan, was du thun konntest, zieh hin in Frieden,“ dann mag er hinter der Scheidenden einsam und kopfschüttelnd

murmeln, wie der Meister Anton in „Maria Magdalena“: „Ich verstehe die Welt nicht mehr.“ Dann liegt in diesen schlichen Worten mehr Tragik als in dem schönsten Phrasengeklingel, und es verschlägt wenig, ob ein Schlaganfall den gebrochnen Mann noch auf der Bühne tötet, oder ob wir annehmen dürfen, daß er des Lebens Bürde noch eine Weile weiter schleppen werde.

Es giebt noch eine andre Lösung des „unlösbaren Konflikts,“ die hat der erste unter den österreichischen Dichtern gefunden. Aber vor dem Riesenbilde der Medea schrumpft Sudermanns anspruchsvolle Komödiantin vollends zusammen. Auch Medea hat sich einem Mann ergeben, der ihrer nicht würdig ist. Auch sie ist bereit, sich der gesellschaftlichen Überlieferung ihrer neuen Heimat zu fügen. Aber als sich die „Gesellschaft“ einen Eingriff in ihre Mutterrechte erlaubt, da ist es mit dem Sichfügen vorbei. Dem gesellschaftlichen Herkommen stellt sie das eigne Recht der schwerbeleidigten Persönlichkeit entgegen. Der Grundsatz „Ich bin ich,“ den sie freilich auch nicht in der abstrakten Form des alten Fichte, sondern in der sehr konkreten Fassung ausspricht: Medea, ich bins! gebiert bei ihr nicht schöne Worte, sondern furchtbare Thaten, vor denen uns schaudert. Aber das unermüdliche Ringen einer starken Persönlichkeit gegen die geschlossene Macht der Gesellschaft erweckt auch tiefen Anteil, und der bleibt ihr über das Stück hinaus. Das schwächliche Schlußwort der „Heimat“ spricht das Salonfeuilleton, der Pfarrer: „Es wird Ihnen niemand wehren, an seinem Sarge zu beten.“ Was soll man sich dabei denken? Was dabei empfinden? Dagegen fallen die letzten Worte der Medea wie Donnerschläge in die Seele des Hörers: Trage! Dulde! Büße!, und man fühlt es deutlich: sie selbst ist es, die bis an ihr Lebensende tragen, dulden und büßen wird.

Worin beruht nun die starke Wirkung, die diese schwächlichen Stücke ausgeübt haben, die man, an den Werken echter Meister gemessen, für verpfuschte Arbeit eines Talents erklären muß, das auf falsche Bahnen geraten ist? Die Apostel der neuen Kunst sagen, der Erfolg Sudermanns beruhe darin, daß er mit rücksichtsloser Wahrheit ein Stück aus dem Leben der Gegenwart auf die Bühne gebracht habe. Sie wissen dabei selbst nicht, was sie stärker betonen sollen: die Wahrheit oder die Gegenwart. Der unbefangne Beobachter wird das Wort Gegenwart ganz streichen. Allerdings spielen Fragen, die die Gegenwart hervorragend beschäftigen, in die „Ehre“ und in die „Heimat“ hinein. Da sie aber nur gestellt und nicht erörtert, geschweige denn beantwortet werden, so kann darin der besondre Reiz der Stücke nicht liegen. Schiller spricht in „Kabale und Liebe“ der vornehmen Gesellschaft seiner Zeit das Urteil, wie es Lessing in der „Emilia Galotti“ gethan hatte. Das verstärkte die Wirkung dieser Stücke bei ihrem Erscheinen in einem Maße, von dem wir kaum eine Vorstellung haben. Sudermann teilt uns nur mit, daß es Gegensätze in der Gesellschaft giebt. Aber das wußten wir auch ohne ihn, und so

geht der Ausblick auf den gesellschaftlichen Hintergrund bald verloren, und die Teilnahme des Publikums bleibt lediglich an den Personen und ihren persönlichen Schicksalen haften. So bliebe noch die rücksichtslose Wahrheit. Aber was ist Wahrheit? Ein ebenso dehnbarer Begriff wie Ehre und Heimat und das vorzügliche „Etwas mit selbst." Man wird sich diese besondre Art von Wahrheit also etwas genauer ansehen müssen.

Was zunächst die Personen angeht, so ist der Kommerzienrat Mühling nicht wahrer als der Präsident von Walter, das Ehepaar Heineke nicht wahrer als der Musikus Miller und seine schwatzhafte Frau. Aber auch Robert Heineke ist an sich nicht wahrer als Ferdinand von Walter. Robert ist ein Phrasenheld, der schöne Worte macht, wo er handeln sollte. Aber giebt es dergleichen etwa nicht im Leben? Leider nur zu viel. Und auch Ferdinand ist ein schwärmerischer Schönredner, aber nebenbei ein starrer Charakter, der mit dem Kopf durch die Wand will. Das ist nun eine Verbindung von Eigenschaften, die vielleicht nicht allzu oft vorkommt, aber undenkbar ist sie doch auch nicht, und folglich ist Ferdinand an und für sich auch nicht unwahr. Nur das ist sicher: Maulhelden à la Robert Heineke giebt es beträchtlich mehr im Leben, und darum haben die Roberts den für den tantiemenbeziehenden Verfasser unschätzbaren Vorzug vor den Ferdinands, daß sie beim großen Publikum auf breiteres Verständnis stoßen. Ähnlich steht es um die „Heimat." Viel häufiger wird man im Leben Frauen begegnen, die sich wie Magda von den Verhältnissen treiben lassen und ihren Mangel an innerer Selbständigkeit durch anspruchsvolles äußeres Wesen zu verdecken suchen, als solchen, die wie Hebbels Maria Magdalena eine Schuld mit dem Tode sühnen, wenn sie keinen andern Ausweg mehr sehen, oder gar solchen, die wie Medea das beleidigte Ich furchtbar rächen. Aber ist Magda darum wahrer als jene andern? Ist der Kieselstein wahrer als der Diamant, weil er häufiger vorkommt? Doch wohl nicht. Aber was ein Kieselstein ist, kann jeder beurteilen, den Wert des Diamanten wissen nur wenige zu schätzen.

Die Wahrheit der Charakterzeichnung ist also durchaus kein Vorzug der neuern Stücke. Wie steht es nun um die Wahrheit der Vorgänge, die sie darstellen? Da muß man nun gestehen: ein Zusammenstoß gesellschaftlicher Gegensätze wird sich im Leben viel, viel häufiger nach Art der „Ehre" vollziehen, nämlich derart, daß sich die handelnden Personen in die bestehenden Verhältnisse schicken, so gut sie können, als in der Form von „Kabale und Liebe," wo eine unbeugsame Natur lieber an den Mauern der gesellschaftlichen Vorurteile zerschellt, als daß sie auf das gute Recht ihrer Persönlichkeit verzichtete. Viel häufiger auch wird eine Verwicklung im Leben durch einen läppischen Zufall gelöst werden, wie in der „Heimat" durch den Schlaganfall des Oberstleutnants, als dadurch, daß ein dämonisches Wesen wie Medea sich eigenmächtig aus unhaltbarer Lage befreit. Ja man kann noch weiter gehen und

ſagen: nirgends auf dieſer Erde entwickeln ſich die Thaten der Menſchen mit ſo unerbittlicher Folgerichtigkeit wie in dem Trauerſpiele vom Goldnen Vließ; ſo etwas giebts gar nicht im Leben. An treuer Wiedergabe des Lebens ſind dieſe neuern Stücke den alten daher unbedingt überlegen. Aber nun entſteht die weitere Frage: Wenn die Bühne dem Publikum nichts andres bietet, als was es im Leben auch haben kann, warum geht es dann noch ins Theater?*) Es iſt wahr, man beguckt auch Photographien, aber man betrachtet ſie doch nicht, um Photographien zu ſehen, ſondern um der Perſonen willen, die ſie darſtellen. Hat man zu dieſen keine Beziehungen, ſo ſind Photographien langweilig. Aber wenn ich mit meinen Ausführungen über die Charaktere Recht habe, ſo hat das Publikum zu den Geſtalten Sudermanns viel mehr Beziehungen als zu denen eines Hebbel oder Grillparzer. Es erkennt in den Sudermannſchen Photographien ſich ſelbſt, und es hat eine ſo außerordentliche Freude daran, weil dieſe Photographien in prunkvolle Rahmen geſteckt ſind. Magda iſt im Grunde genommen ein ganz gewöhnliches Weib, das handelt, wie Dutzende dort unten im Parterre in ihrer Lage auch handeln würden. Aber der Verfaſſer hat die nüchterne Alltäglichkeit ihres Charakters mit dem blendenden Flitterkram der fahrenden Sängerin und mit ein paar modernen Phraſen behängt; das Publikum fühlt ſich gehoben, wenn es ſeine Seelenverwandtſchaft mit dieſer tragiſchen Heldin entdeckt, während es ſich wie ein Zwerg vorkommt, wenn Medea rieſengroß vor ihm emporwächſt.

Die größere Lebenstreue iſt alſo ohne Zweifel auf Seiten Sudermanns: Aber iſt die treue Wiedergabe des Lebens auch ſchon eine Kunſt? Photographiren kann ſchließlich jeder lernen, und über den Wert von Photographien kann mancher klug ſchwätzen, der von Gemälden noch lange nichts verſteht. Sollte die Lebenstreue vielleicht nicht die einzige Wahrheit ſein, die beim Drama in Betracht kommt? Sollte man mit dem einen Worte Wahrheit wieder einmal zwei ganz verſchiedne Begriffe gedeckt haben, um nach Belieben bald den einen, bald den andern hervorziehen und zu irgend welchem hirnverwirrenden Hokuspokus benutzen zu können? Lebenstreue iſt eine Eigenſchaft, die dem Kunſtwerk an ſich anhaftet, und die ich erkennen kann, ſo wie ich erkenne, daß der Himmel blau iſt. Und die bloße Erkenntnis, daß der Himmel blau iſt, macht Freude, wenn man gerade kein verbittertes Gemüt beſitzt. Wie aber, wenn ich erkenne, der Himmel ſei grau? Das macht keine Freude, mitunter ſogar das Gegenteil. So kommt es auch bei einem Kunſtwerk nicht nur darauf an, daß ich irgend etwas an ihm erkenne, wie z. B. es ſei lebenstreu, ſondern es kommt auch noch darauf an, was ich dabei empfinde. Ja, das muß wohl bei einem Kunſtwerke die Hauptſache ſein, denn wodurch ſoll es ſich ſonſt von Werken

*) Vgl. Shakeſpeares Schatten: Aber das habt ihr ja alles bequemer und beſſer zu Hauſe! D. R.

der Natur unterscheiden? Wozu soll der Mensch Kunstwerke hervorbringen, da man doch an ihnen nichts andres erkennen kann, als was man in der Natur auch erkennt? Man wird also die Sudermannschen Dramen nicht nur auf die Wahrheit der Darstellung zu untersuchen haben, sondern auch auf die Wahrheit der Empfindung, die sie im Hörer erregen, wenn anders man sie als Kunstwerke will gelten lassen.

Kann ich überhaupt von Wahrheit der Empfindung sprechen? Warum denn nicht! Allerdings ist Wahrheit ein Begriff, der ursprünglich dem Gebiete der Erkenntnis angehört, aber wir übertragen ja viele Begriffe aus dem Bereiche der Erkenntnis in das der Empfindung, um bestimmte Arten von Gefühlen zu bezeichnen, z. B. wenn wir von einer „anziehenden" Erscheinung, von einer „erhebenden" Wirkung sprechen. Die Bezeichnung „wahr" wende ich in ihrer eigentlichen Bedeutung an, wenn ich davon überzeugt bin, daß die Aussage von einer Erkenntnis eins ist mit der Erkenntnis, die ich mir selbst verschaffen kann. Wenn jemand zu mir sagt: „In meinem Garten blühen die Rosen," so halte ich das für wahr, wenn ich der Überzeugung bin, daß ich die blühenden Rosen sehen, riechen und fühlen kann, wenn ich mich in den Garten bemühe. Wahrheit ist also ein Begriff, der auf der Überzeugung von einer wirklichen oder möglichen Erkenntnis beruht. Warum soll ich diesen Begriff nicht auch auf eine Überzeugung ausdehnen, die ich nicht erst aus einer sinnlichen Erkenntnis, sondern unmittelbar aus dem Selbstbewußtsein schöpfe? Mir scheint, wenn ich die Empfindung wahr nenne, deren ich mir als einer einheitlichen unmittelbar bewußt bin, so kann der Begriff Wahrheit auch eine ganz bestimmte Art von Gefühlen bezeichnen. Und darauf kommt es ja doch nur an, daß man nicht nur leere Worte handhabt, sondern daß jedermann weiß, welchen Begriff er mit dem Worte verbinden soll. Gesetzt den Fall, ich hätte vor langen Jahren einen Menschen gekannt, der sehr reich, aber auch sehr leichtsinnig war. Nun bettelt mich eines Tages ein Mensch in verlumpten Kleidern an, und ich erkenne in diesem Bettler unvermittelt meinen Jugendfreund wieder. Was ich da empfinde, ist keineswegs ein einheitliches Gefühl. Ich bin im Zweifel, soll ich ihn wegen seines Unglücks bedauern oder ihm wegen seines Leichtsinns zürnen? Mein Gefühl schwankt zwischen Zu- und Abneigung, und ich reiche ihm eine Gabe, nicht aus Mitleid, sondern um ihn nur los zu werden. Denn diese gemischte Empfindung erzeugt einen Zustand des Unbehagens, dem man sich gern so rasch wie möglich entzieht. Diese gemischten Empfindungen sind nun im Leben bei weitem überwiegend, und das kommt daher, daß uns zwischen den meisten Erscheinungen, die wir beobachten, der Zusammenhang fehlt. Wo ich aber ein Menschenleben als Ganzes überblicken kann, da erweckt es auch eine wahre Empfindung. Wenn ich weiß: dieser Mensch hat sein Vermögen durchgebracht, hat guten Rat in den Wind geschlagen, hat die Unterstützung, die ihm Freunde anboten, nur

dazu benutzt, sein altes Leben fortzusetzen, hat dann sein Elend zu einer neuen Erwerbsquelle gemacht, um dem Laster immer tiefer in die Arme zu sinken, so wende ich mich von dem Menschen mit Verachtung ab, wenn ihn mir der Zufall oder seine Absicht in den Weg führt. Das ist dann eine wahre Empfindung. Oder ich weiß: der Mensch war leichtsinnig und hat sich und die Seinen ins Elend gebracht; aber dann hat er sich aufgerafft und redlich gearbeitet, um sein Verschulden wieder gut zu machen. Doch seine Lieben, für die er sich plagte von früh bis spät, hat ihm eine tückische Krankheit entrissen, und die Gespenster der Vergangenheit, die Wucherer, denen er in die Hände gefallen war, ließen ihn zu nichts kommen. Das letzte, was ich von ihm sehe, ist sein abgezehrter Leichnam auf einem Bett im Spital. Dann ist meine Empfindung bei diesem Anblick auch einheitlich und wahr. Ich weiß, der Mann hat geerntet, was er gesäet hat, aber er hat sich redlich bemüht, die böse Saat auszurotten und seinen Acker neu zu bestellen, und so darf ich ihn bedauern. Das ist etwas umständlich ausgedrückt, aber man wolle darauf achten, daß man nur sehr wenige und nur sehr allgemeine Empfindungen mit einem einzigen Worte bezeichnen, die meisten dagegen, von deren Einheitlichkeit der Empfindende völlig überzeugt ist, nur durch eine Beschreibung auf Umwegen einigermaßen sicher bestimmen kann. Eine andre Frage ist nun die: Giebt es überhaupt vollkommen wahre Empfindungen, die auch nicht durch die leiseste Spur des Zweifels getrübt sind? Nun, vielleicht in den Sudermannschen Dramen.

Die Moral der „Ehre“ ist die, daß die Ehre eines Proletariers mit vierzigtausend Mark gut und gern bezahlt ist, und daß die Ehre eines gebildeten Mannes wie Robert Heineke etwa eine Kommerzienratstochter wert ist; um diesen Preis steht er ja von seiner „idealen Forderung,“ wie man es mit Ibsen nennen möchte, ab. Ob es viele Zuschauer giebt, die bei der Ausführung dieses Gedankens, soweit er klar ausgeführt ist, mit ihrem Gefühl nicht in Widerspruch geraten? Ich möchte es bezweifeln. Und am Schluß des Stückes, kann da eine einheitliche starke Empfindung aufkommen, wo so wesentliche Fragen ungelöst bleiben? Muß nicht Robert annehmen, daß seine Familie das Sündengeld in kurzer Frist durchbringen und dann noch tiefer in Schande und Elend versinken wird? Ist es überhaupt denkbar, daß Robert je zum ruhigen Genuß seines Liebesglücks kommen werde, mit der Erinnerung an die entehrte Schwester im Herzen, mit dem Bewußtsein, daß seine Familie von der Schande dieser Schwester lebt? Läßt sich das Andenken an Eltern und Schwester, die man einst geliebt hat, abstreifen wie ein Handschuh? Ist also die scheinbar gelassene Lösung des Stückes in Wirklichkeit nicht eine große Lüge? Ich glaube, wir haben wenig Dramen, die unser Gefühl so sehr in Zwiespalt mit sich selbst lassen, wie die „Ehre.“ Desgleichen kommt sonst nur im Leben vor.

Magda Schwarze wirkt auf jede einigermaßen feinfühlige Natur von vornherein abstoßend. Sie hat die Gewohnheiten der fahrenden Komödiantin, bringt den unangenehmen Duft der Bohème in ein stilles Bürgerhaus, und wir sollen sie doch für eine große Künstlerin halten! Wohl stammt sie aus einer andern Welt, aber daß sie sich mit den Umgangsformen dieser Welt in einem Kreise spreizt, in dem diese Formen Anstoß erregen, das zeugt von dem beschränkten Verstande des Emporkömmlings und von Mangel an Gemütstiefe. Ob Gemütstiefe mit großer Künstlerschaft notwendig verbunden sein müsse, kommt hier nicht in Frage. Aber eine Frau, die so wenig weibliches Taktgefühl besitzt wie diese Magda, kann wohl die große Menge blenden, aber kein tieferes Empfinden für sich einnehmen. Man möchte Anteil an ihr nehmen, und doch läßt ihr Wesen keine rechte Teilnahme aufkommen. Es ist sehr lehrreich, zu sehen, wie eine große Künstlerin wie Nuscha Butze die Magda aus freier Hand nachschafft. Sie entfernt all den anspruchsvollen Flitterkram der Komödiantin, sie spricht keinen Laut Italienisch — wie lächerlich auch, eine deutsche Mutter in der höchsten Angst um ihr Kind ausrufen zu lassen: mio bambino, mio povero bambino! —, sie unterläßt auch das unverschämte Anstarren durch die Lorgnette, das Sudermann ausdrücklich vorschreibt; kurz, man merkt von der Sängerin gar nichts, aber man merkt von Anfang an ein warmes Gemüt, und für dieses Weib, das ist wie andre auch, hegen wir warmen Anteil. Wie aber sollen wir der aufgeklärten Magda Sudermanns glauben, daß sie wahr empfinde, wenn sie von der Verirrung ihrer Jugend als von einer Sünde und Schuld spricht? Und wie sollen wir für jemand wahr empfinden, dem wir selbst keine wahre Empfindung zutrauen? Was sollen wir vollends zu dem Schlusse sagen? Sollen wir Magda bedauern? Nun ja, ihr Vater ist gestorben. Aber was kann sie dafür? Hat sie nicht alles für ihn thun wollen, was er von ihr verlangen konnte? Muß sie also nicht seinen Tod als eine Erlösung empfinden? Schließlich wird sie das wohl thun, so wie wir sie kennen gelernt haben. Aber es war doch ihr Vater; sollte da nicht doch ein kleiner Stachel zurückbleiben? Also auch dieses Stück läßt unser Gefühl in einer Unsicherheit zurück, die wir in manchen Lagen des Lebens empfinden, aber doch mit Unbehagen empfinden. Den Menschen aber möchte ich sehen, der eine Vorstellung von „Kabale und Liebe," von „Medea" oder auch von „Maria Magdalena" mit dem unbestimmten Gefühl des Unbehagens verließe! Zorn, Mitleid und Schmerz, Grauen und Bewundrung, was der Zuschauer auch empfinden mag, er empfindet es stark und einheitlich, sein Gefühl ist nicht mit sich selbst im Zweifel, wenn er sich auch seines Gefühls im Augenblick nicht bewußt ist. Und der Zweifel ist bekanntlich das Gegenteil der Wahrheit, nicht etwa die Unwahrheit.

(Schluß folgt)

Aus dem Pariser Salon

(Schluß)

as ich hier angedeutet habe, kann in solcher Vollkommenheit die Bühne gar nicht zeigen. Sie glaubt sich quitt, wenn sie es zu einem leidlichen Ungefähr gebracht hat. Sind doch auch ihre Dekorationen nicht eigentlich gemalt, sondern nur gebürstet, wie der Franzose so fein sagt. Der Maler aber kann es, und er muß es können, wenn er es unternimmt, mit den Mitteln seiner Kunst dichterische Gestalten gleichsam neu zu schaffen, wozu ja kein vernünftiger Mensch je einen Maler drängen wird. Wenn er es aber nicht kann und es doch wagt, öffentlich wagt, anspruchsvoll wagt, liederlicher- und leichtsinnigerweise wagt, ohne in den Kern der Sache eingedrungen zu sein, ohne sich die Mühe gegeben zu haben, die künstlerischen (und ethischen) Absichten des Dichters kennen zu lernen, so wird er kläglich scheitern, wie Herr Rochegrosse gescheitert ist. Er hätte denn wohl auch besser gethan, wenn er seinem vorjährigen Helden, dem Sardanapal, treu geblieben wäre und fortgefahren hätte, dessen Seelenzustände und Thaten künstlerisch auszunutzen.

Doch wir haben es nun einmal mit dem Parsifal zu thun, und darum fragen wir nochmals: Wo bleibt das Verdienst, solchem Laster zu widerstehen? Widersteht der Jüngling nicht, so verdient er Prügel, und dann muß er mit der Diagnose: Moral insanity oder (in dem klarern Französisch ausgedrückt): Perversion du sens génital, einer Heilanstalt übergeben werden. Widersteht er aber, so dürfen wir ihm das nicht als Verdienst anrechnen. Denn wir sind völlig im Zweifel darüber, ob es wirkliche sittliche Motive gewesen sind, die ihn abgehalten haben, oder nur ästhetische, die hier gar keinen Wert haben würden. Der Zweifel aber tötet den Glauben und damit jede Teilnahme.

Herr Rochegrosse scheint es aber geradezu darauf abgesehen zu haben, den Vorwurf, unlogisch zu sein, zu rechtfertigen. Der Jüngling trägt eine Rüstung. Das ist eine höchst sonderbare Idee. Herr Rochegrosse wird freilich sagen, er habe dadurch zeigen wollen, daß sein Held adlichen Geschlechts sei. Ja er sagt es uns nicht nur, er giebt es uns sogar schriftlich, und zwar auf dem untern Teile des Rahmens. Dort stellt er uns nämlich seinen Helden als Chevalier aux fleurs vor, und zwar mit einem gewissen Nachdruck, etwa wie

uns ein Vertreter der haute finance mit Nachdruck einem Prinzen von Geblüt vorstellt. Und wie uns der Mann der haute finance dann zuflüstert, der Prinz von Geblüt trage den und den Orden, etwa das Großkreuz oder den grand cordon vom goldnen Vließ mit Brillanten, so setzt Herr Rochegrosse hinzu, der Chevalier trage eben jetzt „seine symbolische silberne Rüstung“ (sa symbolique armure d'argent).

Darauf erwidern wir ihm: den Adel hätte er seinem Jüngling lieber hineinmalen sollen ins Gesicht, anstatt ihm das äußerliche und trotz allen Silbers armselige Symbol des Adels auf den Leib zu schnallen. Außerdem paßt es aber für ihn gerade in diesem Augenblicke gar nicht. Denn — Herr Rochegrosse hat doch schon so viel mit Rüstungen zu thun gehabt. Aber muß ich es ihm denn wirklich sagen? Denn — nun, wer eine Rüstung anhat, muß denn der nicht tugendhaft bleiben, auch beim besten Willen vom Gegenteil? So eine Rüstung ist doch aus Eisen! Verzeihung, Herr Rochegrosse: aus Silber ist sie! Doch gleichviel, sie ist schwer, sehr schwer. Man könnte sie zwar ablegen. Doch das ist umständlich, und dabei verginge viel Zeit. Und wenn Gott den Schaden besähe — doch muß ich denn solche Dinge einem Pariser auseinandersetzen?

Auf jeden Fall wollte Wagner seinem Parsifal den Sieg schwer machen. Herr Rochegrosse dagegen scheint sich die entgegengesetzte Aufgabe gestellt zu haben, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln seinem Chevalier den Sieg zu erleichtern. Es gelingt ihm denn auch, uns diesen Sieg als das allernatürlichste von der Welt erscheinen zu lassen. Bei Wagner erleichtern alle äußern Umstände das Unterliegen des Helden. Herr Rochegrosse steckt den seinigen in einen — Panzer!

Hat uns Herr Rochegrosse zum Narren haben wollen? oder hält er den Parsifal zum Narren? Hat er eine Karikatur, eine Posse schaffen wollen? Oder müssen wir einen Mangel in seinem Denkvermögen annehmen? Eines steht fest: um auf eine Idee von so verblüffender Abgeschmacktheit verfallen zu können, muß Herr Rochegrosse unbedingt irgend etwas gedacht haben. O sie denken ja überhaupt alle etwas; meist denken sie nur so verwickeltes, daß sie einfache und natürliche Ideen nicht mehr denken, nicht einmal andern mehr nachdenken können. Vor lauter Denken denken sie falsches und abgeschmacktes.

Aber wer weiß? für ihn war vielleicht die Idee, seinen Helden so zur Unzeit in einen Panzer zu stecken, gar nicht so abgeschmackt. Für ihn war sie vielleicht höchst geistvoll; vielleicht war gerade sie eine seiner glücklichsten Eingebungen.

Wenn dem so wäre, dann müßten wir seinen Standpunkt, von dem aus er die Sache betrachtet hat, zu entdecken suchen, wir müßten seinen künstlerischen Absichten auf die Spur zu kommen suchen. Damit aber dem

Leser unser Bemühen, in der Sache klar zu sehen, auch der Sache wert erscheine, bemerken wir, daß Herr Rochegrosse einer der berühmtesten Maler der Gegenwart ist, daß er ein denkender, fast möchte ich sagen ein grübelnder Künstler ist, freilich vorzugsweise auf dem Gebiete virtuoser Technik.

Im Zeitalter der Technik leben wir, das ist kein Zweifel; also gehen auch wir einmal technisch zu Werke. Blicken wir zunächst in eine Rüstkammer und betrachten wir uns einige Panzer.

Das Bruststück eines echten und rechten Panzers muß der Wölbung des menschlichen Brustkorbs entsprechend gewölbt sein. Je nach der Mode nun, die tonangebenden Fürsten zuliebe öfter wechselte, verlief die Wölbung des Brustpanzers bald in senkrechter Richtung (das ist das Gewöhnliche), bald mehr in wagerechter (das ist die Ausnahme). Herr Rochegrosse, der bekanntlich schon für seinen Panzer ein außergewöhnliches Material gewählt hat (der wahre Grund wird uns gleich offenbar werden), hat auch den zweiten, sehr seltnen wagerechten Typus gewählt. Er ist in der That äußerst selten, ich fand ihn in einer der reichsten Panzersammlungen Europas nur viermal vertreten auf 160 Panzer, die aus allen Perioden des Mittelalters stammten. Ich möchte diesen Typus den weiblichen nennen, weil er den Formen des weiblichen Busens mehr gerecht wird als der andre. Er könnte wohl eigens geschaffen worden sein für eine Heroine, etwa für eine Jeanne d'Arc. Trotzdem haben gerade die Hauptdarsteller der Jungfrau, die Bildhauer, die die zwei Denkmäler der Lorraine in der Stadt Orleans, sowie die in Paris und Rouen geschaffen haben, wie ich mich genau erinnere, diesen Typus, obwohl er hier am Platze gewesen wäre, nicht gewählt, offenbar nur deshalb nicht, weil er ihnen zu ungewöhnlich, vielleicht auch etwas zu weibisch erschien. Herr Rochegrosse aber hat ihn gewählt (warum, werden wir ebenfalls gleich sehen).

Die Wölbung seines Panzers verläuft also horizontal, d. h. sie bildet eine quer über den Brustpanzer verlaufende stumpfe Leiste. Demnach kann man eine obere Hälfte des Panzers unterscheiden, die etwa oberhalb der Brustwarzen liegt, und eine untere. Die obere wird nicht nur nach vorn, sondern zugleich etwas nach oben, die untere nicht nur nach vorn, sondern zugleich nach unten gerichtet sein.

Dies Verhältnis macht sich nun Herr Rochegrosse zu nutze, um uns durch die herrlichsten Farbeneffekte zu überraschen. Und wenn wir uns kaum von dieser Überraschung erholt haben, so verblüfft er uns abermals, und diesmal mit einer tiefen Symbolik. Man höre: der Panzer ist aus Silber. Der Panzer ist außerdem glatt und funkelnagelneu. Nun, was neu, glatt und aus Silber ist, das glänzt. Was aber glänzt, das spiegelt. Folglich spiegelt an dem Panzer die obere Hälfte den blauen Himmel, und Parsifal ist blau, himmelblau, von oben bis zu der stumpfen Querleiste, also etwa bis in die Herzgegend. Die untere Hälfte spiegelt — ja die spiegelt vieles; die spiegelt

teils die Sumpfwiese, deren Grundton ein außerordentlich helles Grün ist, wie ich es noch nirgends gesehen habe, nicht einmal im grünen Mai in dem grünsten aller Länder, im Devonshire; sie spiegelt ferner ein paar von den Sumpfblumen, die grell violett und knallrot sind und groß wie Erfurter Blumenkohl, der auf Gartenausstellungen prämiirt worden ist; sie spiegelt aber auch drittens (die Sache wird immer verwickelter) das schöne Inkarnat — wollte sagen Inkadaverat — der Frauenzimmer, besonders der frechsten, die mit allen Vieren dem Parsifal entgegenzappelt. Welche Farbenfülle also auf dieser untern Hälfte des Panzers! Ein wahrer Kleckstriumph! Und wie hübsch: zu jedem gespiegelten Klecks findet man stets den dazu gehörigen Originalklecks, und umgekehrt. Man kann sich so minutenlang vor dem Bilde die Zeit vertreiben und die Technik des Herrn Rochegrosse bewundern.

Dazu kommt aber nun noch die tiefe Symbolik. In der untern Hälfte, da, wo die sogenannten „edeln" Teile aufhören und die „unedeln" anfangen, da ist alles kraus und kleckſig: eine Farbenorgie, zum Teil entstanden aus den Spiegelbildern gelbgrünlicher Wasserleichen, die auch ihrerseits eine Orgie aufführen. Aber da oben, da ist alles blau, das Blau fällt nur so vom Himmel herunter. Welcher Farbenkontrast! Und in wie rührender Weise ist die Symbolik durchgeführt! So sind z. B. die bepanzerten Arme und Hände des Helden — blau. Weshalb? Offenbar zur Belohnung dafür, daß sie nach gar nichts gegriffen haben von dem, was sich ihnen auf dem Sumpfe so entgegenkommend darbietet. Wie tief! Ich fahre denn auch noch lange fort, zu bewundern: bald die Sumpfwiese (am Rhein sagt man saure Wiese) und den Himmel, bald die gespiegelte saure Wiese und den gespiegelten Himmel, bald das Inkadaverat, bald das gespiegelte Inkadaverat. Mit einem Worte: ich bewundre alles, und nicht zum wenigsten den französischen Staat, der solch ein Kunstwerk hat ankaufen können, damit es den jüngern Geschlechtern französischer und ausländischer Maler als Muster diene, wie von nun an zu malen sei. Herr Rochegrosse aber steht plötzlich vor uns in seiner ganzen Größe. „Den veränderten Zeitverhältnissen trägt er voll und ganz Rechnung": er denkt und malt technisch, und der Technik zuliebe malt er — Historienmalerei. Bald wird man seinem Beispiele folgen, namentlich in Deutschland, wo man sich so trefflich aufs Nachmachen versteht und wo ja jeder immer eines „führenden Geistes" bedarf, wie wir jetzt so schön mit Herrn Bettelheim sagen.

Wenn es Herr Rochegrosse mit seiner Kunst ehrlich gemeint hätte, was würde er statt dieses Bildes gemalt haben? Ich will es ihm sagen: einen silbernen Panzer, der als Trophäe an eine Wand gelehnt wäre, darüber einen Baldachin aus himmelblauem Atlas, vorn auf zwei Lanzen gestützt. Die Lanzen würden an ihren Schäften den üblichen Schmuck eines großen Büschels grellroter oder violetter Seide und eines bunten Fähnleins haben. Der Panzer selbst würde auf einem groß und grob gemusterten orientalischen Teppich stehen,

dessen Grundfarben ein grelles Gelb und Hellgrün wären. So wären dieselben Spiegelungen auf ehrliche Weise, d. h. ohne Spiegelfechterei erzielt worden, und es hätte ein artiges kleines Stillleben gegeben.

Warum dachte Herr Rochegrosse nicht so ehrlich, wie doch, Gott sei Dank, so mancher bescheidne, aber echte Künstler auch in Paris noch denkt? Der Frosch will nun einmal groß sein wie der Stier. Darum mußte sein Stillleben aufgebauscht werden zu einem großen Historiengemälde. Einem Historiengemälde ist ja Beachtung gesichert; denn es fällt auf, und wenn man noch dabei nach verschiednen Seiten hinschielt und bald hierhin, bald dorthin kokettirt und schmeichelt, so müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn der Erfolg nicht „ein sensationeller" wäre. Wem aber schmeichelt nicht alles Herr Rochegrosse! Er schmeichelt den Chauvinisten, den Ultrapatrioten, indem er ihnen zeigt, daß die große Kunst, die wahre Kunst, die Historienmalerei, die doch überall sonst schon zu Grabe getragen ist, in Frankreich noch kräftig gedeiht. Er schmeichelt den Symbolisten, indem er dem Laster eine Sumpfwiese als Schauplatz seiner Thaten anweist. Er schmeichelt den Lüsternen mit einem Rudel nackter Weiber, die man aufregende Verrenkungen ausführen läßt. Er schmeichelt den Farbenblinden, indem er so thut, als ob er jetzt auch an ihrer Modekrankheit erkrankt wäre. Er schmeichelt endlich den Wagnerianern, indem er in einen silbernen Panzer einen gelbsüchtigen jungen Herrn steckt und darunter schreibt, das sei der Chevalier aux fleurs, was wieder den Chauvinisten zuliebe feig ausgedrückt ist und gleichsam nur durch die Blume sagen soll, das sei Parsifal. Nur einer Partei schmeichelt Herr Rochegrosse nicht: den wirklichen und aufrichtigen Verehrern Wagners in Frankreich (die von den „Wagnerianern" himmelweit verschieden sind). Oder glaubt er auch auf diese mit seinem Schinken Eindruck machen zu können? Wagner wollte im „musikalischen Drama" alle Darstellungs- und Ausdrucksmittel einer Idee dienstbar machen. Herr Rochegrosse opfert die Idee einem Kunststückchen zuliebe, und um sein Kunststückchen an den Mann bringen zu können, gebraucht er zum Vorwande den Parsifal!

Herr Rochegrosse hat damit in der Malerei ungefähr dasselbe gethan, was unser großer Landsmann und Mitbürger, der den so schön deutsch klingenden Namen Giacomo Meyerbeer führte, in der Musik gethan hat. Auch Meyerbeer hatte sich beispielsweise den Johann von Leyden zum Vorwand genommen, um den Theaterfexen beider Hemisphären das auf der Bühne noch nie gesehene Schauspiel des Schlittschuhlaufens, noch obendrein bei aufgehender Sonne, darzubieten und sie am Ende die große Pulverexplosion hören und sehen zu lassen, bei der einem beides, Hören und Sehen, vergeht. Herr Rochegrosse ist — der Meyerbeer unter den Malern.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Habebald und Eilebeute. Das Bunte ist immer erfreulich. Die Köchin läuft ihm nach, die Jugend drängt sich zur Schaubude, die mit roten Lappen aufgeputzt ist, der Verlagsbuchhändler, mit der Zeit fortschreitend und dem Volksbedürfnis Rechnung tragend, zieht seinen „Novitäten" Hanswurstjacken an, die ihrerseits im Schaufenster und auf dem Bahnhofstisch die Käufer anziehen, der Reichsfechtverein, der Sammelverein, der Verein „Fidelia" und die übrigen zwanzig Vereine des Städtchens lassen die Einladungen zu ihren Winter- und Sommerfesten entweder auf mehrfarbiges Papier drucken oder schmücken sie mit einem Herold in burgundischer Tracht, die Kunstreiter, die Menageriebesitzer zeigen ihre unwiderruflich letzte große Galavorstellung niemals mehr ohne packende Bilder in Buntdruck an. Nur die Zeitungen hatten sich bisher noch nicht zum Buntdruck aufgeschwungen, höchstens, daß Blättchen untersten Ranges hie und da das Bildnis eines berühmten Mannes, eines Monarchen oder Ministers oder Raubmörders, in Schwarzdruck brachten, das ganze Gesicht über und über schwarz. Jetzt endlich kommt die Tagespresse, die doch an der Spitze des Fortschritts marschieren sollte, nachgehinkt. An den Straßenecken prangt ein schönes Bild: rechts ein alter Landmann mit der Sense und ein Fuhrmann, der neben seinem Wagen auf einem Steine sitzt, links ein nerviger Meister Schmied am Ambos; neben ihm ein Briefträger, der bedeutungsvoll auf den Hintergrund zeigt. Dieser Hintergrund ist einigermaßen impressionistisch gehalten (so nennt man es ja wohl, wenn der Beschauer nicht herauskriegt, ob es eine Katze oder eine Kuh, ein Porträt oder eine Landschaft sein soll), doch spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß es eine Landschaft mit Stadt sein soll, über der eine blutrote Sonne oder ein dito Mond auf- oder untergeht. Wahrscheinlich ist es eine Sonne, und wahrscheinlich geht sie auf, denn darüber steht in großer Schrift: „Der ausgebeutete deutsche Mittelstand muß wieder zu Kräften kommen," und in noch größerer, schön geschmückter Schrift: „Volksrundschau, Tageszeitung für die deutschen Mittelklassen."

Die erweiterte Tägliche Rundschau ist es also, der die Zeitungspresse den jüngsten gewaltigen Fortschritt verdankt; und da gleichzeitig die erste Nummer der Deutschen Tageszeitung, des neuen Organs des Bundes der Landwirte, auf rosafarbnem Papier erscheint, und da beide Neugründungen schon seit Wochen in Reklame, Abonnentenfangkünsten und Preisdrückerei*) das Menschenmögliche geleistet haben, nicht eben zur Erbauung der ihren Zielen an sich nicht fernstehenden konservativen, mittelparteilichen und Zentrumsblätter, so darf man die Judenfrage wohl für gelöst ansehen. Bekanntlich haben in Nordamerika die Juden nichts zu bedeuten, weil ein Yankee mindestens zwei Juden wert ist; und nun sind wir Deutschen auch so weit!

Wichtiger als diese psychologische und ökonomische Seite der neuen Erscheinung ist die politische; wie werden die beiden Blätter auf unsre Parteien einwirken? (Der dritten antisemitischen Gründung dieser Sauerngurkenzeit glauben wir, als einer Privatangelegenheit der Herren Ahlwardt und Böckel, keine politische Bedeu-

*) „Dabei kostet die Deutsche Tageszeitung, heißt es in ihrer Probenummer, monatlich nur 50 Pfennige, ein Preis, der den Papierpreis kaum erreicht." Im Anzeigenteile derselben Nummer wird eine Landwirtschaftliche Zeitung empfohlen, die jedem Abonnenten „ein nützliches Haus- oder Ackergerät im Werte von 3 bis 50 Mark als Geschenk" verspricht.

tung beilegen zu müssen.) Es sind drei Fälle denkbar. Entweder die Neugründungen wursteln sich mühsam fort, gleich manchem andern überflüssigen Blatte, dann ändern sie nichts in der Politik. Oder sie verkrachen, dann werden sich die Unzufriednen unter den Angehörigen des Mittelstandes sagen: wieder nichts! und werden für den Sirenengesang der Sozialdemokratie empfänglicher geworden sein. Oder sie haben glänzenden Erfolg, Habebald und Eilebeute kommen auf die Rechnung, so geschieht es auf Kosten der konservativen Presse und der konservativen Partei. Der Riß würde um so unheilbarer und eine Wiederangliederung der losgesprengten Bauern, Beamten und Handwerker an die Konservativen um so unmöglicher sein, da die Leiter der Täglichen Rundschau die wissenschaftliche Überzeugung eines Felix Dahn und andrer, wonach der germanische Volkscharakter durchs Christentum mehr verdorben als veredelt worden sein soll, kühn als Grundsatz in die Politik einführen und das Christentum zum alten Eisen werfen. In den nächsten Reichstag würden dann ein paar Dutzend Antisemiten, Nurdeutsche, Bauernbündler, Mittelstandsparteiler, oder wie sie sich sonst nennen möchten, einziehen, und ebensoviele Konservative weniger. Die Bildung einer Mittelstandspartei aus den Trümmern der zerbröckelnden „staatserhaltenden" Parteien steht nun zwar wahrscheinlich so wie so bevor und ist in den Grenzboten wiederholt als wünschenswert bezeichnet worden. Zunächst jedoch würde diese neue Partei die Verlegenheiten der Regierung nicht wenig vermehren, denn sie würde ein ganz unberechenbares und darum völlig unzuverlässiges Element sein. Die einzelnen Häuflein der Partei aber würden eine verzweifelte Ähnlichkeit haben mit den zügellosen Banden des ersten Kreuzzuges, und ihr einziger Unterschied von diesen würde ihr nicht zum Vorteil gereichen: jene Banden wußten wenigstens ungefähr, wo das Gelobte Land liegt, unsre Mittelstandsparteiler aber wissen es nicht. Von den Ideen ihrer Führer haben einige schon Bankrott gemacht (Schutzzoll und Silberwährung soeben in den Vereinigten Staaten); andre, wie das Getreidemonopol, sind kommunistisch; noch andre, wie die Judenvertreibung und die neue Religion, sind phantastisch; was endlich die vernünftigen anbetrifft, wie die Reform der Hypothekengesetzgebung, den Kampf gegen Gründerei, Spekulantentum, Bauschwindel u. s. w., so wird deren Berechtigung auch von allen übrigen Parteien anerkannt, ihre Durchführung aber würde bei der gegenwärtigen Weltlage nur auf Wegen möglich sein, die von denen der Sozialdemokratie nicht sehr weit abliegen. Wir erinnern nur an folgenden verhängnisvollen Zusammenhang: die Spekulation entspringt aus dem Großkapital, das Großkapital ruht auf dem Staatsschuldenwesen, die Staatsschulden aber werden allein zu dem Zwecke oder unter dem Vorwande des Krieges und des bewaffneten Friedens gemacht.

Neue, große und erfolgreiche Parteien sind nicht denkbar ohne neue schöpferische Ideen. Woher sollten die unsern Bündlern und Antisemiten zufließen? Die Herren Lange und Ploetz haben keine, die Regierung hat keine, die „Staatserhaltenden" haben keine. Eine ideenlosere Gesellschaft als diese „Staatserhaltenden" hat es vielleicht niemals gegeben, all ihr Sinnen und Trachten ist einzig und allein auf die Sicherung ihres Mammons gerichtet. Augenblicklich unterhalten sie sich damit, daß sie, in zwei Lager, Caprivianer und Miquelmänner, geteilt, einander gegenseitig der Begünstigung des Sozialismus und Anarchismus beschuldigen, während sie gleichzeitig im Aufspüren von Mitteln zur Bekämpfung dieser Doppelpest wetteifern. Aber ihr Wetteifer führt sie in Spiralbewegung nur immer wieder auf denselben hypnotisirenden Punkt: Freiheitsbeschränkung durch Polizei! „Am Rande des Abgrunds" stehen wir, und da kann uns nichts und niemand helfen als die

Polizei, dies der norddeutschen allgemeinen Weisheit letzter Schluß! Köstlicher Gedanke in einer Zeit, wo schon unsre höhern Töchter aus zwölf- und zwanzigbändigen Weltgeschichten politische Weisheit schöpfen! Zum Glück stehen wir noch nicht am Rande des Abgrunds, dafür aber freilich, was am Ende noch schlimmer ist, mit einem Fuß im Sumpfe.

Ein Stück moderner Sklaverei. Bekanntlich hat sich die Kommission für Arbeiterstatistik vorigen Winter mit dem Bäckereigewerbe beschäftigt. In der Sitzung vom 19. Februar äußerte der Regierungsrat Freiherr von Gemmingen: „Durch die Untersuchung ist festgestellt, daß Zustände herrschen, die barbarisch sind.“ Es ist ja viel, wenn ein Regierungsrat heutigestags das ausspricht, aber ist denn, um es aussprechen zu können, eine Kommissionsberatung nötig? Allerdings, um die Zustände in Zuckerfabriken, Spinnereien, Zellulosefabriken und Bergwerken kennen zu lernen, muß man sich selbst hineinbemühen oder Berichte von solchen hören, die dringesteckt haben. Aber die Hauptsache von dem, was das Bäckergewerbe barbarisch macht, kennt jedermann. Jeder Städter, der nicht zum Proletariat gehört, ißt zum Frühstückkaffee frische Semmel und weiß, daß die Bäcker die Nacht hindurch haben arbeiten müssen, um ihm diese Annehmlichkeit zu verschaffen. Jeder, der nicht blind ist, sieht dieselben kleinen Bäckerlehrlinge, die die Nacht hindurch gearbeitet haben, am Tage Waschkörbe voll Brot und Semmel auf den Schultern durch die Straßen schleppen, Lasten, die er, der Zuschauer, nicht eine Minute lang tragen möchte. Manches andre freilich sieht man nicht auf der Straße und weiß man nicht von selbst, z. B. daß Gesellen und Lehrlinge ihren kurzen Schlaf in licht- und luftlosen Räumen abzumachen haben, die oft von Schmutz starren, daß auch die Werkstätten oft — abgesehen von der Hitze — ungesund und namentlich schmutzig sind, und noch andre unappetitliche Dinge, aber jene zwei Punkte bleiben doch die Hauptsache.

Kürzlich hat nun die Kommission dem Reichskanzler Bericht erstattet über die Ergebnisse ihrer Untersuchung und einen Entwurf von Bestimmungen, betreffend die Beschäftigung von Gehilfen und Lehrlingen in Bäckereien und Konditoreien, beigefügt, auf den sich die Mehrheit geeinigt hat, während die Minderheit erklärt, daß ihr einige von diesen Bestimmungen zu weit zu gehen schienen. Die ersten beiden Paragraphen des Mehrheitsentwurfs lauten: „In Bäckereien darf die Arbeitsschicht der Gehilfen die Dauer von zwölf Stunden oder, falls die Arbeit durch eine Pause von mindestens einer Stunde unterbrochen wird, einschließlich dieser Pause die Dauer von dreizehn Stunden nicht überschreiten. Die Zahl der Arbeitsschichten darf für jeden Gehilfen wöchentlich nicht mehr als sieben betragen. Zwischen den Arbeitsschichten muß den Gehilfen eine ununterbrochne Ruhe von mindestens acht Stunden gewährt werden. Während eines Zeitraums von zwei Stunden außerhalb der zulässigen Arbeitsschichten dürfen die Gehilfen zu gelegentlichen Dienstleistungen des Gewerbes, jedoch nicht bei der Herstellung von Waren verwendet werden. Auf die Beschäftigung von Lehrlingen finden die vorstehenden Bestimmungen mit der Maßgabe Anwendung, daß die zulässige Dauer der Arbeitsschicht im ersten Lehrjahre zwei Stunden, im zweiten Lehrjahre eine Stunde weniger beträgt, als die für die Beschäftigung von Gesellen zulässige Dauer der Arbeitsschicht.“ Als Ideal also schwebt der Mehrheit ein Zustand vor, wo die Bäckergesellen zwar nach wie vor alle 365 Nächte des Jahres des Schlafes beraubt bleiben, wo aber ihre Arbeitszeit, einschließlich einer Ruhepause, die der Mittagspause der Tagarbeiter entspricht, dreizehn Stunden nicht überschreitet, wo sie in

der übrigen Zeit dem Meister nicht mehr als zwei Stunden zur Verfügung stehen, und wo sie zwischen je zwei Schichten immer mindestens acht Stunden für Schlaf, Essen und sonstige Erholung, Besorgung ihrer eignen Geschäfte u. s. w. zur Verfügung haben, wo endlich die Nachtarbeitszeit der vierzehn- bis siebzehnjährigen Knaben nur elf und zwölf Stunden beträgt. Die Minderheit dieser arbeiterfreundlichen Kommission hält dieses Ideal für zu hoch, und daß es nicht verwirklicht werden wird, steht auch schon von vornherein fest, denn der Reichsanzeiger bemerkt bei der Veröffentlichung dieser Vorschläge, daß sie für den Reichskanzler „nach keiner Richtung hin bindend“ seien, und die besten Blätter der guten Presse drucken diese Worte mit gesperrter Schrift.

Wozu wir das sagen? Nicht etwa, um Mitleid zu erregen; das wäre eine ganz überflüssige Belästigung unsrer Leser, denn Mitleid und sonstige tugendhafte Empfindungen sind noch niemals stark genug gewesen, einen sozialen Zustand abzuändern. Sondern wir sagen es, um zwei Thatsachen festzustellen, die beide für den Politiker wichtig sind, und deren erste zugleich eine allgemeine wissenschaftliche Bedeutung hat.

Die Zustände im Bäckereigewerbe bilden einen der vielen Beweise dafür, daß die unpersönliche Herrschaft des Geldes härter ist als die persönliche irgend eines Herrn oder Sklavenhalters. Giebt es wohl irgend einen vornehmen Herrn in Deutschland, ja in ganz Europa einschließlich Rußlands, der einen vierzehn- bis sechzehnjährigen Leibdiener alle 365 Nächte des Jahres hindurch des Schlafes berauben und ihn noch dazu bei Tage mit übermäßigen Lasten beladen würde? Nein, den giebt es nicht; auch bei den Türken und sonstigen Orientalen nicht, die noch Sklaven haben. Sollte es in alten Zeiten einzelne gegeben haben, so würden das nur Ausnahmen gewesen sein. Denn Grausamkeit ist keine Eigenschaft der gesunden Menschennatur; wo sie sich zeigt, ist sie ein Zeichen von Erkrankung; bei geistig gesunden kommt sie nur vor, wenn irgend eine Notwendigkeit sie erzwingt, und einer solchen Notwendigkeit unterliegen gerade die Reichsten und Vornehmsten am wenigsten. Sie alle wollen gesunde, blühende und frohe Gesichter um sich sehen, und darum hat es niemand besser in der Welt als die Bedienten, desto besser, je vornehmer und reicher ihre Herren sind. Mißhandlungen aus überwallendem Zorn kommen bei persönlicher Herrschaft vor, aber keine Hinopferung ganzer Menschenklassen durch stetige Folterung. Das bringt erst die unpersönliche Herrschaft des Geldes über die „Freien“ fertig, die sich selbst zur Folterung darbieten, ja drängen, sodaß der Grundsatz Volenti non fit injuria um so mehr Platz greift, als keine einzelne Person bezeichnet werden kann, die für ihr Schicksal verantwortlich gemacht werden könnte. Irgend einmal ist irgendwo in einer Stadt die heutige Art von Semmeln erfunden worden, die nur ganz neubacken gut schmecken. Ihr Erfinder hat früh um vier Uhr zu backen angefangen, um seine Kunden bedienen zu können. (Ich selbst habe vier Jahre lang in einem kleinen Städtchen gelebt, wo der einzige Semmelbäcker noch fertig wurde, wenn er um diese Zeit anfing; verschlief er es einmal, so mußten die Kunden eben warten. Auf den Dörfern ist die neubackne Kaffeesemmel noch nicht überall als unverbrüchliches Staatsbürgerrecht anerkannt. Es giebt welche, wo bloß zweimal in der Woche, und noch andre, wo gar keine Kaffeesemmeln gebacken werden; der Rittergutsbesitzer, Arzt oder Geistliche, der welche haben will, muß sie am Tage vorher aus der nächsten Stadt holen lassen.) Die zunehmende Konkurrenz hat dann die Bäcker gezwungen, den Anfang der Arbeitszeit immer weiter zurückzulegen: auf drei zwei, ein Uhr, auf Mitternacht, in den größern Städten auf zehn Uhr abends,

in den Großstädten auf acht und sechs Uhr. Denn die hohe Miete und die hohen Steuern zwingen den Meister, einen hohen Ertrag herauszuschlagen, und die Konkurrenz verhindert ihn, den Profit durch Verkleinerung der Ware zu steigern: die Menge muß es bringen; also Verlängerung der Arbeitszeit, denn Vermehrung der Leute würde ja wieder die Kosten erhöhen. Ihering singt in seinem „Zweck im Recht" dem Gelde, als dem wahren Befreier der Menschheit, ein begeistertes Loblied; erst das Geld mache wahrhaft frei, denn erst dieses setze den Menschen in den Stand, jedes seiner Bedürfnisse an jedem Orte augenblicklich zu befriedigen. Ganz recht! Das Geld, und nur das Geld macht frei, vollkommen frei — den, ders hat, durch die Knechtschaft derer, die es nicht haben.

Die zweite Thatsache ist, daß unter diesen Umständen die Lohnarbeiterschaft der ganzen Welt, so weit sie zum Bewußtsein ihrer Lage erwacht ist, der bestehenden Gesellschafts-, Staats- und Rechtsordnung mit keiner andern Gesinnung als der unversöhnlicher Feindschaft gegenüberstehen kann. Wäre die durchschnittliche Lage des Arbeiterstandes so glänzend, wie sie von den wirtschaftlichen Optimisten geschildert wird, so würde es keinem Vater und keiner Mutter einfallen, ihren Sohn einem Bäcker zu verkaufen; der Arbeitermangel der Bäckereien würde so lange währen, bis sich das ganze Publikum dazu verstanden hätte, entweder altbackne Semmeln zu frühstücken, oder ein Gebäck, das auch am zweiten, dritten und vierten Tage noch gut schmeckt. Aber unter allen den rührenden Klagen, mit denen uns das ehrbare Handwerk seit dreißig Jahren in den Ohren liegt, haben wir die über Lehrjungenmangel noch nicht vernommen, auch bei den Bäckern nicht. Daraus folgt, daß in der Mehrzahl der Gewerbe, in Werkstatt, Fabrik und Gruben Unannehmlichkeiten andrer Art bestehen müssen, die denen des Bäckereigewerbes ungefähr das Gleichgewicht halten. Vielleicht machen nur die Fabriken einiger ungeheuer reichen Industriefeudalen, wie Krupp und Stumm, eine Ausnahme, die aber den Kindern des übrigen Arbeiterstandes verschlossen bleiben, da dort zunächst der eigne Nachwuchs versorgt zu werden pflegt, für den die vorhandnen Arbeitsstellen selbst bei stetiger Vergrößerung der Anlagen wahrscheinlich noch nicht hinreichen. Es ist nun, wie gesagt, völlig undenkbar, daß bei solcher Lage die Arbeiterschaft etwas andres als ingrimmigen Haß gegen die bestehende Ordnung empfinden sollte, so weit sie nicht entweder durch den Stumpfsinn gänzlicher Unbildung oder durch religiösen Glauben oder Aberglauben davor bewahrt bleibt.

Der Schutz der Bauhandwerker. Mit vollem Recht wird in dem jüngst von den Grenzboten gebrachten Aufsatz: „Die hypothekarische Sicherung der Bauhandwerker" darauf hingewiesen, daß die Schutzlosigkeit der Bauhandwerker bei ihren Forderungen für einen von ihnen hergestellten Bau einen überaus wunden Punkt unsers Rechtslebens bildet. Ein Kapitalist überträgt ein Grundstück, das 10000 Mark wert ist, an einen nicht zahlungsfähigen Lump, läßt sich aber eine Hypothek von 30000 Mark daran verschreiben. Der neue Eigentümer beauftragt Bauhandwerker, die einen Bau im Werte von 20000 Mark daraufsetzen. Wie er bezahlen soll, findet sich, daß er nichts hat. Das Grundstück kommt also zum Zwangsverkauf, und natürlich werden nur 30000 Mark daraus gelöst. Die bekommt der Hypothekargläubiger. Die Bauhandwerker, deren Material und Arbeit in dem Hause steckt, haben das Nachsehen. Das ist ein himmelschreiendes Unrecht.

Die Hauptfrage aber ist: wie ist zu helfen? Darüber finden sich in dem vorerwähnten Aufsatze nur unzureichende Andeutungen. Die Aufgabe ist die, den Bau, solange er nicht bezahlt ist, als einen in erster Linie den Erbauern

haftenden Gegenstand festzuhalten. Die Schwierigkeit liegt nur darin, daß ein Bau mit Grund und Boden untrennbar verbunden und dadurch zu einem Zubehör des Grundstücks geworden ist. Als ein solches Zubehör wird er von den an dem Grundstück haftenden Rechten mit ergriffen, und er scheint dadurch allen besondern an ihn bestehenden Rechten andrer entzogen zu sein. Aber in der That ist diese Schwierigkeit mehr scheinbar als wirklich. Ist auch das Haus untrennbar mit Grund und Boden verbunden, so ist es doch für einen Sachverständigen keine schwierige Aufgabe, den Wert des Hauses — und darauf allein kommt es an — von dem Werte des Grund und Bodens zu trennen. Dieser Wert muß den Bauhandwerkern, solange sie nicht bezahlt sind, verbleiben. Mit andern Worten: bei einem Zwangsverkauf des Grundstücks müssen die Bauhandwerker zu ihrer Befriedigung soviel aus dem Erlös vorwegzunehmen berechtigt sein, als der Wert des auf das Grundstück gesetzten Baues beträgt.

Man wendet ein, hierdurch werde das Prinzip der Öffentlichkeit der Hypotheken durchbrochen. Allerdings, soweit die Öffentlichkeit durch das Grundbuch gewährt wird. Aber an Stelle dieser Öffentlichkeit tritt eine andre: die Öffentlichkeit des Neubaues selbst, der doch für jeden erkennbar ist. Hat der Hypothekargläubiger schon vor Errichtung des Neubaues sein Geld gegeben, so kann er sich nicht beklagen, wenn der Wert des nachträglich hinzugekommnen Baues von seiner Hypothek abgezogen wird. Giebt aber der Hypothekargläubiger sein Geld erst während des Baues oder kurz nach dessen Vollendung, so mag er darauf achten, ob der Bau, der doch seiner Hypothek zuwächst, auch bezahlt ist, und wenn er nicht bezahlt ist, so mag er dafür sorgen, daß sein Geld zur Bezahlung der Bauhandwerker verwendet wird. Das kann man im Interesse der Gerechtigkeit von ihm verlangen.

Allerdings bedarf dieses Vorrecht der Bauhandwerker einer Begrenzung. Der Begriff des Neubaues muß an eine kurze Frist geknüpft sein. Man wird vorschreiben müssen, daß die Bauhandwerker, wenn sie nach Vollendung ihrer Arbeiten nicht bezahlt werden, ihr Vorzugsrecht innerhalb einer kurzen Frist ins Grundbuch eintragen lassen und damit ihm die regelmäßige Öffentlichkeit sichern.

Da die Sache noch immer in der Schwebe ist, so erlaube ich mir, hier anzuführen, daß ich in dem von mir herausgegebnen Gegenentwurf zum bürgerlichen Gesetzbuch folgende Bestimmung vorgeschlagen habe:

§ 620. Der Übernehmer eines Bauwerks hat wegen seiner Forderungen für Arbeit und Auslagen an dem Grundstück, auf welchem der Bau errichtet wird, ein gesetzliches, allen andern Rechten an dem Grundstück vorgehendes Pfandrecht in dem Umfange der Werterhöhung des Grundstücks durch den Bau. Das Pfandrecht bleibt jedoch gegenüber andern, die an dem Grundstück Rechte erworben haben oder erwerben, nur erhalten, wenn der Bauübernehmer innerhalb von drei Monaten nach Vollendung seiner Bauarbeiten die Eintragung oder — falls der Eigentümer in diese nicht einwilligt — die Vormerkung seines Rechts im Grundbuch erwirkt. Die Vormerkung ist auf einseitigen Antrag des Bauübernehmers einzutragen, wenn dieser seinen Anspruch glaubhaft macht, oder wenn er auf solchen Klage erhebt. Mehrere bei demselben Bauwerk beteiligte Übernehmer stehen, ohne Rücksicht auf die frühere Erwirkung des Eintrags, im Range ihrer Pfandrechte einander gleich.

Ich bin der Ansicht, daß — abgesehen vielleicht von Einzelheiten — diese Art der Ordnung die einzige ist, die den allseitigen Interessen gerecht wird, wie ich denn auch an ihrer vollen praktischen Durchführung nicht zweifle. Jede andre

Art der Ordnung wird entweder für die Bauhandwerker unzureichend sein oder die Hypothekargläubiger ungerechterweise gefährden. Namentlich würde es den Bauhandwerkern keine zureichende Hilfe bringen, wenn man ihnen nur das Recht einräumte, sich für ihre ganz oder teilweise vollendete Arbeit eine Sicherheitshypothek an den Grundstücken eintragen zu lassen. Denn da diese Hypothek doch immer erst vom Eintrag datirte, so würde ihr leicht der Bauschwindel mit seinen Hypotheken zuvorkommen.

Kassel O. Bähr

Vereinskannegießerei. Ein schöner Fall von Vereinskannegießerei veranlaßt einen siebenbürgisch-sächsischen Freund zu der Bitte, wir möchten doch ein paar Worte gegen die kenntnislose Beurteilung österreichischer und ungarischer Verhältnisse in deutschen Vereinen sagen. Wenn wir uns nun auch schon öfter gegen diesen Auswuchs des Vereinslebens, die von dummen Mehrheiten beschlossenen tönenden Resolutionen ausgesprochen haben, so ergreifen wir doch gern die Gelegenheit, das eitle und platte Treiben der Vereinskannegießer von neuem ins rechte Licht zu stellen.

Die Leipziger Abteilung des Deutschen Schulvereins hat sich kürzlich nach dem Vortrag eines reisenden Agitators, der jedenfalls nicht mit deutschen Empfehlungen gekommen war, zu dem Beschlusse verführen lassen, „die deutschen Stammesgenossen in Ungarn und Siebenbürgen aufzufordern, Hand in Hand mit den übrigen unterdrückten Nationalitäten gegen die Magyarisirungsbestrebungen der ungarischen Regierung energisch Front zu machen.“ Unser Freund schreibt uns: „Schon die Form dieses Beschlusses erweckte in uns beim ersten, unbefangnen Lesen das größte Erstaunen, daß eine Versammlung gebildeter Männer in der »hellen« Stadt Leipzig mit ihren Namen einen so unklaren, phrasenhaften Satz hat stützen können. Die »übrigen unterdrückten Nationalitäten«! Die guten Leute in Leipzig wissen jedenfalls nicht, daß jede von ihnen ein andres Ziel hat und auf einem andern Boden steht. Rumänen, Slowaken, Serben, Kroaten: soviel Stämme, soviel Schattirungen der politischen Bestrebungen. Sie scheinen ebenso wenig zu ahnen, daß die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen politisch weit auseinandergehen, und zwar nicht aus Zufall oder Laune, sondern aus geschichtlicher Notwendigkeit. Kann jemand glauben, der Gedanke des Zusammengehens, ja der heiße Wunsch darnach sei den Deutschen jenseits der Leitha so neu, daß er aus Leipzig gebracht und empfohlen werden müßte? Gewiß giebt es keinen deutschen Politiker hier, der ihn nicht oft erwogen hätte. Und nicht im Verborgnen. Wieviel ist über das von Rumänen oft angebotne Zusammengehen gerade in siebenbürgisch-sächsischen Kreisen gesprochen worden! Vielleicht zu keiner Zeit mehr, als in der noch nicht weit zurückliegenden des K. Tißaschen Ministeriums, das den Sachsen mit einer Ungerechtigkeit gegenübertrat, die von Resten des Parteihasses von 1849 vergiftet war. Obwohl in jenen unglückseligen Jahren die Sachsen aufs äußerste bedrückt waren, hat doch keiner ihrer Führer das Zusammengehen mit den Rumänen empfohlen. Und nun rät man es uns von draußen an! Die Sachsen erkennen sowohl die Union Ungarns und Siebenbürgens von 1848 (und 1868) als die staatsrechtlichen Grundgesetze von 1887 an, und gerade diese werden von den Rumänen bekämpft. Was aber die Rumänen an Positivem anstreben, das ist in erster Linie die nationale Selbständigkeit, d. h. die Rumänisirung der Beamten und einer ganzen Anzahl deutscher Gemeinden in Siebenbürgen, die sich unter der heutigen Verwaltung noch einen Rest von Selbständigkeit erhalten haben. Und was die Rumänen darüber hinaus noch wollen, bedeutet

für die Deutschen in den Grenzen des künftigen Großrumäniens den sichern nationalen Untergang; denn in demselben Maße, als jene an Zahl größer sind, an Bildung tiefer stehen und als Nation jünger und unreifer sind, werden sie als Herrscher unduldsamer sein. Im ungarischen Königreiche stehen die Deutschen auf einem geschichtlichen Boden, der seine alten Verbindungen mit dem Westen hat, dem sie zugehören. Ein Aufgehen in dem selbständigen Rumänien bedeutet für sie ein Hinabsteigen auf einen neuen, niedrigern Boden, der dem Westen abgewandt ist. Die Deutschen haben mit den Magyaren manches Hühnchen zu rupfen, erst neulich noch hat die Zivilehegesetzgebung ihnen wieder einen schweren Schlag versetzt; aber sie stehen ihnen gegenüber in einem wohlerworbnen Rechte, dessen Verteidigung alle ihre Kämpfe gelten. Gerade dieser Rechtsboden der Deutschen wird aber besonders in Siebenbürgen von den Rumänen so wenig anerkannt wie die Gesetze, auf denen das heutige Ungarn beruht. Wenn nun das alles Deutschen, Magyaren und Rumänen wohlbekannt ist, ja zu ihrem politischen ABC gehört, welchen Eindruck muß es machen, wenn aus Leipzig eine Resolution so herübertönt? Ich fürchte unter allen Umständen keinen ernsten, was doch der Zweck gewesen sein wird."

Wir haben dem nur ein paar Worte hinzuzufügen, die unserm Freunde klar machen sollen, wie eine solche Resolution möglich war: In einer schlecht besuchten Hundstagsversammlung, in der von den paar Hundert Mitgliedern des Vereins ein noch geringerer Bruchteil als sonst vertreten war und jedenfalls niemand anwesend war, der ein sachliches Urteil über den Vortrag des politischen Reiseredigers zu fällen vermocht hätte, wird bei warmem Bier und vor gähnenden Lücken der Zuhörerschaft in einer Atmosphäre langweiliger Zwecklosigkeit ein Vortrag gehalten, der, bei allgemeiner Unkenntnis der Verhältnisse, keine oder nur eine ganz unbedeutende Besprechung hervorruft, worauf endlich, damit die schönen Abendstunden doch nicht ganz ergebnislos hingebracht sind, die zu diesem Zweck mitgebrachte Resolution einstimmig angenommen wird. Die Zuhörer zerstreuen sich teils in dem Bewußtsein, fürs Vaterland ein Opfer gebracht zu haben, teils, wir wollen es hoffen, mit einem Schimmer des Gefühls, eine schlechte Rolle gespielt zu haben. Das nächstemal wirds wieder so sein, und so fort so lange — nun so lange, als sich jemand die Mühe giebt, die auf diese Weise zustande gekommnen Beschlüsse zu lesen, oder so naiv ist, ihnen einen Wert beizulegen.

Das Lied von der braven Frau. Herr Redakteur! Schon oft haben die Grenzboten einen betrübenden Mangel an Verständnis für moderne Tugenden an den Tag gelegt, handgreiflicher nie, als am schwarzen Brete in Heft 32. Wenn ein Soldat seine Fahne nur mit seinem Leben läßt, was doch seine Schuldigkeit ist, macht man davon großes Aufhebens. Doch wenn eine Madame Wippchen, die keinen Fahneneid geleistet hat, als Freiwillige die Fahne eines Blattes mit Todesverachtung hochhält, machen Sie dazu spöttische Bemerkungen! Die Erzählung strotzt förmlich von erhabnen Zügen. Monsieur Wippchen ist als außerordentlicher Mentor eines Königs, wenn auch eines ganz kleinen (glücklicher König, glücklicheres Volk!) auf Reisen, er darf ruhig reisen, denn die Gattin steht für ihn auf Wache. Angebornes journalistisches Ahnungsvermögen sagt ihr: heute wird sich etwas im Bazar ereignen, sie eilt dahin, und pünktlich stürzt der Bazar ein. Zwischen — oder gar unter? — den Trümmern, über zertretne Menschen (zu denen hoffentlich ihre Begleiterinnen nicht gehörten), läßt sie sich durch die unförmig (wie schön!) gewordne Menge hinaustragen und telegraphirt an das Blatt. Ohne Zweifel hat sie auch gleich gezählt, wieviel Menschen umgekommen waren. Kühn ist das Mühen,

herrlich der Lohn: das Blatt schlägt mit der Nachricht andre Blätter um eine Nasenlänge. Und das ergreift Sie nicht? Was sollte das Blatt anders thun, als eingedenk des Spruches: „Wer hohes Muts sich rühmen kann, den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang," die Heldenthat in einem Heldenliede feiern? Unsrerseits erinnern wir uns keiner Geschichte von ähnlicher Größe seit der von dem in den Tod getreuen Handlungsreisenden, der, als sein Schiff sank, alle seine Geschäftsempfehlungen in eine Flasche that, und diese wohlverkorkt in den Ozean schleuderte, damit die Wilden oder wenigstens die Fische erführen, wo die beste Fleckseife zu haben wäre.

Litteratur

Dichterische Gestalten in geschichtlicher Treue. Ein Beitrag zum Verständnis der klassischen Dramen von Hugo Landwehr. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 1893

Ein Buch, worin uns Fiesco, Don Carlos, Wallenstein, Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans, Götz, Clavigo, Egmont und Tasso, der Prinz von Homburg und Zriny einmal alle in dem reinen Lichte der Geschichte vorgestellt werden, ist gewiß willkommen. Ganz abgesehen davon, daß die Vergleichung zwischen der geschichtlichen und der poetischen Gestalt natürlich zu einer schärfern Charakteristik beider und damit zu einem tiefern Verständnis der Dichtung führt, ist es ja schon an sich interessant, zu wissen, wie denn nun eigentlich der Egmont und wie denn der Fiesco wirklich ausgesehen hat, ob diese Menschen, die uns zunächst durch den Dichter vertraut geworden sind, wirklich so gewesen sind, wie sie uns die Dichtung zeigt. Daß Maß der Umgestaltungen Goethes und Schillers freilich an diesen Bildern erkennen zu wollen, geht nicht an, denn die Geschichtsforschung hat in unserm Jahrhundert fast keine dieser Gestalten unverändert so bestehen lassen, wie sie Goethe und Schiller geschichtlich gesehen haben. Dafür regt aber das Buch dadurch tiefer an, daß es einen neuen Maßstab für die Beurteilung der innersten Verschiedenheit unsrer beiden großen Dichter an die Hand giebt, indem es die eigentümliche Art eines jeden von ihnen lehrt, sich bei der Gestaltung eines Stoffes mit der als Wahrheit überlieferten Geschichte abzufinden: Goethe behält und verwirft in sorgloser Naivität geschichtliche Züge, wie es ihm sein poetischer Instinkt natürlich erscheinen läßt, Schillers sittliche Energie baut nur das um, was sein künstlerischer Verstand für unvereinbar mit dem Wesen der Tragik hält.

Den Zriny hätten wir dem Verfasser gern geschenkt; die Lehrer des Deutschen freilich werden auch für ihn dankbar sein, so lange sich unsre Tertianer für den Dramatiker Körner zu begeistern haben. Aber Demetrius fehlt! Wilhelm Tell ist natürlich mit Absicht beiseite gelassen worden; es hätte ja auch keinen Zweck gehabt, „dafür etwa die Geschichte der Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft zu geben, die von Tell nichts zu erzählen weiß."

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Das Anerbenrecht

Von O. Bähr

Zu den Vorschlägen, die die vor kurzem vom preußischen Landwirtschaftsministerium berufne Konferenz zur Hebung der Landwirtschaft gemacht hat, gehört auch die von vielen Seiten befürwortete Einführung des Anerbenrechts für ländliche Besitzungen. Dem Anerbenrecht liegt folgender Gedanke zu Grunde. Ein Landgut soll immer nur auf einen der berufnen Erben vererbt, die übrigen Erben aber sollen mit Geldleistungen, die jedenfalls nicht den Wert ihres Erbteils erreichen, abgefunden werden. Auf diese Weise will man die Belastung des Gutes mit übermäßigen Erbteilen verhindern und dadurch einen blühenden Bauernstand aufrecht halten.

Es ist richtig, daß von Alters her eine derartige Vererbung der Bauerngüter in vielen deutschen Ländern bestanden hat. Es hing das meistenteils damit zusammen, daß der bäuerliche Besitz nicht freies Eigentum des Bauern war, sondern im Obereigentum eines Grundherrn stand. Dieser verlangte vom Standpunkt seiner Interessen, daß das Gut jederzeit im Besitz eines einzigen zahlungsfähigen Kolonen bleibe. Was aus den übrigen Kindern des verstorbnen Kolonen wurde, kümmerte ihn wenig; sie mochten sehen, wie sie unterkamen. Auf diese Weise hat sich namentlich in den Ländern des alten Niedersachsens das sogenannte Meierrecht gebildet, das noch bis in die neueste Zeit dort gegolten hat. Es zeichnete sich dadurch aus, daß die Abfindung der Geschwister aus dem Gute äußerst gering bemessen wurde.

Nachdem fast überall die Rechte des Obereigentümers an Grund und Boden aufgehört haben, besteht ein Anerbenrecht, das mit gesetzlichem Zwang in die Beerbung eingriffe, wohl nur noch an wenigen Orten. Dagegen hat

sich vielfach in unserm Bauernstande die Einzelnachfolge im Gute als Sitte erhalten. Das vermittelnde Rechtsgeschäft ist der Gutsübergabe- oder Ansatzvertrag. Die Eltern übergeben noch bei ihren Lebzeiten das Gut an eines ihrer Kinder, behalten sich selbst Auszug und Einsitz in dem Gute vor, und bestimmen nach einem billigen Wertanschag des Gutes die Abfindung, die der Gutsübernehmer den Geschwistern herauszuzahlen hat. Auf diese Weise kommt thatsächlich eine Art Anerbenrecht zur Geltung. Der Gutsansatzvertrag bildet auch heute noch ein wichtiges Glied unsers bäuerlichen Rechts; und es ist sehr zu beklagen, daß es der Entwurf eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs nicht für angemessen befunden hat, Bestimmungen dafür aufzustellen.

In neuerer Zeit hat man nun versucht, auch auf dem Wege der Gesetzgebung dem Anerbenrecht wieder zu Hilfe zu kommen. Im Laufe der Jahre 1874 bis 1887 sind in Preußen für verschiedne Provinzen — Hannover und Lauenburg, Westfalen, Brandenburg, Schlesien, Schleswig-Holstein und das frühere Kurhessen — Landgüterordnungen erlassen worden, die eine sogenannte Höferolle einführen. Läßt der Bauer sein Gut in diese Höferolle eintragen, so wird es damit einem Anerbenrecht unterworfen. Die Ordnung dieses Anerbenrechts, namentlich die Bestimmung des Anerben und die Vorschriften über die Auseinandersetzung mit den Geschwistern sind in jedem dieser Gesetze verschieden getroffen, wobei man sich dem ältern Rechte der Provinz oder der dort noch in Übung befindlichen Sitte möglichst angeschlossen hat. Obwohl nun gegen diese Gesetze nichts einzuwenden ist, da es ja dem freien Willen eines jeden überlassen bleibt, ob er sein Gut in die Höferolle eintragen lassen will, so haben sie doch nicht überall gleichen Anklang gefunden. Nur in der Provinz Hannover, wo die aus dem frühern Meierrechte stammenden Anschauungen noch lebendig waren, und wo, wie man erzählt, die Beamten sich große Mühe um die Sache gegeben haben, sind viele Landgüter in die Höferollen eingetragen worden. In den übrigen Provinzen ist die Anmeldung äußerst gering gewesen, sodaß man dort den Versuch, das Anerbenrecht neu zu beleben, als gänzlich mißlungen bezeichnen muß.

Wenn nun jetzt die Freunde der Landwirtschaft auf der erwähnten Konferenz die Einführung des Anerbenrechts von neuem empfohlen haben, so haben sie dabei offenbar nicht eine räumliche Ausdehnung dieser Gesetzgebung im Sinne gehabt, sondern es soll ein Anerbenrecht eingeführt werden, das die Landgüter mit einer gewissen Nötigung ergreift. Diese Nötigung läßt sich in verschiednem Maße gestaltet denken. Entweder so, daß das Anerbenrecht, einem Noterbenrecht gleich, unbedingt die Landgüter ergriffe, ohne daß der Erblasser eine davon abweichende Bestimmung treffen könnte. Oder wenigstens so, daß das Anerbenrecht, dem Intestaterbrecht gleich, mit Gesetzeskraft einträte, aber doch abweichende Anordnungen des Erblassers zuließe. Auch in einer Gesetzgebung der letztern Art läge unverkennbar eine Art Zwang, da man bei der

bekannten Abneigung unsrer Landleute, Schritte zur Ordnung ihrer Rechtsverhältnisse zu thun, darauf rechnen dürfte, daß das Anerbenrecht regelmäßig zur Geltung käme.

Die Schwierigkeit einer solchen Ordnung liegt nun aber in der Frage: wie soll die Abfindung der übrigen Kinder bemessen werden? Wird sie zu hoch bemessen, so hat das Anerbenrecht für den Anerben keinen Wert. Wird sie zu gering bemessen, so wird das Anerbenrecht vollends zu einer Ungerechtigkeit gegen die übrigen Kinder. Daß gleichwohl die, die durch das Anerbenrecht der Landwirtschaft Hilfe bringen wollen, eine möglichst geringe Abfindung der Miterben anstreben, liegt auf der Hand. Man hat insbesondre, um den Wert, zu dem das Gut dem Anerben zufallen soll, möglichst niedrig zu berechnen, einen besondern Wertbegriff erfunden: den Ertragswert im Gegensatz zu dem Verkaufswert, obwohl beide Wertbegriffe, verständig berechnet, niemals dauernd auseinandergehen können. Auch wird die Bevorzugung des Anerben auf Kosten seiner Miterben nicht bloß durch eine möglichst geringe Berechnung des Erbteils der Miterben zu erreichen gesucht, sondern diese sollen auch — so wollen manche — für ihr Erbteil lediglich auf einen andauernden Rentenbezug aus dem Gute angewiesen werden; eine Ungerechtigkeit, die sie in der Möglichkeit, sich eine neue Lebensstellung zu begründen, noch mehr beschränkt. Ginge man dann nach dem Beispiele der für Hannover erlassenen Landgüterordnung vor, so würde dem Anerben auch noch ein „Voraus“ an dem Werte des Gutes zugewiesen werden.

Soweit sich bei unsern Landbewohnern die Sitte, einem der Kinder unter Abfindung der übrigen das Gut zu übertragen, erhalten hat, sind wir weit entfernt, ihr entgegentreten zu wollen. Findet der Vater, daß sich eines seiner Kinder vorzugsweise zur Bewirtschaftung des Gutes eignet, während die übrigen Kinder in der Lage sind, sich auch in andrer Weise gut durchs Leben zu schlagen, so handelt er ganz verständig, wenn er diesem Kinde das Gut ansetzt und den übrigen Kindern billige Abfindungen zuweist. Es entspricht das dem bäuerlichen Sinne, der darauf Wert legt, daß das Gut in der Familie erhalten bleibt. Heiratet der Gutsübernehmer in eine wohlhabende Familie, so wird ihm auch das Einbringen der Frau die auf das Gut gelegten Lasten tragen helfen. In vielen Fällen wird durch eine solche Anordnung des Vaters für das Glück der ganzen Familie am besten gesorgt sein. Ist der Vater, ohne eine solche Anordnung getroffen zu haben, hinweggestorben, so werden auch die Kinder oft wohl daran thun, in dieser Weise ihre Verhältnisse zu ordnen. Namentlich sollte das Gesetz auch den Vormündern gestatten, im Namen der noch minderjährigen Kinder einer solchen Ordnung unter Genehmigung der Obervormundschaft ihre Zustimmung zu erteilen.

Die Schwierigkeit einer solchen Ordnung wächst aber mit der Zahl der Kinder. Sind viele Kinder da, so ist es schwer zu vermeiden, daß entweder

der Gutsübernehmer überlastet oder die übrigen Kinder allzusehr benachteiligt werden. Gerade mit Rücksicht hierauf, sowie überhaupt im Hinblick auf die Mannichfaltigkeit der Verhältnisse erscheint es sehr bedenklich, wenn das Gesetz hier mechanisch eingreifen und den unbedingten Eintritt eines Anerben anordnen wollte. Wenn gleichwohl eine solche Gesetzgebung empfohlen wird, so geschieht es, weil man die Behauptung aufstellt, daß es aus allgemeinen wirtschaftlichen Gründen dringend geboten sei, die Teilung von Landgütern zu verhindern. Wohin sollte es führen, fragt man, wenn das Grundeigentum immer mehr zersplittert und der Landbesitz in unzählige Zwergwirtschaften aufgelöst würde? Wir kommen damit zu der Frage: ist diese Befürchtung wirklich in dem Maße begründet, daß daraus ernstliche Nachteile für die landwirtschaftliche Produktion zu besorgen wären? Eine genauere Betrachtung wird ergeben, daß das nicht der Fall ist.

Wenn man von „Teilung des Grundeigentums" redet, so werden sehr häufig zwei Fragen durcheinandergeworfen, die ganz verschiedner Natur sind. Die eine Frage ist die: wie weit soll es gestattet sein, daß eine zusammenhängende Fläche (also ein einzelnes Grundstück, eine sogenannte Parzelle) in Teile zerlegt und diese Teile selbständig in den Verkehr gebracht werden? Nur in diesem Falle sollte man von einer „Zersplitterung des Grundeigentums" reden. Nun kann man ja anerkennen, daß es gewiß nicht gut wäre, wenn Grund und Boden bis ins Unendliche geteilt würde, sodaß schließlich das einzelne Stück auf die „Größe eines Tischtuchs" herabsänke. Man kann es daher für gerechtfertigt halten, wenn die Gesetzgebung in dieser Richtung eine Schranke setzt; wie denn z. B. in dem frühern Kurhessen Grundstücke nicht unter die Größe eines halben Ackers geteilt werden durften. Auch in Baden ist im Jahre 1854 ein Gesetz erlassen worden, das die Teilung von Ackerfeld und Wiesen unter ein Viertel Morgen verbietet. Gegen eine solche Vorschrift ist grundsätzlich nichts einzuwenden. Nur wird sich das Maß, bis zu dem man dabei herabgehen soll, nicht allgemein bestimmen lassen, da, je sorgfältiger die Kultur eines Landes ist, um so mehr auch eine Teilung selbst in die kleinsten Stücke gerechtfertigt sein kann. Wo sich aber im Laufe der Zeiten eine solche Zersplitterung des Bodens gebildet hat, da kann die Zusammenlegung (Verkoppelung) der Grundstücke, wenn sie gut durchgeführt wird, der Landwirtschaft sehr zum Nutzen gereichen. Es ist also vollkommen anzuerkennen, daß eine Zersplitterung von Grund und Boden in diesem Sinne vermieden werden muß.

Ganz davon verschieden ist die andre Frage, ob die Teilung ganzer Landgüter für gerechtfertigt zu halten sei. Daß ein ganzes Landgut nur eine einzige zusammenhängende Fläche bildet, wird nur da vorkommen, wo die Landgüter als selbständige Gutsbezirke auftreten, oder wo sich, wie in Westfalen, die Einrichtung der Einzelhöfe erhalten hat.. Aber selbst bei Teilung eines solchen Gutes würde kaum jemals eine Zersplitterung des Bodens in dem

obigen Sinne in Frage kommen. In den meisten deutschen Ländern sind aber die Höfe nicht vereinzelt, sondern sie liegen in Dörfern vereinigt, während die dazu gehörigen Grundstücke rings innerhalb der Gemarkung im Gemenge liegen. Wenn also von Teilung eines solchen Gutes die Rede ist, so handelt es sich nur um Verteilung der schon jetzt getrennt liegenden Grundstücke; und nur ausnahmsweise wird eine wirkliche Teilung eines oder des andern dieser Grundstücke in Frage kommen.

Wenn nun von einer solchen Teilung eines Gutes geredet wird, so thut man öfters so, als ob mit dieser Teilung das Grundeigentum für die Landwirtschaft verloren ginge. Natürlich ist das nicht der Fall. Das Grundeigentum lebt unter den Händen des neuen Besitzers fort. Wer Grundeigentum erwirbt, erwirbt es nicht, um es brach liegen zu lassen, sondern um es zu nutzen. Er muß sich also wohl auch die Mittel zutrauen, um es nutzen zu können. Es kann sich daher nur darum handeln, ob unter seinen Händen die Nutzung ebenso gut gedeihen kann, wie unter denen seines Vorbesitzers.

Nun kann eine Teilung im rechtlichen Sinne nicht bloß dadurch vollzogen werden, daß ihr Gegenstand in Natur geteilt, d. h. in Stücke zerschlagen und je einem Erben ein Stück zugewiesen wird, sondern auch so, daß der Gegenstand, nötigenfalls öffentlich, zum Verkauf gebracht und der Erlös unter die Erben verteilt wird. Der Verkauf eines Landguts kann in doppelter Weise vor sich gehen. Entweder wird es als Ganzes verkauft, oder es werden die einzelnen dazu gehörigen Grundstücke zum Verkauf gebracht.

Jedes Landgut trägt eine gewisse Kraft für die Erhaltung seiner Einheit in sich selbst, und zwar durch die Einheit des Hofes, von dem aus es bewirtschaftet wird. Grundstücke können immer nur in Verbindung mit Gebäuden benutzt werden. Werden nun Grundstücke von einem Hofe getrennt, so entsteht die Frage, ob denn der neue Erwerber über die zur Bewirtschaftung nötigen Gebäude verfügt. Andrerseits werden die Hofgebäude, wenn die Grundstücke von ihnen getrennt werden, an Wert verlieren. Diese für die Erhaltung des Gutes als Einheit günstigen Umstände werden öfter dahin führen, daß die Erben das Gut, statt es reell zu teilen, als Ganzes zum Verkauf bringen. In diesem Falle bleibt also das Gut in seinem bisherigen Umfange erhalten, und es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß es der neue Eigentümer schlechter bewirtschaften werde als der frühere. Er kann ein schlechterer, aber auch ein besserer Wirt sein.

Wird aber der Erbteilung wegen das Gut wirklich geteilt, sei es, daß die Erben es unter sich teilen, sei es, daß sie die Grundstücke vereinzelt zum Verkauf bringen, so müssen Gründe vorliegen, die im Vergleich mit dem Verkauf des Gutes im ganzen die Zerstückelung jedenfalls vom Standpunkte der Nächstbeteiligten als das vorteilhaftere erscheinen lassen. Hier entsteht nun die Frage: ist vom allgemein wirtschaftlichen Standpunkte eine solche Teilung für so nach-

teilig zu halten, daß die Gesetzgebung die Pflicht hätte, ihr möglichst entgegenzutreten?

Man könnte diese Frage nur bejahen, wenn feststünde, daß für die Fruchtproduktion der große Grundbesitz stets vor dem kleinen den Vorzug hätte. Nun ist ja über die Frage des Wertes großer Güter für die Produktion schon vielfach verhandelt worden. Es mag sein, daß für einen schwunghaften Betrieb der Landwirtschaft eine gewisse Größe des Gutes unentbehrlich sei. Ein einsichtiger Landwirt, dem zugleich das nötige Kapital zu Gebote steht, wird auf einem großen Gute besser wirtschaften können als auf einem kleinen. Namentlich wird er imstande sein, in der Einführung aller Verbesserungen den kleinen Grundbesitzern voranzugehen. Es ist deshalb wünschenswert, daß stets neben kleinerm Grundbesitz auch größere Güter bestehen bleiben, die die Rolle von Musterwirtschaften zu übernehmen imstande sind. Doch würde es eine Täuschung sein, zu glauben, daß wirklich alle großen Güter dieser Aufgabe entsprächen. Andrerseits können auch kleinere Güter, die unmittelbar unter dem sorgenden Auge ihres Herrn stehen, in sehr ergiebiger Weise an der Gütererzeugung teilnehmen. Und selbst die einzelne Parzelle, die sich im Besitz des kleinen Mannes befindet, kann durch dessen Fleiß und Sorgfalt sehr nützlich bebaut werden. Natürlich kann man von diesem Kleinbesitz nicht erwarten, daß er für die Güterproduktion im ganzen eine große Bedeutung habe. Er erfüllt seinen Zweck, wenn er den kleinen Mann ernährt oder ihm auch nur für seinen sonstigen durch ländliche oder gewerbliche Arbeiten geschaffnen Broterwerb eine Beihilfe gewährt. Aber selbst in dieser beschränkten Bedeutung hat der Kleinbesitz einen nicht zu unterschätzenden wirtschaftlichen und mehr noch einen sozialen Wert.*)

Unsre Anschauungen werden eine noch festere Grundlage gewinnen, wenn wir einmal die wirkliche Verteilung des Grundeigentums innerhalb Deutschlands betrachten. Diese ist in den einzelnen Ländern überaus verschieden. Wir stellen hier eine Tabelle zusammen, deren Zahlen den Prozentsatz bezeichnen, den die verschiednen Arten des Besitzes von der gesamten bebauten Fläche des Landes einnehmen. Die erste Spalte bezeichnet den Umfang der großen Güter (von mehr als 100 Hektar), die zweite den der mittlern Güter (von 20 bis 100 Hektar), die dritte den der kleinen Güter (von 2 bis 20 Hektar), die vierte den Parzellenbesitz (bis zu 2 Hektar). In der fünften Spalte sind die Flächen des großen und des mittlern Besitzes zusammengerechnet, und nach den Zahlen dieser Spalte ist die Reihenfolge der Länder geordnet, weil sich daraus am besten die obwaltende Verschiedenheit erkennen läßt.

*) Es sei hier auf die Ausführungen in dem vortrefflichen Werke von Buchenberger: „Agrarwesen und Agrarpolitik," Band 1, S. 388 f. verwiesen. Diesem Werke sind auch die nachfolgenden statistischen Mitteilungen entnommen.

	1. Große Güter (über 100 Hektar)	2. Mittlere Güter (von 20 bis 100 Hektar)	3. Kleine Güter (von 2 bis 20 Hektar)	4. Parzellenbesitz (bis zu 2 Hektar)	5. Große und mittlere Güter zusammengerechnet
Mecklenburg-Schwerin	59,9	27,3	8,8	4,0	87,2
Mecklenburg-Strelitz	56,0	28,7	6,9	3,4	84,7
Ostpreußen	38,6	43,8	17,5	2,1	82,4
Westpreußen	47,1	33,3	17,1	2,5	80,4
Pommern	57,4	22,8	17,0	2,8	80,2
Schleswig-Holstein	16,4	61,4	20,2	2,0	77,8
Posen	55,3	19,9	22,4	2,4	75,2
Brandenburg	36,3	35,3	23,5	3,9	71,6
Provinz Sachsen	27,0	35,8	31,1	6,1	62,8
Schlesien	34,9	22,7	37,9	4,9	57,6
Braunschweig	17,9	36,6	36,9	8,6	54,5
Oldenburg	3,4	49,8	41,5	5,3	53,2
Hannover	6,9	44,5	41,3	7,3	51,4
Sachsen	14,1	30,5	49,3	6,1	44,6
Westfalen	4,8	37,1	47,7	10,4	41,9
Sachsen-Weimar	12,0	25,0	56,9	6,1	37,0
Baiern	2,3	32,3	60,8	4,6	34,6
Elsaß	7,3	20,7	58,7	13,3	28,0
Hessen-Nassau	6,7	18,9	63,5	10,9	25,6
Rheinland	2,7	20,7	63,8	12,8	23,4
Württemberg	2,0	20,5	66,5	11,0	22,5
Hohenzollern	2,6	19,1	71,4	6,9	21,7
Hessen	4,9	12,3	71,2	11,6	17,2
Baden	1,8	13,5	71,0	13,7	15,3

Schon ein flüchtiger Blick auf diese Tabelle ergiebt die überaus große Abstufung in der Größe der Güter von Nordosten nach Südwesten. Und selbst der Parzellenbesitz vermehrt sich im Südwesten, verglichen mit dem Nordosten, um das Vier- bis Sechsfache. Nun ist ja zuzugeben, daß im Westen und Süden unsers Vaterlandes Kulturarten (Wein, Tabak, Mais, Hopfen, u. s. w.) gedeihen, die das rauhere Klima des Nordostens in der Regel ausschließt, und daß gerade diese Kulturarten auch auf kleinerm Grundbesitz noch nützlich betrieben werden können, während der Getreide- und Kartoffelbau der nördlichen Länder auf die Bebauung großer Flächen angewiesen ist. Aber der Gegensatz ist doch zu groß, als daß er sich daraus allein erklärte. In der That hat er einen geschichtlichen Grund. Die Länder jenseits der Elbe waren von Slawen besiedeltes Land, und die deutschen Eroberer eigneten sich, als sie das Land den Slawen abnahmen, große Güter darin an, die bis auf den heutigen Tag fortbestehen. In dem übrigen Deutschland dagegen wurde das Land bei der Besiedlung unter die Volksgenossen gleichmäßig aufgeteilt, und die großen Güter bildeten sich erst später durch die Macht der sich entwickelnden

Landesherrschaft und der heranwachsenden Ritterschaft und sind deshalb von weit geringerm Umfange geblieben.

Wäre der Bestand großer Güter unbedingt ein Vorteil, der Bestand kleiner Güter ein Nachteil, so müßte der Wohlstand Deutschlands in starker Abstufung von Nordosten nach Südwesten abnehmen. Entspricht das der Wirklichkeit? Man wird, wenn man den Volkswohlstand im ganzen betrachtet, eher das Gegenteil annehmen können. Nicht aus dem Südwesten, sondern aus dem Nordosten erschallen am lautesten die Klagen über die „Not der Landwirtschaft." Gerade die Länder, wo sich die größten Landgüter zusammengehäuft finden, haben die geringste Bevölkerung; und trotzdem ist von dort die Auswandrung am stärksten. Die dortigen Gutsbesitzer klagen, daß es ihnen an Arbeitskräften fehle; und gleichwohl ziehen jeden Sommer ganze Scharen ländlicher Arbeiter aus dem Osten nach dem Westen, um hier reichlichern Lohn zu verdienen. Das alles spricht nicht dafür, daß das Vorherrschen großer Güter einem Lande zum Segen gereiche.

Betrachten wir nun einmal, wie die Sache verläuft, wenn ein größeres Gut wirklich geteilt wird. Auch wenn die Grundstücke vereinzelt verkauft werden, gehen sie deshalb noch nicht durchweg in den Kleinbesitz über. Viele Landwirte haben die Neigung, ihren Grundbesitz stets zu vergrößern; wie denn z. B. im Laufe dieses Jahrhunderts viele Rittergutsbesitzer die bei ihnen eingehenden Ablösungsgelder dazu verwendet haben, ringsum bäuerliche Grundstücke anzukaufen und ihren Gütern zuzuschlagen. Ein Teil der vereinzelten Grundstücke wird also mutmaßlich anderm Grundbesitz angeschlossen und dann mit diesem gemeinsam bewirtschaftet werden. Ist das Gut sehr groß, so werden sich auch vielleicht einzelne aus den veräußerten Grundstücken ein kleineres Landgut zusammenkaufen und dieses bewirtschaften. Dasselbe würde eintreten, wenn etwa die Erben das größere Gut unter sich teilten. Durchweg in Parzellenbesitz wird wohl ein größeres Gut bei der Teilung niemals übergehen, da es gar nicht so viele kleine Leute giebt, die die Mittel hätten, sich Grundeigentum anzuschaffen. Soweit aber die Grundstücke wirklich in den Besitz kleiner Leute übergingen, läge darin gerade der Beweis, daß dafür an Ort und Stelle ein wirtschaftliches Bedürfnis ist. Und dann wäre doch dieser Übergang nicht als ein Unglück zu betrachten. Denn wenn auch wirklich das Grundstück unter der Hand des kleinen Mannes nicht so produktiv bearbeitet würde, wie wenn es Teil eines größern Gutes geblieben wäre, so liegt doch darin, daß auch der kleine Mann auf dem Lande etwas Grundeigentum hat, ein solcher sozialer Segen, daß dagegen die vielleicht etwas verringerte Produktivität des Stückchens Erde ganz zurückträte.

Man wird vielleicht fragen, ob denn hiermit etwa gar der an manchen Orten üblichen Güterschlächterei das Wort geredet werden solle? Keineswegs. Die Güterschlächterei verletzt unser Rechtsgefühl durch die Art und Weise, wie

von ihr die Teilung von Gütern betrieben wird. Ein schlauer Händler schwatzt dem Bauer, den er in seine Schlinge gezogen hat, in einer schwachen Stunde sein Gut für einen mäßigen Preis ab und verdient dann durch den Vertrieb der Grundstücke im einzelnen Tausende. Das ist freilich ein häßliches Gewerbe, und mit Recht empört sich dagegen die Volksseele. Vermag der Staat hier Schutz zu gewähren, so wird das als eine Wohlthat empfunden werden.

Anders aber liegt die Sache, wenn durch die Umstände die Teilung geboten erscheint, weil die Zahl der Erben zu groß ist, als daß einer von ihnen das Gut halten könnte. Hier durch das Anerbenrecht helfen zu wollen, ist ein Streben, das jedenfalls den heutigen Rechtsanschauungen nicht mehr entspricht. Ein Anerbenrecht mag zu ertragen sein, so lange die Bevölkerung eines Landes noch nicht so herangewachsen ist, daß das Unterkommen in andern Berufsständen schwer wird. Trifft diese Voraussetzung nicht mehr zu — und so liegen heute die Verhältnisse in Deutschland —, so wird das Anerbenrecht leicht zu einer großen Ungerechtigkeit gegen die übrigen Kinder. Gelingt es diesen nicht, ein andres Unterkommen zu finden, so verfallen sie dem Proletariat. Damit ist aber das Wohlergehen des Anerben zu teuer erkauft. Man wirft wohl die Frage auf: Soll denn das Gut durch die darauf lastenden Erbteile zu Grunde gehen? Ein Gut geht niemals zu Grunde. Nur die darauf sitzenden Menschen können zu Grunde gehen. Und das kann geschehen, wenn sie sich nicht nach der Decke strecken. Es mag für eine Familie schmerzlich sein, wenn sie von einem Gute, das ihre Vorfahren lange besessen haben, scheiden muß. Aber es kann durch die Umstände notwendig werden. Hat das starke Anwachsen unsers Volks bereits die Folge gehabt, daß alle Berufsstände sich das Einschieben der zunehmenden Bevölkerung gefallen lassen müssen, so ist nicht abzusehen, weshalb die Landwirtschaft allein davon eine Ausnahme machen und in ihrem sich stets gleich bleibenden Besitze eine Art Aristokratie bilden müßte. Man sagt, daß unsre Zeit unter der Herrschaft der sozialen Frage stehe. Wie wäre es damit vereinbar, Einrichtungen zu treffen, die darauf abzielen, von den Kindern derselben Eltern das eine reich, die andern arm zu machen?

Es ist ja vollkommen begreiflich, wenn ein Erbe, der das elterliche Gut übernommen, dabei aber sich mit den Erbteilen der Geschwister zu schwer belastet hat, zu der Ansicht kommt: Wie schön wäre es gewesen, wenn ich als Anerbe das Gut ohne diese Last bekommen hätte! Das ist von seinem subjektiven Standpunkt aus ganz richtig. Fehlerhaft ist es nur, wenn auch solche, die einen objektiven Standpunkt einzunehmen glauben, ihm in dieser Anschauung folgen und sich durch den „blühenden Zustand" der durch das Anerbenrecht geförderten Landwirtschaft täuschen lassen. Die Befürchtung, daß ohne ein Anerbenrecht der Grundbesitz in lauter „Zwergwirtschaften" zerbröckeln werde, ist völlig unbegründet. In der großen Mehrzahl der deutschen Länder könnten die Landgüter noch Jahrhunderte hindurch bei jedem Erbfalle geteilt werden,

und es entstünde doch noch nicht annähernd eine solche Verteilung von Grund und Boden, wie sie jetzt schon im südwestlichen Deutschland besteht, ohne daß sie dort als ein Unglück empfunden wird. Von einer „Pulverisirung" des Bodens in lauter Parzellen kann schon deshalb nicht die Rede sein, weil es dazu an der erforderlichen Zahl von Menschen fehlt; es müßte denn jedermann im deutschen Reiche Grundbesitzer werden wollen. Überdies werden auch aus dem geteilten Besitz immer wieder durch Zusammenkauf größere Güter hervorwachsen. Auch bleibt in dem umfangreichen Fideikommißbesitz sowie dem Domänenbesitz, den die deutschen Staaten aus politischen Gründen wohl so leicht nicht aufgeben werden, ein starker Stamm großer Güter erhalten.

Es möge hier noch eine viel verbreitete irrige Anschauung berichtigt werden. Man sagt, es sei notwendig, die Produktivität unsers Landes möglichst zu steigern, weil schon jetzt der deutsche Boden nicht mehr ausreiche, um die auf fünfzig Millionen angewachsene Bevölkerung zu ernähren. Richtig ist, daß wir seit einer Reihe von Jahren Brotfrüchte vom Ausland einführen, deren Betrag je nach dem Ertrag unsrer Ernten wechselt, die man aber auf etwa ein Zehntel unsers Bedarfs berechnet hat. Wir würden das aber gar nicht nötig haben, wenn wir nicht einen bedeutenden Teil unsers Bodens zum Anbau von Erzeugnissen verwendeten, die zur Beschaffung von Genußmitteln dienen. Es ist das der Anbau der Gerste, Kartoffeln und Rüben, die zur Bereitung von Bier, Branntwein und Zucker dienen. Sind doch im Jahre 1878 bis 1887 durchschnittlich neben 38,4 und 80,6 Millionen Hektoliter Weizen und Roggen 35 Millionen Hektoliter Gerste in Deutschland angebaut und geerntet worden! Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn wir den Boden, der zur Erzeugung jener dem deutschen Volke zwar sehr teuern, immerhin aber doch entbehrlichen Genußmittel verwendet wird, zur Erzeugung von Brotfrüchten verwenden wollten, dieser auch heute noch für den Bedarf unsers Volkes ausreichen würden.

Während die Gefahr einer Bildung zu kleiner Landgüter in Deutschland bei näherer Betrachtung völlig verschwindet, tritt um so mehr das Mißliche des Bestandes zu großer Landgüter in einem Teile Deutschlands vor Augen. Allerdings sind wir noch weit entfernt von den in England und Irland bestehenden Zuständen, wo der größte Teil von Grund und Boden im Eigentum einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Grundherren ist, die ackerbautreibende Bevölkerung fast nur aus Pächtern besteht. Bekanntlich haben die dortigen und ähnliche in Nordamerika bestehende Zustände die Bewegung für Bodenreform hervorgerufen, die den gesamten Grund und Boden verstaatlichen will. Wie sehr man auch diese Bewegung in ihren Zielen verurteilen mag, so ist sie doch in der Kritik, die sie an den bestehenden Zuständen übt, vollkommen berechtigt. Auch bei uns bildet der Bestand der großen Güter im Nordosten Deutschlands ein ungesundes Verhältnis. Dies wird um so mehr empfunden,

wo sich der Besitz solcher Güter in der Hand großer Herren häuft und dadurch zu wahren Latifundien wird. Besitzt doch z. B. Fürst Pleß 83 Güter mit 70139 Hektar, der Herzog von Ratibor 53 Güter mit 39026 Hektar Flächeninhalt. Das Ungesunde in diesen Verhältnissen erweist sich klar in der Schwäche der Bevölkerung und der Stärke der Auswanderung. An den Gutsbesitzern selbst rächt sich der Zustand dadurch, daß es ihnen immer schwerer wird, die zur Bebauung ihrer Güter nötigen Arbeiter zu bekommen. Auch sind viele dieser Güter schwer verschuldet. In Preußen hat man diese Mißstände nicht verkannt, und die Gesetzgebung hat Schritte gethan, ihnen entgegenzutreten. Ist auch die für Westpreußen und Posen im Jahre 1886 errichtete Ansiedlungskommission, die die Aufgabe hat, größere Güter anzukaufen und mit deutschen Bauern zu besiedeln, zunächst aus politischen Gründen geschaffen worden, so dient sie doch zugleich dazu, einen Teil der größern Güter in kleinern Besitz zu bringen. Es wäre deshalb zu wünschen, daß auch für die übrigen östlichen Provinzen gleiche Kommissionen geschaffen würden, selbst wenn der Staat dafür ein namhaftes Geldopfer bringen müßte. Bis zum Schluß des Jahres 1893 sind von der genannten Kommission 74025 Hektar aus größern Gütern angekauft und davon 23149 Hektar an 1357 Ansiedler vergeben worden. In gleichem Sinne ist man weitergegangen durch die seit dem Jahre 1890 erlassenen Gesetze über die Schaffung von Rentengütern. Es ist damit den Großgrundbesitzern ermöglicht, einen Teil ihres Besitzes an kleine Leute in der Form von Rentengütern abzugeben und sich dadurch wieder einen seßhaft gewordnen Stamm zuverlässiger Arbeiter zu schaffen. Auf diese Weise sind bis zum Ende des Jahres 1893 bereits 1882 Rentengüter entstanden. Im Jahre 1893 sind von 177 größern Gütern mit einem Flächeninhalt von 38606 Hektar 1490 Rentengüter mit einem Flächeninhalt von 13296 Hektar abgegeben worden. Eine noch weit größere Zahl von Rentengütern ist bereits in der Aufteilung begriffen. Auch in Mecklenburg sind auf dem Domanium Bauerndörfer neu gegründet worden, die vortrefflich gedeihen.

Die durchschnittliche Größe der von der Ansiedlungskommission ausgethanen Güter beträgt 16¼ Hektar. Die Größe der neugeschaffnen Rentengüter beträgt im Durchschnitt 8,9 Hektar, geht aber in einzelnen Fällen bis zu 2,5 Hektar herab. Auch diese Thatsachen beweisen wieder, daß der Bestand kleiner Anwesen doch nicht für ein Unglück gehalten werden kann. Denn sonst würde man sich nicht so viele Mühe geben, solche zu schaffen.

Zum Schluß möge hier noch ein geschichtlicher Vorgang erwähnt werden, der freilich schon um ein Jahrhundert zurückliegt. In Althessen besteht von Alters her die Sitte, daß die Eltern ihr Bauerngut einem ihrer Kinder nach freier Wahl im „geschwisterlichen Wert“ ansetzen. Im vorigen Jahrhundert glaubte man aber, um der Landwirtschaft aufzuhelfen, schärfer vorgehen zu sollen. Durch eine Verordnung vom Jahre 1773 wurde nach dem Muster

der norddeutschen Meierordnungen ein förmliches Anerbenrecht eingeführt, wonach den Eltern die freie Verfügung über das Gut entzogen und den Geschwistern eine höchst unbedeutende Abfindung zugewiesen wurde. Diese Verordnung machte im Lande so böses Blut, daß schon im Jahre 1774 die Regierung auf die Mißstände hinwies, und daß im Jahre 1779 und wiederholt im Jahre 1785 die Landstände um Abhilfe baten. Darauf wurde, „um den vielen und mannichfaltigen Klagen abzuhelfen, daß nach dem Edikt von 1773 die nachgebornen Kinder fast erblos von ihrem väterlichen Gute abziehen müßten," durch Verordnung von 1786 das frühere Recht wieder hergestellt (Pfeiffer, Praktische Ausführungen, Bd. 4, S. 175). An solchen Erscheinungen sollte man sich doch ein Beispiel nehmen.

Möge die Sitte, das elterliche Gut einem der Kinder zu übertragen, wie sie heute noch bei einem großen Teil unsers Bauernstandes besteht, diesem erhalten bleiben, da sie, verständig geübt, Gutes in sich trägt. Aber mit einem Anerbenrecht, das unmittelbar oder mittelbar dem Bauer aufgedrängt würde, möge man das deutsche Volk verschonen.

Zur Frauenfrage

Von einer Frau

In den Grenzboten vom 15. März dieses Jahres steht ein Aufsatz über die Frauenfrage, der mich außerordentlich interessirt hat. Der Verfasser konnte wohl der Zustimmung aller vernünftigen und aufrichtigen Leser sicher sein; mich aber haben seine Ausführungen ganz gesonders angesprochen, da ich in ihnen manche Berührungs- und Ergänzungspunkte fand für Gedanken, die mich in dieser Zeit lebhaft beschäftigt hatten. Wenn ich das Gemeinsame und das Unterscheidende in zwei Worte fassen soll, so ist es etwa folgendes: der Verfasser geht aus von der äußern Notlage der Frauen, zeichnet die innern Zustände, die ihr zu Grunde liegen, und bespricht dann die Reform der möglichen weiblichen Berufsarten; meine Gedanken waren durch viele unerfreuliche Beobachtungen besonders dazu geführt worden, sich mit der innern Notlage der Frauen, mit ihrer Oberflächlichkeit, Untüchtigkeit und Unwahrhaftigkeit zu beschäftigen, und weiterhin mit der Frage, an welchen äußern Punkten man einsetzen könnte, um diesem innern Elend entgegenzuarbeiten. Daß eine solche Reform des innern Lebens dem äußern praktischen Leben nicht nur der Frauen, sondern des

ganzen Volkes zu gute kommen sollte und würde, das versteht sich wohl von selbst.

Es liegt mir nun sehr fern, zu glauben, daß ich bei meinen Beobachtungen das einzig Richtige und Notwendige in dieser Frage getroffen hätte; aber die Berührungspunkte, die ich in dem erwähnten Aufsatze gefunden hatte, haben mir Mut gemacht, auch die darauf bezüglichen Ergänzungen auszusprechen, wenn etwas brauchbares daran wäre, um damit an meinem kleinen Teile zu nützen, wenn nicht, um mich berichtigen und belehren zu lassen.

Der Verfasser deutet einige Mittel an, die Heiraten in den höhern Ständen zu befördern: Besteuerung der Junggesellen, Prämien für Verheiratete u. s. w. Das sind aber doch recht grausame Vorstellungen, wenn es sich um etwas freiwilliges handelt, wie es die Ehe doch sein soll; denn an den Zwangsheiraten, die Gott Mammon vermittelt hat, haben wir wohl allmählich genug. Es liegt ja ein Teil der Schuld an den Männern selbst, ein Teil an den geselligen Verhältnissen, die ihnen sowohl das Kennenlernen, Prüfen und Erwählen der künftigen Gefährtin, als namentlich die Gründung eines eignen Hausstandes und Übernahme der daraus erwachsenden „geselligen Verpflichtungen" aufs äußerste erschweren. Wie an diesen Verhältnissen (die der Verfasser des genannten Aufsatzes trefflich geschildert hat) etwas zu ändern ist, das vermag ich nicht zu beurteilen, ich meine aber, es wäre die Pflicht aller gewissenhaften und denkenden Männer, darüber ernstlich nachzusinnen und — wenn möglich — bessernd einzugreifen. Aber ein großer Teil der Schuld liegt doch auch an den Frauen selbst, und ich kann es den Männern nicht verdenken, wenn sie keine Lust haben, zu heiraten, dem Durchschnitt der modernen jungen Mädchen gegenüber, der ihnen in Gesellschaft vorgesetzt wird. Ich meine nicht, daß dies bei den Junggesellen stets der Grund der Heiratsscheu sei, daß die Mädchen ihren Ansprüchen an weibliche Tugend und Tüchtigkeit nicht genügten; sicherlich sind ihre Gründe öfter Egoismus und Bequemlichkeit. Aber die weiblichen Fehler der Oberflächlichkeit und Vergnügungssucht, der Verschwendung und Unbrauchbarkeit im Haushalte werden doch gewöhnlich vorgeschützt, um die männliche Abneigung gegen das Heiraten zu begründen. Nun ist es ja gewiß nicht gerecht, diese Vorwürfe allen Frauen zu machen, denn es giebt doch Ausnahmen; was aber den Durchschnitt anlangt, so muß ich gestehen, daß ich die erwähnten Vorwürfe durchaus für berechtigt halte. So, wie die meisten Mädchen heutzutage sind, sind sie ebenso unbrauchbar zum Heiraten wie zu einem selbständigen Berufe; so, wie sie sind, können sie weder dem Manne, noch dem künftigen Geschlechte, noch dem Staate irgend etwas nützen. Deshalb, scheint mir, muß es erst in der weiblichen Erziehung anders werden, ehe wir verlangen, ehe wir überhaupt wünschen können, daß die Eheschließungen wieder häufiger werden. Und das ist der Gedanke, von dem aus ich meine Betrachtungen über die Frauenfrage angestellt hatte: die Schuld der Frauen,

die sie selber an der Entstehung dieser Frage tragen, weil sie nicht sind, was und wie sie sein sollten. Da es uns aber nichts nützen kann, nur diese Thatsache der Schuld festzustellen, habe ich dann nach den Ursachen der herrschenden Ungründlichkeit und Unwahrhaftigkeit bei den Frauen gesucht, um zu ermitteln, wie und von welchen Seiten man dagegen kämpfen könnte.

Über diese Ursachen ließe sich ja nun ein ganzes Buch schreiben. Ich will versuchen, nur kurz auf die hinzuweisen, deren Wirkung mir am allgemeinsten und am verderblichsten, oder deren Bekämpfung mir am leichtesten möglich erschienen ist, und möchte zu diesem Zwecke noch einmal an die schon erwähnten Ausnahmen von dem Durchschnitt der modernen Mädchen erinnern. Solche Ausnahmen, d. h. vernünftige, ehrliche, zufriedene Mädchen mit klarem Kopfe und warmem Herzen findet man noch am ehesten in solchen Familien der sogenannten „höhern Stände," die durch Stellung, Beruf oder sonstige Verhältnisse von dem eigentlichen Gesellschaftstreiben ferngehalten werden, z. B. in den Familien der Ärzte, Geistlichen und Beamten auf dem Lande; in der Stadt, wo sie verhältnismäßig schon seltner werden, entweder in solchen Häusern, die noch an Sitte und Überlieferung festhalten und ihre Töchter grundsätzlich einfach und „altmodisch" erziehen (wie es z. B. in manchen alten Patrizierhäusern geschieht), oder in den Kreisen der Beamten und Gelehrten, denen ihre Vermögensverhältnisse einige Beschränkung auferlegen. Je höher wir dagegen in der Gesellschaft aufsteigen, sowohl dem Reichtum als dem Range nach, um so seltener werden diese Ausnahmen, um so allgemeiner wird diese Gedankenlosigkeit und Genußsucht, eine Art innern Verbummelns, das die Mädchen schwächlich, unzufrieden und unbrauchbar fürs Leben macht. Lassen sich daraus nicht Schlüsse ziehen auf das, was uns die Mädchen so verdirbt? Es ist nicht der Reichtum oder die sonstige bevorzugte Stellung an sich, denn ich habe oft gefunden, daß die reichsten und vornehmsten Mädchen nicht so anspruchsvoll und begehrlich waren wie die, die ihre Lage viel weniger dazu berechtigte; es ist vor allem die gesellschaftliche Konkurrenz, in deren Jagd die Mädchen mehr oder weniger gehetzt werden und einander hetzen. Welchen verwirrenden, betäubenden, wirklich entsittlichenden Einfluß diese Gesellschaftsjagd auf das weibliche Geschlecht hat, wie das Leben und Denken der meisten Mädchen völlig darin aufgeht, ich glaube, davon haben die Männer kaum eine Vorstellung. Bei ihnen liegt die Sache ganz anders. Sie haben (und wenn es auch der jüngste Sekondeleutnant wäre) ihren Beruf, der ihren Gedanken irgend eine Richtung und Färbung giebt; sie haben ihre Kameraden oder Kollegen, mit denen sie meinetwegen „Fach simpeln," aber doch immerhin gemeinsame Interessen außer der Gesellschaft besprechen; sie haben endlich in ihrer Wissenschaft (oder was sonst ihrem Berufe zu Grunde liegen mag) einen geistigen Halt und ein Ziel, das, wenn auch oft genug traurig vernachlässigt, ihnen doch nun einmal vorgesteckt ist und immer wieder in die Augen fällt,

denn wie oberflächlich und gleichgiltig auch viele, ja vielleicht die meisten jungen Männer dies alles nehmen mögen, es ist doch thatsächlich vorhanden und nimmt ihre Gedanken in Anspruch, sie mögen wollen oder nicht. Das alles fällt bei den Mädchen weg. Das Glücklichste, was ihnen begegnen kann, ist, einem Hause anzugehören, in dem sie Pflichten zu erfüllen haben. Aber wie wenig pflegt auch das jetzt in den höhern Ständen zu sein! Und selbst den günstigsten Fall angenommen, daß sie, von einer leidlich verständigen Mutter angeleitet, ihre häusliche Arbeit thun, wie wenig nimmt die einfache mechanische Beschäftigung ihre Gedanken hin, die fast bei jeder Näherei, bei jeder häuslichen Verrichtung zu den Gegenständen flattern können, die ihnen die liebsten sind! Wenn nicht die ganze Erziehung darauf gerichtet ist, die häusliche Thätigkeit an sich ist nicht imstande, ihrem Leben einen Gedankeninhalt zu geben. Und doch ist diese Thätigkeit wirklich das Einzige, was sich nicht auf die Gesellschaft bezieht, um die sich alle andern Beschäftigungen und Interessen drehen, wie die Planeten um die Sonne. Da ist zunächst die Sorge um die „Toilette" (Kleidung wäre ja zu gewöhnlich!) der erste Stern, der von der Sonne der Gesellschaft sein Licht erhält. Da sind die Mädchenfreundschaften — wovon ist denn in ihren mündlichen und schriftlichen Ergüssen die Rede als von der Gesellschaft und den wirklichen oder eingebildeten Courmachern! Da ist die unvermeidliche Musik oder Malerei — sie wird nur getrieben (häufig mißhandelt), um in Gesellschaft damit paradiren zu können. Da ist das Konzert und das Theater — man geht hin, um sich zu amüsiren, d. h. um Bekannte zu treffen und um etwas zu hören und zu sehen, was man dann in Gesellschaft zur Unterhaltung benutzen kann.*) Da sind die Vorlesungen, Vorträge, „wissenschaftliche" natürlich, — gewiß, man nimmt daran teil, man „bildet sich," aber wozu? doch nur, um mitsprechen zu können, um in Gesellschaft die vielseitig gebildete Dame zu sein. Wenn man der Sache überall auf den Grund geht, ist nichts, nichts im Leben der meisten jungen Mädchen, das sich nicht auf die Gesellschaft bezöge oder beziehen ließe. Und wenn man sie selber gründlich kennen lernt, ist nichts oder doch nur sehr wenig in ihren Gedanken, das sich nicht um gesellschaftliches Vergnügen, Erfolg, Bewunderung, Courmacherei drehte. Es ist etwas tief erniedrigendes, daß diese gesellschaftliche Unterhaltung, die selbst für die oberflächlichsten jungen Herren doch nur einen Gegenstand des Interesses unter mehreren andern bildet, den Mädchen ein und alles, der Mittelpunkt aller ihrer Gedanken und Be-

*) Wenn man die Beschäftigung mit der modernen Kunst an sich (namentlich mit der Litteratur der „Modernen") als Gefahr für die Mädchen bezeichnet, die schlimmer sei als die Gesellschaft an sich, so ist das freilich in einer Weise richtig; andrerseits möchte ich bemerken, daß die jungen Mädchen sich schwerlich auf Ibsen, Tolstoi u. dergl. stürzen würden, wenn sie nicht den heimlichen Gedanken dabei hätten, in Gesellschaft mit ihren so erworbnen Kenntnissen und „freien Ansichten" zu glänzen.

ſtrebungen iſt. Und wenn man ſie im Hauſe kennen gelernt und beobachtet hat, wie die Geſellſchaft ihr Götze iſt, dem das ganze Sein und Denken geopfert wird, wie unendlich traurig, wie widerwärtig iſt es dann, ſie zu ſehen, wenn nun die Konkurrenz losgeht! Dieſes Beſtreben zu gefallen, ſich ins beſſere Licht zu ſetzen, dieſe Schauſpielerei, und im ſtillen dieſes Wuchern von Egoismus, Neid, Schadenfreude und Heuchelei! Ich weiß, daß jede Mutter, die dies lieſt, mit Entrüſtung ſagen wird: „Es mag ja ſolche Mädchen geben, aber meine Tochter gehört, Gott ſei Dank nicht dazu!“ Die Mütter täuſchen ſich ebenſo wie die Mädchen ſelber. Dieſes ganze widerwärtige Treiben geſchieht nicht mit klarem Bewußtſein von dem, was man will, gewiß nicht! Man macht eben mit, wie jetzt der techniſche Ausdruck für die Teilnahme an der Geſelligkeit lautet, und da macht man denn unwillkürlich jede Bemühung mit, zu gefallen, gut auszuſehen, elegant gekleidet zu ſein, viel zu tanzen, ausgezeichnet zu werden, und aus dem gemeinſamen Mitmachen aller dieſer Bemühungen wird jene Konkurrenz, die im ſtillen alle die genannten Eigenſchaften groß zieht. Oder iſt es etwas andres als Heuchelei, wenn ein achtzehnjähriges Mädchen (wohlgemerkt: ein „wohlerzogues“ Mädchen aus angeſehener, vornehmer Familie) vor einem Mittageſſen die Tochter des Hauſes fragt: „Wer iſt denn mein Tiſchherr? Wie muß ich heute ſein? Naiv? oder geiſtreich? oder einfach und häuslich?“ Und was ſoll man dazu ſagen, wenn eine junge Frau (die übrigens nicht nur in der Geſellſchaft, ſondern auch im Hauſe immer für beſonders ernſt und gediegen gegolten hatte) wenige Tage nach der Geburt ihres erſten Töchterchens den Gatten, der nach längerer Abweſenheit an ihr Lager tritt, mit ſtrahlendem Lächeln empfängt, und in dem Augenblicke, wo er ein beſonders liebes, inniges Wort erwartet, glückſelig ſagt: „Ich habe mir jetzt ausgedacht, was Ella (die noch ungetaufte Kleine!) auf ihrem erſten Ball anziehen ſoll.“ Als drittes Beiſpiel zu dieſen beiden ſelbſterlebten Geſchichten kann ich noch die Erinnerung an eine Schulfreundin fügen, der ich einſt nach jahrelanger Trennung wieder begegnete, als ſie in kurzer Zeit beide Eltern verloren hatte, und die den Bericht über ihren Verluſt mit folgenden Worten ſchloß: „Aber ich will mich nicht beklagen, ich habe ja durch meine Eltern ſo viel Gutes, eine ſo glückliche, ſchöne Jugend gehabt, daß mich die Erinnerung daran immer tröſten wird bei allem Schweren, was vor mir liegt. Denke dir nur, in dem einen Winter habe ich vierzigmal getanzt, und dann gaben mir die Eltern ein Koſtümfeſt im Hauſe!“ — und ſo ging es weiter in Erinnerung an das „viele Gute,“ das ihre Eltern ihr über den Tod hinaus gelaſſen hatten.

Es ſind nur wenige, ſehr wenige Mädchen und Frauen, die ſich aus dem Mitmachen der Geſelligkeit heraus ein reines, friſches Gemüt und ein klares, unverdorbnes Urteil über Schein und Wert retten; den meiſten wird durch den Glanz der Vergnügungen die junge, unerfahrne Seele von vornherein ſo

geblendet, daß sie nie wieder ganz richtig sehen lernen und bei allem Hohen und Bedeutenden, das ihnen im spätern Leben entgegentreten mag, immer noch — heimlich oder ausgesprochen — festhalten an der Überzeugung, das schönste im Leben seien doch eigentlich die geselligen Vergnügungen, und so „himmlisch amüsiren" könne man sich doch sonst nie wieder; ungefähr mit der Stimmung, in der Faust beim Geläute der Osterglocken seiner Jugend gedenkt, pflegen sie auf ihren ersten Ball zurückzublicken. Es steckt für sie ein so verhängnisvoller, dämonischer Zauber in diesem bunten Feuerwerk des gesellschaftlichen Amüsements, daß sich ein Mann kaum einen Begriff davon machen kann; ein Zauber, der die ruhigsten Naturen verwirren, die besten Grundsätze umstoßen kann, und den ich mir nur damit zu erklären weiß, daß die Frau, teils durch ihre besondere Anlage zur Liebe und Hingebung, teils durch ihren natürlichen Hang zur Eitelkeit, eine viel größere Empfänglichkeit für jede männliche Huldigung oder Schmeichelei hat, jeder männlichen Annäherung einen viel größern Wert beilegt, als der Mann, dem dies nur ein flüchtiger Zeitvertreib oder eine augenblickliche Aufwallung war, sich träumen läßt. Ich will damit nicht sagen, daß die Frauen tiefer und treuer in ihren Neigungen wären; aber was bei dem Manne nichts ist und auch nichts hat bedeuten sollen als eine angenehme Unterhaltung, das wird für sie sehr leicht ein Ereignis von größter Bedeutung, das in der Erinnerung und namentlich in der Besprechung mit den Freundinnen noch größer wird. Und so hat ein Mädchen vielleicht in ihrem Gesellschaftsleben ein halbes Dutzend Romane erlebt, oder glaubt sie wenigstens erlebt zu haben, und damit das interessanteste und wertvollste von der Welt, während die Helden dieser Romane keine Ahnung davon haben. Dieses Leben in Illusionen, dieses Sichhineinträumen in unwahre Gefühle und unwirkliche Verhältnisse, das ist ein Teil des großen Schadens, den die meisten Mädchen aus ihrer Zeit des „Mitmachens" davon tragen, denn ein solches Leben macht unlustig und unfähig zu jedem ernsten Werke.

Ist es denn nun eine unausbleibliche Wirkung, daß die Teilnahme an der Geselligkeit den weiblichen Charakter verdirbt? und sollte die Folgerung davon sein, daß man die Frauen im Hause bei der Wirtschaft einschließen müßte, um sie zu bessern? Gewiß nicht. Man könnte ihnen ihre Freude an der Gesellschaft, an diesem lustigen Feuerwerk gern gönnen (obgleich es einem leid thun muß, daß der gesellige Verkehr, der doch etwas wohlthuendes und förderndes, gleichsam ein helles, wärmendes Licht sein sollte, in unsrer Zeit nichts besseres zu bieten vermag als die bunte unruhige Spielerei eines Feuerwerks); wenn sie es aber auch nur für das nehmen wollten, was es ist, nämlich für eine Spielerei, die einen Abend fröhlich ausfüllen kann, aber nicht das ganze Leben! Wenn daneben ein Bewußtsein vorhanden wäre von dem, was allein dem Leben Wert giebt, nämlich von Aufgaben und Pflichten!

Nicht darauf kommt es an, sich von der Gesellschaft abzuschließen, sondern auf die richtige Stellung zur Gesellschaft, die nur möglich ist bei einer richtigen Auffassung des ganzen übrigen Lebens. Negative Maßregeln können hier nicht helfen, man muß den Mädchen, die ins Leben eintreten, etwas positives mitgeben, woran sie sich halten, womit sie sich schützen können gegen „das Blenden der Erscheinung, das sich an unsre Sinne drängt." Was die vorhin betrachteten Ausnahmen zu dem gemacht hat, was sie sind, das ist freilich zum Teil das Fernbleiben von der Gesellschaft gewesen, d. h. das Fernbleiben von dem sinnlosen, betäubenden Konkurrenztreiben, das alle Zeit und Kraft, alle Gedanken und Bestrebungen verschlingt. Wenn ein Mädchen ohne gründliche Erziehung und Ausbildung nur einsam und weltabgeschieden aufgewachsen ist und dann in die Gesellschaft kommt, so wird sie freilich zuerst befangen und beklommen sein; sobald aber der premier pas qui coûte gethan ist, wird sie sich ebenso wie die andern, vielleicht gar noch leidenschaftlicher, in die Vergnügungen stürzen. Die kleinern, einfachern Verhältnisse an sich machen es also nicht; wie viel Oberflächlichkeit und Genußsucht, welch niedrige, kleinliche Gesinnung finden wir oft unter den Frauen in ländlichen oder kleinstädtischen Kreisen, die in geistiger Enge und Dumpfheit stecken geblieben sind. Zur Ergänzung wollen wir an die andre Erfahrung erinnern, daß jene „Ausnahmen" auch bei der verwöhnenden, zerstreuenden Geselligkeit der großen Welt vorkommen in solchen Kreisen und Familien, in denen das Bewußtsein lebendig ist von höhern Aufgaben, von höherm Glück und einem höhern Maßstabe als dem der Gesellschaft. Darauf kommt es an, daß dieses Bewußtsein den heranwachsenden Mädchen ins Herz gepflanzt werde und dort Wurzel schlage von ihrem ersten Eintritt in die Gesellschaft an; dann wird die Gesellschaft zwar auch noch Gefahren genug für sie enthalten, aber keine unüberwindlichen, während es sonst Unmögliches verlangen hieße, ohne irgend einen innern Gegendruck sich gegen die von allen Seiten andrängenden Mächte aufrecht zu halten. „In die Schwachheit hineingerafft, sind sie schwer zu retten, wer zerreißt aus eigner Kraft der Gelüste Ketten?"

Wenn wir uns nun fragen, wie dieser Gegendruck einer andern höhern Kraft in die Seelen kommen könnte, so ist wohl die erste Antwort: durch die Erziehung. Hier ist das Gebiet, wo am meisten genutzt und am meisten verdorben werden kann. Nun steht ja unleugbar fest, daß — bei der Frau noch weit mehr als bei dem Manne — der bedeutendste und meistens auch der entscheidende Einfluß durch die häusliche Erziehung und Gewöhnung ausgeübt wird. Wie ist es möglich, diesem Einfluß, wenn er aus einer verderblichen Richtung kommt, zu begegnen? Da ist die Gesamtheit einfach machtlos. Nur der Einzelne kann versuchen, soweit die Gelegenheit und sein Taktgefühl reichen, auf die zahlreichen selbst unerzognen Eltern, mit denen er in Berührung kommt, und dadurch mittelbar auf die Erziehung der Kinder ein-

zuwirken. Unmittelbare Hilfe giebt es hier nicht, solange wir noch keine spartanische oder sozialdemokratische Zwangserziehung haben (die mir, beiläufig gesagt, mitunter fast noch besser erscheinen möchte als das entsetzliche, gewissenlose laisser aller, das in unsrer Erziehung herrscht). Sollte nun nicht gerade die Erinnerung an die allgemeine Hilflosigkeit, an die Wehrlosigkeit des Staates und der Gesellschaft gegen den grundlegenden Einfluß, der auf das junge Geschlecht geübt wird, die stärkste Mahnung enthalten, daß eigentlich nur solche erziehen dürften, die selber erzogen sind? Soll denn diese Kette von unerzognen Eltern, die ihre Kinder nicht zu erziehen wissen und dadurch wieder ein unerzognes, zum Erziehen unfähiges Geschlecht heranbilden, immer so weiter gehen? Oder meint man, der große Einfluß der häuslichen Erziehung auf die Frau müsse zugegeben werden, der Mann dagegen werde durchs Leben erzogen, und seine Sache sei es nachher, die Frau zu bilden und dadurch auf die Erziehung der Kinder entscheidend einzuwirken? Dieser Erwartung entspricht die Erfahrung recht wenig. Wenn ein tüchtiger, verständiger Mann eine oberflächliche Frau heiratet, so ist das Ergebnis weit öfter eine Ehe, die mit Enttäuschungen anfängt und mit Verzicht oder Gleichgiltigkeit endigt, als Heranbildung und Veredlung der Frau durch den Mann; und gar nicht selten sind die traurigen Fälle, daß ein höher angelegter Mann, der bei Verständnis und Förderung seines Strebens etwas tüchtiges hätte werden können, von der Kleinlichkeit und Vergnügungssucht einer ungebildeten oder gedankenlosen Frau herabgezogen wird. Ob endlich die Männer im großen und ganzen Lust und Zeit dazu haben, sich der Erziehung und Bildung ihrer Frauen in dem Umfange zu widmen, daß die Frauen dadurch zu einer verständigen Erziehung der Kinder befähigt würden, ist auch noch die Frage; und daß die Erziehung, besonders in den ersten Jahren, mehr in den Händen der Mutter liegt, ist doch unzweifelhaft.

Diese ganze Erwägung soll nur dazu dienen, noch einmal darauf aufmerksam zu machen, wie wichtig es ist, daß die Frauen, die später einmal erziehen sollen, selber erzogen sind, wie wichtig es ist, bei Betrachtung der Frauenfrage nicht erst mit der Versorgung oder Ausbildung der erwachsenen Mädchen anzufangen, sondern die Sache an der Wurzel zu fassen, nämlich an die Erziehung und den Unterricht in der Kindheit zu denken. Denn allen den Einflüssen, die die Kindheit beherrschen, stehen wir ja nicht machtlos gegenüber. Die Erziehung liegt doch nicht ganz allein in den Händen des Hauses; mit dem sechsten Jahre beginnt der Einfluß der Schule, der sich bis zum vierzehnten oder fünfzehnten Jahre erstreckt. Und da kommen wir denn auf den Kampfplatz der Meinungen. Von mancher Seite wird vielleicht von vornherein entgegnet werden, der Einfluß des Hauses sei so unendlich viel größer, reiche so viel weiter als der der Schule, daß von dem der Schule kaum die Rede sein könne; das eifrigste jahrelange Wirken der Schule könne

in Wochen durch den Einfluß des Hauses vernichtet werden. Ob es wirklich so schlimm ist, weiß ich nicht; ich meine aber, wenn uns der Hauptweg versperrt wird, sollen wir darum doch nicht zu Hause bleiben, sondern versuchen, auf einem — vielleicht mühsamern und entferntern — Seitenwege zum Ziele zu gelangen. Ich glaube auch, dieser Seitenweg könnte weniger mühsam und entfernt sein, wenn man dem Hauptwege näher bliebe, mit andern Worten: wenn der Unterricht nicht sowohl lehren, als erziehen zum Zwecke hätte; wenn er sich das Ziel setzte, nicht nur eine gewisse Summe von Kenntnissen auf zerstreuten Gebieten einzuprägen, sondern vor allem das Bewußtsein von Recht und Pflicht, das Verständnis für den Wert und die Aufgaben des menschlichen Lebens zu wecken, den Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen, die Bedeutung der Vergangenheit und Zukunft für die Gegenwart begreiflich zu machen. Das klingt vielleicht sehr abstrakt und dem Verständnis kleiner Mädchen von sechs bis vierzehn Jahren wenig angemessen. Nun, die Fibel soll auch damit nicht anfangen, und es ist auch nicht meine Meinung, daß die genannten Dinge theoretisch, vereinzelt, als Vermehrung der vielen zerstreuten Lerngebiete, gelehrt werden sollten. Wenn aber der Unterricht von dem Grundsatze ausginge, daß die Ausbildung des weiblichen Charakters wichtiger sei als die Anhäufung von Kenntnissen im weiblichen Gedächtnis; und daß zu dieser Charakterbildung sehr viel beigetragen werden kann, wenn man den Blick des Mädchens nicht unruhig bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand führt und ihn so lange dabei festhält, bis er schließlich vor lauter Einzelnem nichts Ganzes mehr wahrnimmt, sondern wenn man ihn auf einen Punkt zu richten sucht, auf dem sich strahlenförmig viele Gegenstände vereinigen, und an jedem einzelnen von ihnen deutlich macht, wie er sein Licht von dem Mittelpunkte erhält und durch ihn mit allen andern zu einer Einheit verbunden ist: für eine solche Methode wäre die weibliche Natur nicht nur nicht unzugänglich, sondern im höchsten Grade empfänglich. Ihr wird es schwer, den Wert und die Bedeutung jedes einzelnen Dinges an sich richtig zu schätzen, solange sie nicht fühlt und weiß, welche Stelle es im ganzen einnimmt (der Mangel an abstraktem Gerechtigkeitssinn hängt damit zusammen); versteht man es aber, ihr das Ganze warm und lebendig nahe zu bringen, so erwacht ihr Interesse und Verständnis für die einzelnen Teile, in denen sich der Sinn des Ganzen offenbart.

Sollte es nun wirklich so schwer sein, die wichtigsten Fächer unter den oben genannten Gesichtspunkten, die ja eigentlich nur verschiedne Namen für dieselbe Sache von verschiednen Seiten beleuchtet sind, zu einem Ganzen zu vereinigen? Sollte nicht der Unterricht in diesen einzelnen Fächern verständlich machen können, wie in jedem etwas von dem Ganzen lebendig ist, und dieses Etwas als das wichtigste und bedeutungsvollste in den Vordergrund rücken? Freilich mit Verzicht auf die Einprägung mancher Einzelkenntnisse; denn wer

mit dem Blick das Ganze umfaßt, dem werden hie und da einzelne Kleinigkeiten entgehen, aber es werden nicht die sein, in denen sich die Bedeutung des Ganzen am lebendigsten ausgeprägt hat. Wäre es wirklich so schlimm, wenn unsre Mädchen etwas weniger Geschichtszahlen, etwas weniger Namen und Vokabeln und Regeln in ihre Köpfe zwängten, und wenn ihnen statt dessen das Herz dafür aufginge, welchen Wert auch ihr eignes armes, kleines Dasein für ihre Familie und ihr Volk, für die Menschheit und die Unendlichkeit haben kann und soll, wenn sie es recht verstehen und gebrauchen lernen? Wäre es so schlimm, wenn sie etwas weniger von den einzelnen Helden- oder Greuelthaten dieses oder jenes alten Knaben lernten und statt dessen die große Lehre von Schuld und Vergeltung, von Wahn und Leidenschaft, von Aufopfern der Neigung an die Pflicht, von Treue und Hingebung und den ganzen unerschöpflichen Gedankeninhalt der Geschichte, wenn man sie fürs Leben zu verstehen sucht? Das giebt doch jeder zu (ich meine, die Männer vor allen): die Frau soll nicht lernen, um gelehrt zu werden, sondern um für das praktische Verstehen und Überwinden des Lebens ausgerüstet zu werden. Es ist ja ein himmelweiter Unterschied zwischen weiblichem und männlichem Lernen, ein Unterschied wie zwischen weiblicher und männlicher Natur, weiblichen und männlichen Lebensaufgaben; müßte es da nicht jedem von selbst einleuchten, daß auch der weibliche Unterricht sich von dem männlichen nicht nur dadurch unterscheiden soll, daß er andre Gebiete berührt, weniger Kenntnisse verlangt und nicht so gründlich ist, sondern seiner ganzen Anlage nach, indem er eine andre Methode anwendet und ein andres Ziel vor Augen hat? Wenn Seneca schon im Hinblick auf das männliche Lernen klagt: Scholae, non vitae discimus — ach, was müßten dann erst unsre armen Mädchen heutzutage klagen, wenn sie eine Ahnung davon hätten, wie wenig ihnen ihre schöne Schulbildung für die großen Aufgaben und die Versuchungen ihres Lebens nützen wird!

(Schluß folgt)

Wandlungen des Ich im Zeitenstrome

2. Die erste religiöse Krisis

Der beste Kunde in der Buchbinderei meines Vaters war der katholische Pfarrer Klopsch, der vor einigen Jahren als Breslauer Domherr gestorben ist. Sein Vorgänger im Pfarramt war der spätere Fürstbischof Förster gewesen. Zwar war ich erst vier Jahre alt, als dieser von Landeshut fort als Domprediger nach Breslau kam, aber da ich ihn später persönlich kennen gelernt, auch in Grüssau

ein Porträt von ihm aus der Landeshuter Zeit gesehen habe, so ergiebt mir das mit dem zusammen, was mir vielemale erzählt worden ist, ein anschauliches Bild seines Landeshuter Daseins und Wirkens. Förster war der Sohn eines Malers, selbst Maler und eine durch und durch klassische Persönlichkeit, nicht etwa durch die Lektüre der alten Klassiker, mit denen er sich niemals beschäftigt zu haben scheint, sondern von Natur. Sein regelmäßig schönes, von vollen Locken umrahmtes Gesicht, aus dem zwei vergißmeinnichtblaue Augen strahlten, war klassisch, die Anmut und Würde seiner Körperhaltung und seiner Bewegungen war klassisch, jeder Satz, den er mit seiner volltönenden wohllautenden Stimme sprach, war klassisch klar und abgerundet. Leute, die kein Verständnis dafür hatten, daß die höchste Kunst bloß Nachahmung einer vollendeten Natur ist, bildeten sich ein, er studire seine Predigten vor dem Spiegel ein; ich glaube aber, daß er sich auch auf der Kanzel nur so gegeben hat, wie er war. Der einzige Mangel seiner äußern Persönlichkeit war, daß ihm ein paar Zoll zum Stattlichen fehlten; das machte sich besonders im höhern Alter unangenehm bemerkbar, als er korpulenter wurde, während sich sein sonstiges Aussehen nicht veränderte. Von Natur heiter und ein liebenswürdiger Gesellschafter, hatte er damals, in den dreißiger Jahren, nicht nötig, sich durch klerikale Fratzen zu entstellen. Er hielt sich ein Reitpferd und ritt täglich spazieren. Das erwähnte von ihm selbst gemalte Porträt zeigt ihn im braunen oder blauen Frack und mit prächtiger Stirnlocke. Das ästhetische Interesse ließ er stärker hervortreten, als es sich für seine spätere hohe Kirchenwürde schickte. So soll er vor einem Bilde, das die Domherren für die Kathedrale stifteten, und mit dem sie ihn nach der Rückkehr von einer Reise angenehm zu überraschen gedachten, mit unverhohlenem Entsetzen ausgerufen haben: „Um Gottes willen, das sind ja polnische Pelzbauern!“ Es sollten, glaube ich, bethlehemitische Hirten sein. Als ich in Landeshut administrirte, und er einmal hinkam, bestand ich die ästhetische Prüfung sehr schlecht und hatte überhaupt viel Unglück. Er übernachtete bei einem Gastfreunde und hatte mir sagen lassen, er würde am andern Morgen um sieben Uhr zelebriren. Ich bat demnach den Konrektor (diesen Titel führte der Kantor), er möchte beim Erscheinen des Fürstbischofs an der Kirchenthür, wenn er das Zeichen von unten erhalte, recht zart und lieblich zu präludiren anfangen, dann die Töne nach und nach anschwellen lassen und zuletzt die volle Kraft unsrer schönen Orgel zu einem gewaltigen Brausen entfesseln. Selbstverständlich übte sich der gute Mann in der Geschwindigkeit ein großartiges Präludium ein. Der Bischof erschien, der Wink wurde gegeben, aber kein Laut rührte sich. Unter dem Druck einer unheimlichen Totenstille führten wir den Hochwürdigsten in Prozession zum Altar, wo er sich für die Messe ankleidete. Als ich mich dort einmal umwenden konnte, sah ich auf dem Orgelchore den Konrektor und seine Frau sich händeringend über die Brüstung beugen mit verzweifelten

Geberden, als wollten sie sich herabstürzen. Alles, was sich sonst auf dem Chore herumzutreiben pflegte, war diesmal unten geblieben, um den hohen Gast zu sehen, darunter auch der Bälgetreter, der Weg aufs Chor aber führte durch lange Klosterkorridore. Nach dieser verunglückten Meßfeier wurde zuerst der Kirchenvorstand und dann die Geistlichkeit zu einer kurzen Audienz vorgelassen. Die beiden Kirchenvorsteher kamen heraus wie geohrfeigte Schuljungen und flüsterten mir zu, es würde mir schön gehen. Und in der That bestand die ganze Audienz in nichts, als in einer Reihe von Rügen: Können die alten häßlichen Leuchter hinter dem Altare nicht so gestellt werden, daß man sie nicht sieht? Ist dieses baßgeigenförmige Ding Ihr bestes Meßgewand? Wie können Sie eine solche Bretterwand vor der Sakristei stehen lassen! Das Bild neben der Sakristei hängt ja schief u. s. w. Der Gastfreund Seiner Ungnaden erlaubte sich einzuwenden, daß ich ja erst seit kurzem Administrator sei und unmöglich schon die ganze Kirche umgedreht haben könne. Die Ärgernisse seiner Stellung scheinen Förster im spätern Lebensalter überhaupt grämlich gemacht zu haben. Einer seiner Sekretäre war ein frommer Jesuitenzögling, der den Teufel fleißig mit Skapulieren bekämpfte, aber dabei nicht immer erfolgreich war; riß ihn der Zorn hin, so fluchte er wie ein Landsknecht, und auch in die Fallen, die der Erbfeind des Menschengeschlechts den Heiligen durch schöne Weiber stellt, tappte er mitunter hinein. Der klagte sehr, daß er einen wunderlichen Herrn am Bischof habe. So wurde er z. B. gescholten, so oft ihn der Bischof im Vorzimmer nicht über den Akten fand, auch wenn es gar keine Akten gab; denn wo so viel Schreiber angestellt sind, da bleibt eben für die Oberschreiber wenig zu thun übrig. Als nun der Fürstbischof die Michaeliskirche in Breslau bauen ließ und der eine beinahe fertige Turm einstürzte, hatte der fromme Mann Mühe, seine Schadenfreude zu verbergen; wäre doch, sagte er zu Freunden bei einem Besuche, der andre auch eingestürzt! Als Pfarrer von Landeshut hatte Förster nicht gewußt, was üble Laune ist, und sich das Leben so angenehm gemacht, daß er später einigermaßen Gewissensbisse darüber empfand. Bei seiner ersten Visitation im Landeshuter Sprengel wagte ein sehr lustiger Pfarrer und Erzpriester, der als sein Kaplan manch heiteres Stündlein mit ihm verlebt hatte,*) vor Zeugen zu sagen: „Es war doch eine schöne Zeit, als Fürstliche Gnaden noch bei uns waren!“ Förster erwiderte: „Ja; aber wir müssen uns doch

*) Dieser lustige Pfarrer hatte später seinerseits einen auf andre Art lustigen Kaplan, der, wohl nicht in Denunziantengesinnung, sondern als Witzbold, das Pfarrexamen zu Anklagen gegen jenen benutzte. Auf die Frage nach dem minister (Ausspender) des Taufsakraments lautet die Antwort: „Der zuständige Pfarrer, im Notfalle jeder Mensch“; der Kaplan aber sagte: „Der Kaplan; im Notfalle kann auch der Erzpriester taufen.“ Und auf die Frage, wo die Kirchenkasse aufzubewahren sei (in der Sakristei), antwortete er: „Unter des Erzpriesters Bette.“

gestehen, daß wir damals nicht im rechten Geiste gewirkt haben." Damit wollte er ohne Zweifel nicht bloß die alte Gemütlichkeit, sondern auch die frühere kirchliche Richtung tadeln. In den dreißiger Jahren verstanden sich, zumal für weltfreudige Geistliche, der Rationalismus und die konfessionelle Gleichgiltigkeit (Duldung ist nicht das richtige Wort) von selbst, für die Gemeinden, die städtischen wenigstens, natürlich ebenfalls. Gemischte Ehepaare gingen, wenn sie überhaupt die Kirche besuchten, mit einander „einmal naus und einmal nein" (die katholische Kirche lag in der Stadt, die evangelische vor der Stadt). Das einzige, was zu einem Kirchgang bestimmen konnte, war die Erwartung einer guten Predigt; die katholische Kirche war, so oft Förster predigte, überfüllt; für die evangelischen Honoratioren wurden Stühle vor und in das Presbyterium gesetzt. Selbstverständlich enthielten Försters Predigten keinerlei Verlockung zum Katholizismus; haben ihm doch später katholische Gegner nachgesagt, er hätte sie aus protestantischen Werken gestohlen. Meine Mutter hat niemals zugegeben, daß seine Predigten unkatholisch gewesen seien. Auch an der Beseitigung kirchlicher Gebräuche, wie des heiligen Grabes, nahm sie keinen Anstoß; Försters Grundsatz, sagte sie, sei gewesen, nicht zu viel Äußerlichkeiten zu dulden, damit nicht die Leute „über dem Heiligen das Heiligste vergäßen," und damit habe er doch Recht gehabt. Mit den evangelischen Amtsbrüdern hielt er gute Freundschaft; etwaigen Neid wegen seiner Predigterfolge und seiner Stellung in der Gesellschaft konnten sie anstandshalber nicht äußern; das Volk setzte ihn als selbstverständlich voraus und nannte den Abschiedskuß, den ihm der Pastor Primarius Falk (der Vater des Kultusministers) öffentlich gab, einen Judaskuß. Etwa acht Jahre darauf sind der Domprediger Förster und der Generalsuperintendent Falk einander als offne Gegner, nicht ohne persönliche Schärfe, gegenübergetreten.

Klopsch, ein Bauernsohn und einige Jahre jünger als Förster, ist niemals Rationalist gewesen. Die französische Form der Frömmigkeit freilich, die nach 1848 Mode geworden ist, mit Rosenkranz- und Herz-Jesu-Andachten, hat wahrscheinlich auch ihm nicht gefallen, denn er war ein Kernmann: äußerlich ein wenig rauh, von polterndem Wesen und sich überkollernder Sprache*), ein tüchtiger Pfarrer, der gute Ordnung hielt, ein treuer Berater und Helfer seiner Kirchkinder in allen Nöten, bei jeder gemeinnützigen Unternehmung auf dem Platze und von einer solchen Lauterkeit und Zuverlässigkeit

*) Er versprach sich oft, z. B. „der Ochs kennt seinen Esel" (der Ochs kennt seinen Herrn, und der Esel die Krippe seines Herrn). Außerdem hing ihm die Glogauer Mundart an; die Leute sprechen dort Glaugau und Auder (Oder). Folgendes Geschichtchen verspottet diese Mundart. Eine Frau begegnet ihrer Freundin, die zwei Päckchen über die Schulter trägt. „Was hast denn dau?" (da). „Mau" (Mohn). „Und dau?" „Au Mau." „Au Mau? Nu dau, dau!"

des Charakters, daß ihm auch seine erbittertsten Feinde nie die Hochachtung versagt haben. Schönredner war er seiner Naturanlage nach nicht, auch viel zu ehrlich, um Wirkungen, die sich nicht von selbst ergaben, durch berechnete Künste zu erstreben, daher kein beliebter Prediger. Aber — und das ist etwas Großes — er hatte mit seinem Freunde Förster ausgemacht, daß dieser ihm stets tüchtige Kanzelredner als Kapläne schicke, und über deren Erfolge freute er sich neidlos.

Klopsch also ließ sehr viel Bücher binden, und soviel davon in deutscher Sprache abgefaßt und nicht gar zu gelehrt waren, die mußte ich meiner Mutter vorlesen, ehe sie abgeliefert wurden. (So viel Geduld wie Klopsch hätte ich heute nicht mit meinem Buchbinder.) Einmal wurde der Vater unwillig. Ich las aus einer Heiligenlegende vor, wie etlichen Märtyrern spitzes Rohr unter die Fingernägel getrieben und geschmolzenes Blei in den Mund gegossen worden sei, wie man sie endlich geschunden und in Öl gesotten habe. Nein, sagte er, so hört doch einmal auf mit diesem gräßlichen Zeuge; an solcher Menschenschinderei kann doch unser Herrgott unmöglich Wohlgefallen haben! Es war auch viel konfessionelle Polemik darunter, machten doch gerade damals die Nachwehen des Kölnischen Streites und der Deutschkatholizismus der Gemütlichkeit der Aufklärungsperiode bei uns ein Ende, während die englische Traktarianerbewegung den Katholiken die Aussicht auf die „Bekehrung" Englands zu eröffnen schien. (Diese Bewegung war in meinem Geburtsjahre, 1833, ausgebrochen und 1846 schon so weit gediehen, daß am Schlusse dieses Jahres 150 anglikanische Geistliche und angesehene Laien übergetreten waren.) Solche Lektüre mußte mich zusammen mit den mündlichen Bekehrungen meiner Mutter zum überzeugten Katholiken machen. Kinder sind strenge Logiker, selbstverständlich; läuft doch das Denken so notwendig nach den Denkgesetzen, wie die Wanduhr nach den Fallgesetzen ab. Je älter der Mensch wird, desto mehr nimmt sein Denken und Handeln den Schein des Unlogischen an, weil dann beides unter dem Einfluß von Leidenschaften und Interessen steht, die einander oft widerstreiten, und weil sich Erfahrungen häufen, die zu verarbeiten sind, zwischen denen aber einen logischen Zusammenhang stiften zu wollen meistens eine vergebliche Mühe ist. So spricht denn das logisch tadellose Lehrgebäude des römischen Katholizismus den jungen Geist an, sobald er es kennen lernt; einmal eingeführt, fühlt er sich so behaglich und sicher darin, wie nach der Überwindung der ersten Schwierigkeiten in der Mathematik. Von den geschichtlichen Thatsachen und Lebenserfahrungen, die den logisch unanfechtbaren Schlüssen widersprechen, weiß er noch nichts.

Im Kopfe also entsprang diese katholische Überzeugung, im Gemüte hatte sie keine Wurzeln. Fromm im Sinne der Mystiker bin ich niemals gewesen. Ich glaube nicht, daß meine Kindergebete jemals etwas andres gewesen sind als gewohnheitsmäßiges Lippenwerk. Von tiefen Gemütsbewegungen ist mir

aus jener Zeit nur eine einzige erinnerlich, und die hatte mit der Religion nicht das mindeste zu thun. Ein Stelzfuß im Soldatenfrack, wie sie damals von Anno 1813 bis 1815 her noch herumzogen, spielte die Drehorgel vor unserm Hause, und sein Weib sang mit einem kräftigen Kontraalt: „Denkst du daran, mein tapfrer Lagienka.“ Das, nicht etwa das Schicksal des alten Feldherrn, sondern die Melodie des Liedes und die Stimme des Weibes ergriff mich so, daß ich mich in meine Kammer zurückziehn und weinen mußte — ich mag damals im zwölften Jahre gestanden haben. Es sind meine letzten Thränen gewesen; seitdem habe ich nicht mehr geweint. Nur die Musik hat mir in späterer Zeit hie und da noch zwei oder drei Thränlein ausgepreßt. Bald nach jener ersten Offenbarung erschlossen sich mir ihre Geheimnisse noch vollkommner. Wir Schüler hatten in zwei Konzerten die Chöre zu singen, und die Stimme der einen Solosängerin, Fräulein Milde, ging mir durch Mark und Bein; heute noch klingt mir das „Meine Seele dürstet nach Gott“ (Mendelssohns 42. Psalm) und „Graf Lysiart, edler Ritter, seid willkommen“ (Euryanthe) im Ohr; die eigentliche Offenbarung lag in den Tönen zu den zwei Worten: meine Seele, denn da fühlte ich meine Seele von einer andern durchströmt. Das mag man ja auch religiös nennen; aber ein Verhältnis zum persönlichen Gott stiftet es nicht,*) und mit dem Katechismus hat es gar nichts zu schaffen, im vorliegenden Falle nicht einmal mit dem Gottesdienste. Denn die Musik in der katholischen Kirche war erbärmlich und zog mich nicht im geringsten an. Überhaupt zog mich nichts in die katholische Kirche; ich begleitete meine Mutter hinein, weil sie es wünschte. Einmal bereute ich es sehr, nicht in die evangelische gegangen zu sein, an der Trauerfeier für Friedrich Wilhelm III. Eine der evangelischen Tanten beschrieb mir nämlich den prachtvollen Katafalk mit unzähligen Lichtern, der da aufgestellt gewesen sei, während beim Requiem in der katholischen Kirche gar nichts zu sehen gewesen war. Auch die Christnacht gefiel mir in der evangelischen Kirche sehr gut. Diese Kirche, eine der sechs Gnadenkirchen, deren Erbauung Kaiser Joseph I. im Jahre 1709 bewilligt hatte, ist wie die Hirschberger Gnadenkirche in Kreuzesform gebaut. An den Wänden hin, ihren vier Ausbuchtungen folgend, laufen Doppelchöre, und die Stände dieser Chöre sitzen wie im Theaterparterre auf einer nach hinten aufsteigenden Diele. In der Christnacht nun sind diese Chöre voll besetzt, und jeder Besucher hat mindestens einen Wachsstock vor sich, viele aber bringen auch allerlei Gestelle mit aufgesteckten Lichtern mit, sodaß die vier sich in der Mitte begegnenden Ecken acht Lichterberge zeigen. Ein aus vierzeiligen Strophen bestehendes Weihnachts-

*) Die Theologen allerdings benutzen die in solchen Augenblicken erwachende Ahnung eines unendlichen Glücks und die Sehnsucht darnach, indem sie sie als Sehnsucht nach dem persönlichen Gott deuten.

lied wird nun so gesungen, daß jede der vier Ecken einen Vers singt, worauf dann alle vier Doppelchöre zusammen einen Choral anstimmen. Dieses majestätische Herüber- und Hinübertönen der Lichterberge über das dunkle Schiff der Kirche hinweg ist mir später oft bei den Psalmenworten eingefallen: Abyssus abyssum invocat, ein Abgrund rufts dem andern zu. Im übrigen zog es mich auch nicht in die evangelische Kirche. Noch als „Primaner" und dreizehn Jahre alt habe ich wegen Kirchenschwänzens eine Ohrfeige von der Mutter bekommen. Sie hatte mich an einem schönen Sommernachmittage in die evangelische Kirche zur sogenannten Kinderlehre geschickt — ungeheißen ging keiner —, und ich hatte mich von bösen Buben verlocken lassen, mit baden zu gehen. Das war meine letzte Ohrfeige.

In der Schule war von irgend welchen religiösen Eindrücken keine Rede. Der evangelische Religionsunterricht der Unter- und Mittelklassen bestand im Lesen und Aufsagen von biblischen Geschichten, im Auswendiglernen von Bibelsprüchen und Katechismusantworten, im Einüben von Kirchenliedern. Alles dieses hat in mir nicht den geringsten Eindruck hinterlassen, auch das Neue Testament nicht. Im Alten mit seinen interessanten Geschichten las man ja ungeheißen, aber im Neuen machte bloß ein einziger Abschnitt Eindruck auf mich: der von Johannes dem Täufer; die Erzählungen im ersten und dritten Kapitel des dritten und im ersten Kapitel des vierten Evangeliums erzeugten mit ihrer Anschaulichkeit ein lebendiges, beinahe greifbares Bild in meinem Innern. In Sekunda und Prima hatten zwei von den drei Pastoren, der Diakonus und der Senior, den Religionsunterricht. Der Diakonus that nur zwei Dinge, die zur Sache gehörten: er ließ Bibelsprüche hersagen — wer sie nicht lernte, dem geschah weiter nichts — und gab uns auf, an jedem Sonntage den Hauptinhalt der Predigt niederzuschreiben. Das nötigte mich nun, jeden Sonntag die evangelische Kirche zu besuchen, denn meine Mutter hätte nicht geduldet, daß ich eine aufgegebne Schularbeit nicht gemacht hätte, und abzuschreiben, dazu war ich doch zu stolz. Die andern machten sichs meistens bequem und schrieben mit Variationen ab, besonders von mir. Einmal, bei einem furchtbaren Sturme, war ich fast der einzige Zuhörer des alten Pastor Primarius; da ich aber vor dem Geklapper der unzähligen Fensterscheiben kein Wort verstand, ging ich endlich auch fort. Das Abschreiben war ungefährlich, denn der Diakonus las nur selten eine unsrer Predigten durch; für gewöhnlich begnügte er sich damit, die Hefte flüchtig anzusehen. Anfänglich waren die Burschen so frech, daß nur so viel Hefte angelegt wurden, als Schüler auf der vordern Bank saßen; jeder, bei dem er gewesen war, reichte sein Heft einem Hintermanne, sodaß der Geistliche jedes Heft mehreremale vorgelegt bekam. Das merkte er natürlich bald und setzte seitdem sein vidi unter jeden Aufsatz; die übrige Zeit sprach er im Plauderton über alles mögliche, und beschäftigte er sich einmal mit religiösen Gegenständen, so geschah es in der

ungeeignetsten Weise. Namentlich machte er viel in Polemik gegen die Katholiken und gegen die Orthodoxie. Drei seiner Äußerungen sind mir im Gedächtnis geblieben. „Die Katholiken sind Esel, bleiben Esel und müssen als Esel behandelt werden.“ Das empfand ich natürlich als persönliche Beleidigung. Ich war so gut wie Katholik, und da ich in jeder Klasse der beste Schüler gewesen war, konnte ich mich nicht für dumm halten; auch meine Mutter, meine Tanten, die katholischen Geistlichen, die ich kannte, die katholischen Bücher machten nicht den Eindruck der Dummheit auf mich. „Die Jesuiten umklammern die Menschheit gleich einem geheimnisvollen Kleide oder Panzer, aus dem sie nicht herauskann.“ Wahrscheinlich meinte er eine Art Nessusgewand. Das kam mir schon damals so lächerlich vor, wie heute noch; ich habe niemals an allgemein wirkende Einflüsse geglaubt, von denen kein einzelner etwas spürt. „Wenn du einer Obstfrau drei Pfennige giebst, dafür drei Äpfel forderst, und sie giebt dir einen Apfel und spricht: das sind drei, wirst du so dumm sein, ihr zu glauben?“ Obwohl ich in der Mathematik sehr tüchtig war, imponirte mir doch diese arithmetische Wiederlegung des Trinitätsdogmas nicht im mindesten, sondern ekelte mich nur an.

Zu Ostern 1846 kam ich, dreizehn Jahre alt, in die Prima unsrer Bürgerschule. Da wir in der Stunde, die für Religionsunterricht angesetzt war, mehreremal vergebens auf den Pastor Senior warteten, ging eines Tags eine Deputation hin, um Auskunft zu holen. Der Senior, ein sehr großer, sehr schöner, sehr stolzer Mann, sagte kalt und gleichgiltig: „Ich habe dieses Jahr die Konfirmanden und keine Zeit für euch; wenn ihr wollt, könnt ihr ja in den Religionsunterricht der Sekunda gehen.“ Damit waren wir entlassen und besuchten von da ab gastweise die Sekunda, so oft wir Lust hatten, das Geplauder des Diakonus anzuhören. Zum Predigtschreiben waren wir als Gäste nicht verpflichtet, und so besuchte ich nun wieder regelmäßig die katholische Kirche. Auch eröffnete ich meinem Vater, daß ich katholischer Geistlicher werden wolle, und bat ihn, mich zu Michaelis auf das Gymnasium zu Glatz zu bringen, wo das Jahr zuvor einer meiner Schulkameraden hingekommen war. Der Vater willigte, seiner Gewohnheit nach, ohne weiteres ein und nahm mit dem Pfarrer Rücksprache. Dieser war sehr erfreut, versprach seine Empfehlung, damit ich dort Unterstützung bekäme, und machte den Vorschlag, ich möchte an dem lateinischen Unterricht teilnehmen, den er eben einem Sohne seines Freundes, des Kreisphysikus Strauch, zur Vorbereitung auf das Breslauer Gymnasium erteilte. Das nahm ich gern an, denn wir lasen zwar in der Prima bereits Daedalus interea Creten longumque perosus exilium und lernten es sogar auswendig, aber von den unregelmäßigen Verben und der Satzbildung hatten wir nur verschwommne Vorstellungen. Und so ging denn zwar das Übersetzen des Cornelius Nepos — in der Schule lasen wir Caesar — bei Klopsch ganz leidlich von statten, aber wenn er ein Spezimen schreiben

ließ, dann fuhr er sich jedesmal beim Durchsehen mit oft wiederholtem: ei ei ei ei! in die Haare und paffte dicke Wolken um sich herum. Er trank nämlich in der lateinischen Stunde seinen Nachmittagskaffee und rauchte dazu einen Knaster, der köstlich roch.

Diese Besuche auf dem Pfarrhofe wurden aber doch von meinen Mitschülern bemerkt — wahrscheinlich habe ich ihnen gegenüber auch aus meiner Absicht kein Hehl gemacht —, und endlich führte der Geschichtsunterricht zu einem Krach. Der Lehrer für Deutsch, Geschichte und Geographie, Konrektor Höger, war unser beliebtester Lehrer. Er machte Ausflüge mit uns, erzählte wunderhübsch und las uns mit seiner schönen Tenorstimme im melodischen sächsischen Tonfall — er war Sachse — aus Don Carlos vor, daß es uns ergriff. Er war stets freundlich, und an heißen Sommernachmittagen strapazirte er uns nicht übermäßig, sondern gab uns entweder frei oder unterbrach den Unterricht ab und zu mit einem Nickerchen, worin wir ihn nicht störten. Es that mir also leid, daß es gerade bei ihm geschah. Wir hatten das Mittelalter vor, und da war natürlich von Päpsten und Mönchen die Rede. Ob er bloß gesagt hat, was wahr ist, oder noch einiges darüber, weiß ich nicht mehr — kurzum, ich fühlte mich gekränkt. Wer einen vorgefaßten Glauben hat, sei es ein kirchlicher, oder ein philosophischer, oder ein politischer, der kann die Wahrheit nicht mehr ertragen; er hält alle Angaben von Thatsachen, die seinem Glauben widersprechen, für Lüge und Verleumdung, überall und immer überwindet das Dogma die Geschichte. Ich blieb also aus dem Geschichtsunterricht weg. Die Mitschüler berichteten dem Lehrer den Grund, und dieser sagte achselzuckend: Ich kann doch dem zu Gefallen die Geschichte nicht ändern. Mir selbst sagte er nichts. Meinen Mitschülern wurde die Sache jetzt doch zu bunt. Mit Katholiken von Geburt, die unsre evangelische Schule besuchten, hatten sie sich immer ganz gut vertragen, diese wurden sogar als Gäste geehrt und mit einer gewissen Auszeichnung behandelt. Von einem positiven Interesse an der eignen Konfession war auf keiner Seite die Rede, daher kam es auch zu keinen Erörterungen über Glaubenssachen. Vielmehr fanden es die katholischen Jungen sehr hübsch, daß sie in der evangelischen Schule Bibeln in die Hände bekamen, und lasen mit den evangelischen zusammen fleißig das Hohe Lied. Im Jahre 1845, wo Ronge nach Landeshut kam, entzündete sich ja natürlich auch hier der Eifer gegen die in der katholischen Welt wiedererwachten ultramontanen Regungen. Die Bewegung wurde vorzugsweise von evangelischen Damen getragen, die ganz versessen waren auf den nun heiratsfähigen Ronge und seine Amtsbrüder. Einem von ihnen hing eine reiche Kaufmannsfrau, da sie ihn nicht selbst heiraten konnte, wenigstens ihre Tochter auf. Ronge wurde wie ein Messias empfangen; ich glaube nicht, daß der Jubel von 1871 in irgend einem Orte von derselben Einwohnerzahl etwas ähnliches von Begeisterung hervorgebracht hat. Meine Mutter lachte über

den Rummel und schickte mich in Ronges Predigt, die, wie überall, das Thema behandelte: Rom muß und wird fallen. Unter diesen Umständen war es daher kein Wunder, daß mir meine Mitschüler einmal, als es bei Gelegenheit des Geschichtsunterrichts zur gegenseitigen Aussprache kam, eine Szene machten. Sie veranstalteten eine förmliche Verspottung, indem sie mich als Papst anbeteten. Zwei mußten mich oben auf einem Treppenabsatz festhalten, und die andern rutschten auf den Knieen die Treppe herauf und thaten, als ob sie mir den Fuß küßten.

Da ließ mich der Rektor kommen, um mich wegen der Dinge, die er über mich vernommen hatte, zur Rede zu stellen. Bei diesem Verhör war es, als ob mir jene Feigheit aus Leibesschwäche, die mich vom Sprunge über Gräben und Hecken zurückhielt, auch die Seele und die Kehle gefesselt hätte; die Kehle war zusammengeschnürt, ich brachte nichts heraus als einige schwache ja und nein und hörte die Vorhaltungen des gar nicht furchtbaren Mannes, mit dem ich sonst auf dem besten Fuße stand, mit brennenden Wangen und in tötlicher Verlegenheit an. Ein zweitesmal aber ging es besser; ich überwand die Beklemmung und disputirte wohl eine Stunde lang mit dem Rektor. Ich erinnere mich noch, daß ich die englischen Konvertiten und den Schriftbeweis für die katholische Abendmahlslehre gegen ihn ins Gefecht geführt habe. Er schüttelte oft den Kopf und sagte endlich: „Es steht schlimm mit dir; aber einen Rat will ich dir geben; setze die Gründe des Schrittes, den du vorhast, schriftlich auf, das wird dir zu größerer Klarheit verhelfen.“ Das that ich denn auch und gedachte den Aufsatz, der daraus wurde, zunächst beim Pastor Senior zu verwenden. Diesem sollte ich den endgiltigen Entschluß zum Übertritt melden, und da ich mich einigermaßen vor ihm fürchtete, so wollte ich die Meldung mit einem kurzen Satze abmachen, das Manuskript mit der Bemerkung, darin werde er das weitere finden, auf seinen Tisch legen und verschwinden. Ich steckte also das Heft in die Rocktasche und begab mich hinaus auf den Kirchhof. Dort begegnete ich ihm unglücklicherweise, er war eben im Ausgehen begriffen. Ich redete ihn an, und nun gings los. Ach, dachte ich, hättest du doch das Geschriebne in der Hand und könntest es ihm überreichen, da stehen alle Antworten auf das, was der Mann sagt, so schön in Reih und Glied beisammen! Aber erst in die Rocktasche fahren und dadurch gewissermaßen bekennen, daß ich nicht imstande sei, mündlich zu antworten, das erschien mir schimpflich. So wagte ich es denn und biß mich tapfer mit ihm herum, das Dackerl mit der Dogge, denn meine kurzsichtigen Augen trugen kaum hinauf bis zu dem dräuenden Gesicht auf der turmhohen schwarzen Säule. Zuletzt schnitt er die Debatte mit den zornigen Worten ab: „Was deine Mutter an dir gethan hat, das wird ihr beim Sterben auf der Seele brennen; du aber bist noch nicht vierzehn Jahre, dich werden wir zwingen.“ Zwingen? sagte ich mir, nun gerade nicht! und erklärte, als ich nach Hause kam, meinem

Vater, daß ich von Stund ab nicht mehr in die Schule ginge, was der Vater, folgſam wie immer, ganz natürlich fand. Ich machte alſo Ferien bis zum Abgange nach Glatz. Es war vor Achtundvierzig, noch hatte uns keine Revolution die moderne Freiheit gebracht, und wir lebten noch ganz in mittelalterlicher Barbarei. Es gab weder Schulinſpektoren, noch Schulräte, noch Liſtenſchreiberei, noch Zeugniſſe, oder wenn es dergleichen gegeben haben ſollte, ſo haben wir an der Landeshuter Bürgerſchule nichts davon gemerkt; ich wenigſtens ſetzte meinen Kopf durch und blieb ungeſchoren.

Später hat mir die Mutter mitgeteilt, der Vater habe damals zu ihr geſagt: „Der Junge will ſich für uns opfern, das können wir nicht annehmen.“ Da hatte mich nun der gute Vater arg überſchätzt. Erſtens hat ja doch ein Junge von dem keinen Begriff, was das Leben des katholiſchen Geiſtlichen unter Umſtänden zu einem Opfer macht. Ich glaube ſogar, daß mich das gerade Gegenteil von Opfer, die Vorſtellung eines Herrenlebens, wie es nach meiner kindiſchen Erfahrung die katholiſche Geiſtlichkeit zu führen ſchien, gelockt hat; genau weiß ichs nicht mehr, was ich damals gefühlt und gedacht habe. Zweitens dachte ich gar nicht an den Kummer meiner Eltern; denn es giebt kein Mitgefühl für Leiden, die man nicht an ſich ſelber erfahren hat. Ich ſelbſt hatte bis dahin noch nichts zu entbehren gehabt, hatte daher auch keine Vorſtellung von den Entbehrungen, die meinen Eltern bevorſtanden, und die ſie ſich vielleicht damals ſchon auflegten. Von Nahrungsſorgen aber hatte ich erſt recht keine Ahnung, da ich ſelbſt für nichts zu ſorgen hatte und alles bekam, was ich brauchte. Der erſte Begriff davon ſtellte ſich das Jahr darauf ein, als der Vater eine Geldſumme, die ich brauchte, nicht ſchicken konnte. Erſt von da an habe ich die Sache kennen gelernt, und zwar je länger, deſto gründlicher.

Die unperſönliche Dichtkunſt

2

Man hat alſo bei der Beurteilung eines Dramas — wie bei jedem Kunſtwerk überhaupt — nach zweierlei Arten von Wahrheit zu forſchen: nach der Lebenstreue des Gegenſtandes, den es darſtellt, und nach der Einheitlichkeit der Empfindung, die es erregt. Wenn die Venus von Melos eine Naſe hätte ſo lang wie Ferdinand der Unbeſtätigte von Bulgarien, ſo würde man ihr darum noch nicht Lebenswahrheit abſprechen können, denn es giebt ſolche Naſen; ſchwerlich

aber würde man sie noch ein Kunstwerk nennen, weil jedermann im Zweifel wäre, ob er sie schön finden dürfe. So muß man die Figur des Franz Moor rundweg für nicht lebenstreu erklären; aber die künstlerische Wirkung, die sie ausübt, ist durchaus wahr, wir haben schließlich die sehr bestimmte Empfindung, daß auch für den verhärtetsten Verbrecher Stunden kommen, wo sich in ihm das Gewissen regt, und daß er darum der Gerechtigkeit nicht entschlüpfen kann. Robert Heineke dagegen ist eine Figur, so lebenswahr, wie sie nur aufzutreiben ist, aber ihre Wirkung ist durchaus unkünstlerisch, weil uns ein Zweifel darüber gelassen wird, wie wir ihre Handlungen beurteilen sollen.

Ich habe hier unwillkürlich schon einen Wertunterschied gemacht. In der That, worin kann der Wert eines Kunstwerkes anders begründet sein, als in der Wahrheit der Empfindung? Was für einen Vorzug kann die bloße Lebenstreue vor dem Leben selbst haben? Die flüchtige Freude darüber, daß die Nachahmung des Lebens gelungen ist? Wenn die soviel Wert hätte, so müßten unsre Museen mit Photographien, statt mit Gemälden und Bildwerken angefüllt werden. Aber liegt denn in der wahren Empfindung, in dieser eigentümlichen Seelenthätigkeit des Zuschauers, irgend welcher Wert? Nun, kein größerer und kein geringerer, als daß hier die beste Schule der Sittlichkeit ist. Sittlichkeit beruht auf dem Gefühl, beruht auf der Fähigkeit, bei jeder menschlichen Handlung, sei es eine eigne oder eine fremde, unmittelbar zu empfinden, ob sie Recht oder Unrecht ist. Dies Gefühl will geübt sein, ebenso wie der Körper der Übung bedarf, wenn er kräftig und gesund bleiben und in seinen Bewegungen sicher und gewandt werden soll. Eine Kunst, die das Gefühl im Zweifel läßt, ist natürlich völlig ungeeignet, die sittliche Urteilsfähigkeit zu stärken. Darum ist eine solche Kunst in Zeiten, die nicht an Verwilderung des Geschmacks litten, stets für minderwertig gehalten worden. Will man auch der Bühnenkunst die hohe Aufgabe zuweisen — und sie kommt ihr vor allem zu —, das Volk wahre Sittlichkeit zu lehren und sie in seinem Bewußtsein lebendig zu erhalten, so muß man allerdings des Aristoteles richtig oder falsch verstandne Erklärung von der Aufgabe des Dramas endgiltig fallen lassen. Mitleid und Furcht soll das Drama erregen? Mitleid gewiß, insofern man darunter allgemein die Teilnahme an dem Schicksal der handelnden Personen versteht, ohne die das Drama ganz wirkungslos vorübergehen muß. Sofern aber Mitleid eine völlig bestimmte Regung des Gefühls bezeichnet, ist es durchaus nicht die Wirkung jedes guten Dramas. Mit dem unglücklichen Richard II. z. B. empfindet man Mitleid, mit Richard III. durchaus nicht, und trotzdem steht „Richard III." als Kunstwerk bedeutend über „Richard II." Das gute Drama kann eben jedes Gefühl erregen, wie „Richard III." Grausen und Bewundrung erregt, nur muß das Gefühl klar, stark und frei von jedem Zweifel sein. Man hat früher auch viel schönes über den bessernden Einfluß geredet und geschrieben, den das Drama durch die Erregung von Furcht, also gewisser-

maßen durch abschreckendes Beispiel, ausüben soll. Auch diesen Teil seiner Wirkung wird man treffender ausdrücken, wenn man sagt: das Drama soll nicht erst Sitten bessern, die vielleicht schlecht sind oder werden wollen, es soll vielmehr die Sittlichkeit bilden und zum Bewußtsein bringen, die unbewußt in jedem tüchtigen Menschen schlummert. Will das moderne Drama den Wert eines echten Kunstwerks für sich fordern, so muß es in der Schule, in der unser Volk sich selbst erzieht, einen Hauptteil der Arbeit übernehmen. Davon ist es, wie die gesamte Bühnenkunst, einstweilen noch weit entfernt.

Die getreue Wiedergabe des Lebens läßt sich bis zu einem gewissen Grade erlernen, wie das Photographiren und das Zeichnen. Natürlich übt jeder einzelne sein Handwerk mit mehr oder minder Geschicklichkeit aus. Die Gestaltung von einem Stück Leben aber, das mit wahrer Empfindung durchtränkt ist, ist von jeher nur wenigen Auserwählten gelungen, denn dazu gehört eine starke Persönlichkeit; die Kunst der Modernen aber ist unpersönlich, darum kommt sie über das Handwerk nicht hinaus. Es ist ja nun ihre Sache, wenn sie darin stecken bleiben will; nur gegen die Behauptung wird ein bescheidner Einspruch erlaubt sein, daß ihre Erzeugnisse das höchste darstellten, was die Kunst zu leisten vermöge. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die Lebenstreue der Darstellung von untergeordneter Bedeutung sei. Denn jeder Verstoß gegen die Wahrscheinlichkeit stimmt die Wirkung auf das Gefühl herab. Es ist wie gesagt nicht undenkbar, daß ein Starrkopf von der Art Ferdinands von Walter zugleich ein Schönredner ist; aber dieser Fall ist doch eine außerordentliche Seltenheit, wenigstens heutzutage, und die Wirkung von „Kabale und Liebe" würde daher für uns ungemein gewinnen, wenn es Schiller verstanden hätte, die innern Eigenschaften seines Ferdinand auch in seiner äußern Erscheinung auszuprägen. Wie meisterhaft zeichnet Lessing den geradsinnigen, aber etwas schwerblütigen Appiani auch in seinem äußern Auftreten als einen wortkargen Menschen; wie vortrefflich stimmt dagegen die geschmeidige Schönrednerei zu dem leichtfertigen Charakter des Prinzen! Aber wie die Lebenstreue hier die Wirkung gesteigert hat, so kann sie ihr auch verhängnisvoll werden, selbst bei einem Bühnendichter, der so unzweifelhaft zu den echten Künstlernaturen gehört wie Franz Grillparzer. In der „Jüdin von Toledo" hat die verstandeskühle Überlegung oder der Eigensinn dem Dichter einen Streich gespielt, durch den die starke Wirkung dieses bedeutenden Dramas im letzten Augenblick verloren geht. Wir folgen dem Dichter willig bis zu dem Punkte im letzten Aufzuge, wo der König von der Leiche der gemordeten Jüdin zurückkehrt und bekennen muß, daß ihn dieser Anblick von seinem Liebesrausch geheilt habe. Es ist vollkommen lebenstreu gedacht, daß ein Mensch, der nur in sinnlicher Leidenschaft entflammt war, vor dem entstellten Leichnam der Geliebten ernüchtert wird. Unser Verstand muß daher wohl oder übel die Worte und Handlungen des Königs anerkennen. Aber unser Herz sträubt sich da-

gegen. Denn auch wir haben die reizvolle Jüdin, dies eigne Naturkind, liebgewonnen, aber wir haben ihr im Tode verzerrtes Antlitz nicht gesehen. Unser Gefühl weigert sich, dem Dichter auf dem Wege zu folgen, in den er einlenken will, und über diesem Zwiespalt geht die Wirkung des Stückes in die Brüche.*)

Was hier über die Bedeutung der Persönlichkeit für das Drama gesagt ist, gilt schließlich von jedem Kunstwerk. Der Künstler fügt die Teile, die er der Natur entnimmt, so zusammen, daß ein der Natur nicht widersprechendes Bild entsteht, das aber auf unsre Empfindung eine Wirkung ausübt, wie sie von der Natur nicht oder doch nur selten ausgeht. Außer der Musik erregt jedoch kein Kunstwerk das Gefühl so stark wie das Drama. Darum kommt beim Drama so außerordentlich viel auf die Wahrheit der Empfindung und mithin auf die Persönlichkeit des Dichters an. Der Roman, der für die Thätigkeit des Verstandes breitern Spielraum läßt, als die rasch und unabhängig vom Zuschauer fortschreitende Bühnenhandlung, kann der starken Wirkungen auf die Empfindung entbehren. Bietet er aber dem Gefühl gar nichts, so wirkt er noch nüchterner als das Leben selbst. Da schreibt einer von den Neuesten, der sich, um sich interessant zu machen, Heinz Tovote nennt, in der Vorrede zu seinem „Berliner Liebesroman" Frühlingssturm: „Was ich hier gebe, ist eben nichts andres als ein wirklich in jeder Hinsicht ziemlich getreues Lebensbild, dem nur in vielen Fällen die Brutalität des Ausdrucks fehlt. Jedes darin gesagte Wort ist so gesprochen [worden]; jedes Geschehnis hat sich so und nicht anders zugetragen, ich habe nur wiedergegeben, was sich vor meinen Augen abgespielt hat, und wenn man jemandem einen Vorwurf machen will, so muß man ihn mehr dem Leben machen, das solche Dinge zeitigt, als mir, der ich sie, weil ich einmal nicht anders kann, niedergeschrieben

*) Dieser Aufsatz war bereits geschrieben, als mir das Drama „Schuldig" von Richard Voß zu Gesicht kam. Es hätte in diesem Zusammenhange nicht unerwähnt bleiben sollen. Zwar möchte ich niemand raten, dem dichterischen Sonderling auf seinen sonderbaren Pfaden zu folgen. Aber trotz der gezwungnen Exposition, trotz mancherlei Absonderlichkeiten, zeigt dieses „soziale Drama" doch soviel echte Gestaltungskraft, daß das fade Salongeschwätz von „Ehre" und „Heimat" daneben völlig erblaßt. Freilich, eine so furchtbar deutliche Sprache klingt den Ohren des Premierenpublikums der Reichshauptstadt nicht wohlgefällig. — Den Schluß hat Voß auch durch zu große Lebenstreue abgeschwächt. Er wollte aus dem unschuldig verurteilten Lehr durchaus einen Mörder machen, der sein Opfer, ohne ein Wort zu verlieren, niederschlägt. So mag das wohl meistens geschehen. Hätte der Dichter aber Lehr mit dem Verführer seiner Frau in Wortwechsel geraten und ihn dabei — nicht in der Unterredung mit der Frau, der Lehr als stummer Zeuge zuhört, um zum Schluß ebenso stumm zuzuschlagen —, hätte er den Verführer dabei seine gemeine Handlungsweise enthüllen, hätte er dann Lehr zu Thätlichkeiten übergehen lassen, in deren Folge er den Verführer seiner Frau niederschlägt, so wäre der Totschlag vor unsern Augen mit zwingender Notwendigkeit aus den Begebenheiten herausgewachsen, und die Wirkung war reiner und stärker. Denn so wie der Schluß jetzt ist, müssen wir alles, was in Lehr vorgeht, aus stummem Spiel erraten.

habe. Ob das nun idealistisch, realistisch oder naturalistisch ist, darüber habe ich mir nie auch nur den geringsten Gedanken gemacht. Ich weiß nur das eine: daß alles darin lebenswahr ist; und in dieser Gewißheit bin ich mehr als beruhigt." Das mag für die Freunde des Herrn Tovote auch recht beruhigend sein, und ein Vorwurf soll ihm auch nicht gemacht werden. Ultra posse nemo obligatur. Für andre Leute aber ist es vielleicht nicht minder beruhigend, daß der Altmeister künstlerischer Darstellung von seinem Schaffen gerade das Gegenteil erklärt hat. „In diesem Roman ist kein Strich enthalten, der nicht erlebt worden, aber kein Strich so, wie er erlebt worden," hat Goethe von den Wahlverwandtschaften gesagt. Was kann das anders heißen als: Ich habe die Teile dieser Erzählung im Leben, in meinem Leben gefunden und habe sie mit voller Absicht so zusammengefügt, daß sie eine bestimmte Wirkung ausüben?

Wenn man das große Wesen, das unsre Jüngsten in der Litteratur angerichtet haben, bei Licht besieht, so läuft das Ganze darauf hinaus: die lieben Deutschen haben sich, wie das von Zeit zu Zeit bei ihnen zum guten Ton gehört, vom Auslande, von den Franzosen, an der Nase herumführen lassen. Die Rücksichtslosigkeit, mit der Zola die natürlichsten Dinge in die Litteratur einführte, verblüffte unsre Schriftstellerwelt. Nicht als ob dergleichen noch nicht dagewesen wäre. Heine bringt in seiner italienischen Reise Dinge vor, die zehnmal gemeiner sind als die rohesten Stellen Zolas. Aber Heine bringt diese Dinge, die in der guten Gesellschaft sonst nicht erörtert werden, zu dem Zwecke vor, Zoten zu reißen; das ist nichts neues. Zola dagegen verwendet die rohe Natürlichkeit zu ernsten, künstlerischen Zwecken, und das war neu, das verblüffte, das machte unsre schriftstellernde Jugend blind und toll. Sie sahen nur die ungewohnten Vorgänge, und sie erklärten die rücksichtslose Lebenstreue, mit der Zola ein von der Kunst bisher gemiednes Gebiet künstlerisch verarbeitete, für die künstlerische Wahrheit überhaupt. Daß Zola, ängstlicher vielleicht als mancher andre Dichter, die Stimmung, also die Wirkung seiner Darstellungen aufs Gefühl berechnet, davon sahen sie nichts, denn Wirkung aufs Gefühl, das war ja nichts neues an einem Kunstwerk. In der That, in den meisten Fällen erreicht Zola eine starke, einheitliche Wirkung auf die Empfindung, das heißt künstlerische Wahrheit. Am reinsten und stärksten ist diese Wirkung wohl in „Therese Raquin," wo sich uns am Schluß mit geradezu tragischer Wucht die Überzeugung von der Macht des Gewissens aufdrängt. Aber auch in dem tiefsten Sumpf der Rougon-Maquartgeschichten läßt er noch eine bestimmte Stimmung aufkommen. So im Pot-bouille, wenn er schildert, wie oben in einsamer Kammer ein unerfahrnes Dienstmädchen alle Schmerzen der Entbindung durchkostet, während die verkommne „gute" Gesellschaft unten ein heuchlerisches Versöhnungsfest feiert. Angenehm ist die Stimmung nicht, in die uns dieser Schluß versetzt,

aber sie ist stark und einheitlich: Ekel und Abscheu vor den übertünchten Gräbern dieses Lebens. Freilich steht die Stimmung scharf an der Grenze, wo die künstlerische Wirkung aufhört, wo nämlich der Ekel anfängt physisch zu werden. Künstlerisch ist die Wirkung sicher noch, nur ist diese Art von Kunst ebenso wenig jedermanns Sache wie es die hoheitsvolle Ruhe der Iphigenie ist. Aber nun vergleiche man mit Zolas rücksichtslosester Offenheit folgende Stelle aus Bleibtreus „Größenwahn" — mehr als einmal aus diesem Schlamme zu schöpfen, geht nicht wohl an, so lehrreich es wäre:

Eduard war eine einfache Natur, aber er fühlte, daß sie ihm in diesem Moment (!) um den Hals fallen wollte. Er aber übte tapfre Entsagung, teilweise aus Stolz und Berechnung, weil er wohl sah, daß seine Ruhe auf sie einen doppelt tiefen Eindruck machen müsse, teilweise, weil er sich überhaupt zu solcher (!) Liebesszene nicht gestimmt fühlte, da ihn ein dringendes Bedürfnis quälte und er doch diesen Hochmoment (!) nicht durch eine cynische Frage herabwürdigen durfte. (Kathi war mehrmals während dieser Zeit her(?)ausgepilgert.) So mischt sich der reinsten Romantik die erbärmlichste Trivialität der physischen Natur. Platonische Entsagungsgröße aus hygienischer Rücksicht.

Das erweckt sehr gemischte Gefühle. In die Bemühung, dem Gegenstand unparteiisch gerecht zu werden, drängt sich unwillkürlich ein Lächeln über den Verfasser, der da glaubt, hier eine Naturwahrheit von erschütterndem Pessimismus — oder eine beißende Satire auf das Gefühl überhaupt? — gegeben zu haben. Und über den Verfasser lächeln, das ist wohl die schlimmste Störung, die die Wirkung eines Dichterwerkes erleiden kann. Aus den Erzeugnissen unsrer Jüngsten, sehr zahlreich auch aus Sudermanns Dramen, sowie aus seinem letzten Roman „Es war" — aus dem der geschickte Erzähler von früher nicht wieder zu erkennen ist — könnte man ähnliche Beispiele in endloser Reihe anführen, wo es die Verfasser geradezu darauf anlegen, die Einheit der Stimmung zu zerstören, um naturwahr zu wirken, d. h. so, wie das Leben mit all seinen unberechenbaren Zufällen wirkt. Wie sagt aber Zola, der mißverstandne Vater dieser litterarischen Waisenkinder? L'art est un coin de nature, vu par un tempérament. Daß der Dichter ein Stück Natur sieht, wie es ist, damit ists also nicht gethan. Dies Stück Natur muß durch ein Temperament, durch die Persönlichkeit des Dichters hindurchgegangen sein. Beliebige Veränderungen können es aber nicht wohl sein, die der Dichter auf diesem Wege mit dem „Stück Natur" vornimmt. Wenn seine Arbeit neben der Natur noch irgendwelchen Zweck haben soll, so kann er füglich nichts andres thun, als das Stück Natur mit Empfindungen zu durchdringen, die ihm ursprünglich nicht innewohnten. Alles andre macht die Natur zur Maschine oder zur Karikatur. So ist der zweite Großmeister der neuern erzählenden Dichtkunst neben Zola, Leo Tolstoi, übrigens eine weit reinere Künstlernatur als Zola, geradezu wunderbar in der Verbreitung und im Festhalten einer eigentümlichen Stimmung.

Was für die Erzählung die Stimmung, das ist im Drama die erschütternde Augenblickswirkung, die in einer dauernden Stimmung ausklingt. Der Dramatiker unter den Vätern des Naturalismus, Ibsen, ist nun gerade nicht groß in starken Augenblickswirkungen, wie denn seine ganze dramatische Dichtkunst nichts ist als eine auf falsche Fährte geratne Gabe zur Erzählung. Aber das Stimmungmachen, also die Wirkung aufs Gefühl, pflegt er mit besondrer Sorgfalt. Und wo er einmal auf ein größeres Publikum eine tiefe Wirkung ausübt, da verdankt er sie sicher nicht der Naturwahrheit seiner Gestalten, denn die sind so eigentümlich, daß die meisten Menschen kaum ein Verständnis dafür haben; er verdankt sie z. B. in den „Stützen der Gesellschaft" der starken und einheitlichen Erregung der Empfindung. Daß ein Mann wie der Konsul Bernick vor aller Welt ein Bekenntnis seiner Sünden ablegt, ist gar nicht naturwahr im Sinne von Bleibtreu, Tovote und Sudermann, insofern als die überwiegende Mehrzahl der Menschen in seiner Lage sicherlich den Mund halten würden. Aber als Abschluß des Schauspiels, das wir hier erlebt haben, erschüttert uns diese öffentliche Sühne geheimer Vergehen bis in die tiefsten Tiefen unsrer Seele, die sich mit dem Konsul beugt vor der unsichtbaren Majestät des Rechtsbewußtseins im Menschen; darin liegt die künstlerische Wahrheit des Stückes.

Zum Schluß noch eine Frage: In welcher Beziehung steht die Wahrheit der Empfindung beim Kunstwerk und mit ihr die Persönlichkeit des Dichters zum Volkstum? Über volkstümliche Dichtung ist in letzter Zeit viel herumgestritten worden, und eine gewisse Richtung stellt an sie die Grundforderung, daß sie vaterländische Stoffe zu ihrem Gegenstande wähle. Nun liegen sonder Zweifel in der deutschen Sage und Geschichte reiche Schätze verborgen, die für unsre Dichtkunst noch nicht gehoben sind. Aber in der Art des Stoffes kann nicht das Kennzeichen dafür liegen, ob ein Dichter volkstümlich schreibe oder nicht. Ist etwa „Emilia Galotti" weniger volkstümlich als „Minna von Barnhelm," die „Jungfrau von Orleans" weniger als „Kabale und Liebe," „Iphigenie" weniger als „Faust"? Nein, man soll sich wohl hüten, einem Dichter bei der Wahl seines Stoffes irgend welchen Zwang aufzuerlegen; frei muß sich des Dichters Persönlichkeit entfalten können, wenn sie nicht verkümmern soll. Frei muß er auch seinen Stoff aufgreifen können, wo er ihn zum Gestalten reizt. Denn nicht darauf kann es ankommen, *was* er gestaltet, sondern *wie* er gestaltet. Da hat neben Sudermanns Dramen in Berlin jüngst Halbes „Jugend" den größten Erfolg gehabt. Ein frühreifer Jüngling und ein frühreifes Mädchen entbrennen in Liebe zu einander, und vierundzwanzig Stunden — oder sinds achtundvierzig? — auf das Geständnis folgt der sinnliche Liebesgenuß. Ist das eine volkstümliche Darstellung der Liebesleidenschaft? Wer die Antwort auf diese Frage recht deutlich haben will, der schlage in unserm volkstümlichsten Gedicht die Stelle auf, wo der von sinnlicher Leidenschaft ver-

zehrte Faust zum erstenmale das Zimmer der Geliebten betritt. Die Liebe zum Weibe adelt den Mann — das ist deutsche Volksempfindung. Auf der rein sinnlichen Leidenschaft ruht ein Fluch, der Fluch, der den Jason verfolgt, weil er in Medea nichts andres sah als das begehrenswerte Weib. Faust, den die sinnliche Glut schließlich auch übermannt, wird durch den Untergang Gretchens und die Erinnerung an ihre selbstlose Liebe geläutert; Jason, der zu Medea nie etwas andres empfand als sinnliche Neigung, sinkt immer tiefer, und das Weib, das er durch seine rohe Leidenschaft in tiefster Seele beleidigt hat, wächst riesengroß über ihn hinaus. Das ist himmelweit entfernt von der Denkweise der Hellenen, die es nie würden begriffen haben, wie ein Mann an rein sinnlicher Liebe zu einem Weibe anders als körperlich zu Grunde gehen kann; das ist urdeutsche Auffassung, ein ergänzendes Gegenstück zum Faust. Dieser tiefe, moralische Einfluß des geliebten Weibes auf den Mann, oft so erhebend, daß er ihn zu großen Thaten begeistert, oft so verderblich, daß er wie ein Vampyr an seiner Seele saugt, geht durch die ganze neuere Dichtkunst, wenigstens soweit germanischer Geist an ihr mitgearbeitet hat. Im Mittelalter lagen sinnliche und vergeistigte Lebensauffassung unvermittelt neben einander, auf der einen Seite mönchische Selbstkasteiung und übersinnlicher Marienkultus, auf der andern Seite ungebundner Lebensgenuß. Die letzte Richtung gedieh besonders bei den französischen Rittern, und in ihrem Kreise entstand die Erzählung von der sündigen Liebe Tristans und Isoldens. Da drehte sich alles um Genuß, und die vielberufne Minne war häufig nichts andres als eine recht äußerliche und mitunter auch recht kindische Liebeständelei. In dieser Zeit war es ein Deutscher, der dem leeren Wortgeklingel ein Lied von der allgewaltigen Zaubermacht der Liebe gegenüberstellte. Unter den Händen Meister Gottfrieds von Straßburg gestaltete sich das lockere Verhältnis Tristans zu Isolden zu einer unwiderstehlichen Hingebung, über den bloßen Sinnengenuß hinaus verband die beiden Ehebrecher eine felsenfeste Treue, die zwar vor dem Verbrechen nicht Halt macht, die die Gestalten der Liebenden aber auch hoch über das gewöhnliche Menschenmaß auf eine echt tragische Höhe emporhebt. Später sank mit dem allgemeinen Sittenverfall auch die Achtung vor der Frau, und sie hob sich auch während der Renaissance nicht sonderlich. So nimmt noch in manchen Stücken Shakespeares die Frau eine ziemlich tiefe Stelle ein, wie in „Der Widerspenstigen Zähmung.“ Aber neben Petruchio und dem wilden Käthchen steht ein andres Paar, Benedikt und Beatrice, zwischen dem die Geistesfunken lustig hin und her sprühen und neben der sinnlichen Liebe ein starkes geistiges Band schlingen. Bei Shakespeare taucht auch ein Paar auf, das eine gewisse Ähnlichkeit mit Tristan und Isolde hat, Antonius und Kleopatra; auch diese beiden sind durch ein zauberhaftes Band untrennbar aneinandergefesselt, und daß Kleopatra keine bloße Kokette war, daß sie den Antonius wirklich tief geliebt hat, weil sie seine geistige Größe be-

wunderte, das offenbart nach seinem Tode ergreifend der Monolog: „Mir träumt', es lebt' ein Feldherr Mark Anton." Auch die dämonische Frau, deren Einfluß den Mann wider ihren Willen zu Grunde richtet, hat Shakespeare in der Lady Macbeth mit hoher Meisterschaft geschildert. Seitdem ist in der bessern Litteratur der europäischen Völker das Verhältnis von Mann und Weib nie mehr als ein rein sinnliches aufgefaßt worden. Selbst der leichtlebige Prinz in der „Emilia Galotti" bekennt an mehr als einer Stelle, daß er durch die Liebe zur Emilia besser geworden sei. Und selbst auf die Frauengestalten Zolas wirft eine reine Liebe oft in ihrer tiefsten Verkommenheit einen verklärenden Lichtstrahl, so auf die arme Gervaise im Assommoir das Wiedersehen mit Goujet. Und wo es sich, wie bei Romeo und Julia, wie beim Käthchen von Heilbronn, wie bei Philine, ursprünglich vielleicht nur um sinnliche Neigung handelt, da entspringt aus dieser Liebe eine opferwillige Treue, der man seine Teilnahme nicht versagen kann. Noch heute fassen die romanischen Völker das Verhältnis zwischen Mann und Weib leichter auf als wir Deutschen. Aber die bloße Geschlechtsliebe wird, wie z. B. in dem leichtfertigen Lustspiel „Cyprienne," stets mit so viel Witz und Grazie umkleidet, daß das Weib für den Mann nie zu einem bloßen Mittel für den Genuß herabsinkt; Cyprienne wird von ihrem Manne gewiß nicht nur um ihrer körperlichen Reize willen zurückerobert.

Und nun blättre man die ganze Liebeslyrik Heinrich Heines durch: ist darin ein einziges Lied zu finden, in dem das Weib etwas andres wäre als ein bloßes Mittel zum Genuß? Mag die Geliebte noch so zart und duftig besungen sein, nie läuft die Stimmung des Sängers auf etwas andres hinaus als auf ein rein sinnliches Begehren, und darüber hinaus — schweift sie überhaupt nicht. Bei keiner von den zahllosen Frauen, die der Dichter besingt, ist auch nur die Spur eines andern Einflusses außer dem sinnlichen Reiz zu bemerken, den sie über ihn gewonnen hätte. Der Geist, der in dieser Lyrik herrscht, ist derselbe schwüle Hauch, der uns aus dem Hohenliede entgegenweht: orientalische Haremsluft, die weder die Treue und die Dankbarkeit gegen die Geliebte als eine bessernde, noch die Untreue und Gleichgiltigkeit als eine verderbliche Gemütskraft kennt. Will man sich einen rechten Begriff von diesem Geiste machen, so lese man ein paar Kapitel aus dem Hohenliede und ein paar Lieder von Heine, und lese dann Walthers von der Vogelweide „Unter der Linden," Goethes „Willkommen und Abschied" oder ein paar von den römischen Elegien. Da ist auch glühende Sinnlichkeit, aber — doch nicht nur Sinnlichkeit, sondern auch eine tiefe, rein innerliche Hingebung. Von dieser innerlichen Hingebung an den Geliebten aber ist in Halbes „Jugend" keine Spur; zwischen den Liebenden herrscht lediglich die begehrliche, orientalische Sinnlichkeit. Diesen nicht nur undeutschen, sondern geradezu orientalischen, also deutschfeindlichen Empfindungsgehalt hat Graf Westarp, wie mir scheint, in

seiner trefflichen Abfertigung des Stückes nicht scharf genug hervorgehoben. Ob der Verfasser der „Jugend" Jude ist, weiß ich nicht, es ist auch nebensächlich. Aber wichtig ist es, daß das Stück über hundert Aufführungen erlebt hat, daß ernste Blätter, wie die Tägliche Rundschau, dieses echt semitische Gewächs soweit verkennen konnten, daß sie es als eine duftige Blume deutscher Dichtkunst in schwungvollen Tiraden feierten. Es wäre auch hiervon nicht viel Aufhebens zu machen, wenn die Erscheinung vereinzelt dastünde. Aber Willy Janikow in „Sodoms Ende" hat eine bedenkliche Seelenverwandtschaft mit dem „Hanschen" der „Jugend," wenn er auch seinen Angriff auf die Unschuld der Geliebten in betrunknem Zustande ausübt. Und charakteristisch für beide Stücke ist das: über den bloßen Sinnengenuß geht die Phantasie der Verfasser nicht hinaus; ist dies Ziel, um das sich alles dreht, erreicht, so haben sie nichts mehr zu sagen und bringen einen der beiden Beteiligten kurzer Hand um, Sudermann gar alle beide.

Hier haben wir zwei Stücke, die auf deutschem Boden spielen, und die doch entschieden nicht volkstümlich sind. Nicht nach dem Stoff also werden wir die Frage der Volkstümlichkeit zu entscheiden haben, sondern darnach, ob der Empfindungsgehalt eines Stückes zu dem Geiste unsers Volkes stimmt. Fragen der Liebe und Ehe rein sinnlich zu behandeln, das widerspricht nicht nur dem Geiste unsers Volkes, sondern dem Geiste der europäischen Kulturvölker überhaupt. Diese Fragen mit leichter Grazie zu behandeln, das ist französischer Geist. Darum brauchen wir uns gegen diese Behandlungsweise nicht etwa zu verschließen, im Gegenteil, wir können von der französischen Leichtigkeit für unsre Kunst viel, recht viel lernen. Nur mit der Nachahmung sollten wir vorsichtig sein und darin nicht weiter gehen, als wir können. Goethes Philine hat entschieden französisches Blut in ihren Adern und wirkt doch nicht befremdend auf unser Empfinden. Goethe konnte es eben. Heines Halbweltdamen — man denke nur an die italienische Reise — wirken samt und sonders abstoßend, denn sie sind einfach gemein. Wie anziehend, wie liebenswürdig bei aller Zuchtlosigkeit sind mit ihnen verglichen die Mädchen der gleichen Gesellschaftsklasse in Murgers Zigeunerleben! Und das gleiche Verhältnis besteht zwischen der französischen und der deutschen Posse — Lustspiel paßt auf die ganze Gattung nicht recht. Wenn französische Schriftsteller ein ernstes Thema wie die Unzufriedenheit eines Mannes oder einer Frau in den engen Schranken der Ehe in scherzhafter Form behandeln, so geschieht es mit soviel Witz und Anmut, daß man sich den scherzenden Ton gern gefallen läßt. Behandeln aber die Leibdichter der Reichshauptstadt ein ähnliches Thema, wie Blumenthal und Kadelburg in der „Großstadtluft," so ist von Anmut keine Spur dabei, und der Witz ist so plump, daß sich ein ernster Mann verwundert fragt, wie man über so etwas nur lachen kann, da es doch weit eher zum Weinen wäre. Und doch werden diese Erzeugnisse eines fremden Volksgeistes

von der urteilslosen Provinzpresse unserm Volke fort und fort als bedeutende Schöpfungen unsrer Litteratur angepriesen! Da ist es kein Wunder, wenn sich das Volk bei der Beurteilung von Kunstwerken nicht mehr auf seine gesunde Empfindung verläßt, sondern auf Schlagwörter schwört. Freilich, ehe unser Geistesleben nicht vom französischen und vom jüdischen Einfluß freigemacht ist, eher wird unser Volksgefühl nicht wieder stark und gesund werden. Und gegenwärtig ist es krank, so krank, daß man fast glauben möchte, es läge im Sterben.

Das deutsche Reich war noch nicht lange gegründet, da gründete man in Berlin auch ein „Deutsches Theater." Über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eignen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen. — Nicht wahr, lieber Leser, den letzten vier Sätzen sieht mans nicht an, daß sie vor 125 Jahren geschrieben sind? Sie passen ganz gut in den Zusammenhang.

An Friedrichs des Großen Kampf gegen den österreichischen Einfluß in Deutschland knüpfte der Erbe seines Geistes, Fürst Bismarck, die deutsche Politik, die zur Einheit unsers Volkes führte. Gleichzeitig mit Friedrich dem Großen kämpfte der deutscheste unsrer Dichter seinen volkstümlichen Kampf gegen alles undeutsche Wesen in der Dichtkunst. An ihn muß die Dichtkunst unsrer Tage wieder anknüpfen, wenn sie dem deutschen Volk einen sittlichen Charakter geben will, der es in den Stand setzt, den Wert eines Kunstwerks nicht aus dem elenden Geschwätz der Zeitungen, sondern aus eigner Empfindung heraus zu beurteilen.

Malergeschichten

aus Mignons Skizzenbuche

1. Adam und Eva

Vorigen Oktober war bei Lepke eine Auktion: Kunstgegenstände, Schmuckgegenstände, Sachen aus dem Nachlaß eines Reichen.

Ein junger Mann bot auf ein Bild. Es war ungerahmt und etwas verwaschen, wie mir schien. Es wurde ihm zugeschlagen. Er stand in meiner Nähe und schien mir erregt während des kurzen Vorgangs.

Er wird einen guten Fang gethan haben, dachte ich, und weil ich gerade Zeit und Geld hatte, hübschen Sachen nachzuspüren, folgte ich ihm auf die Straße, als er, die kleine Leinwand unterm Arm, hinausging.

Draußen grüßte ich ihn. Ob er wohl erlauben würde, daß ich das Bild einmal sähe?

Er blickte zur Seite, aus lebhaften, nüchternen blauen Augen. Fast feindselig in seinem Benehmen, hielt er mirs unters Gesicht.

Wie er so vor mir stand, war er ein schöner Mensch. Kopf, Nase, Lippen, alles auffallend scharf modellirt. Dabei von einem Goldblond, das besonders in dem Gekräusel zur Geltung kam, mit dem ein leichtes Bärtchen Lippe und Kinn umfing, ohne die Form zu verbergen.

Ich hatte die Hände um den Blendrahmen gelegt, den er auch noch hielt, denn er zitterte vor Ungeduld, das Bild wieder in seine Hände zu bekommen.

Wer hat es gemalt? fragte ich.

Er wies schweigend auf den Namen.

Voß? Kenne ich nicht!

Das glaube ich wohl! Er lachte hart auf.

Der hat noch eine Zukunft, sagte ich.

Er ist tot! erwiderte er.

Wir gingen schweigend weiter.

Schade! sagte ich endlich, fast in mich hinein.

Da fuhr sein Kopf wieder herum. Die Lippen bebten, das ganze Gesicht war wie das eines Kindes, ohne eine Spur von der Selbstbeherrschung, die von der guten Erziehung wie eine Decke über das Muskelspiel gelegt wird.

Schade! wiederholte er beinahe verächtlich. Dann, nach einem kleinen Schweigen, brach es von seinen Lippen, heftig, stoßweise, manchmal unzusammenhängend und dann wieder fließend und eifrig: Verhungert ist er! Mit seinem Talent, wollen Sie sagen? Doch verhungert! Er hat sich nicht zu helfen gewußt. Er war Idealist. Einer von der verrückten Sorte. Die gehen in Sprüngen wie die Heuschrecken und treiben sich in der Luft herum, während die andern sicher auf der Landstraße marschieren. Wenn sie irgendwo auf die Erde fallen, schauen sie sich um wie neugeboren und wundern sich noch, daß sie keiner versteht, daß sie den Zusammenhang verloren haben. Ich bin auch ein armer Teufel gewesen, als Lithograph, als ich in der Druckerei stand. Ich bin auch ohne Eltern groß geworden. Habe mir Platz gemacht. Daß ich unterginge? Das giebts gar nicht. Es muß mir eben jemand helfen! Schmeißt man mich ins Wasser, so schwimm ich durch. Mit fünf Jahren Akademie, mit Freistellen und Stipendien, arbeitend wie ein Gaul, stehe ich jetzt doch frei da und brauche nach niemand zu fragen. Und wenn ich nicht die letzten drei Tage ein bischen lustig gelebt hätte, hätte ich heute nicht meine Medaille zu versetzen brauchen, um den Schinken da zu kaufen.

Damit schlug er leicht gegen das Bild unter seinem Arm.

Er prahlte nicht. Aber durch die stämmige kleine Gestalt ging ein Recken. Er wog sein Kraftgefühl.

Ganz zufällig hab ichs im Katalog gefunden, fuhr er fort: Auktion bei Lepke, Adam und Eva von Voß. Es ist mir in alle Glieder gefahren. Und richtig, es war unser Bild. Ich kenne jeden Strich. Damals hats bei mir einen Höllenschnupfen gesetzt, als ich ihm gestanden habe in seinem kalten Atelier. Denn geheizt hat er nur, wenn ihm das Mädel stand. Die hatte er so von der Straße aufgelesen. Es war ein leichtes Ding, sie war weggelaufen aus ihrer Fabrik. Nachts, wie er heimgeht, hat er sie gefunden. Und wie er sie so sieht unter den Bäumen am Maximilianplatz mit dem dunkeln Haarknoten und dem jungen Nacken, sagt er: das ist meine Eva. Es ist ein junges, reines Ding, das die Welt noch nicht kennt und sich selber auch nicht. So im Gras, im erwachenden Frühling, selbstvergessen muß sie dasitzen, wie sich Adam vom Schlaf aufrichtet und sie findet. Ich habe gesagt: Aus dem Bild kann was werden. Aber über deine Eva mach dir nur keine Illusionen. Die kennt die Welt und dich besser als du selbst. — Da bin ich aber schön angekommen; eine rechtschaffne Predigt hat er mir gehalten: Daheim fragt niemand nach ihr, und niemand verlangt nach ihrer Liebe. Wer kanns ihr verdenken, wenn sie auf die Straße wirft, was doch keiner haben will? Nun mag es nehmen, wer es findet, denkt sie. Aber ich will ein ehrlicher Finder sein, weißt du, ich will sie hochhalten mit ihrer Liebe! Denn natürlich hat er sie gleich gern gehabt, wie die Leute, die sich opfern wollen, immer lieb haben, wofür sie sich opfern. — Sie wird das gar nicht verstehen, sage ich, und wird dir wenig Dank wissen. Sie hat nur Sinne, aber keinen Sinn, wenigstens keinen für deine Art Liebe. Sie wird sichs gefallen lassen, daß du sie fütterst und hegst, und wenn einer kommt, der ihren Sinnen was verständlicheres bietet, wird sie dich sitzen lassen. — Wenn sie meine Liebe nicht versteht — sagte er —, wird sie sie verstehen lernen. Ich will als zweiter ihr Geliebter und als erster ihr Freund sein. — Und ich sage dir, du brauchst niemandes Freund zu sein, denn niemand ist dein Freund, wenns seinen Vorteil gilt. Es hat sich einmal einer meinen Freund genannt, und wie ich abends heimkomme, wo er auf mich warten soll, finde ich ihn nicht, und meinen neuen Rock auch nicht, aber einen Brief von ihm. Da sagt er mir Lebewohl, und er habe nicht anders gekonnt. So ist es. Und wenn du mir im Wege stehst, stoße ich selber dich um und gehe über dich weg ans Ziel. Dazu hat er damals gelacht. Er war eben unverbesserlich in seinem Vertrauen. Dafür ist er dann auch verhungert. Denn gegessen hat er nicht mehr viel von da an, und geschlafen auch nicht. Es ging auf den Frühling. Da hat er sich mit seinem Radmantel in den Anlagen herumgedrückt, am Maximilianeum oder an der Glyptothek. Oder er ist in der Nacht nach Grünwald gelaufen und zurück, immer

an der Isar hin unter den dicken Buchen über die Baumwurzeln weg. Da hat er den Frühling studirt, sagte er, und gefroren, aber das sagte er nicht. Unterdessen hat sie daheim in seinem Bett geschlafen, und wenn sie frühmorgens auf war, ist er gekommen und hat sich noch eine Stunde niedergelegt. Aber gelitten hat es ihn auch nicht in der Ruhe, denn in die Idee von dem Bild ist er so verliebt gewesen wie in das Mädel. Es hat ihn ganz verzehrt. Einmal hat er mich mit den gläsernen Augen, die von innen heraus so unheimlich leuchteten, angesehen und gesagt: Du, heißt es nicht von der Liebe, sie ist stärker als der Tod? Könnt ich nicht das Leben zwingen, mir treu zu bleiben, bis ich gethan habe, was ich muß? Ich weiß nicht, ob er dabei an das Mädel gedacht hat oder an das Bild. Wahrscheinlich an beide. Nach einer Weile hat er hinzugesetzt: Freilich, sie macht vielleicht ein besseres Glück, wenn ich nicht mehr bin. — Und sie war auch schon dabei. Jeden Mittag hat er ihr Geld gegeben, um im Wirtshaus zu essen. Das verdiente er durch Kartenzeichnen nebenher. Er selbst ist nicht mitgegangen, wegen ihres Rufes, daß man sie nicht soviel beisammen sähe, sagte er. Aber in Wahrheit, damit sie nicht sähe, daß er kaum etwas aß, außer einem Stück Brot. Da hat sie im Salvator in Schwabing einen vornehmen Maler aus der Blütenstraße getroffen. Winter hieß er. Er hat eine Glatze gehabt und einen Spitzbart, und sein Künstlertum bestand vorwiegend darin, daß er sich ein Atelier für sechzig Mark gemietet hatte, was auch weiter nichts heißen wollte, als daß er jeden Monat sechzig Mark schuldig blieb. Der hat sich heranmachen wollen. Einmal ist er auch zum Voß ins Atelier gekommen und hat eine „Freundin" mitgebracht, eine reiche Frau, die den armen Kerl protegiren sollte. Frau von Müller hieß sie. Ihr Reichtum war jung und ihr Adel auch; sie trug beides wie neue Schuhe, mit angestrengter Grazie, aber doch mit Grazie. Dazu gehörte auch, daß sie Künstler heranzog. Als dann die Skizze hier fertig war, hat es der Winter aus der Blütenstraße vermittelt, daß die Frau dem Voß fünfzig Mark vorgeschossen hat, damit er Leinwand und Farben für das große Bild kaufen könnte. Einmal hat sie ihn auch eingeladen. Da hat er mit einem geborgten Frack in ihren Sälen herumgestanden, und als sie ihn gefragt hat, wie ihm die Kitsche gefielen, die sie an den Wänden herumhängen hatte, hat er ihr aus seinem ehrlichen Herzen heraus erklärt, daß er sie scheußlich finde. Darauf hat sie gesagt: Aber das müssen Sie mir doch zugeben, Herr Voß, es ist Unrecht von den jungen Künstlern, daß sie so auf ihr Talent pochen und sich zum Publikum in Widerspruch setzen! — Sprechen Sie das aus Ihrer Überzeugung, Gnädige? hat er gefragt. — Aus voller Überzeugung! — Aber im gegebnen Fall würden Sie auch anders reden? — Ich bitte Sie, Herr Voß, sagte sie hochfahrend, ich bin nicht käuflich und würde es schlecht finden, wenn ich meine Überzeugung verleugnen wollte. — Und wir malen nach unsrer Überzeugung. Würden Sie es nicht — zwar käuflich aber auch

schlecht finden, wenn ich meine Überzeugung verleugnete? — Darauf hat sie zierlich gedroht und gelacht und ist fortgerauscht. Aber mir hat ers später geklagt, wie es ihn drücke, daß er ihr das Geld nicht wiedergeben könne: Sie hat mir vorgeworfen, daß ich nicht käuflich male, und glaubt, ich bestehle sie, weil ich nicht nach Verdienst jage. — Sei kein Narr, sag ich zornig. Und wenn sie hundertmal ihr Geld wieder haben wollte, brauchen thut sies nicht, und bestehlen thust du sie nicht. Wenn du das Geld hättest, das ein einziger von ihren Ohrringen kostet — ein Jahr würdest du dich damit durchschlagen. — Aber sein Gewissen vertrug keinen Hauch ohne Trübung, wie ein Krystall. Er konnte es nicht loswerden, und das hatte eben noch gefehlt. Als er dann die Lungenentzündung weghatte von seinem Herumstreifen in der Frühjahrsluft, und an Kraft nichts zuzusetzen hatte, sah er wohl, daß es aus war. Da hat er es über sich gebracht und hat sich noch einmal an die reiche Frau gewendet. Es war um des Mädels willen. Er hat ihr einen Brief mitgegeben, worin er die Frau bat, sich der Regina anzunehmen, sie unterzubringen, damit sie nicht unterginge; sie sei ein anständiges Mädel. Wie sie mit dem Brief fort war, hat er mir keine Ruhe gelassen, ich sollte ihm helfen noch einmal aufzustehen. Nur bis an die Ecke der Schellingstraße wollte er gehen. Es war ein Unsinn. Aber warum soll man einem Sterbenden etwas abschlagen? Retten konnte ihn alle Vorsicht nicht mehr. Mit Mühe hab ich ihn denn dahin geleitet. Da hat er ein seidnes Halstuch gekauft von einer feinen grünen Farbe. Das wird die Regina gut kleiden, hat er gesagt, das ist zum Abschied, und hat sich gefreut wie ein Kind. Als wir heimkamen, mußte sie inzwischen dagewesen sein. Wir fanden mit Kreide einen Brief auf den Fußboden gekritzelt, in ihren ungefügen Kinderbuchstaben. Da stand zu lesen: „Peter, die Frau hat mich aus dem Hause gejagt: für Dirnen wäre da keine Thür. Das brauche ich mir nicht sagen zu lassen. Der Herr Winter meint das auch, und weil du doch krank bist, will er dir die Sorge um mich abnehmen. Bhüt di Gott. Deine gewesene Regina.“ — Ich hab ihn angeschaut — er war wie ein Stein. Mich hat die Wut gepackt. Du, Peter, sag ich, in deiner Lade war noch der Silberthaler, schau, ob sie den mit hat. — Da hob er die Faust auf. Ich glaube, er hat mich niederschlagen wollen. Aber die Hand ist heruntergesunken, und dann ist er hingefallen, schwer wie ein Toter. Wie er dann auf seinem Bett lag, und ich sah wohl, daß es zu Ende ging, formten seine Lippen immer ein Wort. Ich wußte, es war: Regina. Ich will sie suchen, schrie ich verzweifelt. Aber an der Thür winkte er mich zurück. Ich mußte mich zu ihm niederbücken, um ihn zu verstehen. — Nachher — er meinte nach seinem Tode — trag die Skizze zu Frau von Müller. Fünfzig Mark kriegt sie schon dafür. — Ja, knirschte ich. — Schwöre! — Ich schwur. Dann lief ich wie ein Toller davon. Mit irgend einer Ahnung ging ich ins Café Lohengrin. Da saß die Regina und trank mit dem Winter Champagner. Ich

trat an den Tisch. Komm, Mädchen, sag ich, der Peter stirbt. Nachher kannst du weiterfeiern. Sie erlauben schon, mein Herr! — Sie sprang auf, Augen und Mund starr geöffnet und die Hände unterm Kinn verschränkt. Aber ich war zur Thür hinaus, ehe sie sprechen konnte, und da kam sie auch schon hinter mir her. Sie schluchzte, während wir liefen. Laß das! fuhr ich sie an. Am liebsten hätt ich sie geschlagen. Aber nun war sie still, bis wir an das Haus kamen, wo der Voß wohnte. Als wir ans Bett traten und sie sich schreiend über ihn warf, konnte er gerade noch die Hand aufheben und ihr die braunen Haare streicheln. Ich habs ihr nicht gegönnt, so wenig wie der Frau von Müller das Bild, das ich ihr brachte. Vor die Füße hab ichs ihr geworfen. Man muß die Beule noch sehen — hier, wo dem Adam die Hand liegt.

Damit schloß er seine Erzählung.

Und die Regina? fragte ich nach einer Weile leise.

Ich weiß nicht, die Frau soll sich nach ihr erkundigt und sie in einen Dienst gebracht haben.

Am Anhalter Platz trennte sich unser Weg. Ich reise morgen ab, sagte er ablehnend, als ich nach seiner Wohnung fragte. Ich glaube, es war ihm leid, daß er gesprochen hatte.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Seifenblasen. Und eh' er kam zu sterben, der dicke Eugen, da bläht' er sich noch einmal auf, und pustete, und eine gewaltige prachtvolle Seifenblase, genannt: Programmentwurf der freisinnigen Volkspartei, stieg am Zeitungshimmel auf. Gar schöne bunte Bilderchen sind dran zu sehen, und gar nicht wenig, denn alles, was ein politisches Herz begehren kann, ist auf diesem Spiegelbilde unsers politischen Wirrwarrs zu finden. Wer nicht gerade Sozialdemokrat oder Anarchist, ist, meint ein nationalliberales Blatt, der kann das neue Programm unterschreiben. Freilich, die Ministerverantwortlichkeit und die Ausdehnung des Reichstagswahlrechts auf die Einzelstaaten könnten die Kartellparteien nicht in ihre Programme setzen. Aber das sind ja bloß alte liberale Ladenhüter, die mitgeschleppt werden müssen, um den Parteinamen einigermaßen zu rechtfertigen, und mit denen es niemandem weniger ernst ist, als dem tapfern Eugen. Er kann gut Ausdehnung des allgemeinen gleichen Wahlrechts fordern, da er weiß, daß an die Bewilligung gar nicht zu denken ist; würde doch niemand mehr über den Einzug der Sozialdemokraten in den preußischen Landtag erschrecken als er, der unsrer Proletarierbewegung gegenüber den „Mut der Kaltblütigkeit" keinen Augenblick bewahrt hat.

Lange hat der freilich auch bei Pindter Nachfolger und Komp. nicht vor-

gehalten, und auch diese Herren lassen fleißig Seifenblasen steigen, um sich daran in Ermanglung eines stoffhaltigern Trostes zu erfreuen. Da ist z. B. das Kartell aller Staatserhaltenden! Neu ist ja diese Blase freilich nicht, aber man hat halt immer wieder seine Freude dran. Wenn nur mehr Stoff drin steckte! Die Staatserhaltenden, d. h. die Männer von Rang und Vermögen zusammenzubringen, das ist ja niemals schwierig, und schroffe Absagen der Kreuzzeitung an die Norddeutsche Allgemeine haben nicht viel zu bedeuten; aber die andern zwei Drittel oder neun Zehntel wollen nicht mehr mitthun, und das ist in einem Staatswesen mit unserm Wahlrecht eine schlimme Sache; die alten Parteien stehen in Gefahr, Offizierkorps ohne Soldaten zu werden, so weit sie nicht über Zwangsgefolgschaften verfügen. Also wenden wir den Blick auf einen andern Trost, den Anarchismus! Ja, wenn der nur nicht auch eine Schaumblase wäre! Natürlich meinen wir nicht den leibhaftigen Anarchismus, der nicht eine Schaumblase, sondern eine Eiterbeule ist, sondern den Anarchismus als Mittel der Politik, der nach der alten bewährten Regel gehandhabt wird: und was man sonst nicht fassen kann, sieht man als Anarchismus an. Das wäre nun sehr schön, wenn nicht andre kluge Leute schon der Polizei zuvorgekommen wären: die Männer des fünften Standes, die Herren Verbrecher. Nachdem die Behörden die nützliche Entdeckung gemacht haben, daß die Anarchisten keine Sekte, sondern gemeine Verbrecher sind, haben die gemeinen Verbrecher beschlossen, sich diese Gelegenheit zu einer ehrenvollen Standeserhöhung nicht entgehen zu lassen und sich Anarchisten zu nennen; man stiehlt, raubt und mordet „in diesen Kreisen“ nun nicht mehr um schnöden Gewinnes willen, sondern „aus Prinzip“ und Nächstenliebe, was doch weit mehr Anstand hat, wie sie in Süddeutschland sagen. Und wenn nun die Staatserhaltenden beim Wort genommen werden mit ihrem Vorsatz, den Anarchismus auszurotten, so sehen sie sich gezwungen, alles Gesindel zu beseitigen, und — da liegt der Hase im Pfeffer! Das hätten sie nämlich längst schon gethan, wenn sie nur wüßten, wie sie es anstellen sollten. Alle zehn Jahre 20000 Mann abschießen, das sei die richtige Politik für Paris, soll der kluge Thiers einmal gesagt haben. Aber ists denn heute noch mit 20000 gethan? 50000 Männer, Burschen und Weiber, hat uns schon vor zehn Jahren ein Berliner Kriminalbeamter gesagt, müßte man aus der Reichshauptstadt fortschaffen, wenn sie sauber werden sollte. Und dazu das Gesindel im übrigen Reich! Und wäre es vernichtet, wäre man damit auch nur einen einzigen von den nahezu zwei Millionen sozialdemokratischen Reichstagswählern los? Auf die ists aber doch eigentlich abgesehen, denn die Sozialdemokratie ist ja das „Nessushemd“ an unserm Volkskörper. Würden die abgeschossen, sowäre das allerdings eine sehr gründliche Lösung, die freilich unten mehr befriedigen würde als oben, weil dann für die überlebenden Arbeiter die goldne Zeit der hohen Löhne, die ihre toten Kameraden vergebens erstrebt hätten, ganz von selber anbrechen würde, wie im Mittelalter, nachdem der Schwarze Tod das Reihen der Arbeiterbevölkerung gelichtet hatte. So bleibt also nur noch die dritte Seifenblase übrig: ein preußisches Mustervereins- und Versammlungsgesetz, und die ist keine Seifenblase, denn dieses Gesetz werden wir haben. Im preußischen Abgeordnetenhause sitzt eine Kartellmehrheit, und unter den Kartellherren werden wenige sein, die nicht dächten: o wie gut wäre es, wenn wir in Preußen ein so schönes Vereins- und Versammlungsgesetz hätten, wie sie es in Sachsen und in Hamburg haben! Und eine so zahlreiche Sozialdemokratie, wie sich ihrer diese beiden Musterpolizeistaaten erfreuen, muß man ergänzen. Also doch wieder nur Seifenblase? Namentlich, da sich noch andre Schwierigkeiten erheben; wird man z. B. bei großstädtischen Volksversammlungen über genug Polizei-

beamte verfügen, um die Geburtsscheine aller Einlaß begehrenden, deren Gesichter schwach oder gar nicht bebartet sind, prüfen zu können? Und, jammern die ultramontanen Hirten, wenn die Jünglinge keine Versammlungen mehr besuchen dürfen, wie sollen wir da unsre Schäflein zusammenhalten und vor dem durch die Werkstätten schleichenden sozialdemokratischen Wolfe behüten?

Doch diese Schwierigkeiten werden sich am Ende überwinden lassen. Man darf ja nur verordnen: das Vereins- und Versammlungswesen ist Sache der Polizei; Vereine dürfen nur von der Polizei gegründet und geleitet werden, und andre Versammlungen, als die von ihr berufnen, sind nicht gestattet. Diese gesetzmäßigen Versammlungen dürfen nicht bloß, sondern müssen besucht werden von allen, die dazu kommandirt sind. Überhaupt, wenn man einmal Schaumblasen macht, muß man nicht schüchtern sein, sondern etwas ordentliches zusammenblasen, im Stile der Witzblätter, daß doch Auge und Herz eine Freude daran haben. Wie schön ließe sich z. B. bei dieser Manier die Reichstagswahl ausmalen! Zur bestimmten Stunde ruft die Signaltrompete die Bürger des ersten Bezirks auf die Straße, eine Viertelstunde drauf kommandirt der Polizeileutnant: antreten, in Zügen rechts schwenkt, marsch! so ins Wahlzimmer, wo andre Polizeibeamte jedem Wähler seinen Zettel einhändigen u. s. w. Das Reich der Phantasie kennt keine Grenzen, und darum schadets auch nichts, wenn der Zukunftsstaat der Staatserhaltenden aufs Haar so aussieht wie der von Eugen Richter aufgebaute sozialdemokratische.

Der Affenmensch von Gabriel Max. In den Schaufenstern unsrer Kunsthandlungen ist seit einiger Zeit die Photographie eines Bildes von Gabriel Max ausgestellt, das den sprachlosen Affenmenschen darstellt und dem Jenenser Vertreter der Affenlehre zum sechzigsten Geburtstage gewidmet ist. Haben wir es hier mit einer Satire auf diese Lehre zu thun, oder war es Max ernst mit seinem Gemälde? Wer das Schaffen dieses Malers kennt, wer sich an seine Märtyrerin am Kreuze und an die verwandten Gemälde erinnert, der weiß, daß nur ein Mann von tiefer Religiosität sie schaffen konnte. Die religiösen Gemälde von Max, sein Christus, der ein krankes Kind heilt, die Erweckung von Jairus Tochter sind Zeugen eines gläubigen Gemüts. Daß Max dem Spiritismus zuneigt, hat er ebenfalls durch mehrere Bilder bewiesen. Nicht minder bekannt ist aber, daß er ein Satiriker ohnegleichen ist. Wer kennt nicht seine satirischen Bilder, die menschliche Schwächen geißeln, das Affenpreisgericht, seine Philosophen, sein Jenseits von Gut und Böse? Und dieser selbe Mann sollte in dem Affenmenschen eine Zustimmung zum Häckelismus haben liefern wollen, wie uns einige Zeitungen glauben machen wollen? Dieses stumpfsinnige, wulstlippige weibliche Scheusal mit dem unförmigen Jungen an der Brust, und dieser unglaublich dumm dreinschauende Menschenaffe mit seinen Glotzaugen und runzligem, behaartem Leibe, sie sollten ernst gemeint sein? Unmöglich können in ein und desselben Menschen Kopfe tiefste Religiosität, die sogar mit dem Spiritismus sympathisirt, und platteste Materialismus friedlich neben einander wohnen, selbst dann nicht, wenn dieser Kopf einem Modernen gehört! Wir sehen deshalb, solange uns Max nicht eines andern belehrt, um seiner selbst willen in seinem Bilde eine der großartigsten Satiren, die jemals gemalt worden sind, eine Satire, die hoffentlich zur Bekämpfung der Affenlehre ein gut Teil beitragen wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Ein Ehrensold zum eisernen Kreuz?

Am 5. August ging von Karlsruhe aus folgende Nachricht durch die Zeitungen: „Der Bund der Ritter des eisernen Kreuzes hielt heute eine Delegirtenversammlung ab. 41 Vereine mit 7000 Mitgliedern waren vertreten. In der Ehrensoldfrage beschloß die Versammlung ein Immediatgesuch an den Kaiser zu senden, worin diesem die Frage überlassen wird, und zugleich eine Petition an den Reichstag zu richten, die vom Kaiser bestimmte Summe zu bewilligen. Der Jahresbeitrag wurde auf 25 Pfennige festgesetzt. Die Gründung eines Vereinsorgans wurde abgelehnt. Begrüßungstelegramme wurden an den Kaiser, den Großherzog und den Fürsten Bismarck abgesendet. Am Nachmittag fand ein Festmahl und abends findet ein Bankett in der Festhalle statt."

Der Kernpunkt dieser Mitteilung, daß von den hier „vertretnen" Inhabern des eisernen Kreuzes ein Ehrensold erbeten wird, dürfte wohl bei vielen Lesern Befremden erregt haben, die von dieser Vereinsbestrebung bisher nichts gehört hatten, namentlich bei solchen, die selbst das eiserne Kreuz haben, aber ohne diesem Bunde oder einem seiner Vereine anzugehören. Zu diesen gehört der Verfasser dieser Zeilen. Er hält es für seine Pflicht, es öffentlich auszusprechen — und er weiß sich darin mit vielen eins —, daß nicht alle Inhaber dieses Kriegsordens das Begehren nach einem Ehrensolde teilen, ja daß nicht wenige von ihnen erstaunt darüber sind, daß ein solcher Wunsch zuerst aus dem Kreise der Inhaber des Kreuzes selbst laut wird und nun an Kaiser und Reichstag*) gerichtet werden soll.

*) An den Reichstag allein hatte man sich in dieser Sache schon zweimal gewendet. Er hatte die Gesuche um einen Ehrensold im Jahre 1892 den Regierungen „zur Erwägung" übergeben, im Jahre 1893 ist er nach gründlicherer Prüfung über sie zur Tagesordnung übergegangen.

Zunächst muß vom kameradschaftlichen Standpunkt aus gesagt werden, daß schon das Zusammentreten der Inhaber des eisernen Kreuzes zu besondern Vereinen Bedenken erregen kann. Unser Kriegervereinswesen hat sich zu einem schätzenswerten Gliede in der Kette von Einrichtungen, die unsre Wehrhaftigkeit ausmachen, und in unserm Volksleben überhaupt ausgebildet, und man muß wünschen, daß ihm alle die Mitglieder erhalten bleiben und in ihm den gebührenden Einfluß ausüben, die dazu besonders berufen sind, und dazu gehören sicher viele von den Inhabern des eisernen Kreuzes. Wenn sich nun an manchen Orten die Kampfgenossen der Kriege von 1864 bis 1871 zu besondern Vereinigungen zusammengethan haben, so ist das ja begreiflich, weil gerade sie eine Fülle von Erinnerungen auszutauschen haben, und ihnen der Wert der Kameradschaftlichkeit in besonderm Grade klar geworden ist. Es wäre aber schon bedauerlich, wenn durch diesen engern Zusammenschluß der eigentlichen „Krieger" ihr anregender Einfluß auf den jungen Nachwuchs der Kriegervereine zu kurz käme. Als ein Heraustreten aus dem Kreise der Kameradschaftlichkeit will es uns aber erscheinen, wenn sich die berufen fühlen, als eine besondre Klasse zusammenzutreten, die das Glück gehabt haben, für ihr Verhalten im Kriege eine Auszeichnung zu erhalten. Es scheint, als ob die menschliche Unvollkommenheit des Wegs, auf dem die Auswahl dieser Auserwählten seiner Zeit allein möglich war, erst etwas in Vergessenheit habe geraten müssen, ehe es zu solchen Vereinigungen kommen konnte.

Jeder, der mit im Felde gestanden hat, wird bestätigen, daß es ein äußerst schwieriges Ding, ja daß es oft unmöglich war, diese Auswahl gerecht zu treffen. Bei unsrer heutigen Gefechtsweise bekommt der Angreifer, in dessen Rolle wir ja meist waren, den Gegner, so lange dieser ihm noch gefährlich ist, meist kaum zu Gesicht; lange ehe es zum Handgemenge kommen kann, ist in der Regel die Sache des Verteidigers oder die des Angreifers schon verloren. Wie bietet sich dabei die Möglichkeit einer Auszeichnung? Nur darin, daß man ungeachtet der immer dichter und unheimlicher pfeifenden Kugeln und der rechts und links stürzenden Kameraden vorwärts geht. Hierbei voranzugehen ist Sache der Führer, und in der Erfüllung dieser Pflicht ist meist ihre Auszeichnung enthalten. So ist es dazu gekommen, daß das eiserne Kreuz vorwiegend zunächst an Offiziere fiel. Von Offizieren der Truppenteile, die wiederholt ins Feuer gekommen sind, sind ja wenige ohne das Kreuz heimgekehrt.*) Bei den Kreuzen, die für Unteroffiziere und Mannschaften bestimmt waren, konnten wieder besonders die Unteroffiziere bedacht werden. Ein wenig spielte dabei auch die Rücksicht mit, die Kreuze möglichst lange dem Truppenteil als solchem zu erhalten, für dessen Gesamterfolge sie erteilt waren. Dazu berech-

*) Offiziere, auch solche des Beurlaubtenstandes, dürften übrigens bei diesen Vereinen der Ritter des eisernen Kreuzes kaum beteiligt sein.

tigte auch einigermaßen die Form, in der den Truppenteilen die Kreuze überwiesen wurden. Nach einer Schlacht oder einem Gefecht wurden den Truppenverbänden, die im Feuer gestanden hatten, abgesehen von den für Offiziere bestimmten Kreuzen, etwa je eines für jede Kompagnie überwiesen. Da war meist die Wahl nicht leicht, denn mehrere zu bedenken wäre leichter gewesen, als einen einzelnen aus allen herauszuheben. Und wen dann die Wahl traf, dem wurde dabei wohl meist vor versammelten Kameraden gesagt: Du trägst es zugleich mit für deine Kompagnie und ihr zu Ehren. Wer es aber so erhielt, sagte wohl meist zu sich und zu den andern: Ich habe eigentlich nicht mehr gethan als meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, und ich gönnte es auch gern manchem andern. Die Verleihung auf besondern Antrag wegen festgestellter besondrer Leistungen hat daneben gewiß nur selten stattgefunden. Dazu kommt, daß Truppenteile, die stark ins Feuer kamen, besonders in den großen Schlachten der ersten Monate, nach kurzer Zeit meist so aufgelöst oder durch Nachschübe aufgenommen waren, daß den Offizieren die Feststellung eines besondern Verdienstes ihrer Leute ganz unmöglich war. Selbst aber viel Rühmens von seinen Thaten zu machen ist unter Deutschen nicht vieler Leute Art. Den Wert einer ganz besondern Auszeichnung hat das eiserne Kreuz erster Klasse, vor dessen Verleihung ein nicht gewöhnliches Verdienst nachgewiesen werden mußte.

Es soll mit diesen Ausführungen nicht Zweifeln an der Würdigkeit einzelner Inhaber des Kreuzes, wie sie im Felde ja zum Teil laut wurden, Nahrung gegeben werden; wir können zu unserm Offizierkorps das Vertrauen haben, daß man nach Kräften bemüht gewesen ist, die mit dem Kreuze zu beleihenden aus dem Kreise der tüchtigsten und verdientesten Soldaten zu wählen, und daß die Auszeichnung eine um so höhere war, in je tieferer Dienststellung sie erworben wurde. Es muß aber daran erinnert werden, daß, nachdem man einmal über den Kreis außergewöhnlicher Verdienste weit hinauszugehen veranlaßt war, es oft unmöglich wurde, die Grenze zwischen dem Würdigsten und dem Würdigen gerecht zu ziehen. Ähnlich wird es natürlich schon bei Verleihung des eisernen Kreuzes von 1813 gewesen sein. Damals wurde denen, die es zunächst nicht erhalten konnten, wenigstens die Anwartschaft zuerkannt, es von verstorbnen Inhabern zu erben; erst im Jahre 1839 kamen sämtliche Vorgeschlagne in seinen Besitz. Für uns ergiebt sich aus dem Ausgeführten, daß die Inhaber des Kreuzes nicht gut thun, sich selbst noch mehr herauszuheben, als sie an sich schon herausgehoben sind. Der Versuch hierzu ist aber zweifellos in der Verbindung zu besondern Vereinen, in der Feier von Bundesfesten u. dergl. enthalten. Noch deutlicher wird er aus dem Anspruch auf einen „Ehrensold," wie er jetzt erhoben wird. Auch ist denen, die über diese Vereinsgründung Bescheid wissen, bekannt, daß sie hauptsächlich zur Erlangung des Ehrensoldes unternommen wurde. Dieser Ehrensold aber müßte

doch wohl allen Inhabern, nicht nur den darum nachsuchenden Vereinsmitgliedern gewährt werden; daher haben wohl die das Recht, ja die Pflicht, auch ihre Stimme zu erheben, die dieses Bestreben mißbilligen. Das eiserne Kreuz hat bisher als eine der größten Ehren in Deutschland gegolten. Dem Verfasser dieser Zeilen sagte einst ein hochgeachteter und mit den höchsten bürgerlichen Orden geschmückter Gelehrter, er gäbe sie alle gern hin für dieses Kreuz. Und es giebt doch wohl auch unter denen, die es tragen, so manche, die sich diese Ehre rein und ungetrübt erhalten wissen möchten, und für die in einem jährlichen Geldgeschenk eine Herabsetzung, keine Erhöhung dieser Auszeichnung liegen würde. Wenn etwas die Verdrängung idealer Gesinnung in unserm Volke durch materielle Anschauungen erweisen kann, so ist es diese Thatsache, daß sich Inhaber dieser populärsten deutschen Auszeichnung nicht mehr an der Ehre genügen lassen wollen, daß sie die Größe dieser Auszeichnung alljährlich auch in klingender Münze ausgedrückt sehen möchten.

Nun hat ja freilich, was die Herren wünschen, einen Vorgang, wenn auch in sehr beschränktem Maße, in der Stiftung, die Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1841 für Inhaber des eisernen Kreuzes errichtete, und aus der von den Inhabern des Kreuzes erster Klasse zwölf „Senioren" vom Offiziers- und vom Soldatenstande jährlich je 150 Thaler, von denen zweiter Klasse 36 Senioren je 50 Thaler Ehrensold erhielten. Bis dahin hatten die Inhaber des Kreuzes erster Klasse und einzelne außerdem noch durch das Militärzeichen ausgezeichnete Inhaber der zweiten Klasse monatlich einen Thaler erhalten. Erst 1863 haben die nach fünfzig Jahren noch lebenden Inhaber allgemein den Ehrensold bekommen. Ob aber die jetzigen Gesuchsteller mit einer so kleinen Auswahl oder der Vertröstung auf so ferne Zeit zufrieden sein würden? Und ob jene Stiftung auf das Drängen der Inhaber errichtet wurde, oder aus königlicher Entschließung? Die Vertreter der Vereine berufen sich darauf, daß nach der Stiftungsurkunde vom 19. Juli 1870 das alte Kreuz in seiner ganzen Bedeutung habe wieder aufleben sollen, und daß die Regelung eines Ehrensoldes vorbehalten worden sei. Darauf brauchte man aber wohl keine größere Hoffnung zu gründen, als daß der Ehrensold ebenso eingeschränkt und spät eintreten sollte, wie das erstemal. Wir hoffen ernstlich, daß man es diesmal für lange Zeit bei der Ehre bewenden lassen wird, um so mehr, als die Frage, was mit den überschüssigen Geldern des Invalidenfonds werden soll, schon die Wünsche weiterer Kreise der Kampfgenossen von 1870/71 nach einer Unterstützung aus diesem Fonds wachgerufen hat. Wurde doch erst kürzlich in den Zeitungen über eine dahin gehende Bewegung in den Kriegervereinen berichtet. So unausführbar solche Wünsche zur Zeit sind, wo noch Hunderttausende von Mitkämpfern der letzten deutschen Kriege am Leben sind, so haben doch diese Wünsche, die der Gesamtheit der Kämpfer zu gute kommen sollen, immer noch etwas mehr innere Berechtigung, als die der Inhaber des eisernen Kreuzes. Denn die Gesamt-

heit der Kampfgenossen kann wohl den Nachweis führen, daß ihnen die Beteiligung am Feldzug auch Opfer und Verluste an Geld und Gut auferlegt hat. Es ist aber doch wohl zu hoffen, daß der großen Mehrheit von ihnen das Bewußtsein, mitgethan zu haben, so viel wert ist, daß sie den Gedanken an eine Geldentschädigung weit von sich abweisen wird. Dagegen verdient der Gedanke wohl eine Erwägung, aus den Überschüssen des Invalidenfonds solche Kampfgenossen, die unverschuldet in Not geraten sind, kräftig zu unterstützen. Wenn im übrigen der Invalidenfonds zu hoch ausgestattet ist, so muß durch ein Gesetz der Weg gefunden werden, den Überfluß an solche Zweige der Reichsverwaltung abzuleiten, wo Bedarf ist, und an solchen fehlt es ja nicht.

Es darf schließlich wohl noch die Hoffnung ausgesprochen werden, daß nicht alle 7000, die in den 41 Vereinen vertreten sein sollen, in diesem Anspruch einig sind. Wenigstens ist unsers Wissens im vorigen Jahre auf dem „Kongreß“ in Dresden noch bemerkenswerter Widerstand laut geworden. Aber wenn jetzt auch alle darin einig sein sollten, so darf das die, die eine reinere und uneigennützigere Auffassung von dieser Auszeichnung zu haben glauben, nicht abhalten, ihr unzweideutig Ausdruck zu geben.

Zur Frauenfrage

Von einer Frau

(Schluß)

Wenn die Art des Unterrichts, die mir für die weibliche Erziehung fruchtbar und notwendig erscheint, den Blick in die Zukunft richten muß, nämlich auf das künftige Leben der zu erziehenden nicht nur, sondern des Volkes, dem sie angehören, und der Menschheit, so muß sie doch zu diesem Zweck ihn vorher in die Vergangenheit versenkt haben. Und damit komme ich zu den praktischen Plänen, wenn die bisherigen etwas zu theoretisch in der Luft zu schweben schienen. Ich meine, der größte Einfluß auf Leben und Charakterbildung eines Menschen wird doch durch die Erfahrung geübt. Wer aber selber noch keine Erfahrungen hat machen können, wird der nicht am besten durch die Erfahrungen andrer belehrt werden? Der Hauptquell aller sittlichen Belehrung und Erziehung scheint mir das richtige Verständnis der Geschichte zu sein.*) Deshalb möchte

*) Um mich vor Mißverständnissen zu schützen, bemerke ich ausdrücklich, daß ich der Geschichte diese hohe Stelle nur relativ einräume, d. h. im Vergleich zu allen übrigen Fächern;

ich diesem Fach (wenn ich den hier so unpassenden Ausdruck noch einmal gebrauchen darf) den ersten Platz eingeräumt sehen. Aber nicht so, wie es bis jetzt betrieben wird. Nicht ein paar Stunden „Weltgeschichte," ein paar Stunden Litteratur- und, wenns hoch kommt, eine Stunde Kunst- und Kulturgeschichte, vielleicht in der Geographie auch noch ein bischen Erdentstehungsgeschichte und Weltennebel, und das alles bei verschiednen Lehrern, in dem einen „Fach" dieses Land und diese Zeit, in dem andern jenes, alles bunt durch einander. Wo soll da die Ahnung eines Ganzen herkommen? Nein, es müßte ein universalgeschichtlicher Unterricht erteilt werden (man verzeihe den vielleicht unrichtigen Ausdruck!), der, mit großer Behutsamkeit von unsern Mutmaßungen über die eigentliche Welt- und Erdgeschichte ausgehend, niemals aus den Augen verlöre, die Geschichte der Menschheit zu behandeln. Also nicht bloß die Geschichte dieses Landes und jenes Helden, dieses Krieges und jener Revolution, sondern ein Geschichtsunterricht, der unsre Mädchen lehrt, woran es ihnen so sehr fehlt: daß sie „Menschen menschlich sehn." Dazu gehört nicht nur das Kennenlernen menschlicher Charaktere, das uns die Poesie noch besser vermitteln kann als die Geschichte, sondern auch das Kennen- und Verstehenlernen aller großen Stimmungen und Bewegungen, die die Völker aller Zeiten und Länder erschüttert haben; und nicht nur in Vereinzelung, sondern wie sie sich aus einander entwickelt und auf einander gewirkt haben. Kann da die Staatengeschichte verständlich und eindringlich werden ohne Litteraturgeschichte, ohne Kunst- und Kulturgeschichte? muß sie nicht auch zur Erklärung der zusammenstimmenden oder trennenden Verhältnisse, Anlagen und Eigenschaften verschiedner Völker in stetem Zusammenhange mit der Geographie bleiben? und wird sie nicht fortwährend bei der Litteratur der wichtigsten Kulturvölker Gelegenheit haben, deren Sprachen zu berühren? Ich meine natürlich nicht eine Verschmelzung des Sprachunterrichts mit dem Geschichtsunterricht, sondern es ist mir nur darum zu thun, auf die Berührungspunkte aller Gebiete unter einander hinzuweisen. Wenn so die einzelnen Ereignisse, die einzelnen Fürsten, Helden, Reformatoren, Entdecker, Gelehrten, Dichter, Künstler und hervorragenden Frauen jeder Zeit zu dem Bilde *eines* großen Lebens und Geschehens vereinigt würden, wenn in ihren Einzelschicksalen wie in dem Bande, das ihrer aller Leben und Leiden, Dichten und Trachten umschließt, auf das Zufällige, Zeitliche und Nationale einerseits, auf das Menschliche andrerseits aufmerksam gemacht, wenn der große Zug, der alles wahrhaft wertvolle Menschenleben aus dem Geschehen und Vergehen zum Sein heraus-

---

im Grunde gebührt diese Stelle der Religion. Daß ich diese in meinen Erörterungen ganz beiseite gelassen habe, ist absichtlich geschehen, und zwar nach dem Schillerschen Worte: aus Religion, weil ich sie für etwas viel zu hohes halte, das außer Konkurrenz mit allen Fächern steht, weil sie mir weniger etwas zum Lernen als zum Erleben ist.

hebt und verklärt, den jungen Seelen eingeprägt und ausgedeutet würde — wäre das nicht ein Gewinn? Würden nicht einem solchen Unterricht die Herzen der Mädchen in Begeisterung zufliegen? würde nicht schon früh in ihnen ein Morgenrot aufdämmern von Verständnis für das Leben, ein Morgenrot, das sich später bei eignen Erfahrungen zum hellen Tageslichte verklären würde? Es ist mir rührend und mitleidswürdig, daß bei dem Unterricht, der ihnen jetzt erteilt wird, so viele gerade für Geschichte und Litteratur begeistert sind, die ihnen doch so jämmerlich zerstückt und zerhackt vorgesetzt werden. Wie freuen sie sich, wenn einmal eine weibliche Gestalt erscheint, wenn ihnen einmal die Ahnung auftaucht, daß es auch zu jener Zeit Menschen gegeben hat, die nicht nur von Politik und Krieg lebten! Krieg und Politik müssen ihnen doch eigentlich als das einzige Geschehen und auch als das einzige Erlebenswerte vergangner Zeiten erscheinen. Wie merkwürdig, daß, wenn ein paar hundert Jahre die Völker an nichts andres gedacht, sich mit nichts anderm beschäftigt haben, plötzlich im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert die Leute auf den Einfall kommen, ihre Kirche und ihren Glauben zu reformiren! Eine Zeit lang thun sie nichts andres, als daß sie von Konzilien, von religiösen Forderungen und Verträgen leben; bis dann wieder Kriege kommen und die Religion für ein paar hundert Jahre abermals verschwindet. Ebenso fällt es plötzlich im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert den Leuten ein, Entdeckungen zu machen, deren Geschichte nun ausführlich erzählt wird; sobald aber wieder europäische Kriege und politische Umwälzungen kommen, versinken die eben entdeckten Länder wieder in ihr Dunkel. Was zu allen Zeiten und bei allen Völkern die Menschen bewegt hat, davon ist nicht die Rede; wir lernen Fürsten, Staatsmänner, Feldherren und Armeen militärisch oder politisch sehen, aber wir lernen nicht „Menschen menschlich sehn.“ Die großen Jahrhunderte der Völkerwanderung z. B., der Zerfall der antiken Welt, die wunderbare Verbindung ihrer halb zertrümmerten, halb entarteten Bestandteile mit den neu einströmenden Kräften der jungen Völker — diese ganze merkwürdige, für das Verständnis des Mittelalters und unsers gesamten Kulturlebens so wichtige Zeit wird mit einer Trockenheit behandelt, als ob es das Selbstverständlichste von der Welt wäre, daß drei Jahrhunderte lang die europäischen Völker in einer völligen Umwälzung begriffen sind und sich dann wieder zur Ruhe setzen. Die Ereignisse und die Zahlen werden eingepaukt, aber von Verständnis der Zeit und ihrer Folgen ist keine Rede; „du hast die Teile in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band.“ Ebenso werden gewissenhaft die politischen Ereignisse der französischen Revolution gelehrt und gelernt, aber die Zeit, aus der die ganze Bewegung hervorging, die Zeit der Encyklopädisten und Rousseaus, die Stimmung und der Zustand der verschiednen zertretnen, verdorbnen, aufgeklärten oder leichtsinnig gedankenlosen Kreise des Volks und der Gesellschaft, das alles wird kaum berührt im Verhältnis zu den folgenden

politischen Einzelheiten.*) Ist in diesem Unsinn Methode? Ich habe sie bis jetzt nicht finden können. Als mir — ich war schon über zwanzig Jahre alt — zum erstenmale Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" in die Hände fielen, da ging mir eine ganze neue Welt auf, ich verschlang dieses Werk mit einem Entzücken, das sich mit nichts vergleichen läßt. Ebenso ist es mir wieder mit Lotzes „Mikrokosmos" gegangen (ich denke besonders an den dritten Band). Diese beiden Bücher, so verschieden sie auch nach Anlage und Absicht sind, zeichnen die Bahn vor, auf der ich — natürlich mit viel kleinern, bescheidnern Schritten — den geschichtlichen Unterricht gegeben sehen möchte. Daß in gewissem Maße Thatsachen- und Zahlenkenntnis des politischen Lebens unumgänglich notwendig ist, versteht sich von selbst; aber man soll nicht als Menschen behandeln, was nur Skelett ist. Diese Kenntnis soll nur dazu dienen, mit der Fülle eines warmen Lebens umkleidet zu werden, das in dem Geistes- und Kulturleben der Menschheit zu Tage tritt, und dann soll aus diesem ganzen Organismus die Seele eines einigen, unvergänglichen Lebens atmen, der Geist einer sittlichen Weltordnung, die in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft weht und jedes unscheinbare kleine Menschenleben zur Einheit eines großen ewigen Ganzen verbindet.

Ich habe nicht die Absicht, mit derselben Ausführlichkeit auf die übrigen Unterrichtszweige einzugehen. Ich halte (neben der Einführung in die Litteratur, namentlich in die Poesie) den Geschichtsunterricht für das wichtigste Bildungsmittel in der weiblichen Erziehung; schon deshalb, weil er die Gelegenheit bietet, die Mädchen ohne irgend welche anthropologische, philosophische oder nationalökonomische Auseinandersetzungen, lediglich an der Hand des wirklichen Lebens, auf Naturanlage und Beruf, Stellung und Pflichten der Frau hinzuweisen. Wer den Verstand und den guten Willen dazu hätte, wie herrlich könnte der diesen Unterricht benutzen, einfach und ungesucht in den Mädchenseelen einen festen Grund zu legen, ein Bollwerk gegen alle eiteln und koketten wie gegen alle emanzipirten und revolutionären Luftschlösser und Zukunftsträume! Ja, wer den guten Willen dazu hätte! Der würde auch leicht den Unterricht in den andern Fächern zu reformiren und der weiblichen Erziehung angemessen zu gestalten wissen, z. B. den geographischen und den Sprachunterricht, und seinen Anschluß an den geschichtlichen bewerkstelligen. Der mathe-

*) Ich kann es mir nicht versagen, bei dieser Gelegenheit ein Beispiel von Geschichtsunterricht anzuführen, wie er an einem königlich preußischen Lehrerinnenseminar, noch dazu an einem sehr angesehenen in einer Provinzialhauptstadt, erteilt wird. Dort diktirt man den jungen Mädchen, „als Vorbereitung auf die nächste Stunde, in der wir an die französische Revolution kommen werden," wörtlich folgendes: „14. Juli 1789, Bastille, rote Mützen. 5. September, Versailles, Frauen schreien nach Brot" u. s. w., ohne erklärenden Vortrag, gleichsam als Dechiffriraufgabe; in der nächsten Stunde folgt dann die Erzählung und das Diktat neuer Rätsel, und so geht es von Stunde zu Stunde weiter.

matischen Geographie sollte man, meine ich, mehr Sorgfalt widmen, um das Gefühl der Ehrfurcht vor der Größe des Weltalls und dadurch das andre der Geringachtung der eignen kleinlichen Interessen zu wecken. Aber allen diesen Fächern kommt doch nur eine untergeordnete Bedeutung zu im Verhältnis zur Geschichte; ebenso dem Rechnen, das ich übrigens in formaler Hinsicht, zur Ausbildung des weiblichen Denkens (namentlich des Schließens, womit es bei den meisten Frauen herzlich schlecht bestellt ist), für wichtig halte. Auch der Unterricht in Physik und Chemie könnte, durch die beständige Hinweisung auf das Kausalgesetz, nach dieser Seite hin wirken; und bei allen den letztgenannten Gebieten sollte man immer die Verwertung der hier erworbnen materialen Kenntnisse und Fähigkeiten für den spätern Beruf der Hausfrau im Auge haben, vor allem nichts in den Unterricht aufnehmen, was nicht wirklichen Wert für das Leben und Denken des weiblichen Geschlechts überhaupt hat, nichts, was dem albernen Wissenshochmut Vorschub leistet, der so viele unsrer oberflächlichen jungen Mädchen auszeichnet, und bei dem ich immer an das Wort des Apostels denken muß: „Die Liebe bessert, aber das Wissen blähet auf“ (2. Kor. 12). Wie viel gebildeter und liebenswürdiger ist ein Mädchen, das zum richtigen Verständnis des Lebens, zu Gewissenhaftigkeit, Treue und Hingebung und zu ehrlicher Begeisterung für alles Gute und Schöne, wahrhaft Menschliche erzogen ist, als eine unsrer modernen selbstbewußten Selektanerinnen, die die römischen Kaiser mit ihren Jahreszahlen an den Fingern herzählen und uns mit großer Unfehlbarkeit Rechenschaft über den Lauf des Mississippi geben können, die mit Goethe und Shakespeare so ungenirt wie mit ihresgleichen umspringen, und denen die Konstruktion der Luftpumpe eine Kleinigkeit ist, die aber dem Leben mit seinen Aufgaben so kalt und leer, so kindisch gegenüberstehen, daß es zum Entsetzen ist.

Es kommt mir fast wunderlich vor, daß ich als Frau mich den Männern gegenüber auf das berufen muß, was doch gerade ihre Forderung ist: daß die Frau nicht gelehrt, sondern brauchbar sein solle. Aber wo es sich um einen Angriff gegen Bestehendes handelt, habe ich gewiß die Entrüstung oder das verächtliche Achselzucken aller, die mit dem Mädchenschulwesen zu thun haben, zu erwarten, wenn ich als Forderung zum Besten der weiblichen Erziehung ausspreche, daß die weibliche Belehrung vereinfacht und eingeschränkt werden müßte. Was ich mit dem ersten meine, glaube ich an dem Beispiel des Geschichtsunterrichts gezeigt zu haben; was das zweite anlangt, so ist allerdings meine Meinung, daß unsre Mädchen besser erzogen und gebildet werden würden durch ihren Unterricht, wenn er schlichter, anspruchsloser, gründlicher wäre. Jetzt blicken sie, auch die Unwissendsten, mit Stolz auf ihre „gründliche Schulbildung,“ auf ihren dichtbesetzten Stundenplan, dieses Ragout von viel zu vielen Unterrichtsstunden, auf ihr jährliches Schulprogramm, worin es ihnen ja schwarz auf weiß bescheinigt wird, welchen Reichtum an Wissen sie sich auf

den verschiedensten Gebieten erworben haben. Und je zusammenhangloser dies Wissen ist, um so mehr klammern sie sich an einzelne Wörter, Namen und Begriffe, die sie behalten haben, namentlich an die aus etwas entlegnen Gebieten. Wenn dann im Leben von irgend etwas Geschichtlichem, Geographischem oder Physikalischem die Rede ist, sagt man sich mit Genugthuung, daß man das alles ja „gehabt" habe, giebt irgend ein Schlagwort oder einen Namen aus, den man behalten hat, und sieht nun mit dem Gefühl unendlicher Überlegenheit auf andre herab, die diesen Namen oder diese Einzelheit vielleicht nicht kennen, sondern nur einen ganz gewöhnlichen Überblick über das ganze Gebiet haben. Der Fehler ist: es wird zu viel und zu vielerlei verlangt, und die natürliche, notwendige Folge ist Ungründlichkeit und Unwahrhaftigkeit. Es soll ja den Mädchenschullehrern gern zugegeben werden, daß sie sich redlich bemühen, alles das, was im Schulprogramm prangt, ihren Schülerinnen auch wirklich „beizubringen," und daß es ihnen auch bei einzelnen so ziemlich gelingen mag, wenigstens für den Augenblick; aber im ganzen kann man doch nicht sagen, daß alles, was gelehrt wird, auch gelernt und — behalten werde. Der Schade für den Verstand ist aber noch lange nicht so schlimm wie der daraus folgende für das Gemüt und den Charakter. Denn durch diesen Unterricht wird gerade das Gegenteil von dem erreicht, was die Schule als Ergänzung zum Hause, als Erziehungs- und Bildungsmittel leisten sollte: die Mädchen werden — natürlich wider Willen und Wissen der Erzieher — unfehlbar zur Oberflächlichkeit und Unwahrheit, zur Eitelkeit, Prahlerei und Überhebung erzogen. Dieser Einfluß einer teils übertriebnen, teils mangelhaften Verstandesbildung auf den Charakter ist furchtbar; gerade das einzige Mittel, das wir in den Händen hätten, um einerseits ungünstigen häuslichen Einflüssen, andrerseits dem drohenden Ansturm des gesellschaftlichen Lebens zu begegnen, das einzige Mittel, ein Gegengewicht gegen die zu Anfang geschilderten verderblichen Folgen der Geselligkeit herzustellen, dieses Mittel wird dazu gebraucht, den Feinden einen Bundesgenossen in der Seele des Mädchens zu erziehen. Deshalb müssen wir im Interesse der sittlichen Bildung der Frauen fordern, daß der Schulunterricht eingeschränkt werde, damit das, was gelernt wird, gründlich gelernt, gründlich aufgefaßt und angeeignet, damit jedes leere Kramen in Worten, jedes eitle Spielen mit ernsten Dingen vermieden werde.

Nun ist aber gar nicht meine Meinung, daß die Mädchen nicht mehr als das mit vierzehn, fünfzehn Jahren erreichte lernen sollten. Im Gegenteil, wenn ich vorhin in einer gründlichen Charakterbildung das Gegengewicht gegen die Gefahren der Gesellschaft gesehen habe, habe ich doch auch daran erinnert, daß ein andrer Gedankeninhalt als der nur durch Häuslichkeit und Geselligkeit mitgeteilte dazu erforderlich ist und ebenso ein gewisses Fernbleiben von dem eigentlichen Gesellschaftsleben. Die Charakterbildung und meistenteils auch in genügendem Umfange die Anregung geistiger Interessen kann dem verein-

fachten Schulunterricht sehr wohl gelingen. Es ist nur zu fürchten, wenn auf dieser Grundlage nicht weitergebaut wird, wenn gerade vom vierzehnten, fünfzehnten Jahre an, in der Zeit der lebhaftesten Empfänglichkeit, ganz andre Interessen, Anregungen und Beschäftigungen in den Vordergrund treten, daß der angefangne Bau zerbröckelt und zerfällt. Außerdem ist gewöhnlich in dieser Zeit das Interesse und Verständnis für geistige Dinge erst recht wach geworden, in dieser Zeit, wo es meistens zu spät ist. Muß es denn aber zu spät sein? Ist es nicht besser, in der Zeit des geringern Verständnisses (etwa bis zum vierzehnten Jahre) nur weniger, dem kindlichen Verstande angemessenes zu lehren, und dann, wenn sich Körper und Geist frei und kräftig entwickelt haben, für umfassendere Kenntnisse zu sorgen?

Deshalb ist mir der Gedanke gekommen an die Einrichtung fakultativer Kurse im Anschluß an die obligatorische Schulzeit; und als ich diesen Gedanken lange im stillen mit mir herumgetragen und schließlich schriftlich gestaltet hatte, gerade da erschienen die Veröffentlichungen über die Reform des Mädchenschulwesens, und ich sah zu meiner Beruhigung, daß mein Gedanke doch nicht so ganz unvernünftig und unausführbar gewesen sein mußte, da er auch hier wiederkehrte. Nun ist es nicht meine Sache, die Verfügungen und Vorschläge des Ministeriums meiner unbedeutenden Kritik zu unterziehen; ich möchte nur auf einiges hinweisen, das in diesen Verfügungen nicht erwähnt ist, und das mir doch besonders wichtig erscheint. Zunächst ist dabei die Gefahr zu bekämpfen, daß diese Kurse etwa von den Mädchen als höhere „wissenschaftliche" Ausbildung angesehen werden (die ihnen nur zu leicht zu Kopfe steigt); deshalb sollten sie nicht neue Gebiete umfassen, sondern ganz in der Weise des möglichst einfachen und praktischen Unterrichts, wie ich ihn für die Schule wünschte, nur eine Vertiefung und Erweiterung des bisher gelernten geben, entsprechend der in dieser Zeit rasch fortschreitenden geistigen Entwicklung der Mädchen. Deshalb scheint es mir auch nicht ratsam, die Teilnahme an einzelnen Lektionen des Unterrichts ganz der Willkür der jungen Mädchen zu überlassen. Andrerseits liegt wieder die Gefahr nahe, daß sie mit dem Lernen nur spielen und sich in einer Art studentischer Freiheit und Vornehmheit gefallen, ferner, daß der Zusammenhang der Dinge zerrissen wird. Darum sollte wenigstens die Teilnahme an gewissen Lektionen gefordert werden, und es sollten bestimmte Zusammenstellungen von Fächern festgesetzt sein, unter denen die Mädchen wählen könnten. Aber in dieser wie in allen andern Spezialfragen*) würde ich es für Anmaßung halten, wenn ich außer meinen Ansichten über das all-

*) Hierzu gehört z. B. die Frage nach der Dauer dieser Kurse, ihrem Anschluß an die Schulzeit oder der Möglichkeit, zwischen der Schulzeit und dem Eintritt in die Kurse eine Pause von einem Jahre zu gestatten, die von verständigen Eltern zur Vorbereitung der Töchter auf die Konfirmation, zur Erholung und Kräftigung ihrer Gesundheit, zur Beschäftigung im Haushalt u. dergl. verwendet werden könnte und doch zu kurz wäre, zur Einführung in die

gemein Notwendige auch solche über das im einzelnen Zweckmäßige vorbringen wollte. Auch kann ich mir ja jetzt erlassen, den Wert und Nutzen dieses fortschreitenden Unterrichts zu verteidigen, namentlich den Vorteil, der Schule das übertragen zu sehen, was jetzt in kostspieligen und oft sehr wenig erzieherisch wirkenden Pensionaten oder in dilettantischen Privatstunden und „Cercles" aufgesucht wird. Nur eins möchte ich noch bemerken. Es giebt freilich auch jetzt, bei den Mängeln der herrschenden Ausbildung, manche Mädchen, die ein höheres geistiges Streben haben, die mit ihren Ansichten und Neigungen gegen den breiten, flachen Strom der Gesellschaft schwimmen; aber kann man sich wundern, bei dem ihnen aufgedrängten Gegensatz zu ihrer Umgebung, bei der abgerissenen Bildung, die ihnen zu teil wird, bei der Mühe, die ihnen ihre autodidaktische Weiterbildung kostet, dann häufig jene Schroffheit oder jenes Selbstbewußtsein zu finden, das sie als „Blaustrümpfe" in der Gesellschaft verrufen macht, oder jene unglückselige Neigung, ins Lager der Emanzipirten hinüberzuschwenken? Wie würden dagegen solche verkümmerte oder doch nur teilweise entwickelte Seelen zu freudigem Streben und nützlicher Thätigkeit aufblühen, wenn sie sich unter dem Lichte einer gleichmäßig fortdauernden erziehenden Ausbildung entfalten könnten! Wie könnte man in ihnen dem häuslichen und geselligen Leben wertvolle Elemente erziehen, die ihm jetzt entfremdet werden! Denn das Bedenken, das vielleicht von mancher Seite ausgesprochen werden wird, daß die Mädchen durch allzu gründliche Ausbildung unpraktisch und unbrauchbar für das Leben und ihren weiblichen Beruf werden möchten, ist ganz unbegründet: unbrauchbarer fürs Leben, als die Mädchen durch die heutigen Schul- und Gesellschaftszustände werden, können sie doch kaum werden! Was fehlt denn den meisten jungen Frauen, die mit ihrem Kramladen von Schulkenntnissen im Kopfe, mit einer halb weggetanzten und wegamüsirten körperlichen und seelischen Gesundheit in die Ehe kommen, vor allen Dingen bei den Anforderungen, die nun an sie herantreten? Pflichtbewußtsein, Selbstlosigkeit und Gewissenhaftigkeit. Und sind es nicht gerade diese Dinge, die der Unterricht, so wie er sein und werden könnte, wecken und pflegen soll? Ist nicht Gründlichkeit beim Lernen anstatt eines Hindernisses vielmehr eine Bürgschaft einer ernsten ehrlichen Auffassung des Lebens? Kann es Selbstlosigkeit und Gewissenhaftigkeit im Leben gegenüber den wechselnden Erscheinungen und den anscheinend unbedeutenden Kleinigkeiten des häuslichen Lebens geben, wenn nicht durch die Erziehung die Selbstlosigkeit und Gewissenhaftigkeit eingeprägt ist, die wir am besten bei den unveränderlichen, an sich seienden Dingen lernen, mit denen wir im wissenschaftlichen Leben zu thun haben?

Gesellschaft zu dienen; ferner der Gedanke, ein ärztliches Attest zum Eintritt in die Kurse zu fordern, vielleicht auch eine Aufnahmeprüfung oder ein Abgangszeugnis von der Schule, um körperlich oder geistig Schwächere davon zurückzuhalten.

Und ein solcher Unterricht sollte unbrauchbar fürs Leben, unpraktisch machen? Doch nur, wenn er unpraktisch erteilt würde. Dafür zu sorgen, daß das nicht geschähe, daß er verständig und einheitlich, praktisch und taktvoll erteilt würde, das wäre die Sache aller, die es angeht, aller, die sich damit zu befassen haben. Woher man brauchbare Lehrer für solchen Unterricht bekommen, wie man sie vorbilden, gerade für den Mädchenunterricht vorbilden müßte (der doch eigentlich noch eine andre Vorbereitung erfordert, als bloß irgend ein philologisches Studium!), das alles ist nicht meine Sache. Ich habe es hier nicht sowohl mit den Einzelheiten des Weges zu thun, als mit der Richtung und dem Ziel; aber ich hoffe bestimmt, daß dieser Weg zu diesem Ziele führen wird. Ich glaube bestimmt, daß die meisten Mädchen, die in einer solchen Unterrichtserziehung, wie ich sie mir denke, etwas älter geworden sind, dann nicht mehr ganz widerstandslos gegen ungünstige Einflüsse von außen sein werden. Ich glaube, wenn man ihnen nicht nur in der Kindheit, sondern gerade bei erwachendem Verstande und reifendem sittlichen Urteil ihre Pflichten fürs Leben verständlich gemacht und ans Herz gelegt hat, wenn man sie die Zeit des Unterrichts als eine Zeit der Vorbereitung für die Thätigkeit hat empfinden lassen, als Schule der Gewissenhaftigkeit und Treue für den künftigen häuslichen Beruf und als Pflanzstätte warmer und lebendiger Interessen, die das Innere ausfüllen und schützen können gegen Zerstreuung und Verflachung, dann wird bei den meisten Mädchen am Ende dieser Zeit der Wunsch wach geworden sein, das, was sie gelernt haben, nun auch zu bethätigen; und während sie jetzt nur widerwillig und gelangweilt zugreifen, wenn ihnen einmal die Mutter eine häusliche Arbeit zuteilt, werden sie dann den Wert jeder gewissenhaft gethanen Arbeit zu schätzen wissen und selber dazu zu greifen suchen. Und ebenso der Gesellschaft gegenüber: das Mädchen, das bis zum achtzehnten, neunzehnten Jahre der Gesellschaft fern geblieben ist oder wenigstens nicht so, wie man sagt, „mitgemacht“ hat, wird zunächst schon mit mehr Ruhe und Nachdenken, mit mehr Beobachtung und reiferem Urteil an sie herantreten, vor allem, wenn sie in der gehofften Weise dagegen ausgerüstet ist. Ein solches Mädchen wird sich auch in dem oberflächlichen, unerfreulichen Gesellschaftstreiben, das ich im Auge habe, wenig wohl fühlen, es wird, anstatt unermüdlich von einem „Vergnügen“ zum andern zu hetzen, sich mehr zurückziehen und sich an einen ihm zusagenden kleinen Kreis anzuschließen suchen. Und am Ende, wenn alle Mädchen so erzogen und ausgebildet würden, und auch nur die Hälfte von ihnen träte dann wirklich in die Gesellschaft ein, würde dann nicht allmählich die ganze Gesellschaft ein etwas andres Gesicht bekommen? Würde dann nicht wieder eine heitere, harmlose und verständige „Plauderei“ unter den jungen Männern und jungen Mädchen möglich werden, statt des unsäglich albernen, widerwärtigen „Konversations“-geschwätzes, das jetzt unter ihnen herrscht (wenn überhaupt noch gesprochen

wird, denn eigentlich wissen ja die jungen Leute heutzutage in Gesellschaft nichts mehr mit einander anzufangen als zu tanzen, und die ältern nichts als — zu essen!). Dann könnte es wieder zu einem gegenseitigen Kennenlernen der beiden Geschlechter kommen, und wenn die jungen Mädchen dabei etwas Gutes, Gescheites und Ehrliches kennen zu lernen gäben, dann wäre ja den Männern schon ein Vorwand zum Cölibat genommen. Und wenn durch solch einen allmählichen Umschwung die Gesellschaft ein andres Gesicht bekäme, würde dann nicht dieses Gesicht ein einfacheres, natürlicheres, weniger geschminktes und geputztes sein? Mit andern Worten: hätten nicht die Frauen, wenn sie erst in der Mehrzahl und nicht in Ausnahmen regenerirt wären, die Macht in Händen, die Geselligkeit zu regeneriren, sie auf einen einfachern und bescheidnern Fuß zurückzuführen? Wenn das aber gelungen wäre, dann wäre ja schon wieder ein Grund für die Berechtigung des Cölibats gefallen, die Unmöglichkeit, durch Gründung eines eignen Hausstandes die Last der „geselligen Verpflichtungen" zu übernehmen. Zweifelhaft könnte es ja endlich scheinen, ob die Mädchen in redlichem Wollen und guten Grundsätzen allein schon die erforderliche praktische Tüchtigkeit als Hausfrau besäßen. Aber angenommen, ein aufrichtig und gewissenhaft erzognes Mädchen hätte sich bisher mehr mit den Büchern als mit der Küche beschäftigt, wird sie nicht von dem Tage an, wo sie Braut wird, von ihrem Gewissen getrieben werden, sich nun vor allem den Arbeiten zu widmen, die für ihren künftigen Hausfrauenberuf wichtig sind? und zwar gründlich, wie sie durch ihren Unterricht an alle Beschäftigung gewöhnt worden ist, nicht in der tändelnden Art, in der die heutigen jungen Frauen mit ihrem Haushalte kokettiren. Ich meine, man würde auch hier das Sprüchlein anwenden können: Hat man sich mit einem recht Mühe gegeben, so bleibt es ein Segen fürs ganze Leben."

Mit dieser harmlosen Volksweisheit will ich schließen und nur noch einmal alle Männer, denen diese Zeilen zu Gesichte kommen werden, herzlich gebeten haben, zu einem Wort über die Frauenfrage „von einer Frau" nicht verächtlich die Achseln zu zucken, sondern zu bedenken, daß unser redlichstes Wünschen und Wollen keinen Erfolg haben kann, wenn sich nicht die Männer der Sache annehmen, uns und unsre Leiden einmal anhören und darüber nachdenken, wie ihnen abzuhelfen wäre. Und endlich möchte ich noch daran erinnern, daß, wenn ich auch die Meinung, daß die Frau nur von ihrem Manne erzogen zu werden brauche, bestritten habe, in gewissem Sinne die Frau doch so wird, wie sie der Mann haben will; d. h. für eine ganze Zeit und ihre Gesellschaft, daß die Frau oberflächlich, leichtfertig und genußsüchtig wird, wenn die Interessen und Neigungen des Mannes solche Bahnen gehen. Nicht die Frau ist es, sondern der Mann, durch den die décadence eines Zeitalters beginnt; aber freilich, wenn der Mann diese Bahn eingeschlagen hat, so geht es mit der Frau noch viel schneller abwärts, der Verfall wird durch sie un-

glaublich rasch verallgemeinert und vergrößert. Wenn aber der Mann so ist, daß die Frau vor ihm Achtung haben, daß sie zu ihm aufsehen kann mit dem Gefühl: auf der Seite ist die Aufrichtigkeit und die Ehrlichkeit, die strenge Pflichttreue und Selbstlosigkeit, der Schutz und die Hilfe für die Schwachen, die Arbeit und das Streben für die höchsten Güter des Lebens, kurz, wenn sie durch ihn an „Freiheit, Männerwürde, an Treu und Heiligkeit" glauben lernen kann, dann wird sie sich auch selber die Ziele nicht hoch genug stecken können, um einem solchen Manne zu genügen.

Gabriele von Bülow

Von Adolf Stern

Wenn im letzten klaren Abendlicht die Berge erglühen, dann werden regelmäßig auch einige Spitzen deutlich sichtbar, die man bis dahin gar nicht gesehen oder doch nicht beachtet hatte. Je mehr wir uns dem Ende unsers Jahrhunderts nähern, um so sehnsüchtiger geht der Blick der unbefangnen, von dem Taumelkelch der jüngsten Tage nicht berauschten, nach dem großen Höhenzuge der Kultur und des geistigen Lebens am Ausgang des achtzehnten und am Beginn des neunzehnten Jahrhunderts zurück und freut sich der Erscheinungen, die man aus einer in mehr als einem Sinne reichern, in jedem Sinne glücklichern Zeit kennen lernt. Zu besondrer Genugthuung gereichen uns dabei die Menschengestalten und Menschenleben, die von der Weltanschauung und Bildung jener Tage getränkt, doch der mittlern Höhe des Daseins angehören, die Zeitgenossen und unmittelbaren Nachkommen der großen Denker, Dichter und Künstler, die uns vergegenwärtigen, wie belebend, erhebend und wahren innern Wert fördernd die Gesamtatmosphäre jener Zeit gewirkt hat. Denn darauf kommt es für die Gesamtbeurteilung einer Zeit doch wesentlich an, daß wir die Wirkung der großen Bestrebungen und Leistungen auf die empfangenden, genießenden Naturen zu schätzen vermögen, daß uns Lebensgeschicke vorgeführt werden, die ohne Anspruch an die Nachwelt, in den Pflichten des Tages verlaufen und doch von der Sonne des unvergeßlichen Zeitalters bestrahlt worden sind. Von wirklicher Bedeutung können dabei natürlich nur die Menschen sein, die das Beste der damaligen Bildung in sich aufgenommen hatten. Gefällt sich eine gewisse Art von Goethephilologie darin, des Dichters Jenaische Schreiber und Karlsbader Gastwirte ausfindig zu machen und zu behandeln, so muß es andern

unbenommen bleiben, sich an fesselndern Gestalten zu erfreuen. In die Reihe dieser Gestalten tritt neuerdings auch die Tochter Wilhelms von Humboldt, die Gemahlin des preußischen Gesandten und Staatsministers Heinrich von Bülow, eine Dame der großen Welt, wenn man so sagen darf, aber doch vor allem eine echte, liebenswürdige, herzgewinnende Frauennatur, eine individuelle und dabei glücklicherweise typische Erscheinung aus der Zeit, wo der beste Teil des deutschen Adels den vollen Einklang mit der besten Bildung der Nation suchte. Der seelische Adel dieser Diplomatenfrau und Ministersgattin fällt schwerer ins Gewicht als ihr beneidetes äußeres Geschick, und die Erinnerungen ihres spätern Lebens helfen selbst das Licht in dem Bilde der stillen und vielgeschmähten Zeit zwischen 1815 und 1840 verstärken, von dem wir meist nur die Schatten kennen. Das interessante Buch, das ihren Namen trägt,*) hat, wie es scheint, rasch Verbreitung gewonnen; möchte es auch die Wirkung haben, hie und da das Bewußtsein zu wecken, daß wir bei dem hastigen Lauf nach vorwärts mit einigem überflüssigen auch nicht wenig unentbehrliches Gepäck an innerer Bildung und geläutertem Lebensgefühl abgeworfen haben.

Gabriele von Bülow war als das fünfte Kind und die dritte Tochter Wilhelms von Humboldt und seiner Gattin Karoline von Dacheröden am 28. Mai 1802 in Berlin geboren und genoß von früh an die weit ausgedehnten Wanderjahre, die sich ihr Vater zur Erweiterung seines Weltblicks und seiner großen Kunstanschauungen gönnte. Die spanische Reise, die ihre ältern Geschwister geteilt hatten und der längere Pariser Aufenthalt, während dessen die ihr im Alter zunächst stehende Schwester Adelheid zur Welt gekommen war, lagen hinter den Eltern. Dafür war Wilhelm von Humboldt wenige Monate nach Gabrielens Geburt zum preußischen Ministerresidenten in Rom ernannt worden und brach im September 1802 nach Italien auf. In Rom selbst und der Umgebung der ewigen Stadt wuchs Gabriele auf, denn obwohl es seit 1808 vorläufig keinen Kirchenstaat mehr gab und Humboldts Gesandtschaft geendet hatte, Humboldt selbst zu der wichtigen Mitarbeit an der Neuherstellung des 1806 und 1807 geschlagnen preußischen Staats nach Königsberg gerufen war, blieb doch seine Familie bis 1810 im Palazzo Tomati zurück und verließ Italien erst, als Humboldt Ende des Jahres 1810 zum preußischen Gesandten in Wien ernannt wurde. Das Humboldtsche Haus war jahrelang der Mittelpunkt aller edlern römischen Geselligkeit, hier fanden die deutschen Künstler gastliche Aufnahme, Rat und Hilfe, mit einzelnen, vor allem dem Bildhauer Rauch, knüpfte sich ein freundschaftliches Verhältnis fürs Leben. Zu den mächtigen Eindrücken früher Kunstgenüsse gesellte sich der Einfluß der hochgebildeten

*) Gabriele von Bülow, [eine] Tochter Wilhelm von Humboldts. Ein Lebensbild. Aus den Familienpapieren Wilhelm von Humboldts und seiner Kinder. 1791 bis 1887. Mit drei Bildnissen. Berlin, E. S. Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, 1894.

Mutter. Da Frau von Humboldt „im spätern Leben mit Schaudern ihrer lichtlosen und unterdrückten Jugend gedachte, so war es eine natürliche Folge, daß sie sich bestrebte, ihre Kinder so viel Heiterkeit und Frohsinn genießen zu lassen, wie nur möglich. Und eine sonnige Kindheit haben Adelheid und Gabriele gehabt, nicht nur erhellt von der italienischen Sonne, sondern erwärmt und durchleuchtet von der Sonne mütterlicher Liebe.“ Sie sind niemals einer Erzieherin überantwortet worden, und da mannichfache Ansprüche die Mutter verhinderten, sie unausgesetzt zu beobachten, so konnten sie sich um so eigentümlicher und selbständiger entwickeln. „Der Einfluß der Mutter war doch immer da und umgab sie wie die Luft, die sie atmeten.“ Ein vorübergehender Übelstand war es, daß die Kinder vor ihrer Muttersprache das Italienische sprechen und lieben lernten und erst während der Jahre in Wien, von 1810 bis 1813, wo sie mit dem Vater wieder vereinigt lebten, völlig in deutsches Wesen hineinwuchsen. Die große Zeit von 1812 bis 1814 wirkte erhebend und bildend auf die sich entwickelnden Schwestern, die schönen Kinder, die in Rom die Künstler begeistert hatten, entzückten 1812 Theodor Körner, der während seiner glücklichen beiden Jahre in Wien viel in Humboldts Hause verkehrte. Das Herz zittert jedem freudig, wenn er aus dem großen Entscheidungsjahre 1813 die Zeilen Frau von Humboldts an ihren im preußischen Hauptquartier weilenden Gatten liest: „In den Kindern entwickelt sich unaussprechlich viel Gemüt und die reinste Gesinnung. Ich denke, sie sollen noch eine Zeit erleben, wo man sich ihrer nicht schämen darf.... Ich darf das eine gewiß von mir sagen, daß mein Gemüt ganz frei ist von allem Bedürfnis nach dem eiteln Prunk der Erde. Daß die Knaben für nichts ihr Leben opfern, als für das Rechte, daß die Mädchen einst nur Männern angehören, die ebenso gesinnt sind, das ist das einzige, wonach ich trachte. Denn einmal siegen muß doch das ewig Wahre und Rechte. O daß ich den Beginn dieses Sieges mit meinem Herzensblut erkaufen könnte.“

In der Nachwirkung so idealer Anschauung gestaltete sich in der That das Leben der beiden Schwestern in der nächsten Zeit nach dem Befreiungskriege und dem ersten Pariser Frieden. Adelheid, die ältere, wurde vor der Vollendung des sechzehnten Jahres, im Frühling 1815, als Napoleon noch einmal hundert Tage lang Frankreich regierte, die glückliche Frau des damaligen Majors und Adjutanten des Prinzen Wilhelm von Preußen, des nachmaligen Generals August von Hedemann. Das junge Paar gehörte zu den ersten, die kurz vor dem Beginn eines neuen blutigen Krieges und einer drohenden Trennung vor den Traualtar traten. Einige Monate, nachdem Hedemann glücklich und unverwundet aus dem zum zweitenmal eroberten Paris zu seinem jubelnden Weibe heimgekehrt war, schlug für die bisher eng verbundnen Schwestern die erste Trennungsstunde, Gabriele begleitete die Ihrigen nach Frankfurt am Main, wo eben der deutsche Bundestag eröffnet worden war

und Wilhelm von Humboldt auf kurze Zeit Preußen zu vertreten hatte. Hier in Frankfurt lernte sie den zweiten Legationssekretär ihres Vaters, den jungen Mecklenburger Heinrich von Bülow kennen, der erst seit wenigen Monaten in den freigewählten Diensten Preußens stand, vorher in Heidelberg die Rechte studirt, sich auch als Offizier im Kriege von 1813 und 1814 ausgezeichnet hatte.

„Nie haben zwei Menschen eine verschiednere Kindheit verlebt als Gabriele und Bülow. Während ihr alle Reize des Südens, alle Schönheit des Lebens sowohl äußerlich als innerlich zu teil wurden, erwuchs im kalten Norden, inmitten zurückhaltender, nüchterner Menschen ein Knabe, der nicht anders als in Gedanken über die engen Grenzen seines Vaterlandes blicken durfte. Schärfere Gegensätze als das Elternhaus dieser beiden Menschen möchte man schwerlich finden. Bei Humboldts diese Atmosphäre der Schönheit, des geistigen Genusses, dieser freie Verkehr mit Menschen aller Nationen und aller Stände, diese fortreißende Heiterkeit bei der edelsten Sitte. Im Bülowschen Hause kühle, gemessene Höflichkeit, in der Rang und Titel mehr galten als Persönlichkeit und Talent, das starre Festhalten an teilweise schon inhaltlosen Formen, der Zwang und die persönliche Unfreiheit, die der Dienst bei Hofe brachte (Bülows Vater war Oberhofmarschall des regierenden Herzogs von Mecklenburg-Schwerin), ein Verkehr, der sich auf einige ebenso geartete Bekannte und Landsleute beschränkte." Aber wie sich der junge Mecklenburger über diese engen Schranken erhoben hatte, und gefühlt hatte, daß er seine besten Kräfte nur in einem größern Staatsleben entfalten könnte, so war sein Urteil über Menschen und Dinge frei genug, in Wilhelm von Humboldt die persönliche Größe zu bewundern und zu verehren, so öffnete sich sein Herz dem Zauber der frei und eigentümlich entfalteten Mädchenblume, der innerlich reichen und hochgebildeten Gabriele. Sie stand erst im vierzehnten Lebensjahre, muß aber in der Weise der Mädchen ihres Adoptivvaterlandes frühreif gewesen sein, um dem jungen Legationssekretär eine so unüberwindliche Leidenschaft einzuflößen. Die scharfsichtige Mutter hatte das Aufglühen dieses Feuers längst beobachtet, zur vollen Flamme schlug es empor, als durch die unerwartete Bestimmung Humboldts für die preußische Gesandtschaft in London, statt für die in Paris, sich Bülow durch eine längere Trennung von dem Gegenstande seiner Liebe bedroht sah. Nun eröffnete er sein Herz den Eltern und erfuhr, daß man seiner Werbung nicht entgegen sei, wenn auch zunächst von einer bindenden Verlobung und einer Heirat nicht die Rede sein könne. Unter diesen Umständen wurde es Bülow nicht schwer, das Herz der jugendlichen Gabriele ganz zu gewinnen, und als es zum Abschied aus Frankfurt kam, betrachtete sich diese als Bülows Braut und trat mit dem Geliebten in Briefwechsel. Räumlich wurde diese Trennung unter den damaligen Verhältnissen eine sehr weite, denn Bülow blieb in Frankfurt zurück und ging dann als Legationssekretär und seit November 1818 als Geschäftsträger nach London, während Gabriele mit ihrer Mutter, ihren

ältern Schwestern Karoline und Adelheid und ihrem Schwager Hedemann zu einem Aufenthalt in Italien aufbrach, der sich schließlich über mehrere Jahre ausdehnte, ihre Phantasie und ihren Geist wieder reich nährte, aber freilich ihr innerstes Verlangen nicht stillte. Sie überwand sich, ihrem Verlobten, der ungeduldig ein Wiedersehen ersehnte und seine Abberufung aus London und einen längern Urlaub zu einer Reise nach Rom betrieb, entschieden zum Ausharren zu raten. Sie schrieb ihm (aus Rom am 16. Januar 1819), daß sie den Gedanken nicht ertragen könne, ihm durch seine Liebe zu ihr zu schaden. „Ich bitte, ich beschwöre dich, bedenke, was du thust, betreibe nicht so eifrig deine Abberufung aus dem dunkeln Lande, noch die Erlaubnis zur Reise nach diesem schönen Himmel. Ach! was man doch alles thuen muß! — Ich weiß, daß die Freude, mich wiederzusehen, sowie meine Liebe dich für vieles entschädigen kann, aber eben je tiefer ich dies empfinde, je inniger mich das Glück darüber beseligt, desto heißer ist mein Verlangen, die Zukunft zu bedenken, in der uns ein noch größeres Glück blüht."

Wenn sich Bülow diesen Vorstellungen der Geliebten fügte und in London blieb, so rückte ihm im Sommer 1819 Gabriele durch ihre Rückkehr nach Deutschland wieder näher. Im Dezember 1819 erfolgte Humboldts Sturz, die plötzliche Entlassung aus allen Diensten, auch aus dem Staatsrat, die mit dem Siege der Partei am preußischen Hofe zusammenhing, die nur zu oft Friedrich Wilhelms III. mißtrauisches Autoritätsgefühl für ihre Zwecke auszunutzen verstand. Heinrich von Bülow zeigte bei dieser Gelegenheit, daß nicht eine Ader des servilen Strebertums in ihm war, das in spätern, scheinbar freiern Zeiten nur allzu typisch in seinen Lebenskreisen wurde. „Die Zeit wird immer ernster, die Maßregeln stärker, und die Gefahr größer. Man verlangt Zustimmung oder Schweigen," antwortete er (London, den 18. Januar 1820) seiner Braut auf die Meldung von der Katastrophe. „Ich weiß nicht zu beurteilen, ob des lieben Vaters Schicksal eben jetzt unvorteilhaft auf das meinige einwirken wird. Dies sollte mich schmerzen, insofern ich dadurch länger von der Vereinigung mit dir, meine gute Gabriele, abgehalten würde, sonst aber sollte mich das wenig rühren. Ich gehe meinen Weg, wie ich ihn nach Pflicht und Gewissen wandeln zu müssen glaube, und ich kehre mich weder an Pontius noch Pilatus. — Ich werde die Tochter des Exministers womöglich mit noch größerer Freude zum Hochzeitsaltare führen, als die des begünstigten Ratgebers!"

Im Laufe des Jahres 1820 sah der ungeduldige Bräutigam seine Braut wieder und fand sie schön erblüht, im Herbst desselben Jahres wurde er zum wirklichen Legationsrat und vortragenden Rat im Ministerium des Auswärtigen ernannt. Am 10. Januar 1821 traute sie Schleiermacher, der die Braut früher konfirmirt hatte, und dem jungen glücklichen Paare waren zunächst einige Jahre in Berlin beschieden. Die Sommer verstrichen der jungen Frau

und Mutter (die 1822 und 1823 zwei Töchter, Gabriele und Adelheid, geboren hatte) still auf den Humboldtschen Gütern Tegel, Burg Örner und Ottmachau, die Winter waren durch gesellige Pflichten und das Mitleben in der geistigen Entwicklung der nächsten Umgebung wie der ganzen Zeit mannichfach ausgefüllt und angeregt. Die Anschauungen und großen Gesichtskreise des Vaterhauses blieben für Heinrich und Gabriele maßgebend, das junge Ehepaar stand natürlich in diesen Jahren im regsten und fast täglichen Verkehr mit Wilhelm und Karoline von Humboldt. Im Jahre 1827, gerade als Bülow zum preußischen Gesandten in London ernannt worden war, Gabriele noch einen letzten Winter mit ihren Eltern und ihren Kindern in Berlin verlebte, kam auch Alexander von Humboldt aus Paris nach der preußischen Hauptstadt zurück und hielt die berühmten Vorträge, durch die er den ihm gebührenden Platz an der Spitze aller geistigen Interessen Berlins einnahm. Gabriele war seine eifrige Zuhörerin, „mit jedemmale werden die Vorlesungen schöner, es herrscht eine vollendete Klarheit darin und eine solche Größe der Ansichten, daß sie wirklich erhebend auf Verstand und Gemüt wirken. Auch wird des Onkels Vortrag immer schöner und freier," berichtet sie (Berlin, 1. Februar 1828) ihrem Manne nach London. Aber zu freiem Genuß kam die junge Frau doch nicht, das Trennungsweh wegen der Losreißung von der Heimat und den Eltern lag über ihr, dazu hatte sie die Empfindung, daß sie für die ihr nun zufallende Weltrolle eigentlich nicht passe. Ihrer Schwester Adelheid hatte sie schon bei der ersten Kunde von der Ernennung Bülows zum Gesandten in London (12. Februar 1827) anvertraut: „Du weißt es, wie ich immer vor einem Gesandtschaftsposten gezittert habe, wie ganz entgegen ein solcher meinem Geschmack und ganzen Wesen ist, wie ich für meine Person nie eine andre Stellung gewünscht, ja von jeher und für zeitlebens mit einer weit kleinern ganz zufrieden gewesen wäre, hätte sich das vereinigen lassen mit sonstigen Verhältnissen und Bülows Wünschen, die nur durch einen seinem regen und thätigen Sinn angemessenen Wirkungskreis befriedigt werden können. Die Auszeichnung, die Bülow dadurch wird, erkenne ich dankbar, aber das alles hebt mich nicht über meinen Schmerz hinweg und über das Gefühl, wie ich so gar nicht in solche Lage passe." Und ihrem Gatten schrieb sie im Mai desselben Jahres: „Was mir der Onkel Alexander über eure Reise und das Leben in London erzählt, das klingt so fremdartig, bestätigt so meine Überzeugung, daß dasselbe nicht für mich und ich nicht dafür passe, daß es mich recht quält. Ich muß mich deiner Weisheit überlassen, und mit meiner Unentschlossenheit wirst du zu kämpfen haben, so lange du mich hast, Geliebter, das weißt du ja wohl auch schon? Du hast aber Geduld mit mir, und weil wir uns lieben, wird alles gehen."

Schließlich überwand Gabriele als kluge und tapfere Frau nicht nur ihre ausgeprägte Abneigung gegen die Rolle des „Gesandtenweibes," wie ihre

Schwester Adelheid sie spottend nannte, sondern wurde auch eine Zierde des Hofes von St. James, eine Freundin der Königin Adelheid (der Gemahlin Wilhelms IV., einer meiningischen Prinzessin), eine in ihren Kreisen hochgeschätzte und besonders ausgezeichnete Persönlichkeit. Humboldt und seine Frau hatten es sich nicht nehmen lassen, die geliebte Tochter selbst nach England zu begleiten, Gabriele fand sich rasch in ihre neuen Pflichten und unterstützte ihren Gemahl nach Kräften bei seinen von den Revolutionen des Jahres 1830 an immer schwieriger werdenden Aufgaben. Sie entwickelte alle Fähigkeiten, die für die Flut von Festen, Empfängen und großen Diners notwendig waren, sie zeigte selbst guten Humor bei den sinnlosen Routs, die gleichfalls zu ihren geselligen Pflichten gehörten. Ihr natürlicher Takt scheint unfehlbar gewesen zu sein und der Schule der großen Welt kaum noch bedurft zu haben. Das ganze geräuschvolle und aufreibende Leben, das für sie unter den erschwerendsten Bedingungen begann (am 26. März 1829 war ihre Mutter, Frau Karoline von Humboldt, gestorben), hinderte sie niemals, ihrem Gemahl die liebende Gattin, ihren Kindern, deren Zahl sich in England noch vermehrte, die sorgsamste, liebevollste Mutter zu sein.

Trotz alledem blieb in ihrer Seele ein Vorbehalt gegen die aufgedrungne Existenz und eine stille Sehnsucht nach einer andern und bessern, die sie nur zu gut kannte. Mit unbestechlichem Gefühl für den wahrhaften Wert der Dinge wog sie den Glanz und die Bewegung ihres Londoner Lebens und das Glück, das ihr vereinsamter Vater im Park von Tegel fand, gegen einander ab und fand die Schale, in der ihr eignes Dasein lag, immer wieder der andern gegenüber zu leicht. Sie trug offenbar das Gefühl in sich, daß sie im Grunde genommen für die Rolle, die sie zu spielen hatte, zu gut sei, oder vielmehr, daß sie zu dieser Rolle alles Beste ihres Wesens und ihrer Bildung gar nicht bedürfe. Darum schrieb sie nach einem Konzert, in dem sie Paganini gehört hatte: „Sein Spiel machte mir durch die sonderbare Versammlung, vor der er vortrug, einen noch tiefern Eindruck. Er hat überhaupt bei aller unvergleichlichen Schönheit etwas, das mehr weh- als wohlthut, finde ich, es schien mir eine Ironie darin zu liegen, als ob er mit dem ihn bewegenden tiefen Weh sich moquire — das ist zwar nicht das rechte Wort, aber ich finde gerade kein anderes — über die Großen der Erde und über ihr irdisch Freud und Leid“ (London, August 1831). Darum jauchzt sie auf, als die bedrohliche Krankheit ihres Vaters sie 1833 nach Deutschland, nach Berlin zurückgeführt hat, daß sie, wenn auch mit dem Grabe ihrer Mutter, ihr geliebtes Tegel wiedersieht: „Endlich und endlich komme ich dazu, dich, mein Innigstgeliebter, von hier zu begrüßen, dir zu sagen, daß ich glücklich ans Ziel der langen Reise gelangt, daß ich *hier* bin. Dies Wort sagt dir zugleich alles, und brauche ich noch hinzuzufügen, wie ich dich in all der Freude und dem Schmerz, wovon mein Herz bewegt wird, vermisse?“ Darum weist

sie mit unbestechlicher Sicherheit einige Jahre später, als ihr Schwager, General von Hedemann, eine Division in Posen erhalten hat und über die Verbannung in den Osten nicht eben beglückt war, alle Vorstellungen Bülows zurück: „Du schreibst über Hedemanns Versetzung ganz so, wie ich es erwartete. Du willst nach Männerart die glänzende und ehrenvolle Seite davon hervorheben, aber es gelingt dir schon gegen dein eignes Gefühl nicht, sie so geltend zu machen, als du möchtest, und gegen das unsrige nun vollends nicht. Das Unsinnige, was die Menschen in das Leben bringen, womit sie sich den Genuß desselben kürzen, berührt einen bei dieser Gelegenheit eben so ganz besonders. Hedemanns, die so unabhängig dastehen, die gerade durch das, was ihrem Leben an Glück abgeht, indem sie keine Kinder haben, wahrhaft menschlicher Ansicht nach recht darauf hingewiesen sind, die Vorzüge, die ihnen andrerseits geworden sind, zu genießen — die müssen alles dieses Schöne verlassen, alles, was ihnen doch ebenso viel ersetzen muß, und sich nach einer solchen Wildnis versetzen, wie ihnen Posen sein wird, und was einen am meisten kränkt, ist das, daß man sagen muß: ja es ist nicht zu ändern, es muß für den Augenblick geschehen, aber doch wirklich nur für diesen. Länger als auf ein paar Jahre dürfen sie sich ihr Lebensglück nicht schmälern. Aber auch ein paar Jahre giebt keine Menschenmacht einem zurück! O ich muß von diesem Gegenstand abbrechen, denn es ist wirklich nicht damit fertig zu werden“ (Berlin, 18. April 1838).

Eine solche Frau war nicht dazu angethan, sich jemals durch äußern Glanz und den Schimmer der Weltgeltung für irgend einen innern Mangel oder Mißstand entschädigen oder auch nur trösten zu lassen. Sie empfand es hart, daß die Pflichten und Aufgaben ihren Gemahl jahraus jahrein in London zurückhielten, während sie selbst, um der Erziehung der Kinder willen und um die Kosten eines großen Botschafterhaushalts in London zu verringern, auch nach Wilhelm von Humboldts Tode (1835) größtenteils in Deutschland blieb und nur das Jahr 1835 bis 1836 noch am englischen Hofe zubrachte. Die über Jahre hinaus verzögerte Schlichtung der belgisch-holländischen Wirren, die orientalischen Verwicklungen machten es Bülow zur Ehrensache, von seinem verantwortungsvollen Posten nicht zurückzutreten. Er erhielt einigemal monatelangen Urlaub, den er bei seiner Familie in Deutschland zubrachte. Erst nach dem Regierungswechsel in Preußen (1840) konnte er die Londoner Gesandtschaft mit der Gesandtschaft beim deutschen Bundestag in Frankfurt a. M. vertauschen, im März 1842 wurde er von Friedrich Wilhelm IV. zum Minister des Auswärtigen ernannt. Leider stellte sich bald heraus, daß der tapfre und treue Mann in den bewegten, arbeitsvollen Jahren in London seine besten Kräfte zugesetzt hatte. Nicht gewohnt, sich zu schonen, nahm er auch nach einer schweren Erkrankung seine Thätigkeit mit aller Energie wieder auf. Seine Frau, die schon vor einer Badekur in Brückenau mit wachsender Unruhe ge-

sehen hatte, wie sehr ihn alles anstrengte, wie erschöpft er in Schweigen versank, wenn der Zwang, den er sich selbst auferlegte, nachließ, suchte ihn umsonst von der Teilnahme an der Zusammenkunft der Königin Viktoria von England mit den preußischen Majestäten auf Schloß Stolzenfels (August 1845) zurückzuhalten. Am 30. Juli 1845 trat auf der Reise nach Koblenz die Katastrophe ein. „Diese Fahrt ward für Frau von Bülow zur Marter, die Qual dieser Stunden ließ für immer ihre Spuren in ihrer Seele, da wurde für sie alle Sicherheit des Lebens vernichtet. Als ihr Mann ein langes, bedrückendes Schweigen brach — redete er irre. Sie suchte ihn zu berichtigen, er verwirrte sich noch mehr, sie glaubte, er rede im Fieber, sie konnte es nicht fassen, ihr ganzes Inneres sträubte sich, das Entsetzliche zu begreifen. Wenn dieser klare Geist zerstört werden konnte, was blieb dann noch bestehen?" Sie mußte in monatelangen traurigen Tagen das Entsetzliche glauben lernen, im September 1845 nahm Bülow seinen Abschied als Minister, im Februar 1846 erlosch infolge neuer Schlaganfälle sein Leben.

Gabriele von Bülow wird sich in jenen Trauertagen dem Ende nahe gefühlt und nicht geahnt haben, daß ihr noch ein vierzigjähriges, in seiner Weise bedeutungsvolles Leben im Witwenstande beschieden sein sollte. Die Darstellung dieses Teiles ihrer Erlebnisse erscheint in den Erinnerungen leider allzusehr gekürzt und gedrängt. Ist es schon in den frühern Teilen des Werkes zu bedauern, daß eine Anzahl der wichtigsten in dies Frauenleben doch eingreifenden Weltverhältnisse und politischen Vorgänge kaum berührt sind, so mag dies noch mit der Behauptung gerechtfertigt werden, daß eben diese Verhältnisse und Vorgänge aus andern historischen Werken bekannt genug seien. Immerhin sollte deutlicher hervortreten, daß Humboldt, sein Schwiegersohn und eine Reihe von Männern, die in engerer Beziehung zu beiden standen, einer vielangefochtenen, oft schwer mißhandelten, immer beargwöhnten Opposition angehörten. Nicht der lärmenden, demonstrativen, meist sinnlosen, die später in Kammern und Zeitungen zu Tage trat, sondern der Opposition, die sich in dem Vierteljahrhundert zwischen 1815 und 1840 unablässig abmühte, Preußen in seinen natürlichen, zukunftverheißenden Bahnen zu erhalten. Es läßt sich nicht gerade sagen, daß dieser Umstand verschwiegen sei, in einzelnen Briefen Gabrielens an ihren Gatten tritt er ganz entschieden zu Tage, so z. B., wenn sie ihm (Berlin, 8. Februar 1834) schreibt: „Der Stand der Dinge ist dir leider nicht günstig, und die, welche dir wohlwollen, können leider nicht zu deinem Herkommen raten. Du glaubst es nicht, wie verstockt hier die Leute sind, wie befangen in ihren Anschauungen, die sie die rechten nennen. Auch höhern Orts wendet sich die Stimmung sehr gerne gegen dich, und man markirt es mir und sogar dem Vater!" Aber es wäre eben für viele Leser des Buches ein Gewinn, wenn die Schwierigkeiten der Lage, in der sich ein ausgezeichneter Mann wie Bülow in diesen mißlichen Übergangszeiten befand, genügend ver-

deutlicht wären. Der Mut, der Takt, das Feingefühl, die Sicherheit eines guten weiblichen Instinkts für die Ergründung von Charakteren und Stimmungen würden dann aus diesen Blättern noch klarer und schärfer hervortreten.

Aber noch beklagenswerter erscheint uns die Knappheit, mit der in dem letzten Teile des umfangreichen Buches das spätere Leben der Frau von Bülow behandelt ist. Durch die glückliche Verheiratung ihrer Töchter im Mittelpunkt eines großen Familienkreises stehend, durch ihre Geburt, ihre Verbindungen wie ihre Persönlichkeit dem Herrscherpaare vertraut, das mit dem Jahre 1858 eine neue Zeit für Preußen und Deutschland heraufzuführen begann, durch ihr früheres Leben und ihre Anschauungen eng mit den Kreisen verbunden, denen ihr Onkel Alexander von Humboldt, denen Rauch und andre angehörten, blieb die Schloßherrin von Tegel in den verschiedensten Verhältnissen ihres spätern Lebens eine Gestalt, deren inneres Sein, deren Anschauung und Urteil uns reichlich soviel interessiren würden, als die Mitteilungen über die bunten Wechsel äußerer Ereignisse in einem großen aristokratischen Familienkreise. War es ihr Geschick, daß „gerade ihr, deren Natur ursprünglich Anlehnung und Hingabe Bedürfnis war, eine menschliche Stütze nach der andern entzogen und ihr dagegen immer von neuem die Pflicht auferlegt wurde, andre aufzurichten, ihnen Trost und Halt zu werden," so würde die Wiederspieglung der Empfindungen dieser ausgezeichneten Frau, der schlichten Opferfreudigkeit, mit der sie auch diesen Forderungen des Lebens genügte, um so dankenswerter gewesen sein. Es gewinnt zu sehr den Anschein, als wäre dieses bedeutende Leben schließlich in die Gewöhnlichkeit, in der man sich vergnügt, freit und freien läßt, in die Leere eines bloßen glückbegünstigten Genußdaseins verlaufen. Daß dies entschieden nicht der Fall gewesen ist, läßt sich eben nur aus dem Zusammenhang der Dinge, aus den wenigen Stellen der spätern Erzählung erkennen, die einen tiefern Blick in die Seele der prächtigen alten Dame gestatten. Vortrefflich zeigte sie sich im Jahre 1848, sie konnte angesichts der Berliner Märztage den Gedanken nicht unterdrücken, daß ihr Gemahl, wenn er noch am Leben gewesen wäre, Friedrich Wilhelm IV. vor den Demütigungen der wüsten Zeit bewahrt hätte. Als der Prinz von Preußen, der nachmalige Kaiser und König Wilhelm I., im Juni 1848 aus England zurückkehrte, bereitete sie ihm im Verein mit Wenigen einen herzlichen Empfang. „Der schwergeprüfte Prinz hatte diese bescheidne Huldigung als aus treuem Herzen kommend zu schätzen gewußt und in tiefer Bewegung die Hand geküßt, die Rosen auf seinen dornenvollen Pfad zu streuen bemüht war." Im Jahre 1853 war es ihr vergönnt, das Land und die Stätte ihrer Kindheit wiederzusehen; der Brief, den sie am 12. November 1853 aus Rom an ihre Schwester Adelheid richtete, gehört mit zu dem Schönsten, was die spätern, nur allzu flüchtigen Erinnerungen enthalten. „Alle Morgen ist es mir noch wie ein Traum,

daß ich wirklich hier bin. Da trete ich ans Fenster und sehe die Porta del Popolo und die Piazza mit ihren Kirchen, den Obelisk, und sehe die Fontänen und höre sie rauschen und werde es mit Freuden bewußt, daß ich wache.“ Sie führt ihre Enkelkinder zur Fontäne vor der Villa Medici und zeigt sie ihnen als den Schauplatz ihrer kindlichen Spiele. Die wunderbare Frische, die ihr bis zuletzt, auch unter erschütternden und aufreibenden Familienerlebnissen und harten Schicksalsschlägen, erhalten blieb (noch im Jahre 1883 konnte es sie erzürnen, daß irgend eine Zeitung sie eine Greisin genannt hatte), zeigt sich in allem, was uns aus den Jahren zwischen 1850 und 1887 mitgeteilt wird. Daß wir mehr zu erfahren wünschten, ist lebendige Teilnahme, nicht Neugier. Kein Leser wird sich der Empfindung erwehren können, daß die Notizen dieses letzten Teils des Buches sich mehr als einmal zum Bilde hätten gestalten lassen. Ein solches Bild, das ausnahmsweise einmal vor unsre Augen tritt, aus dem letzten Sommer in Tegel vor Gabrielens am 16. April 1887 erfolgten Tode, möge zum Schluß hier stehen: „Frau von Bülow gehörte nicht zu den traditionellen Großmüttern, die Märchen erzählen und Strümpfe stricken, aber sie setzte sich oft dazu, wenn das Spiel der Kinder im vollen Gange war, und blickte mit den klaren Augen still forschend von einem zum andern. Nur das Kleinste nahm sie wohl einmal auf den Schoß, und dann klang noch ein alter italienischer Kinderreim von ihren Lippen. Und sie dachte daran, wie sich alles wiederholt im Leben, wie hier vor mehr als fünfzig Jahren im Antikensaal vor des geliebten Vaters Augen ihre Kinder getanzt hatten, deren Enkel sie nun wieder so fröhlich springen sah, und zwar nach der Musik eines Leierkastens, den sie sich eigens dazu an ihrem vierundachtzigsten Geburtstage hatte schenken lassen. Wie alt, wie unbegreiflich alt kam sie sich dann vor! Aber noch immer war sie rüstig genug, um mit der fröhlichen Schar in den nahen Wald zu wandern, und es war sehr lieblich, wenn die wilden Knaben ihr Spiel unterbrachen, um die »Urmutter« sanft und ritterlich über eine Unebenheit fortzugeleiten und ihr nach dem Niedersitzen wieder aufzuhelfen.“

Der Apoll vom Belvedere

In jeder Wissenschaft giebt es Fragen, die man nicht unpassend als „Revenants“ bezeichnen könnte: Fragen, die man längst für abgethan und begraben hielt, und die doch plötzlich wieder aufs neue auftauchen, um eine Zeit lang lebhaft besprochen und von neuen Gesichtspunkten aus betrachtet zu werden, bis sie — nur scheinbar endgiltig erledigt — wieder von der Tagesordnung verschwinden und

sich längere Zeit der Ruhe erfreuen, so lange, bis das Spiel von neuem beginnt, und die Totgeglaubte auf einmal wieder sehr lebendig zum Vorschein kommt und die Gemüter erregt. Solche Revenants sind ganz besonders häufig in der Kunstgeschichte zu finden, zumal in der alten, in der es ja zur Zeit so lebhaft zugeht, daß man jede Woche neu zulernen müßte, wenn man all den Adepten, die das immer noch etwas dürre Gerippe unsrer kunstgeschichtlichen Notizen mit Fleisch und Blut aus den Museen zu bekleiden sich anheischig machen, auf Treu und Glauben folgen wollte.

Es ist ein eigentümlicher Zufall, daß unter den Kunstwerken, die in der angegebnen Art immer wieder aufs neue auftauchen und der Betrachtung unterzogen werden, eine ganz besonders wichtige Rolle jene Statuen des Belvedere spielen, denen Winckelmann gleich zu Anfang seines römischen Aufenthalts seine Hauptaufmerksamkeit zuwandte, und die er in eignen, auch stilistisch mit besondrer Mühe ausgearbeiteten Beschreibungen feierte: der Laokoon, der Torso des Apollonios und der vatikanische Apollo. Der Laokoon trat mit einemmale wieder in den Vordergrund des Interesses, als das pompejanische Wandgemälde mit der Laokoondarstellung die alte Frage nach der Entstehungszeit der Gruppe neu in Fluß brachte, noch mehr, als die Auffindung der pergamenischen Skulpturen neue kunstgeschichtliche Gesichtspunkte eröffnete, wozu dann noch die zu weitergehenden exegetischen Betrachtungen herausfordernde Stark-Brunnsche Hypothese über den ältern Sohn kamen. Augenblicklich scheint der göttliche Dulder etwas Ruhe zu haben; aber wer weiß, wie lange? Der „Torso vom Belvedere," dieses alte Rätsel, an dem sich schon früher neben den Archäologen auch die Bildhauer versucht hatten, ist neuerdings auch den Anatomen in die Hände gefallen und in allerjüngster Zeit aus einem Herakles gar zu einem Polyphem geworden. Aber am schlimmsten ist es doch dem vatikanischen Apollo ergangen. Nicht nur, daß er bald maßlos bewundert, bald in ebenso wenig gerechtfertigter Weise herabgesetzt wurde, man hat ihn in allen möglichen Situationen herumgehetzt, ihm verschiedne Attribute in die verstümmelte Linke gedrückt, um sie ihm bald darauf wieder in brutaler Weise zu entziehen. Und da diese alte, stets wieder aufgerührte Frage zur Zeit wiedereinmal in eine neue Phase getreten ist, lohnt es sich wohl, sie auch einem weitern Leserkreise in ihrem augenblicklichen Stande vorzuführen.

Es ist hinlänglich bekannt, daß der Ergänzer (Montorsoli) sich in der Linken des Gottes den Bogen dachte, und daß alle frühern Deutungen von diesem Attribut ausgingen. Zwei Deutungen hatte die ältere Zeit dafür aufgestellt: man sah in dem Gott den Erleger des Drachen Python (dafür entschied sich u. a. auch Winckelmann), oder man nahm die Situation an, in der ihn das erste Buch der Ilias schildert, wie er seine verderblichen Pestpfeile in das Heer der Achäer schleudert. Dann wurden weitere Deutungen aufgestellt: man erinnerte an die Tötung des Tityos, der der Latona Gewalt anthun

wollte; an Apollo im Gigantenkampf; an die Erlegung der Söhne der Niobe; an die Bestrafung der ungetreuen Koronis. Fast alle Erklärer setzten also eine bestimmte Situation voraus, und es war und blieb eine Ausnahme, daß Heinrich Meyer in ihm nur schlechtweg den Fernhintreffer, der Menschen und Tiere mit seinen Pfeilen erlegt, erkennen wollte. Dann kam das geistreiche (heute mit Unrecht vergeßne) Buch Feuerbachs „Der vatikanische Apollo" mit seiner Fülle feiner ästhetischer Bemerkungen und der lehrreichen Zergliederung der Situation und des Gesichtsausdrucks; aber seine Deutung, es sei der Apollo der äschyleischen Eumeniden dargestellt, wie er die Erinyen aus seinem Heiligtume scheucht, fand wenig Anhänger.

Da trat plötzlich — es ist gerade ein Menschenalter her — die ganze Frage in eine neue Phase, als Ludolf Stephani 1860 eine im Besitz des Grafen Stroganoff befindliche Bronzestatuette veröffentlichte, die trotz einiger Abweichungen eine ungemein genaue Kopie des vatikanischen Apollo genannt werden muß, und bei der, und das ist die Hauptsache, noch ein Stück von dem Attribut der linken Hand erhalten ist. Dieses Bruchstück, ein weicher, in der geschlossenen Hand zusammengepreßter Stoff, wurde von Stephani als Tierfell bezeichnet und auf die Ägis gedeutet; Stephani erinnerte an das fünfzehnte Buch der Ilias, wo Apoll von Zeus die Ägis erhält, um durch sie die andrängenden Troer zurückzuwerfen und die bedrängten Achäer zu retten. Zu dieser Deutung, die nun vom Stroganoffschen Apoll auf den vatikanischen übertragen wurde, schien die eigentümliche Stellung der Figur, bei der Schritt und Aktion nach verschiednen Richtungen gehen, sowie der stolze Ausdruck der Züge gut zu passen. Doch diese Deutung genügte noch nicht: mochte auch die homerische Schilderung dem Künstler beigestanden haben, man glaubte doch nach einem bestimmten Anlaß suchen zu müssen, für den der Künstler den ägishaltenden Apollo geschaffen habe, und Ludwig Preller fand einen solchen in der Niederlage der Kelten bei Delphi (279 v. Chr.), bei der die Barbaren, wie die Sage erzählte, unter furchtbarem Gewitter und mit persönlicher Hilfe von Apollo, Artemis und Athene in die Flucht gejagt wurden; bedeutet doch die Ägis nichts andres als die Gewitterwolke. Diese Deutung, mit der zugleich eine erwünschte Datirung der Statue oder ihres Originaltypus gegeben war, fand allgemeinen Anklang. O. Jahn berichtete darüber, durchaus in zustimmendem Sinne, in den Grenzboten (1867, IV, S. 71 ff., wieder abgedruckt in der Sammlung „Aus der Altertumswissenschaft," Bonn 1868, S. 265 ff.); und wenn auch Overbeck mit seiner daran anknüpfenden Hypothese, in der er den vatikanischen Apoll, die Artemis von Versailles und eine Athene vom Kapitol zu einer Gruppe der drei delphischen, in die Keltenschlacht stürmenden Gottheiten zusammenfügte, wenig Glück machte, so blieb doch die Ergänzung des Apoll vom Belvedere mit der Ägis in der Linken unangefochten und schien eine nicht mehr zu bezweifelnde Thatsache zu sein; die Stimme eines Künstlers

(Julius Hübner, mitgeteilt von Emil Hübner in der Archäologischen Zeitung für 1869, S. 108), die sich gegen diese Ergänzung aussprach, verhallte ungehört.

Die Stroganoffsche Statuette, von der die neue Ergänzung und Deutung ausging, war und ist, da es Gipsabgüsse davon nicht giebt, nur aus Zeichnungen und Photographien bekannt; Stephanis Angaben nachzuprüfen hatten nur wenig Archäologen Gelegenheit. Da kamen die ersten Zweifel an der Deutung des Petersburger Archäologen, als Furtwängler im Jahre 1882 bei einem Besuche Petersburgs die Bronze sah und untersuchte. Er bestritt die Richtigkeit der Deutung auf die Ägis durchaus: der Stoffrest in der Linken des Apollo sei nichts andres, als der Zipfel der Chlamys, die ursprünglich von der linken Hand gehalten gewesen sei. Für den vatikanischen Apoll aber griff Furtwängler wieder auf das Attribut des Bogens zurück und sah in der ursprünglichen Komposition den Gott als Lichtgott; nicht schießend, doch jeden Augenblick imstande, Pfeile zu entsenden; auf kein bestimmtes Ziel losgehend, sondern seine leuchtenden Blicke nach allen Seiten sendend. Damit war auf einmal in die Ansicht von der Stephanischen Unfehlbarkeit Bresche gelegt; und wenn man auch die wunderlichen Fabeleien, die Geskel Salomon in seiner gleichzeitig erschienenen Schrift über den belvederischen Apoll (Stockholm, 1882) zum besten gab, ruhig als nicht vorhanden betrachten konnte, so mußte man doch mit den ernsten Bedenken Furtwänglers rechnen. Zwar trat als Verteidiger Stephanis sein Schüler und Nachfolger Kieseritzky auf (Archäologische Zeitung 1883, 27), der Attribut wie Deutung in Schutz nahm; aber es kamen neue Gegner. Gercke (Archäologisches Jahrbuch 1887, 260) ließ zwar die Stroganoffsche Bronze ganz außer Betracht, suchte aber nachzuweisen, daß der vatikanische Apoll, in dem auch er noch den Galliersieger sehen will, nicht die Ägis, sondern nur Köcher und Bogen geführt haben könne. Gleichzeitig trat O. A. Hoffmann in seiner Schrift „Ägis oder Bogen?“ (Metz, 1887) für die Ergänzung mit dem Bogen ein und ging nur darin einen Schritt weiter, daß er im belvederischen Apoll die Züge des bei Properz V, 6, 25 geschilderten, dem Augustus in der Schlacht bei Actium beistehenden Gottes erkannte, bei dessen Schilderung dem Dichter eine solche Statue vorgeschwebt habe. Dieser aktische Apoll, das Original des vatikanischen, habe den Bogen in der Hand gehalten und sei entweder als Pythontöter oder als Rächer des Chryses an den Griechen oder auch etwa als Galliersieger zu deuten. In einem andern Schriftchen („Herm-Apollo Stroganoff,“ Marburg, 1884) nahm derselbe Verfasser die Stroganoffsche Bronze unters Messer, freilich ohne sie selbst gesehen zu haben, nur auf Grund der photographischen Abbildungen, und suchte nachzuweisen, daß der angelötete und nach Kieseritzkys Angaben unrichtig angefügte linke Arm mit dem Attribut gar nicht zur Figur gehöre, sondern, allerdings schon im Altertum, von einem Restaurator angesetzt worden sei, der leichtsinnigerweise

dem Apollo den Arm einer Hermes mit dem Beutel hinzugefügt habe. Dem ist denn nun freilich, und mit guten Gründen, widersprochen worden (man vergleiche Ghirardi im Bull. della comm. archeol. commun. di Roma, 1889, S. 458; Schafhäutl, Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1891, 888; Schreiber, Litterarisches Zentralblatt 1891, 274); es ist auch von kompetenter Seite (Conze, Archäologisches Jahrbuch 1892, 164, Anmerkung 3) die Zugehörigkeit des linken Armes zur Statuette bestimmt ausgesprochen worden und damit die Hypothese Schreibers (a. a. O.), an der Bronze seien überhaupt nur Rumpf und Kopf antik, alle Extremitäten moderne Ergänzung, abgethan; aber das schlimmste sollte erst noch kommen. Furtwängler, der anfangs, wie erwähnt, nur die Richtigkeit von Stephanis Deutung des Attributs der Linken angefochten hatte, sah die Bronze aufs neue im Jahre 1891; und nun, so schreibt er in seinen „Meisterwerken der griechischen Plastik" (Berlin, 1893), S. 660, fiel es ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen: „die Bronze ist nichts als ein modernes Machwerk, ein schlechtes und absolut wertloses" — was denn weiterhin eingehend begründet wird.

In solchen Fragen angesichts des in seiner Echtheit angezweifelten Stückes ein bestimmtes Urteil zu fällen, ist schon nicht leicht; ohne es gesehen zu haben, ist es unmöglich. Immerhin ist es bedeutsam, daß eine Autorität wie Conze den Zweifel Furtwänglers für so beachtenswert erklärte, daß er riet, bei erneuter Betrachtung der belvederischen Statue vorsichtshalber auf die Stroganoffsche Bronze keine Rücksicht zu nehmen; auch Overbeck in dem soeben erschienenen zweiten Bande der neuen Auflage seiner Plastik (S. 376) hält es für ratsam, einstweilen für die Restauration des Apollo vom Belvedere von dem Apollo Stroganoff abzusehen, wenn er auch die Beziehung auf die Gallierniederlage und die von ihm zusammengestellte Gruppe der Athene, der Artemis und des Apollo beibehält. Somit stehen wir denn augenblicklich hinsichtlich der Deutung des vatikanischen Apollo auf demselben Standpunkt wie vor dem Erscheinen von Stephanis Publikation, und die Deutungsversuche können von neuem beginnen.

Das ist denn auch bereits der Fall. Schon vor Furtwänglers Verwerfung der Bronze hatte Franz Winter (Archäologisches Jahrbuch 1892, 164) diese unberücksichtigt gelassen und in eingehender kunstgeschichtlicher Würdigung die vatikanische Statue auf den Bildhauer Leochares, den Schöpfer der Ganymedgruppe, zurückgeführt, ohne sich freilich über das Attribut und über die Deutung der Figur auszusprechen. Furtwängler (a. a. O.) greift zum Bogen zurück, giebt überdies dem Gott in die rechte Hand einen mit Binden verzierten Lorbeerzweig, dessen Reste er noch an dem stützenden Baumstamm erkennen will, und sieht so in der Statue das Gesamtbild des unheilabwehrenden Gottes, der alles Finstere, Böse, Kranke besiegt, sühnt und heilt. Das Original der (in römischer Zeit entstandnen) Kopie weist er mit Winter dem Leochares zu.

Der letzte, der sich meines Wissens (abgesehen von Overbeck) über den vatikanischen Apollo ausgesprochen hat,*) ist P. Weizsäcker in den Süddeutschen Blättern für höhere Unterrichtsanstalten 1894, S. 6 ff. Von dem Gegensatz der dargestellten Bewegung zu der ruhig herabhängenden Chlamys ausgehend, nimmt er an, der Gott habe sich soeben, durch irgend ein Ereignis, das seinen Zorn erregt, aufgebracht, rasch und heftig von seinem Sitz erhoben, um nun in mächtigen Schritten dem Ziele zuzueilen, das sein Einschreiten erfordert; das Ereignis aber, um das es sich handle, sei vielleicht der Kampf der Lapithen mit den Kentauren, obschon Weizsäcker auch andre Möglichkeiten nicht ausschließen will; angeregt aber habe den Künstler zu seiner Auffassung die bekannte Stelle der Ilias I, 48, in der Apollo geschildert ist, wie er zur Rache an Agamemnon (wegen der Chryseis) schreitet.

Nachdem wir somit dargelegt haben, auf welchem Standpunkte zur Zeit die Frage angelangt ist, dürfen wir nun wohl darnach fragen, von welchen Gesichtspunkten man heutzutage bei der Beurteilung und Deutung des vatikanischen Apollo auszugehen habe. Das sind denn im wesentlichen folgende: 1. der Gesichtsausdruck; 2. die Bewegung (Stellung der Füße, Haltung der Arme, Wendung des Rumpfes, Richtung des Blicks); 3. die Attribute.

1. Der Gesichtsausdruck. Wie ihn Winckelmann geschildert hat, ist bekannt: „Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmut, welchen er in sich ziehet, blähet sich auf in den Nüstern seiner Nase und tritt bis in die stolze Stirn hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebt, bleibet ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit.“ Diese Auffassung wird auch heute noch von der Mehrzahl geteilt; Heinrich Meyer freilich wollte nur göttliche Genügsamkeit, Erhebung, allenfalls Stolz erkennen, aber nicht Zorn; und wenn sich auch Furtwängler bei seiner Deutung nicht über den Gesichtsausdruck ausspricht, so ist doch klar, daß er bei einem unheilabwehrenden Apollo, der nicht nur das Böse besiegt, sondern auch das Kranke heilt, keinen Zorn in den Mienen annehmen kann. Und doch — es ist kein allgemeiner, unbestimmter Ausdruck in diesen schönen Zügen, der es erlaubt, den Gott nur als eine Verkörperung gewisser Seiten seines Wesens zu fassen; wenn nicht gerade Zorn, so doch Erregung kann man nicht umhin auf diesem Gesicht zu lesen, einen bestimmten Affekt, der weit über einen bloß typischen Ausdruck hinausgeht. Und wer das zugiebt, der muß auch, sollte ich meinen, zugeben, daß sich der Künstler den Gott in einer ganz bestimmten Situation gedacht hat, die jenen Gesichtsausdruck erklärt, d. h. der Gott muß einen Gegner haben oder

*) Während des Druckes dieser Zeilen erhalte ich die Nachricht, daß soeben ein neues Buch über den belvederischen Apoll von Hermann Freericks erschienen sei. Zugegangen ist es mir bisher noch nicht; ich muß daher darauf verzichten, an dieser Stelle darauf Rücksicht zu nehmen.

eine Aufgabe vor sich sehen, die ihn leidenschaftlich aufregt. Nur darf man darin nicht zu weit gehen; gerade der Umstand, daß viele von jenem zornigen oder verachtenden Ausdruck gar nichts erkennen wollen, beweist, daß der Künstler im Ausdruck sehr Maß gehalten hat. Wir haben also nicht nötig, nur an einen solchen Gegner Apollos zu denken, der durch sein Wesen den Zorn oder die Verachtung des Gottes herausfordert, wie Python, Tityos, die Erinyen u. s. w.; Feuerbach geht entschieden zu weit, wenn er die Niobiden ausschließen will, weil der drohende Unmut, der an Hohn und Verachtung streifende Triumph bei der Tötung der Niobiden unter der Würde des Gottes wäre.

Wir haben bisher die einzige authentische Wiederholung, die es von dem Kopfe des belvederischen Apollo giebt, noch nicht erwähnt, den Steinhäuserschen Kopf in Basel. Aber dieser Kopf kann höchstens für die stilistische Würdigung des Originals und für die Frage nach der Entstehungszeit des Typus von Bedeutung sein, nicht aber für die nach dem Ausdruck. Bekanntlich ist es auch diesem Kopf sehr eigen ergangen. Jahn, Kekulé, Helbig, Overbeck stellen ihn hoch über den der Statue, während Brunn diesem den Preis zuerkennt, und Furtwängler neuerdings den Basler Kopf für eine flüchtige, in einzelnen Partien geradezu tote Kopistenarbeit erklärt. Sei dem, wie ihm wolle, im ganzen ist der Basler Kopf im Ausdruck dem belvederischen gleich; auch aus ihm lesen wir mehr heraus als eine allgemeine, keiner bestimmten Situation angepaßte Stimmung.

2. Die Bewegung. Das Charakteristische an der Bewegung des vatikanischen Apollo ist: die Art des Schreitens, wobei der vorgestellte rechte Fuß mit voller Sohle aufgesetzt ist, der weit zurückgesetzte linke nur mit den Zehenspitzen den Boden berührt; besonders aber der Gegensatz, in dem Körperhaltung, Blick und Haltung zur Fußstellung stehen. Stellen wir uns vor die Figur an dem Punkte auf, von dem aus sie betrachtet sein will, d. h. gerade vor die Mitte der Basis, so schreitet der Gott nach der Richtung links von uns; der Rumpf macht eine Wendung zur Seite, sodaß uns Bauch und Brust fast en face gegenüberstehen; der Blick aber und der nach derselben Richtung ausgestreckte linke Arm sind nach rechts gewandt, beinahe im rechten Winkel zur Richtung des Schrittes. Diese eigentümliche Haltung des Gottes kann nicht zufällig sein; der Fernhintreffer schlechtweg oder der unheilabwehrende Gott würden durch einen solchen Gegensatz von Schritt und Handlung sehr wenig zutreffend charakterisirt sein. Die Mehrzahl der Deutungen der Statue gehen denn auch von diesem Gegensatze aus; und zwar sind es namentlich zwei Situationen, von denen aus man ihn zu erklären sucht: entweder der Gott hat beim schnellen Dahinschreiten zur Seite einen Gegner erblickt, dem er seine Aufmerksamkeit zuwendet, etwa den Python, was dann wohl auch so abgeändert wird, daß Apollo den Gegner zur Rechten bereits erlegt habe und

nun, ihm einen letzten Triumphblick zuwerfend, von ihm hinwegschreite; oder der Gott hat eine größere Zahl von Feinden vor sich, sodaß trotz des Widerspruchs von Schritt und Handlung doch beide dem Gegner zugewandt sind, eine Auffassung, die namentlich beim ägisschwingenden Besieger der Griechen oder der Kelten geltend gemacht worden ist. Von diesen beiden Auffassungen ist die erste entschieden zu verwerfen. Mag man sich nun den Drachen, den Tityos, die Koronis u. s. f. als den einzelnen Gegner vorstellen, auf alle Fälle ist es unpassend, daß Apollo diesen Gegner so gleichsam nur im Vorbeigehen bemerken, nur so zufällig an seine Erlegung gehen soll; Feuerbach hat ganz Recht, wenn er bemerkt, so ein „kleines Weidmannsabenteuer" sei die Erlegung des Python doch nicht. Ebenso wenig aber darf man an ein Wegschreiten des Gottes nach eben vollbrachter That denken. Denn in diesem Falle hat sich Apollo eben seines Bogens bedient, den Feind mit seinem Pfeile erlegt; dem widerspricht aber Stellung und Haltung durchaus. Ich brauche das nicht näher auszuführen, Feuerbach hat diese Auffassung endgiltig, wie mir scheint, abgethan (S. 203 ff. der zweiten Auflage; auch Stephani: Apollo Boedromios S. 16).

Um so mehr hat die andre Deutung für sich, die die Stellung und Bewegung des Gottes durch eine größere Zahl von Gegnern erklärt. Zwar hat Feuerbach bei seiner Deutung auf Apoll gegenüber den Erinyen kein Gewicht auf diesen Umstand gelegt; er faßt im Gegenteil die Wendung des Leibes als eine Art Ausweichen, es dränge ihn aus ihrer verpestenden Nähe immer wieder in die Ferne zurück — freilich eine recht unglückliche Deutung der Bewegung. Um so stärker betont Stephani diesen Umstand bei seiner Erklärung der Situation: die griechische Schlachtreihe dem Gott gegenüber, er schreitet auf sie los, bleibt plötzlich stehen und braucht nun die fürchterliche Waffe der Ägis, vom rechten Flügel der Feinde anfangend und so die ganze Reihe in die Flucht jagend — dies alles dann wieder übertragen auf die Kelten als Feinde. Auffallenderweise haben sich die neuern Erklärer fast durchweg nur mit der Frage: ob Bogen oder Ägis, beschäftigt, die eigentümliche Bewegung aber ganz außer Acht gelassen. Und doch ist diese keine so gewöhnliche, daß man ohne weiteres darüber hinwegzugehen berechtigt wäre; an Einzelstatuen ist sie nur noch in wenigen Fällen nachzuweisen, vor allem an der Diana von Versailles und an der Athene vom Kapitol, jenen beiden Figuren, die Overbeck mit dem vatikanischen Apoll zu einer Gruppe zusammengestellt hat. Wichtiger aber, weil die Deutung dabei unzweifelhaft ist, sind die Gruppen oder Reliefs, auf denen wir Figuren in ähnlicher Bewegung finden. So die Athene in der myronischen Gruppe mit Marsyas: sie läuft nach rechts (vom Beschauer), während die Handlung der Rechten und der Blick zurück nach links gehen. Die Situation erklärt dies: vom Schauplatz eilend, wendet sie sich noch einmal um nach den von ihr mit dem Fluch belegten Flöten und dem

kecken Satyr, der sie aufheben will. Sodann die Athene auf dem Madrider Puteal mit der Athenegeburt: Athene, eben dem Haupt des Zeus entsprossen, eilt nach rechts fort, etwa um in Schlacht und Kampf zu eilen oder um von Attika Besitz zu nehmen; aber noch einmal muß sie sich zurückwenden, denn vom Vater Zeus her kommt Nike geflogen, ihr den Kranz zu reichen. Hier sind es besondre Vorgänge, die die Bewegung erklären; daß sie aber auch für den Kampf passend ist, lehren uns die Reliefs der pergamenischen Gigantomachie. Es ist in der That auffallend, daß bisher noch niemand (meines Wissens wenigstens) auf diese Parallele hingewiesen hat. Man betrachte sich den Zeus der Gigantomachie: er stürmt nach links vom Beschauer; zugleich aber macht er eine Wendung, der Rumpf erscheint von vorn, der Blick und die Handlung beider Arme gehen nach der rechten Seite. Der Grund liegt hier auf der Hand. Zeus stürmt in einen Haufen von Feinden hinein, links und rechts von ihm winden sich zwei Getroffne zu seinen Füßen, der dritte, gegen den er sich in dem dargestellten Augenblick wendet, bedroht ihn von rechts her. Ähnlich Athene: sie stürmt nach rechts, den linken Fuß vorangesetzt, aber die Brust steht en face, der Kopf und der rechte Arm wenden sich linkshin gegen den Giganten, den sich bereits ihre Tempelschlange zum Opfer erkoren hat, und den sie gleichsam nur so im Vorübereilen an seinem wilden Haare niederreißt. Die andern Giganten, zu deren Vernichtung sie fortstürmt, sind hier nicht sichtbar, da Ge und Nike den Platz beanspruchen, werden aber von der Phantasie leicht ergänzt. Dann Hekate: wir sehen sie zwar vom Rücken, aber auch so erkennen wir dieselbe Stellung: vordringend nach rechts mit vorgesetztem rechten Fuß, wendet sie sich mit dem Oberleib, sodaß wir ihren Rücken ganz von hinten erblicken, und kehrt ihre drei Gesichter wie ihre rechten Arme nach links hin, dem dort befindlichen Giganten zu. Endlich der Apollo der Gigantomachie, dessen Ähnlichkeit mit dem belvederischen schon oft betont worden ist: auch er eilt nach links, mit vorgesetztem rechten Fuß, und erscheint doch ganz nach rechts hin gewandt, wohin der linke Arm weist und jedenfalls auch der jetzt fehlende Kopf blickte.

Ich glaube, diese Parallelen genügen, um uns erkennen zu lassen, daß die Stellung des Apollo vom Belvedere am besten dadurch erklärt wird, daß wir in ihr eine Angriffs- oder Kampfstellung erkennen, und zwar eines Kämpfers, der gegen eine Mehrzahl von Gegnern eilt. An sich ist zwar diese Bewegung als Kampfstellung keineswegs neu; wir treffen vielmehr denselben Gegensatz von Schrittrichtung und Handlungsrichtung schon sehr häufig in den Kampfszenen der Reliefs des fünften Jahrhunderts, und zwar nicht nur bei dem sich wehrenden Gegner, wo der Gegensatz sehr oft durch eine Verbindung von Flucht und Verteidigung hervorgerufen ist, sondern auch bei dem anstürmenden Angreifer. So bei einigen Figuren des Frieses vom Niketempel, noch öfter auf den Reliefs von Phigalia, wo besonders einige Figuren sind — ein Lapithe,

der, nach links eilend, einen Kentauren, der rechts von ihm niedergestürzt ist, am Schopf packt; ein andrer, nach rechts stürmend und im Vorbeieilen sich nach links zurückwendend, einen der den Kaineus bedrängenden Kentauren fassend; ein Grieche, ebenso nach rechts forteilend, indem er sich umwendend mit der Linken eine gefallne Amazone mit fortreißt u. a. —, die geradezu als Seitenstücke zu der Bewegung der pergamenischen Athene bezeichnet werden können. Aber auch in den wirklichen Kampfszenen, zu denen wir die zuletzt angeführten nicht rechnen können, kommt dieselbe Stellung vor, vor allem an dem Theseus der Reliefs von Phigalia, der weitausschreitend nach rechts stürmt, während der Blick und die geschwungne Keule der von links gegen ihn anreitenden Amazone zugewandt ist; oder ein andrer Grieche, der vom Rücken gesehen, ganz in der Stellung der pergamenischen Hekate, nur viel weiter ausschreitend, sich umwendend den Speer gegen eine Amazone einlegt. Weitere Parallelen bieten die Reliefs am Mausoleum. Sicherlich ist hier fast durchweg der Gedanke, der den Künstler bei dieser Kampfstellung leitete, auch kein andrer gewesen, als daß der Gegner eben viele sind, daß der soeben im Einzelkampf begriffne doch bereits fortstrebend nach weitern Kämpfen begierig erscheinen soll.

Ganz auf die gleiche Stufe werden wir nun freilich den vatikanischen Apoll nicht setzen dürfen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er noch nicht kämpft, von seiner Waffe anscheinend noch keinen Gebrauch macht, sondern erst den Gegnern gegenübersteht. Zu denken aber haben wir uns diese nach den angeführten Beispielen nicht bloß in der Richtung seines Blicks, sondern auch in der seines Schrittes.

3. Das Attribut. Nur zwei Attribute können für die Linke überhaupt in Frage kommen (von dem ungeheuerlichen Gedanken, den vatikanischen Apoll die Haut des geschundnen Marsyas tragen zu lassen, ist Wieseler selbst später zurückgekommen): Ägis oder Bogen. Die Ägis hat nun freilich, seitdem die Bedeutung der Stroganoffschen Bronze so bedenklich erschüttert worden ist, sehr viel an Boden verloren; ohne sie wäre wohl überhaupt niemals jemand auf diese Ergänzung verfallen. Nichtsdestoweniger wird sie auch heute noch von manchen festgehalten (namentlich von Overbeck). Ich meinerseits muß bekennen, auf die Stroganoffsche Statuette bauend zwar auch daran geglaubt zu haben, betrachte es aber nun wie eine Erlösung, daß wir von diesem Zwange befreit sind. Denn die Bedenken, die in neuester Zeit von mehreren Seiten gegen die Ägis erhoben worden sind, erscheinen mir gewichtig genug, obwohl sie Overbeck alle widerlegen zu können meint. Daß der Dichter jener Stelle der Ilias, in der der ägisschüttelnde Apollo beschrieben wird, sich den Gott die Ägis in beiden Händen tragend gedacht hat, unterliegt keinem Zweifel; weniger deshalb, weil er ausdrücklich von „den Händen“ spricht, als weil die Ägis in der ältern Kunst durchweg als ein so umfangreiches Gewandstück er-

scheint, daß sich ein Tragen oder Schütteln mit nur einer Hand von selbst verbietet. Aber obgleich in der reifen Kunst die Ägis sehr verkleinert ist, hat sie doch auch da noch immer einen solchen Umfang, daß ein Künstler schwerlich auf den Einfall kommen konnte, sie dem Apollo so nur in die eine Hand zu geben wie ein Schnupftuch; man sehe sich nur die Abbildungen an, auf denen Apoll mit der Ägis ergänzt ist, und lege sich dann die Frage vor, wie denn Zeus oder Athene ein solches kleines Stück Fell sich um die Brust legen oder damit schildartig den linken Arm bedecken sollten! Und wo bleiben die Schlangen, die sie umsäumen? Es ist doch schwer denkbar, daß ein Bildner des vierten Jahrhunderts oder der folgenden Zeit sie weggelassen haben sollte, wie die annehmen müssen, die den rätselhaften Rest in der Hand des Stroganoffschen Apollo für ein Stück der Ägis halten.

Wie würde ein Künstler aus der Zeit der Kunstvollendung wohl die homerische Szene dargestellt haben? Schwerlich dem Wortlaut des Dichters entsprechend so, daß Apollo die Ägis in beiden Händen sie auseinanderbreitend trug; das hätte doch gar zu häßlich ausgesehen. Vielmehr würde er sie ihm wohl ganz über den linken Arm gehängt haben, wie sie Athene oft trägt und Zeus in der Gigantomachie, wo nach beachtenswerter Auffassung die Ägis nicht bloß Schutz-, sondern auch Angriffswaffe ist, unter deren verderblichem Einfluß sich der Gigant rechts vor den Füßen des Zeus windet. Wäre aber selbst ein Künstler auf den Gedanken gekommen, den Apoll die Ägis nur in der einen Hand tragen zu lassen, so wäre er doch sicherlich darauf zu allerletzt verfallen, sie ihm in die Linke zu geben! Eine Angriffswaffe, und als solche dient die Ägis in diesem Falle, wenn sie auch aus der Ferne wirkt, gehört auf alle Fälle in die Rechte, es wäre denn, daß diese anderseitig in Anspruch genommen wäre, was hier nicht der Fall ist. Das hat besonders Hoffmann betont, und ich muß ihm fast in allen Punkten beistimmen. Was ein Apoll, dem der Köcher am Rücken hängt, der zugleich gegen Feinde vorgeht, einzig und allein in seiner Linken führen kann, ist der Bogen. Waffenlos kann er nicht sein; lehnen wir die Ägis ab, so müssen wir ihm den Bogen in die Linke geben. Nicht daß er damit drohte oder ihn den Feinden zeigte — das wäre zu theatralisch; nicht als ob er eben damit geschossen hätte oder im nächsten Moment schießen würde — beides steht im Widerspruch zu der Stellung; sondern er erhebt ihn in Schulterhöhe, um jeden Augenblick schußbereit zu sein.

War die Rechte wirklich ohne Attribut? Die Frage ist fern von Rom schwer zu beantworten. Es war früher allgemeine Annahme, daß Montorsoli nicht die ganze rechte Hand, sondern nur die Finger ergänzt habe; der Stich von Marc Anton (bei Feuerbach wiederholt), der den Apoll vor den Ergänzungen zeigt, giebt die Handfläche und den Ballen des Daumens an der rechten Hand als vorhanden an. Nun wies aber Böttticher (Erklärendes Verzeichnis der Gipsabgüsse, Berlin 1872, S. 312) auf die Lorbeerblätter am Baumstamm

hin, neben denen Reste einer Schnur sichtbar seien, und gab darnach dem Apollo den Lustrationswedel (Lorbeerzweig mit Wollbinden) in die Rechte. Overbeck widersprach (Griechische Kunstmythologie IV, 253), namentlich deshalb, weil das alte Stück der Hand zeige, daß sie flach geöffnet gewesen sei; aber Petersen (Archäologischer Anzeiger 1890, S. 50) erklärt den Stich Marc Antons für die Abbildung der bereits geflickten, wenn auch noch nicht ergänzten Figur und behauptet, der rechte Unterarm nebst der Hand gehöre gar nicht dazu. Dasselbe giebt Helbig an in seinem Führer durch die Sammlungen in Rom I, 106, der noch dazu bemerkt, daß die Richtung einer an der rechten Hüfte erhaltnen Stütze (die dazu diente, dem freistehenden rechten Oberarm durch Verbindung mit dem Körper einen festen Halt zu geben) beweise, daß der rechte Vorderarm etwa fünf Centimeter mehr nach vorwärts gestanden habe, als in der modernen Restauration. Darauf gestützt griff Furtwängler (Meisterwerke, S. 663) auf Böttichers Hypothese zurück und gab dem Apoll den Lorbeerbüschel mit Wollbinden, deren geknotete Enden noch am Stamm sichtbar seien, in die Hand.

Es ist mißlich, Männern gegenüber, die in der Lage sind, sich jeden Augenblick durch den Augenschein zu überzeugen, Zweifel wecken zu wollen. Und doch ist ein Hauptbedenken nicht gehoben: da gegenwärtig die Finger der rechten Hand in Gips ergänzt sind, da der Stich Marc Antons gerade diese Finger fehlend zeigt, wie kam man dazu, den rechten Oberarm mit einem fingerlosen Stumpf zu ergänzen? und warum nur diesen, während man den linken Oberarm, wie wieder der Stich zeigt, noch nicht ergänzt hatte? Wenn, wie Petersen angiebt, der rechte Unterarm wirklich ein andres Korn des Marmors und bezüglich der Glättung andre Behandlung zeigt, als die übrigen Teile der Figur, sollte man da nicht eher annehmen, daß er von einer bereits im Altertum vorgenommnen Reparatur herrühre?

Wäre dies so, so würde man allerdings berechtigt sein, zu fragen, ob der belvederische Apoll in seiner ursprünglichen Restauration ein Attribut getragen habe, das mit den am Baumstamm sichtbaren Spuren von Blättern und Wollbinden zusammenhing; denn wenn auch das obere Ende des Baumstamms, auf dem jetzt der Arm ruht, modern ist, so ist doch jenes Stück mit dem bezeichneten Reste zweifellos antik. Aber ich gestehe, daß ich keine Möglichkeit sehe, diese Reste mit einem in der rechten Hand des Gottes gehaltenen Lorbeerzweig in Verbindung zu setzen. Wie sollte dieser denn in der Hand, die doch auf alle Fälle über den Baumstamm hinausragte, getragen worden sein? Sehen wir uns die Denkmäler an, auf denen Apollo mit einem Zweige in der Hand dargestellt ist, so finden wir drei Arten, wie dieser gehalten wird: mit den Blättern nach oben, seitwärts geneigt oder nach unten. Die beiden ersten Arten sind die Regel; so erscheint er mit dem Zweige auf Münzen und in kleinen Bronzen (z. B. in der jetzt in Berlin befindlichen Statuette der

Sammlung Gréau). Diese Haltung ist aber im vorliegenden Falle unmöglich, denn es ist ohne weiteres klar, daß sich bei solcher Haltung des Zweiges die Blätterenden nicht am Stamm befinden können. Die dritte Art ist ganz selten; mir ist von Skulpturen nur die Berliner Apolloſtatue Nr. 51 bekannt (auf diese verweist auch Furtwängler, der sich also den vatikanischen Apollo in dieser Weise ergänzt denkt), wo allerdings der Gott den Zweig so hält, daß der von den Fingern gehaltene Blattstiel nach oben, die Blätter nach unten stehen und bis zum stützenden Baumstamm herüberreichen; zwar ist auch an dieser Figur die rechte Hand mit dem Büschel ergänzt und nur die Blätter am Stamme antik, doch trifft die Ergänzung wohl das richtige. Aber vergleicht man diesen Berliner Apollo mit dem belvederischen, so sieht man, daß er ihm nur scheinbar ähnlich ist. Denn beim Berliner ist der rechte Unterarm viel stärker gesenkt als beim belvederischen, sodaß sich die Finger noch gerade senkrecht oberhalb des Stammes befinden, der Zweig braucht daher nur wenig einwärts geneigt zu werden, um mit den Blattenden den Stamm zu berühren. Am vatikanischen aber ragt, bei der gegenwärtigen Ergänzung, die rechte Hand von der Wurzel ab über den Baumstamm hinaus, und wenn es richtig ist (nach Petersen und Helbig), daß der rechte Unterarm ursprünglich um fünf Centimeter weiter vorwärts lag, sogar noch etwas mehr; wie will man denn unter diesen Umständen die Verbindung zwischen dem Zweig und den Blattresten am Stamme herstellen, wenn man nicht das Lorbeerbüschel dem Apollo etwa wie einen Staubwedel in die Finger geben will? Und auch die am Stamm sichtbaren Knoten der Wollbinden lassen sich nicht so ohne weiteres als die am Lorbeerzweig befestigten Stemmata erklären, denn wo wir dergleichen auf antiken Denkmälern mit Zweigen verbunden sehen, hängen sie daran herunter, und auch hier müßten sie, selbst wenn der Gott den Zweig ganz schräg nach innen auf den Stamm hin hielte, senkrecht herunterfallen, könnten aber unmöglich am Stamm anliegen. Bei allen diesen Bedenken ist es sicherlich viel einfacher anzunehmen, daß die Lorbeerblätter zum Stamm selbst, gleichsam aus diesem sprießend, die Reste der Wollbinden aber zur apollinischen Verzierung des Stammes gehörten, deren ursprüngliche Form und Anordnung durch den Bruch des Stammes zerstört ist, da dieser Bruch (nach Jahns Angaben) etwas oberhalb des Schlangenkopfes nach links hin durch das Lorbeerbüschel hindurchgeht. Daß Binden an Bäumen nicht selten sind, ist ja bekannt; ich verweise auf Böttichers Baumkultus der Hellenen (Berlin 1857), wo man Seite 39 ff. Beispiele genug dafür findet.

Ich betrachte es nach dem Gesagten als durchaus unerwiesen, daß der Gott in der rechten Hand einen Lorbeerzweig getragen habe; und ich halte es auch an und für sich für unwahrscheinlich, weil mir die ganze Stellung und Haltung des Gottes nicht minder als sein Gesichtsausdruck für dies friedliche Attribut eines sühnenden Apollo gänzlich ungeeignet erscheint. Ob er über-

haupt ein Attribut in der Rechten trug, bleibt selbst für den Fall, daß wirklich die rechte Hand, und nicht bloß deren Finger, ergänzt ist, fraglich; will man eins annehmen, so könnte es höchstens ein Pfeil sein, den Apollo als Vorbereitung auf den Schuß aus seinem Köcher genommen hätte.

Fassen wir nun die bisher erhaltnen Ergebnisse zusammen. Der Gesichtsausdruck verrät, daß der Gott in einer bestimmten, ihn stark erregenden Situation gedacht ist; Stellung und Haltung zeigen an, daß er einer Mehrzahl von Gegnern gegenübertritt; seine Waffe ist der Bogen, den er in der Linken schußbereit hält, während die gesenkte Rechte zeigt, daß der Gott sich zunächst noch sein Opfer unter den Gegnern aussucht, ehe er den Pfeil auf die Sehne legt. Wer sind nun die Gegner?

Nur drei können meines Erachtens dafür in Betracht kommen: die Niobiden, die Giganten oder die Gallier. Von den Niobiden wollte freilich Feuerbach, wie schon erwähnt, des Gesichtsausdrucks wegen nichts wissen; „dürfen wir auch nicht erwarten, sagt er, daß Apollo sein Strafgericht mit dem ruhig kalten Angesicht eines Henkers vollzieht, so wäre doch jene Miene ganz unter der Würde des Gottes, beleidigend für das ästhetische, selbst unerträglich für das menschliche Gefühl." Aber wir dürfen doch nicht vergessen, daß der Unmut Apollos nicht den unschuldigen Söhnen der Niobe, sondern der Niobe selbst, die in ihren Kindern getroffen werden soll, gilt; und ihr gegenüber, die sich so schwer an Latona vergangen hat, erscheint der Ausdruck in Apollos Zügen wohl gerechtfertigt. Aber auch den wilden Giganten, den barbarischen Kelten gegenüber wäre der Ausdruck durchaus am Platze; ich wage hier keine Entscheidung zu treffen. Die beste Kontrolle aber für die ganze hier dargelegte Auffassung der vatikanischen Statue scheint mir die Artemis von Versailles zu geben, von der ich keinen Augenblick bezweifle, daß sie als Gegenstück zum belvederischen Apoll gearbeitet ist, dem sie in Maßen und Proportionen, in Stellung und Gesichtsausdruck und selbst in Kleinigkeiten, wie der zierlichen Behandlung der Sandalen, so durchaus entspricht. Aber eine Jägerin dürfen wir in ihr nicht erblicken, dem entspricht weder die Stellung mit dem seitwärts gewandten Blick, noch der unmutige Ausdruck der stolzen Züge. Furtwängler, der die nahe Verwandtschaft der beiden Statuen nicht verkennt, will die Erklärung dafür darin finden, daß sie derselben Zeit und demselben Künstlerkreise angehören; allein das genügt doch nicht, um die auffallende Übereinstimmung und die charakteristischen Gegensätze zu erklären. Apollo eilt nach links und blickt nach rechts, Artemis eilt nach rechts und blickt nach links; Apollo erhebt den linken und senkt den rechten, Artemis hebt den rechten Arm und hat den linken gesenkt. Denkt man sich beide als Gegenstücke aufgestellt, so darf die Artemis freilich nicht so gesehen werden, wie sie Overbeck in seiner „delphischen Gruppe" hat zeichnen lassen, wobei der Kopf ganz en face steht und die Richtung des linken Fußes in gerader Richtung nach rechts geht; sondern so, wie sie in Wirklichkeit

auf ihrem Poſtamente ſteht, ſodaß das Geſicht im Dreiviertelprofil geſehen wird und der linke Fuß mit der Spitze ebenſo nach rechts in der Diagonale der Baſis geſtellt iſt, wie beim Apollo nach links. Stellt man dann den Apoll rechts, die Artemis links auf, ſo erhalten wir die ſchönſte Entſprechung. Doch würde die Wirkung auch dieſelbe ſein, wenn man ſie ihre Plätze vertauſchen ließe; das Anſtürmen gegen einen gemeinſchaftlichen Feind kommt ſo wie ſo zum Ausdruck: bei der erſten Aufſtellung mehr in der Richtung des Schrittes, bei der zweiten mehr in der des Blickes. Dagegen kann ich mich zu Overbecks delphiſcher Gruppe jetzt ſo wenig wie früher entſchließen, ſchon deswegen nicht, weil die drei Figuren in der vorgeſchlagnen Aufſtellung und Richtung im nächſten Augenblick unfehlbar einander über den Haufen rennen müſſen.

Auf die Frage nach der Entſtehungszeit beider Statuen, des Apollo und der Artemis — Winter, Furtwängler u. a. weiſen ſie jetzt dem vierten Jahrhundert zu, Overbeck und Helbig dem dritten —, will ich mich an dieſer Stelle nicht einlaſſen; um ſo weniger, als ich für die beneidenswerte Sicherheit, mit der die heutige Archäologie Meiſter und Schulen bis aufs Tüpfelchen zu charakteriſiren und ihnen die Schätze unſrer Muſeen als Werke zuzuſchreiben weiß, kein Verſtändnis habe.

Zürich Hugo Blümner

Malergeſchichten

aus Mignons Skizzenbuche

2. Der Ulmer Meyer

München, Georgenſtraße 5 — ſo ſtand auf dem Papier in meiner Hand.

Ja wenn hier nur Häuſer wären! Aber hier iſt ein Kohlgarten, hier ſind Salatköpfe, ein Bretterzaun, Steinhaufen, Pfützen. Da hinten ſind allerdings einige unverſchämt aufgeſchoſſene Kaſernenhäuſer mit heller Tünche, aber das kann doch nicht die Georgenſtraße ſein! So wollte ich meine Seele beſchwichtigen, denn ſie war des Suchens müde und hätte ſich lieber wie Nebukadnezar am Grünen geweidet, als ſo ins Ungewiſſe eine Spur zu verfolgen. Aber der ſittliche Mut blieb Sieger. Ich überwand Steinhaufen und Pfützen und ſtand endlich vor einer Hausthür, die zwar noch keine Nummer, aber dafür die Anzeige trug, daß das, was hier verſchenkt würde, Löwenbräu ſei. Man hörte auch die ſoliden Stimmen von Maurern drin in der Wirtsſtube, und am Bierſchalter wurden Krüge ab- und zugetragen.

Wenn der Ulmer Meyer hier nicht wohnt, sagte ich mir, dann suche ich nicht weiter. Dann gehe ich trotz meines schwarzen Rocks und Cylinders da hinein und tröste mich an Bier und Knödeln.

Aber er wohnte wahrhaftig da! Ich stieg eine schmutzige Steintreppe hinauf und ging an Thüren vorüber, die mich öde und drohend ansahen, als könnte aus jeder ein Raubmörder hervortreten. Wäre ich nicht gewohnt, über den finstersten Stiegen in Münchner Häusern Excellenzen angeschrieben zu sehen, ich würde mich, bei Gott, gefürchtet haben. Endlich kam eine Thür mit einer kleinen verstäubten Karte, die mit zwei Reißzwecken befestigt war und den Namen trug: Meyer — Ulm.

Ich klingelte und klopfte, und klingelte wieder, erst in bescheidnen Zwischenräumen, dann zornig und schnell. Da kam denn endlich etwas geschlurft. Ich wunderte mich nicht, als ich im Dunkel des Flurs undeutlich eine alte Hexe unterschied. So hatte ich mirs gedacht. Sie trug den Kopf verbunden. Einer ihrer Hausfreunde vom untern Stock mochte sie mit einer Eisenstange gestreichelt haben. Eine Luftwelle mit Arnika- und Kamillengerüchen drang mir entgegen, als sie mit dem umwickelten Kopf schüttelte und sagte: Ja, er wohnt hier, aber er ist nicht daheim. Soll ich ihm was bestellen?

Ich überlegte, und die Abenteuerlust bestach mich. Ich hätte gern einen Blick in das Heiligtum des Künstlers gethan, der mich auf dem Keller so freundlich zu einem Besuch ermutigt hatte. Darum sagte ich, ich wollte ihm etwas aufschreiben, ob sie nicht einen Bleistift hätte. Da machte sie Anstalten, wieder in dem Dunkel unterzutauchen, aus dem sie gekommen war, und ich dachte mir, daß ich sie wohl kaum wiedersehen würde, wenn sie sich daran machte, in ihrem Hausrat einen Bleistift zu suchen. Herr Meyer hat doch gewiß einen Stift im Atelier! rief ich ihr nach.

Darauf kehrte sie um und lud mich ein, ihr zu folgen. Im Schlafzimmer, sagte sie, da zeichnet er am Abend, weils da enger und wärmer ist, und wir schickten uns an, das Schlafzimmer aufzusuchen. Es war dunkel, und sie warnte mich: Gebens Achtung, fallens nit über die Kisten!

Richtig, da stand eine große Kiste im Wege und nahm die ganze Breite des Ganges ein. Mein Auge, das sich allmählich an die Dunkelheit gewöhnte, sah, wie die Alte behende das Hindernis erstieg, das sie gegen ihre Angreifer mit den Eisenstangen errichtet haben mochte, und sich auf der andern Seite vorsichtig in ein Gedränge von Eimern und Töpfen hinabließ. Ich ahmte ihr ängstlich nach, nicht ohne zu stolpern, und schließlich waren wir in einem kleinen, vollgefüllten Zimmer. Am augenfälligsten trat mir ein großer Tisch entgegen, mit Reißbrett, Papieren und Papierrollen bedeckt. Dazwischen lagen gebrauchte Taschentücher, schmutzige Hemdenkragen und eine Weste. Auf den Stühlen türmten sich wieder Papierrollen, Wäsche und Kleider, und aus den Fächern der Kommode, von denen keins geschlossen war, quoll dieselbe Urmasse hervor.

Die Alte trat an den Tisch und wandte hier ein Papier um und dort ein Papier um. Sie waren alle mit Zeichnungen bekritzelt, und ich weigerte mich ehrerbietig, eins davon durch meine Schriftzüge zu entweihen. Da bückte sie sich tief und zog neben dem Bettfuß einen Bogen hervor. Darauf war ein großer, blutiger Zentaur gemalt. Der Meyer von Ulm liebte es nämlich, Zentauren und Faunen darzustellen und diese Kraftgeschöpfe zu Trägern seiner

Phantasie zu machen. Den vorliegenden hatte er als Muskelstudie in abgeschältem Zustande hergemalt.

Da schreibens drauf! sagte die Hexe gebieterisch.

Ich gehorchte. Mit Lindenkohle begann ich neben den erhobnen Muskelarm zu schreiben: „Lieber Meyer, leider vergeblich —"

Da schoß ein Sonnenstrahl über das Papier, und als ich aufblickte, woher er käme, sah ich an der gegenüberliegenden Thür den grünen Vorhang von tausend Sonnenfünkchen durchglitzert, die da hineindrängten, um als breiter Strahlenstreifen auf den Tisch und auf die Wäsche und auf die Zentaurenpapiere zu fallen.

Das war zu verlockend. Ich trat auf den Vorhang zu, und wie ich ihn aufhob, stand ich in einem lichtdurchflossenen Raume. Mit geschwungnen Waffen fuhr einer empor. Ein Schlachtruf, ein Sprung, und er stand drohend vor meinen geblendeten Augen.

Ich griff nach hinten, wo die Hexe sein mußte. Sie war fort. Vermutlich saß sie hinter der Kiste, um meine Flucht zu verhüten. Es war ein wohldurchdachtes, gutausgeführtes Bubenstück. Wo sollten die Meinigen das Lösegeld hernehmen?

Da lachte der Bandit wild auf, schleuderte die Arme über den Kopf und schrie: Mann, sehen Sie doch nicht aus wie die Gans, wenns blitzt! und warf mich rückwärts in einen Sessel. Dort lag ich, und als ich mich gefaßt und an das Licht gewöhnt hatte, erkannte ich den Ulmer Meyer. In Hemdärmeln handhabte er die Palette und unnatürlich große Pinsel und lachte noch immer. Die alte Teufelsmuhme, sagte er, bringt mir jeden herein, der klingelt. Bald kommen welche, die wollen Kleiderhalter verkaufen, bald welche, die haben zehn kranke Kinder zu Hause oder eine stundenlange Leidensgeschichte zu erzählen. Dann will jemand Modell stehen, dann fragt man nach einem, der vor sechs Jahren hier gewohnt hat — es ist zum Verzweifeln. Mag mir auch gerade der Meisterstrich im Pinsel zucken — alle müssen sie vor mein Angesicht! Heute nun habe ich ihr gesagt: Tot schlage ich dich, wenn du einen hereinläßt. Nun mußten gerade Sie zwischen das Weib und meinen Zorn treten. Sie scheinen noch ganz ergriffen, wie? Dann erlauben Sie wohl, daß ich noch einige Kleinigkeiten hinstreiche.

Ich hatte mich in meinem Sessel ganz in mich selber zusammengezogen. Seien Sie versichert, ich mucke nicht, sagte ich und legte mir sinnbildlich die Hand an den Mund. Ich weiß das Wirken des Genius heilig zu halten.

Aber sein Genius schien es anders zu wollen. Er griff die Worte auf. Heilig halten — das wäre nicht schlecht. Wissen Sie, wie wir Zunftgenossen das Wirken des Genius heilig halten? Gestern ist mir einer begegnet, er sitzt gewöhnlich im Café neben mir, der schrie mich an: Was, du bist in München? Wo denn sonst? sage ich. — Ich dachte, du wärest am Starnbergersee als Zwölftauernmaler. — Was ist denn das, Zwölftauernmaler? — Das sind die wegen unverbrüchlicher Treue gegen ihr Motiv avancirten und von seiner königlichen Hoheit dem Prinzregenten beglaubigten Zentaurenmaler. — Willst du mich etwa foppen? fragte ich. — Nein, sagte er mit hochgezognen Augenbrauen. Du hast ein Motiv. Danke du Gott dafür. Ich habe Motive so viele, wie das Jahr Sekunden hat, und nächstes Jahr wieder neue. Wer soll da zum Malen kommen? — Ich sage Ihnen, der kommt noch in den Sumpf. Er hat Ideen, das ist sein Unglück. Ich habe keine, das ist mein Unglück.

Aber zusammenschmelzen thut uns keiner. Ein Kreuz ist es mit der Malerei, das kann ich Ihnen versichern.

Ich wagte einen Einwand: Schön muß es aber doch sein — jeder Beruf hat natürlich sein Schweres — schön muß es doch sein, als „beglaubigter" Vertreter des Schönen seinen Platz im Leben zu haben.

Wie Sie reden! sagte er und fing an, die Farben, die er eben aufgesetzt hatte, mit einem handtuchartigen Wisch wieder herunterzureiben. Beglaubigter Vertreter! Wer beglaubigt es denn? Verstehen thut es ja doch niemand, warum unsereiner wie gefangen vor einer Regenpfütze stehen kann, in der sich der Himmel und die kahlen Birken mit lichten Stämmen und violetten Ästchen perlmutterig abspiegeln. Oder warum Courtens ein Bild malt, grau in grau, und da einen Reiz drin findet. Wie viele spüren es denn, daß in dem Grau dieser Luft die schwere Feuchtigkeit der holländischen Atmosphäre hängt, daß diese Vermummte mit dem Besen den Stumpfsinn der Gewohnheit ausdrückt, und das graue Gemäuer, grünlich beschlagen und wetterhart, von hundertjährigen Erfahrungen erzählt? Und unser Platz in der Welt? im Leben? Mit dem ist es auch noch sehr fraglich!

Ich schwieg vorsichtig, um den Meisterstrich nicht zu stören. Meyer war bis in die hinterste Ecke des Ateliers zurückgewichen. Von da aus nahm er sein Werk aufs Korn, indem er beobachtend den Oberkörper nach rechts und links wiegte. Dann steuerte er wie ein Raubvogel gerade auf die Leinwand zu, machte einen kurzen Pinselstrich und trat wieder zurück. Dabei streifte mich ein scharfer Blick aus seinen Augen. Ich fühlte ihn mit gesenkten Lidern.

Plötzlich geschah ein Knall. Aufblickend sah ich gerade noch, wie einer der dickleibigen Pinsel aus der Hand des Ulmer Meyers gegen die Leinwand flog. Dann lagen Palette und Pinsel am Boden, und der Künstler verharrte lautlos, wie ein Wäschbündel über eine Sesselleine geworfen.

Mir wich das Blut aus den Fingerspitzen. Mit einem leisen Gefühl von Schwindel sah ich die nächsten Ereignisse an mir vorübergehen. Jetzt, in der Erinnerung, ist es mir, als hätte einer am Boden etwas aufgesammelt, als hätte ich den zähen, reißenden Laut gehört, den festgewebte Fäden geben, wenn sie gewaltsam durchschnitten werden, als hätte ich klaffende Risse gesehen und einen unvermuteten Durchblick zwischen den Fetzen einer zerstörten Malerleinwand.

Als ich mit meinem Hut in der Hand auf der Straße stand, und der Meyer mich eilig mit sich fortzog, waren meine Erwägungen nicht gerade freundlicher Art. Ob es unter den Künstlern eine Einrichtung gab, die dem Kriegsgericht beim Militär entspricht? Dann dürfte dies wohl der Weg dahin sein, denn ich konnte nicht länger daran zweifeln: ich hatte den Meisterstrich gestört!

Wohin gehen wir? fragte ich ergeben.

Zur Habenschadenfeier, das ist mir gerade zur rechten Zeit eingefallen, sagte der Meyer.

Habenschaden! wiederholte ich bei mir. Wer hat den Schaden? Ist das eine Künstlervereinigung? fragte ich behutsam weiter.

Eigentlich ist es eine Totenfeier, aber es wird auch getanzt, gab mir der Meyer aus tiefen Gedanken zur Antwort und überließ es mir, ob ich mir dabei die Lagerfeuer eines indianischen Wigwams, bei dessen Flammen buntbemalte Rothäute um ihr gequältes Opfer tanzen, oder sonst etwas vorstellen

wollte. Er ließ sich erst wieder zu Worten herbei, als wir in einem Eisenbahnwagen dritter Klasse in der Richtung nach Großhesselohe den Bahnhof verließen. Die Lokomotive hüllte uns in schmutzige Wolken, und der Meyer versank in Selbstgespräche.

Ich konnte es nicht mehr aushalten, fing er an, da oben zwischen den Leinwandfetzen, die meinen Namen auf die Nachwelt bringen sollen. Wenn es ein Fegefeuer giebt, wie die heilige Kirche meint, dann weiß ich, was wir Malersleute da zu leiden haben werden. Von allen Wänden herunter wird man sein eignes Gemächte grinsen sehen. Ich fühls schon jetzt, und es wendet mir in einemfort die Eingeweide um. Prometheus war dagegen ein wohlsituirter Mann. Zu ihm kam der Adler nur einmal am Tage und rührte ihm die Gedärme durch einander. Ja, als der alte Habenschaden lebte, das waren glückliche Zeiten. Der stellte friedliche Herden auf abendroten Triften dar. Er und seine Zeit standen bewundernd vor seinen Werken, und wenn sie einen schönen Sonnenuntergang hinter den Frauentürmen niederbrennen sahen, sagten sie andächtig: So schön wie gemalt. So schön wie von Habenschaden gemalt! Aus langen Locken tropfte ihm das Salböl seines begnadeten Künstlerberufes in die Gleise seines Lebensweges nieder. Da fuhr das Wägelchen ohne Knarren und Stoßen aus dem glücklichen Diesseits in ein heiliges Jenseits. Das, was er machen konnte, das sah er in der Natur. Die Reize, die sein Pinsel nicht erreicht hätte, gab es für ihn nicht. Er sah sie nicht, er konnte ruhig leben und sterben. Unsereiner, der mit tausend bloßliegenden Fühlfäden herumgeht, wird zerrissen, zerrissen von der Schönheit des Geschaffnen und dem Katzenjammer, denn er ist sehend. Er kennt die Natur mit ihren Reizen. Er kennt ihr Schminktöpfe und Puderbüchsen und den Duft ihrer Riechfläschchen. Er sieht sie im lebenatmenden Schlummer mit der ruhig gewiegten Brust und dem perlmuttrigen Schimmer in den zarten Adern. Er kennt sie vom rosigen Erwachen unter verwirrten Locken bis zum schwülen Mittagsglanz. Er kennt sie in den geheimnisdurchflüsterten Festsälen mit tausend Sternenlichtern und im Mondschein, wenn sie wie eine kokette Frau ihm mit Sehnsucht die Seele hervorzieht, ohne selber Wärme zu geben. Er wirbt um sie, er arbeitet für sie. Auf den Knieen rutscht er und hebt er, er schiebt wie Sisyphus den Stein. Er dient wie Jakob um Rahel. Und wenn er am Ziel ist, wenn es dasteht, das Bild, das die Natur belauschen, sie wiederspiegeln soll, dann hatte der alte Laban ihn doch betrogen. Es war Lea, die häßliche, blöde Lea, die er erworben hatte, und Rahel, die schöne Geliebte, schaut lächelnd und spröde drein. Aus den Wolken, zwischen Bäumen, aus Menschen- und Blumenaugen spottet sie ihn an — unberührt, unerrungen. Wie habe ich mich geplagt, dem Ding da zu Hause, das jetzt Gott sei Dank kein Dasein mehr hat, die Stimmung zu geben, die ich suchte! Nichts ist geworden. Aber wie ich oben in den Baumzweigen mit dem Lappen wischte, da hat der Zipfel unten auf eigne Hand in der frischen Farbe getanzt. Und wie ich hinsehe, wo ich die duftige Ferne haben wollte, da ist das, was der Lappen gemacht hat, ohne mein Zuthun das beste am Ganzen. Und da soll noch einer arbeiten?

So fuhr er fort zu hadern, bis wir draußen in Großhesselohe hielten. Die Isarbrücke wirft ihre Bogen von dem hohen Ufer hinüber auf den steilen Thalrand drüben, und da, wo sie mit dem kecken Pfeilerfuß in den Fluß tritt, stiegen wir hinunter. Dort geht der Weg am Fluß entlang, der eilig durch

die schwindelhohen Bogen tritt und in blauer Ferne die Stadt sucht, die ihm zum Wahrzeichen von der Frauenkirche her ihre „Maßkrügeln" entgegenhält. Nun endlich wurde mein Maler wieder lustig. Wir raschelten mit den Füßen im roten Buchenlaub, aus dem sich blaue Leberblümchen und Seidelbast hervorarbeiteten. Wir sammelten die bunten Isarkiesel und warfen Wasserjungfern über den krausen Spiegel. Die badeten sich einen Augenblick pudelnaß, hüpften einmal und noch einmal auf, um dann niederzusinken und den Wettlauf mit den Wellen aufzugeben. Mein Freund war wie einer, der nicht an die nächste Stunde denkt und sich am Anblick der Geliebten berauscht.

Die Maisonne legte uns ihr Gold schon schwer auf den Rücken, als wir die gegrabnen Stufen nach Pullach hinaufstiegen. Die kleine Kirche mit den Gehöften ringsum lag wie Spielzeug in der Sonne.

Dort hinter der Kirchhofsmauer, sagte der Meyer, da liegt der alte Habenschaden, der Stifter des Festes. Seine Kunst hat ihm Glück und ein kleines Vermögen geschenkt, davon hat er das lustige Vermächtnis gelassen. Alljährlich im Mai wird ihm im Kirchlein von Pullach eine Seelenmesse gelesen. Wer da mitbetet, bekommt am Nachmittag den Maiwein umsonst. Aber auch die Unfrommen haben ihn billig an dem Tage, und die Musik, die bis zum Abend zum Tanz aufspielt, ist umsonst, denn der alte Habenschaden hat sie bezahlt. Wenn die Tage warm werden und die Knospen in der Schwabinger Allee wachsen, denken die jungen Leute an die Habenschadenfeier. Wenn der lange Akademiker unterm Siegesthor seinem Mädchen begegnet, hält er sie an und fragt, ob sie heuer zum Fest nach Pullach komme. Schon vierzehn Tage zuvor ist der Alte in aller Mund. Und dann, in der Nacht vor seinem Gedenktag — so fuhr er eifrig fort —, da glaube ich sicher, kriecht er unter dem Hügel hervor. Gestern um Mitternacht ist er hinuntergestiegen, wo wir eben im Sonnenschein hergekommen sind. Mit den klappernden Knochenhänden hat er sich am Holzgeländer gehalten, und drunten an der Isar hat sich das alte Gerippe gebückt und Blumen gesammelt. Leberblümchen, Seidelbast, Buchensprossen und Waldmeister hat er zu einem Kranz zusammengelesen. Den legt er sich um den glatten Knochenschädel und geht wieder hinauf in sein kühles Bett. Das Tuch zieht er fest um die Lenden, die Kniee gegen das Kinn, so liegt er nun unten, und die Blümchen sinken weich in die leeren Augenhöhlen. Und jetzt wenn der Boden drüben schüttert, weil das junge Volk tanzt, pflanzen sich die Schwingungen leise fort. Sie stoßen an den runden Hügel und drunten an die morschen Rippen des Erblassers. Dann spürt er es wohlig wie ein heimliches Lachen aus der Zeit, wo er auch noch tanzte und sang. Hat er sein Denkmal nicht gut gewählt, der alte Biedermann?

Wir gingen vom Grabhügel hinüber, wo das lebendige Habenschadendenkmal schimmernd und lachend in Gestalt von hundert Sonntagsmenschen durcheinanderdrängte. Der Platz vor der Wirtschaft mit der gemauerten Brüstung, da wo der Abhang hinunterfällt und die alten Buchenkronen heraufreichen, war bunt von Sommerkleidern und Sonnenlichtern. Die fielen durch den zarten Flaum der kaum belaubten Bäume farbig nieder und bildeten mit Stimmengeschwirr und Waldmeisterduft eine zitternde Freudenatmosphäre. In den steinernen Maßkrügen stand der Maiwein kühl wie im tiefen Keller und trank sich wie Muttermilch. So meinten die, die neben uns auf den gezimmerten Bänken saßen und sich aus schweren Äuglein anschauten. Ja man wurde es kaum gewahr, daß man trank, so leicht ging es ein.

Auch der traurige Akademiker, den sie in der „Diezschule" den schönen Ferdinand hießen, saß endlich neben Resi, des Privatiers Nudelmeyer einziger Tochter. Glück und Maiwein stürmten auf ihn ein. Aber er hielt sich mannhaft und führte sie aufrecht zum Tanz. Sie kamen an der Bank vorbei, die der Professor Caspar von der Akademie besetzt hielt. Der Professor ist schon ziemlich betrunken, aber es wird schon noch besser kommen, sagte der schöne Ferdinand überlegen, und dann erklärte er der Resi, daß der Professor aus einer Familie von lauter „Kunstmalern" stamme. Sein Bruder, der ist schon berühmter. Zum Unterschied heißt er der junge Caspar, obgleich er auch kein heuriges Häslein mehr ist. Dem hat im vergangnen Jahr der Prinzregent seine Madonna abgekauft und ihn zum Frühstück eingeladen. Aber deswegen ist es doch nicht, daß er zu Hause bleibt. Die Resi sah den Professor mit ihren runden Augen an und sagte keck: Warum sind denn dem Herrn Professor sein Bruder nicht hier? Der Professor sah der Resi ihr freundliches Gesicht wie eine Rose auf einem breiten See von Maiwein gegen seine Lippen schwimmen. Er öffnete den weiten Mund und murmelte traumverloren: Ich sage es der Dame ganz offen: er meidet mich!

Der schöne Ferdinand verbiß sich das Lachen und zog die Resi rascher durch das Gewühl, dorthin, wo wie ferne Sphärenmusik der Baß und die Geigen zusammenklangen und die Tänzer sich im Raume drehten wie ein kunstvoll gefügtes Planetensystem. Manchmal flog auch ein tanzendes Paar wie eine einsame Sternschnuppe über die Schwelle hinaus, um zwischen Kieseln und Pfützen unter freiem Himmel den Tanz fortzusetzen.

Über der hölzernen Bank, an der wir saßen, wurde inzwischen ein raschelnder Laut immer vernehmlicher, etwa wie wenn Eichhörnchen knuspern, und ab und zu fiel etwas von einer Käserinde oder eine Brotkrume zwischen uns nieder. Auch hinter uns war man aufmerksam geworden und schaute hinauf. Da lag einer auf dem Bauche behaglich über einen Ast gestreckt. Die Sonne beleuchtete die kurzgeschnittenen Haare, daß sie glänzten wie die blanken Stifte einer Spieluhr. Er grinste verwegen und kaute Brot, während er die schwerbestiefelten Beine herabbaumeln ließ, gleichgiltig, auf wessen Rock er den Staub abschüttelte.

Die hinter uns hatten einen von der Gendarmerie am Tisch, der sich sein herbes Amt mit Maiwein versüßte. Den stießen sie an. Du, Jakob, das ist der Nazi da droben, dein Schwestersohn. Wir wenn das thun würden, uns thätst du schön heimführen! Der Jakob schlug mit der Faust auf den Tisch, und im Augenblick stand alles auf den Bänken. Ein Menschenknäuel, ein Geschrei und erhobne Krüge — aber der Jakob und seine Standesehre fanden die Lösung. Er riß den Nazi vom Baum herunter, daß er sich bei dem unsanften Abstieg die Hände aufschürfte und sein Käsebrot nur mühsam festhielt, während ihn der gerechte Oheim abführte. Erst in einiger Entfernung weiter hinten sah man sie noch einmal im Gedränge auftauchen, dann war alles in seinem vorigen Fluß, wie sich das Wasser über einem Stein schließt. Nur ein paar Ringe zeichnet er beim Fallen auf das Wasser, die entsprechen den Runzeln auf Menschenstirnen.

Eine solche Unmutsfalte hatte der Vorfall bei meinem Freund hinterlassen. Wozu ist jetzt das, sagte er. Wir sitzen den Bäumen auf den Wurzeln. Warum soll nun der nicht auf dem Ast sitzen dürfen? Muß der Bub ein Opfer für die Demonstration sein? Denn wie die Münchner Schutzmannschaft

ist, das weiß jeder. Wo's einen Handel giebt mit Schlägen oder Messern, da warten sie auf den Ausgang, und dann kommen sie aus dem Mauerwinkel gekrochen und stellen den Thatbestand fest.

Er drängte sich an die Brüstung, von wo man tief unten einen Teil des Weges, der an der Isar hinführt, überblickt, und da ging ein tröstliches Leuchten über sein Gesicht. Unten im Schatten des jungen Laubes saßen beide, der Arm des Gesetzes und sein Opfer, und teilten sich das Käsebrot.

Jetzt warten Sie nur, bis es dunkel wird, sagte der Ulmer Meyer. Dann kommen sie wieder herauf, der eine über den gegrabnen Stiegen, der andre auf dem Schlangenweg, und wer auf dem Nachhausewege den andern stützen muß, das werden sie nicht weitersagen.

Ja, der Heimweg war dunkel, das dachte der Privatier Nudelmeyer auch. Er hängte sich seine Resi an den Arm und tappte vorwärts auf der Straße, die sich kaum von den angrenzenden Feldern abhob, während die Sterne schadenfroh glitzerten, ohne Helle zu spenden. Ihm hatte die Lehre von der Umdrehung der Erde um die eigne Achse, deren er sich aus Schulzeiten erinnerte, plötzlich einen so drohenden Wirklichkeitsschein gewonnen, daß es ihn sicherer dünkte, sein Kleinod unter den eignen Schutz zu nehmen.

Der schöne Ferdinand ging wehmütig hinterdrein. Er hatte meinem Freunde den Arm gegeben. Diesen Weg durch die Felder kenne er gut, meinte er, und wolle dem Meyer helfen die Baumwurzeln und Steine vermeiden. Mir schien es aber, als wollte er sich an dem sittlichen Bewußtsein, jemand zu stützen, selber aufrichten. Er phantasirte still vor sich hin von den gefährlichen, schroffen Ufern und der reißenden Isar, deren schnelles Wasser er zu hören meinte, wenn Fräulein Nudelmeyer vor ihm in ihrem Seidenmäntelchen eine raschelnde Bewegung machte.

Da, wo man durch den Wald geht, an dem einsamen Turm, blieb er stehen. Was ist das? fragte er den Meyer.

Ein Obelisk! sagte der. Da ging der schöne Ferdinand nicht mehr von der Stelle. Wir mußten ihn seinem Schicksal überlassen, denn nun meinte er in München am Karolinenplatz zu sein und wollte durchaus auf die Pferdebahn warten, die dort vorüberfährt.

Ob er im einsamen Wald so gut geschlafen hat wie ich unter meiner Decke im „Deutschen Kaiser," weiß ich nicht. Als ich aufwachte, war es spät am Morgen, und ich sagte mir, daß der Mittagszug nicht auf mich warten würde. Darum erschreckte es mich, als ich an meinem Kleiderhalter den kleinen Hut des Ulmer Meyer fand und den meinigen vermißte. Ach, und wie langsam dann die Droschke fuhr, mit der ich in die Felder der Georgenstraße hinausstrebte!

Heute schob ich die Arnikahexe, die mich leiten wollte, kurzer Hand zur Seite und öffnete mir selbst den Eingang zum Atelier. Ich war in Eile und hatte nicht die Absicht, mich durch irgend etwas aufhalten zu lassen. Aber da hatte ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn schon auf der Schwelle versteinerte ich fast. Da stand einer im Hemd, wie er aus dem Bett gesprungen war, an der Staffelei. Knochige Beine ragten unter dem dürftigen Gewand hervor, und große, nackte Füße waren in das langhaarige Fell am Boden eingewühlt.

Er drehte sich langsam gegen die geöffnete Thür und wendete mir mit wirrem Bart und Haar ein übernächtiges Haupt zu, um dessen Stirn die

großblätterigen Zweige eines Epheukranzes schaukelten. Die Cigarre zwischen seinen Zähnen schickte ein kerzengerades Rauchwölkchen empor, wie wenn das erste Lebenszeichen aus einer schlafenden Stadt durch den Morgennebel steigt.

Jetzt hatte er mich gesehen. Die Palette auf der Hand, war er mit einem Sprung an meiner Seite. Ich habs! schrie er. Er warf den Arm, mit dem er den Pinsel führte, um meinen Nacken und wollte mich so zu einem improvisirten Freudentanz hinreißen. Sie haben Eile, Sie suchen Ihren Hut? unterbrach er sich. Hier! und mit einem Griff hatte er mir den Epheukranz aufgestülpt. Warten Sie, das zeige ich Ihnen noch schnell!

Sehen Sie hier die Buche, durch die das Sonnenlicht fällt, und in den Zweigen den blonden Faun, der, von Lichtern geliebkost, vornüberliegt und schlummert? Sehen Sie die Isar und am Ufer das gelbe Grün, ich meine das junge Gras? Da vorn die beiden Umschlungnen, von denen der im Vordergrunde sich als dunkler Fleck abhebt — denn Sie wissen doch, im Vordergrunde brauchts eine sakramentsche Tiefe. Das sind der Gendarm und der Vagant. Neben ihnen, da laß ich dann die Flasche liegen, die sie verbrüdert hat. Sehen Sie die schwüle Mittagssonne, die den Faun mitten im Lachen in den Schlaf gesenkt hat? Sehen Sie, wie das Licht flutet, daß die Schatten daneben eine bläuliche Kühle atmen? Das ist nun alles fad, weil es aus dem Kopf gemacht ist. Aber heute Mittag gehe ich hinaus und arbeite vor der Natur. Da kann Stimmung hineinkommen! Die Historie drängt sich nicht auf. Wir fangen das Auge mit feingestimmten Farbenflecken, und wenn man näher herantritt, findet man die geistreiche Pointe.

Er hatte mich losgelassen, um mir die groß angedeuteten Züge auf seiner Leinwand zu erklären. Jetzt fiel er mir wieder um den Hals und klemmte meinen Kopf gegen seine Rippen, sodaß ich ihn mit beiden Händen zurückstemmen mußte. Der lächerliche Mensch hatte Thränen in den Augen.

Mit dem Epheukranz und meinem Hut in der Hand kam ich unten an. Den Hut hatte ich neben der Thür am Boden gefunden. Habenschaden soll leben! klang eine mächtige Stimme hinter mir drein.

Es ist ein verrücktes Pack, diese Künstler! sagte ich zu mir selber, während mein trauriger Gaul die Beine durcheinanderwarf und die Luisenstraße entlang zum Bahnhof rannte.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Warnungsruf an die deutschen Universitäten. Im Augustheft der Göttingischen gelehrten Anzeigen stellt Herr Professor Minor fest, daß im Verlaufe von einem Dutzend Jahren sich nicht weniger als drei Privatdozenten auf Grund von Untersuchungen über das älteste Goethische Liederbuch habilitirt haben. Er selbst war der erste, „ein Herr Dr. S. Schultze" der zweite, A. Strack der dritte. Ihnen hat sich vor kurzem ein vierter mit einer Habilitationsschrift über Goethes Faust in seiner ältesten Gestalt angeschlossen. Wem diese Zusammenstellung

die Augen noch nicht darüber öffnet, wie üppig in den philosophischen Fakultäten ein ungesundes Spezialistentum ins Kraut schießt, der kann oder — will nicht sehen. Wir bedauern nur, daß die weitern Bemerkungen Minors geeignet sind, ein Umsichgreifen des Schadens eher zu befördern als zu verhüten. Gesetzt, Schultze befände sich nicht in so „sklavischer Abhängigkeit" von den Arbeiten andrer, und Strack hätte seine „paar mehr oder weniger glücklichen Parallelstellen" zu einer zusammenhängenden Darstellung, wie sie Minor fordert, verarbeitet, so würde ihnen dieser auf Grund solcher Leistungen allerdings noch keineswegs die Befähigung an Hochschulen zu lehren zuerkennen. Aber was ist es, das noch hinzukommen müßte? Tritt Herr Minor dafür ein, daß niemand über Lessing lesen dürfe, der nicht den Beweis geliefert hat, daß er Aristoteles von Grund aus versteht und auch — übersetzen kann? Oder fordert er, daß keinem ein Kolleg über Goethe zu halten gestattet sein soll, der nicht eine ebenso genaue Kenntnis Spinozas mitbringt? Uns will es scheinen, daß diese Forderungen mindestens ebenso berechtigt seien als die seinerzeit an Herrn Minor gestellte, einen angelsächsischen Text erklären zu können. Oder sucht er darauf hinzuwirken, daß jeder, der zum akademischen Beruf zugelassen zu werden wünscht, vorher durch längere Unterrichtsthätigkeit eine solche Herrschaft über seine Gelehrsamkeit zu erweisen habe, daß man von ihm dauernde Anregung und Förderung der akademischen Jugend erwarten kann? Denn schließlich ist doch der Dozent der Studenten wegen da, nicht umgekehrt. Von alledem aber sagt Herr Minor kein Wort. Statt dessen ist er der Meinung, „daß derjenige, der*) einem Jünger die akademische Laufbahn eröffnet, ihn nicht bloß in eine Fakultät, sondern in die akademische Welt überhaupt einführt. Wie man aber im gesellschaftlichen Leben nach dem Namen dessen fragt, der in ein Haus eingeführt wird, so hätte die gelehrte Welt auch wohl das Recht, zu verlangen, daß ihr der neue Kollege durch eine oder die andre Leistung wenigstens dem Namen nach bekannt sei, ehe sie ihn als Kollegen begrüßen darf." Das also ist des Pudels Kern. Möge künftig jeder, ehe er sich habilitirt, dafür sorgen, daß sein Name wenigstens in einer gelehrten Zeitschrift unter einem Aufsatz prangt, in dem die Entstehungszeit eines Gedichts erwiesen, durch eine glückliche Konjektur eine dunkle Stelle aufgehellt oder ein neuentdeckter Brief Heines veröffentlicht und mit Kommentar versehen wird! So hofft Herr Minor zu verhüten, daß die deutschen Universitäten aufhören, die „Hauptvertreter der Intelligenz ihres Vaterlandes" zu sein. Wir unsrerseits beglückwünschen jeden Dozenten, dem kein andrer Vorwurf gemacht werden kann als der, bis zu seinem Eintritt in die akademische Wirksamkeit ein vir ignotissimus gewesen zu sein.

*) Welcher! Herr Minor. Derjenige wird immer mit welcher verbunden. Wenn man welcher vermeiden will, muß man auch derjenige vermeiden und sagen: Wer.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Der Achtſtundentag

Von O. Bähr

In dem Aufſatz: „Der Achtſtundentag in der Wirklichkeit“ (im 31. Heft) wurde berichtet, daß in England eine große Maſchinenfabrik von Mather und Platt mit dem Achtſtundentag eine einjährige Probe gemacht habe, die zur Zufriedenheit ausgefallen ſei. Bisher war in der Fabrik wöchentlich 53 Stunden gearbeitet worden. Die Löhne wurden zu einem Dritteil als Stücklohn, zu zwei Dritteilen als Wochenlohn gezahlt. Vom 20. Februar 1893 ab wurde nun die Arbeitszeit auf 48 Stunden herabgeſetzt. Es wurde morgens von $7\frac{3}{4}$ bis 12 Uhr, nachmittags von 1 bis $5\frac{1}{2}$ Uhr, am Nachmittag des Sonnabends gar nicht gearbeitet. Die gezahlten Löhne wurden beibehalten. Überſtunden wurden nicht gehalten. Wo es nötig war, wurde in Doppelſchichten mit beſonders angenommnen Arbeitern gearbeitet. Das Ergebnis war, daß ſich der Jahresumſatz im Verhältnis zu den in den letzten ſechs Jahren gezahlten Löhnen nicht verringert, ſondern um 0,4 Prozent erhöht hat. Die Erſparniſſe an Betriebskoſten betrugen gleichfalls 0,4 Prozent. Die durch Unpünktlichkeit der Arbeiter verloren gegangne Arbeitszeit hat ſich von 2,46 auf 0,46 Prozent vermindert. In dem Verdienſt der Stückarbeiter iſt allerdings ein kleiner Rückgang eingetreten, aber lange nicht ſo ſtark, daß er dem Verhältnis von 53 zu 48 entſpräche. Die geſamte im Verſuchsjahr geleiſtete Arbeitsmenge iſt größer geweſen als die der frühern Jahre.

Die Firma hat ſich hierauf entſchloſſen, die neue Einrichtung dauernd bei ſich einzuführen. Beſonders wird auf den Wegfall der beiden erſten Arbeitsſtunden vor dem Frühſtück Wert gelegt: dadurch bleibe dem Arbeiter die Friſche für die Arbeit erhalten. Es ſei alſo das Ziel erreicht worden, dem

Arbeiter durch Steigerung der Arbeitsenergie die der Erholung, der Fortbildung und dem Familienleben gewidmeten Ruhepausen zu verlängern.

Schon in dem Aufsatze selbst wird gesagt, daß man in England die Erfolge des Probejahrs nicht für vollkommen beweisend halte. Das Hauptbedenken der englischen Unternehmer, dem Beispiele zu folgen, liege darin, daß sie glaubten, England laufe Gefahr, seine wirtschaftliche Überlegenheit über andre Länder zu verlieren. Nur ein gleichzeitiges internationales Vorgehen würde einsichtige und wohlmeinende Unternehmer in den Stand setzen, an eine so große Reform, die als Gewinn für die Humanität zu begrüßen sein würde, heranzutreten. Vielleicht aber habe die Weisheit der Vorsehung in die „internationale weltverbessernde Sozialdemokratie“ die Kraft gelegt, der mangelnden Einsicht und dem mangelnden Willen der Unternehmer im ganzen Umkreise der Kulturnationen nachzuhelfen und damit einen Erfolg zu erzielen, der ihr weder vom Standpunkt einer vernünftigen Volkswirtschaft, noch von dem der Menschenfreundlichkeit zu mißgönnen sei.

Gewiß! Wenn es angeht, daß unsre Arbeiter nur acht Stunden täglich arbeiten, und wenn wir alle, auch die Arbeiter selbst, dann noch ebenso gut leben können wie bisher, wer sollte da nicht den Arbeitern gönnen, daß sie schon nach acht Stunden Feierabend machten? Zwar darf man sich über den Wert dieser gewonnenen Feierstunden keine allzu idealen Vorstellungen machen. Es ist ja möglich, daß manche Arbeiter in dieser Zeit nützliche Bücher lasen oder ihre Kinder unterwiesen oder sich sonst ihrer Ausbildung oder der Familie widmeten. Aber viele Arbeiter würden mit den gewonnenen Freistunden kaum etwas anzufangen wissen. Und wenn sie morgens zwei Stunden später zur Arbeit gingen und um so länger schlafen könnten, so würde das für viele nur die Anregung dazu sein, abends um so länger im Wirtshaus zu sitzen oder sich in Versammlungen und Vereinen herumzutreiben. Doch soll das kein Grund sein, weshalb wir nicht unsern Arbeitern eine längere Feierzeit gönnen möchten. Machen doch auch unter den höhern Ständen viele von ihren Freistunden nicht immer den besten Gebrauch.

Die ganze Frage aber ist die: welchen Einfluß auf unsre Lebenshaltung würde es haben, wenn die Arbeiter nicht mehr, wie bisher im allgemeinen üblich gewesen ist, zehn Stunden, sondern nur noch acht Stunden an der Arbeit blieben? Wir behaupten, daß dann wir alle, und namentlich auch die Arbeiter, nicht mehr so gut leben könnten, wie wir jetzt leben; und wir behaupten ferner, daß deshalb für die Arbeiter selbst die Einführung des achtstündigen Arbeitstags keine Wohlthat, sondern der größte Schaden wäre.

Wir stellen einfach die Frage: wovon leben wir? Wir leben von der Summe der Güter, die wir schaffen. Je mehr Güter wir erzeugen, um so besser können wir leben, und ebenso umgekehrt. Nun sollte man denken, es könnte doch am wenigsten für die, die den Satz aufstellen: „Die Arbeit ist die

Quelle aller Güter," zweifelhaft sein, daß, wenn um den fünften Teil der Zeit weniger als bisher gearbeitet wird, auch ein entsprechend geringerer Teil von Gütern erzeugt wird. Nein! sagen die Verteidiger des kurzen Arbeitstags. Wenn der Arbeiter nur acht Stunden arbeitet, so steigert sich seine Energie so sehr, daß er in dieser Zeit ebenso viel arbeitet, wie bisher in zehn Stunden. Hierfür soll auch die in England gemachte Probe als Beweis dienen. An dieser Anschauung ist aber nur so viel wahr, daß der gewöhnliche Arbeiter das, was er für Zeitlohn in seiner gewöhnlichen Arbeitszeit schafft, auch in kürzerer Zeit schaffen könnte, wenn er sich besonders anstrengte. Man braucht nur Arbeiter, die offen arbeiten, z. B. Maurer, Weißbinder u. s. w., einige Zeit zu beobachten, und man wird sehen, daß sie sich nicht übereilen, sondern ganz gemächlich arbeiten. Daraus soll ihnen gar kein Vorwurf gemacht werden. Eine schwere Arbeit stets in der angestrengtesten Weise zu üben, hält der Mensch auf die Länge der Zeit nicht aus. Eine gewisse Lässigkeit liegt nun einmal in der Natur der großen Mehrzahl der Menschen. Zeitweise kann freilich der Mensch, wenn es sein Interesse erheischt, auch angestrengter arbeiten. Darauf beruht es z. B., daß, sobald für Stücklohn gearbeitet wird, nach bekannter Erfahrung die Arbeit weit schneller fortrückt. Darauf wird es auch beruhen, daß bei der in England gemachten Probe die Arbeiter in der verkürzten Arbeitszeit ebensoviel erarbeitet haben wie in der frühern längern; wobei auch in Betracht kommt, daß dort die Verkürzung der Zeit (von 53 auf 48 Stunden) nur etwa ein Zehntel der bisherigen Arbeitszeit betrug. Dieses Zehntel einzuholen, war für die Arbeiter, wenn sie sich einigermaßen anstrengten, gewiß nicht schwierig; und sie werden sich um so mehr angestrengt haben, als sie wußten, daß auf diese Probe die Augen ganz Englands gerichtet waren. Der Erfolg dieser Probe beweist also gar nichts. Nicht darauf kommt es an, ob Arbeiter in acht Stunden ebenso viel arbeiten können, wie sie gewöhnlich in zehn Stunden arbeiten; sondern darauf, ob sie bei allgemeiner Einführung des achtstündigen Arbeitstags auch ebenso viel arbeiten würden. Die Annahme, daß sie das thun würden, steht völlig in der Luft. Wie die sozialdemokratische Theorie überhaupt, beruht auch sie auf einer völligen Verkennung der Menschennatur. Die Arbeiter würden, nachdem sie den achtstündigen Arbeitstag erlangt hätten, in den acht Stunden gerade so fleißig und so lässig arbeiten wie bisher. Das würden sie als ihr gutes Recht in Anspruch nehmen. Denn wozu hätten sie denn den Achtstundentag erobert, wenn ihnen nun zugemutet würde, ebenso viel zu arbeiten wie früher?

Die Annahme, daß bei Einführung des Achtstundentags ebenso viel Güter würden erzeugt werden, wie jetzt bei zehnstündiger Arbeitszeit, ist völlig haltlos. Wäre sie richtig, so könnte man auch weiter gehen und sagen: ebenso viel wie in acht Stunden kann auch in sechs Stunden erarbeitet werden. Denn wo liegt die Grenze? Vollends klar ist, daß eine verminderte Arbeitszeit auch

eine verminderte Gütererzeugung nach sich ziehen würde bei allen Geschäften, die auf ständigem Maschinenbetrieb beruhen. Denn daß eine Maschine, wenn sie acht Stunden im Gange ist, weniger liefert, als wenn sie zehn Stunden geht, das ist doch wohl nicht zu bezweifeln.

Wenn nun durch die Verminderung der Arbeitszeit, wie sicher zu erwarten ist, ein merklicher Verlust an Gütererzeugung eintritt, wer soll denn den Schaden tragen? „Wir nicht," sagen die Arbeiter. „Es versteht sich von selbst, daß uns der gleiche Lohn wie früher gezahlt werden muß." Der Schaden soll also auf den Unternehmer fallen. Nun giebt es ja wohl Geschäfte, die so reichlichen Gewinn abwerfen, daß sie diesen Verlust auf sich nehmen könnten. Es giebt aber auch andre Geschäfte, in denen so wenig verdient wird, daß sie einen solchen Verlust nicht ertragen könnten. Diese Geschäfte würden also eingestellt werden müssen oder kaput gehen, und die in ihnen beschäftigten Arbeiter würden brotlos werden. Dann würden sich aber diese Arbeiter sofort auf die übrigen Geschäfte stürzen mit dem Notrufe: „Gebt uns Arbeit! Wir thun es wohlfeiler!" Damit hätte die Arbeiter ihr Verhängnis ereilt. Das gesteigerte Angebot von Arbeit würde dahin führen, daß die Arbeiter mit geringern Löhnen fürlieb nehmen und darnach auch ihre ganze Lebenshaltung einrichten müßten. Die verminderte Gütererzeugung würde also auf sie selbst zurückfallen. Es ist ganz undenkbar, daß die Arbeiter von einem solchen Rückgange der Industrie unberührt bleiben könnten. Sie würden mindestens in gleichem Maße darunter zu leiden haben wie die Arbeitgeber.

Ein seltsamer Irrtum ist es auch, wenn man glaubt, der Achtstundentag ließe sich ohne Bedenken einführen, wenn sich nur alle Kulturnationen darüber einigen wollten, weil dann keine Nation der andern in der Konkurrenz auf dem Weltmarkte voraus wäre. Diese Annahme zeigt so recht, daß man die eigentliche Bedeutung, die die Verminderung der Arbeit in sich trägt, nicht erkennt. Denn nicht bloß in der gefährdeten Konkurrenz liegt der Nachteil einer verminderten Gütererzeugung, sondern vor allem in der eignen Verarmung. Wenn sämtliche Nationen den Achtstundentag bei sich einführten, so würden alle gleichmäßig verarmen, und jede einzelne würde das nicht minder empfinden.

Durch die Fortschritte unsrer Industrie hat sich unsre ganze Lebensweise, und nicht zum mindesten auch die der Arbeiter, in einer Weise gesteigert, daß sie die natürlichen Quellen unsers Wohlstandes weit überragt, und daß wir die größten Anstrengungen machen müssen, um sie aufrecht zu halten. Wir können Gott danken, wenn von außen her keine Umstände eintreten, die uns zurückwerfen und uns eine bescheidnere Lebensweise aufnötigen. Daß wir aber von freien Stücken einen bedeutenden Teil unsrer Arbeit einstellten und dabei glaubten, wir könnten doch ebenso gut fortleben, wäre eine heillose Verirrung. Leider kann man damit keine Probe machen. Denn schon eine

solche würde verhängnisvoll genug wirken. Würde sie aber gemacht, so würden die Arbeiter die ersten sein, die nach Wiedereinführung der vollen Arbeitszeit riefen. Sie würden die Minderung ihres Wohlstandes so schwer empfinden, daß der Gewinn an Freistunden für sie gar nicht in Betracht käme. Sich dem Glauben hingeben, daß auch bei Minderung unsrer Arbeit unser Wohlstand derselbe bleiben würde, das kann nur jemand, der gar nicht zu rechnen versteht.

Die englischen Gewerkvereine

Von Hans von Nostitz

Unter den verschiednen Genossenschaften, durch die sich die arbeitende Bevölkerung Englands zu helfen sucht, sind die Gewerkvereine (trade unions) die wichtigsten und ihrem Herzen am teuersten. Denn sie sind, wenn nicht die Organisation, so doch der Versuch einer Organisation für die englischen Arbeiter, und als solcher vielleicht typisch für den modernen Arbeiterstand überhaupt.

Was sind sie? Es sind freiwillige Genossenschaften von Arbeitern eines Gewerbes.

Es sind Genossenschaften von Arbeitern, und zwar von Arbeitern im gewöhnlichen Sinne des Wortes, Arbeitern mit der Hand, einschließlich der Arbeiterinnen. Die Gewerkvereine, die sich neuerdings z. B. bei Lebensversicherungsagenten, Kommis, Postbeamten finden, sind unbedeutende und seltene Ausnahmen.

Es sind Genossenschaften von Arbeitern eines Gewerbes, also Berufsgenossenschaften, z. B. von Tuchmachern, Kutschern, Bergleuten, Matrosen, Schustern, die älteste, einfachste und natürlichste Art der Genossenschaft. Wohl in allen Gewerben des gewerbreichen Englands sind Gewerkvereine vorhanden. Der Bericht des Ausschusses für die Arbeitsfrage unterscheidet allein 35 Hauptarten von Gewerben. Die landwirtschaftlichen und die Arbeiter ohne bestimmtes Gewerbe, die sogenannten Handarbeiter, zählen dabei als eine Gruppe.

Es sind freiwillige Genossenschaften und als solche ein glänzender Beleg für die im Leben des englischen Volkes so bedeutungsvoll gewordne Fähigkeit, sich zur Erreichung gemeinsamer Ziele frei zu vereinigen.

Die ersten Gewerkvereine im heutigen Sinne entstanden zu Anfang des Jahrhunderts. Aber auch schon Ende des vorigen Jahrhunderts finden sich ähnliche Bildungen, die zwar nicht die Nachkommen, aber die modernen Nach-

folger der alten Gesellenbrüderschaften und in einem weitern Sinne der Handwerkergilden und der noch weit ältern Bürgergilden sind. Gebildet wurden diese Gewerkvereine von den gelernten Arbeitern des neu aufkeimenden Großbetriebs.

Der Großbetrieb wuchs heran ohne genügende gesetzliche Regelung. Im Gegenteil wurde die Gesetzgebung aus der Zeit des handwerksmäßigen Betriebs teils durch Gewohnheit, teils, wie z. B. in der Textilindustrie, durch besondre Gesetze Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts als veraltet beseitigt. Auch hier erstickte der individualistische Liberalismus die alte Ordnung, schuf aber keine neue. Rechtlich war damit auch der Arbeiterstand atomisirt. Aber gerade der Großbetrieb, zu dessen Gunsten die alte gewerbliche Ordnung aufgelöst worden war, führte die Arbeiter thatsächlich wieder zusammen. Er wies sie gruppenweise in die Räume derselben Fabrik, stellte sie in einer für alle bemerkbaren Weise unter mehr oder minder gleiche Bedingungen, hielt sie, soweit es sich um gelernte Arbeiter handelte, dauernd unter diesen Bedingungen fest und stellte ihrer so geschlossenen Mehrzahl den einen Fabrikleiter oder Fabrikherrn gegenüber. Die freie Konkurrenz sorgte dafür, daß unter den einzelnen Betrieben desselben Gewerbes keine zu große Ungleichheit und damit kein Gegensatz zwischen den Arbeitergruppen der verschiednen Betriebe in dem Gewerbe entstand. Dazu entbehrte die neue Klasse der Großindustriellen der Überlieferungen sozialen Pflichtbewußtseins. Zwischen dem Arbeitgeber und der thatsächlich von ihm abhängigen Arbeiterschar knüpften sich in der Regel keine persönlichen, menschlichen Beziehungen.

So begünstigt, erwuchs in besonderm Maße unter den gelernten Arbeitern des Großbetriebs das Gefühl der Zusammengehörigkeit nach innen und außen und verband im Verein mit dem Druck einer oft elenden Lage und mangelnder gesetzlicher Fürsorge gerade sie zuerst und vor andern in Gewerkvereine. So z. B. die Maschinenbauer, die Textilarbeiter, die Drucker. Vereine gelernter Arbeiter sind die ältesten, und weil die angeführten Ursachen wenigstens zum Teil noch fortwirken, umfassen sie auch heute noch verhältnismäßig die meisten Angehörigen des Gewerbes, sind also verhältnismäßig die mächtigsten. Bis vor wenigen Jahren waren sie die einzigen von Bedeutung. Am geringsten ist die Organisation in den handwerksmäßigen und in den Gewerben, in denen ausschließlich*) Frauen beschäftigt sind.

Einigkeit macht stark, das ist der Grund für die Bildung der Gewerkvereine. Nach ihrem Zweck sind sie zunächst Interessenvertretungen. Und da

*) Die Organisation wird zwar von einigen Damen eifrig betrieben, aber ohne großen und dauernden Erfolg. Dagegen sind in den Gewerben, in denen Frauen, wenn auch in großer Zahl, neben Männern beschäftigt werden, wie z. B. in der Textilindustrie, die Frauen eifrige und stetige Mitglieder der Gewerkvereine.

ist es nicht anders möglich, als daß diese ihre Spitze gegen den Arbeitgeber richten.

Erstens soll dem einzelnen Vereinsmitglied in seinen Beschwerden, soweit die bestehende Ordnung verletzt ist, geholfen werden. Der Einzelne soll geschützt werden gegen Verkürzung in seinen wohlerworbnen Rechten, z. B. gegen unbegründeten Lohnabzug und Bedrückung überhaupt. Der Verein untersucht den Fall, erklärt sich für solidarisch mit seinem Mitgliede, gewährt ihm Rechtsbeistand und übernimmt namentlich auch die Prozeßkosten, eine sehr wertvolle Hilfe. Denn in England giebt es kein Armenrecht für den Prozeß, wie bei uns.

Zweitens aber sollen die Arbeitsbedingungen möglichst günstig gestaltet werden, zum Vorteil nicht bloß des Einzelnen, sondern der Arbeiterschaft des Vereins und mittelbar des Gewerbes.

Da ist vor allem die Lohnfrage. Jeder Gewerkverein will einen guten, mindestens ausreichenden (fair) Lohn, wenn möglich einen höhern als bisher durchsetzen. Was die Art der Löhnung betrifft, so sind die Gewerkvereine allgemein gegen Stücklohn. Sie berufen sich darauf, daß die Kraft des Arbeiters zu schnell verbraucht wird und ihm andrerseits doch nicht der volle Nutzen wird, da der Arbeitgeber regelmäßig den Stücklohn herunterſetzt, wenn gute Arbeiter auffallend viel zu verdienen anfangen. Ein allgemeines Verbot, bei Stücklohn zu arbeiten, ist zwar in den Statuten selten, doch findet sich oft die Bestimmung, daß die Einführung des Stücklohns nicht zu dulden sei. Mit besondrer Schärfe und aus begreiflichen Gründen wenden sich die Gewerkvereine gegen die Vergebung von Arbeit an einen Mittelsmann.*) Nur wenn er etwa gleichzeitig der Vormann ist und den Gewinn mit den übrigen billig teilt, wie es namentlich im Schiffsbau bei Vergebung einzelner Stücke oft der Fall ist, wird natürlich nichts eingewendet.

Da ist ferner die Frage der Zeitdauer der Arbeit. Hier ist das Ziel möglichste Verkürzung der regelmäßigen Arbeitszeit, bei Erhaltung mindestens gleichen Lohns und möglichster Beschränkung der Überzeit, soweit sie nicht durch außergewöhnliche**) Umstände geboten erscheint. Die Beschränkung der Überzeit wird oft durch die Forderung höhern Lohns zu erreichen gesucht.

Die Einschränkung der Arbeits- und insbesondre der Überzeit in der Stückarbeit soll namentlich dazu dienen, den Arbeitslosen des Gewerbes Arbeit zu verschaffen.***) Denn ein dritter Gegenstand gewerkvereinlicher Fürsorge ist

*) Seine schlimmste Ausartung ist der fluchwürdige „Schweißaustreiber“ (sweater) in einigen Hausindustrien.

**) Z. B. Maschinenreparatur, dagegen nicht Häufung der Bestellung bei sogenannter Saisonarbeit.

***) Wiederholt ist mir von den Führern erklärt worden, nicht hoher Lohn, sondern die Ständigkeit der Beschäftigung bei einigermaßen auskömmlichem Lohn sei die Hauptsache.

die Erhaltung oder bessere Verteilung der Arbeitsgelegenheit. Ihr dient auch die aus der Geschichte der Zünfte wohlbekannte und schon im Lehrlingsgesetz der Elisabeth für berechtigt erklärte Forderung gelernter Gewerkvereine, daß die Zahl der Lehrlinge in einem bescheidnen Verhältnis zu der Zahl der ausgelernten Arbeiter stehen soll. So wird auch der Übergang von einem Zweig des Gewerbes zu einem andern oft in gleicher Absicht erschwert.

Aber kein Arbeitslohn ohne Arbeitsfähigkeit. Schon deshalb bilden auch Unfallsicherheit und Gesundheitsunschädlichkeit des Betriebs einen hervorragenden Teil des Gewerkvereinsprogramms: im einzelnen werden gute Arbeitsräume, genügende Ventilation, Schutzvorrichtungen und bessere Aufsicht der Behörden über diese Dinge gefordert.

Allen diesen Bestrebungen ist gemeinsam und eigentümlich, daß sie auf eine Regelung des Gewerbes überhaupt hinzielen. Insbesondre wird mit Bewußtsein allgemein in der Theorie und von mächtigen Gewerkvereinen auch in der Praxis die Regelung und Kontrolle der Produktion erstrebt.

Als Mittel zum Zweck dient im einzelnen Fall zunächst die Verhandlung mit dem Arbeitgeber.

Diese vielangefochtne Führung der Verhandlung durch den Verein liegt nicht immer bloß im Interesse der Arbeiter. Vielmehr setzt ein Einigungs- oder Schiedsverfahren, wenn die Entscheidung auch gegen eine größere Anzahl von Arbeitern wirken soll, regelmäßig auch eine Arbeiterorganisation voraus, die nicht bloß materiell, sondern auch moralisch eine Gewähr bietet.

Die Verhandlung ist der gütliche Weg; das Zwangsmittel, der gewerbliche Krieg, ist die Arbeitseinstellung, der Streik auf Seiten der Arbeiter, die Entlassung, die Aussperrung, der lock-out auf Seiten des Arbeitgebers.

Aber im einzelnen Fall sowohl wie im allgemeinen liegt die Entscheidung über die Arbeitsbedingungen nicht bloß zwischen den eigentlichen Parteien. Die Nichtgewerkvereinler des Gewerbes, die andern Gewerbe und die öffentliche Meinung üben stets mehr oder minder einen Einfluß, oft einen ausschlaggebenden. Die Gewerkvereine suchen daher immer diese Mächte zu gewinnen, vor allem sich möglichst unter den Nichtgewerkvereinlern auszubreiten, neuerdings auch mehr und mehr die Gesetzgebung unmittelbar zu beeinflussen.

Neben der Interessenvertretung, dem Schutz- und Trutzzwecke, ergiebt sich aber aus der wirtschaftlichen Lage des Arbeiters von selbst die andre große Aufgabe jeder Arbeitergenossenschaft: Unterstützung für die Notfälle vorzusehen, in denen der Arbeiter erfahrungsgemäß einer Geldhilfe am meisten bedarf.

In diesen Hilfskassen, die alle dem verständigen Sinne ihrer Mitglieder ein glänzendes Zeugnis ausstellen, herrscht die größte Mannichfaltigkeit. Folgendes soll nur eine kurze Übersicht bieten.

1. Das Sterbe- oder Begräbnisgeld, wie es sich schon in den Innungs- und Gildenstatuten findet. Es wird als einmalige Abfindungssumme gewährt

beim Tode des Mitglieds und in geringerer Höhe teilweise auch beim Tode der Ehefrau und unerwachsener Kinder, selten der Eltern oder erwachsener Kinder. Die höchste Summe geben wohl die Londoner Drucker mit etwa 300 Mark, der Durchschnitt dürfte etwa 200 Mark sein. Beim Tode eines Mitglieds wird meist angerechnet, was etwa schon beim Tode von Kindern gezahlt worden ist. An wen die Auszahlung erfolgen soll, wird im Statut genau vorgeschrieben.

2. Das Krankengeld. Dies hat sich später und nicht so allgemein wie das Sterbegeld bei den Gewerkvereinen eingebürgert. Lange begnügte man sich damit, Sammlungen oder Verlosungen oder wohlthätige Feste für den einzelnen Fall zu veranstalten. Jetzt wird meist wöchentliches Krankengeld gegeben, in einer Durchschnittshöhe von etwa 10 Mark, aber auch etwa 15 Mark die Woche kommen vor, z. B. bei Ziegelarbeitern. Daneben werden meist der Arzt und der Apotheker bezahlt. Nur selten ist die Benutzung eines Krankenhauses vorgeschrieben, wozu der Verein dann eine bestimmte Summe beiträgt. Das Krankengeld wird nur eine beschränkte Zeit, 13 bis 25 Wochen lang, gezahlt und ist in den ersten Wochen meist höher als in den letzten. Wer infolge von Ausschweifung erkrankt, erhält es nicht. Desgleichen wird es dann entzogen, wenn sich der Kranke betrinkt, wenn er den Anordnungen des Arztes oder den sonstigen Regeln, z. B. über die Ausgehzeit, zuwiderhandelt, und es wird eine strenge Aufsicht geübt.

3. Die Altersrente. Ihre regelmäßigen Voraussetzungen sind ein gewisses Alter, von 60 Jahren und darüber, und eine längere Dauer der Mitgliedschaft: 30 bis 40 Jahre. Dem Unterstützten ist in der Regel verboten, in seinem Gewerbe zu arbeiten. Die Rente wird meist wöchentlich ausgezahlt und ist nicht so häufig und meist geringer als die Krankenrente. So geben Maschinenbauer z. B. etwa 10 bis 7, Schneider 5 bis 2 Mark. Nicht selten wird sie auch durch eine einmalige, nicht sehr hohe Abfindungssumme ersetzt, z. B. bei einem Verein der Eisenbahnarbeiter durch 400 Mark.

4. Zuweilen ist bloße Arbeitsunfähigkeit genügend; dann wird die Altersrente zur Invalidenrente.

5. Dagegen kommt bei den Gewerkvereinen gefährlicher Gewerbe oft Unfallgeld als einmalige Abfindungssumme in einer Höhe von 1000 bis 2000 Mark vor. Der Unfall darf aber nicht verschuldet sein, z. B. durch Trunk.

6. Außergewöhnliche Unterstützung findet sich bei Schiffbruch und Schadenfeuer.

7. Waisen werden nur von einem einzigen Verein von Eisenbahnarbeitern unterstützt.

8. Auswanderungsgeld war früher häufiger, ist aber jetzt selten. Es erreicht meist nicht 200 Mark, und der Empfänger muß sich verpflichten, vor Ablauf einer längern Zeit nicht zurückzukehren.

Die bis jetzt besprochnen Versicherungszwecke werden zum guten Teil und oft noch in reichlicherm Maße auch von den außerordentlich verbreiteten, bedeutenden und vielgestaltigen friendly societies, bloßen auf Gegenseitigkeit beruhenden Hilfskassen verfolgt, denen auch andre wirtschaftlich Schwache, nicht bloß Arbeiter angehören.

Den Gewerkvereinen eigentümlich als Abhilfe gegen einen Notstand, dem der Arbeiter als solcher besonders ausgesetzt ist, ist die Unterstützung derer, die außer Arbeit sind. Die Arbeitslosigkeit kann die Folge von Mangel an Arbeitsgelegenheit oder von Streit mit dem Arbeitgeber sein. Wer nach Ansicht des Gewerkvereins die Arbeit durch seine Schuld verliert, oder wer angebotne, insbesondre vom Gewerkverein vermittelte Arbeit nicht annimmt, erhält die Unterstützung nicht.

Die Unterstützung wird meist wöchentlich, in ähnlicher Höhe wie das Krankengeld, aber länger als dieses, oft bis zu einem Jahre, gewährt, bei Arbeitseinstellungen und Aussperrungen so lange und so weit, als die Mittel reichen. Sie erst setzt den Arbeiter in den Stand, die Arbeitseinstellung oder Aussperrung auszuhalten. Verheiratete erhalten oft mehr als Ledige, oft wird auch die Zahl der Kinder und die Dauer der Mitgliedschaft in Betracht gezogen. Kann der Unterstützte etwas verdienen, so wird ihm das angerechnet. Besonders gut werden in Streitfällen die gestellt, die wegen ihrer gewerkvereinlichen oder sonstigen agitatorischen Thätigkeit die Arbeit verloren haben. Sie erhalten ihren vollen Lohn und zuweilen eine besondre Vergütung, die bei einem Verein von Lokomotivenbauern etwa 2000 Mark beträgt. Wer sich auf der Suche nach Arbeit befindet, erhält oft noch ein Meilen- oder Wandergeld. Früher wurde auch eine sogenannte Reisekarte ausgestellt, deren Vorzeigung Unterkunft und Verpflegung sicherte. Man ist aber davon abgekommen, weil zu oft Mißbrauch damit getrieben wurde.

Ergänzt werden diese Einrichtungen noch sehr wesentlich durch den Arbeitsnachweis, der bei den meisten Gewerkvereinen gut organisirt ist und auch vielfach von den Arbeitgebern benutzt wird. Die Arbeitsuchenden, die sich jeden Tag vorzustellen haben, sind an die Reihenfolge der Eintragungen gebunden. Frei werdende Arbeitsstellen sind von den Mitgliedern anzuzeigen. Die regelmäßig einlaufenden Berichte ermöglichen der Hauptstelle, Arbeiter dorthin zu weisen, wo Nachfrage ist. Oft geschieht dies unter Ersatz der Reisekosten.

Die bisher besprochnen Ziele sind die hauptsächlichsten, aber nicht die einzigen Ziele der Gewerkvereine. Die Vereine suchen daneben auch ihre Mitglieder bürgerlich, sittlich und geistig zu heben. Es wird das Klubleben begünstigt, und dabei oft der Spirituosengenuß versagt und die Benutzung von Gasthäusern vermieden. Es werden gute Lesezimmer gehalten mit Zeitungen aller Richtungen, und Büchereien, in denen namentlich die Naturwissenschaften eine große Rolle spielen. Es werden Disputirübungen veranstaltet und Vor-

lesungen gehalten, namentlich mit Hilfe der Universitätsausdehnungsbewegung. So wird der Verbreitung stetigerer Gewohnheiten, wie sie z. B. die Bergleute in North Staffordshire in ihrem Statut ausdrücklich wünschen, vorgearbeitet.

Politische Zwecke sind bis vor kurzem von den Gewerkvereinen nicht verfolgt worden. Sie wurden in den einzelnen Statuten nur ausnahmsweise und nebensächlich erwähnt. Der Gewerkvereinler als solcher war nicht Parteimann. Neuerdings ist aber darin ein Umschlag eingetreten, auf den ich später noch kommen werde.

Die notwendigen Geldmittel werden durch regelmäßige und außerordentliche Beiträge aufgebracht, die beide in der Höhe sehr verschieden sind. So bezahlen z. B. an regelmäßigen Beiträgen die Dockarbeiter von Chatham etwa 10 Pfennige die Woche und 20 Pfennige das Vierteljahr, die schottischen Eisengießer dagegen beinahe 1 Mark 40 Pfennige die Woche. Außerordentliche Umlagen werden namentlich besonders zur Füllung der Kassen bei und nach Arbeitsstreitigkeiten von den Nichtfeiernden, so z. B. während des großen Bergarbeiterausstandes des letzten Jahres, bis zur Höhe von etwa 1 Mark täglich für den Kopf erhoben. Lehrlinge und Frauen bezahlen im allgemeinen weniger. Rückstände werden ziemlich streng eingetrieben, und wenn sie eine gewisse Höhe erreicht haben, mit Ausschließung geahndet.

Die Beiträge werden zwar für die einzelnen Zwecke gewöhnlich gesondert angesetzt und berechnet. Bei Arbeitsstreitigkeiten wird aber oft beschlossen, auch die für andre Zwecke aufgesammelten Gelder, z. B. Sterbegeld, Krankenrente, zu verbrauchen. Doch werden dann die so geschädigten Einzelkassen möglichst wieder auf die alte Höhe gebracht. Nur selten ist das nicht geschehen.

Hinsichtlich der Anlegung der oft doch bedeutenden Gelder ist bemerkenswert, daß die Gewerkvereine, auch die höchststehenden, fast ganz darauf verzichten, eigne industrielle Unternehmungen zu gründen. Der Hauptgrund scheint der zu sein, daß man das Risiko scheut.

Ein Gewerkverein verfolgt nun nicht immer alle die Ziele, über die ich im Vorhergehenden einen Überblick gegeben habe; das thun nur die entwickeltsten. Was die Gewerkvereine kennzeichnet, das ist der Schutz- und Trutzzweck, die Interessenvertretung. Dem entsprechend sammelt jeder Gewerkverein Streitmittel. Auch geschichtlich ist dieser Zweck der älteste, ja er war anfangs der einzige. Sind doch die ersten Gewerkvereine in der Regel aus zeitweiligen Verbindungen entstanden, die geschlossen wurden, um z. B. Erhöhung des Lohnes auf einen gewissen Satz zu erreichen. Die Unterstützung in den gewöhnlichen Notfällen findet sich zwar gleichzeitig mit dem ersten Zweck in größerer oder geringerer Ausbildung bei den meisten, aber doch nicht bei allen Gewerkvereinen. Von denen, deren Satzungen in den Blaubüchern des parlamentarischen Ausschusses für die Arbeitsfrage zusammengestellt sind, verfolgen 270 beide Hauptziele, aber über 70 vorzugsweise den Schutz- und Trutzzweck. Lehr-

reich ist, was nach den letzten statistischen Tabellen des Handelsamts die berücksichtigten 430 Gewerkvereine für die einzelnen Zwecke im Jahre 1891 — weiter reichten die Nachweise zur Zeit nicht — ausgegeben haben. Es haben nämlich thatsächlich ausgegeben:

für	Unterstützung gewöhnlicher Arbeitsloser	133	Gewerkvereine	über	4000000 Mark
„	Arbeitsstreitigkeiten	123	„	„	3000000 „
an	Krankengeld	98	„	„	2000000 „
„	Altersrente	48	„	unter	2000000 „
„	Sterbegeld	158	„	„	1500000 „
„	Unfallgeld	38	„	über	300000 „

Das macht zusammen 13000000 Mark in einem Jahre. An Vermögen besaßen diese Gewerkvereine mit 1100000 Mitgliedern 35000000 Mark. Diese Zahlen schließen aber durchaus nicht alle Gewerkvereine ein, denn nicht alle schicken dem Handelsamt ihre Berichte. Das Vermögen und die Mitgliederzahl aller Gewerkvereine wird viel höher, von dem Gewerkvereinler Howell auf 2 Millionen Personen (etwa ein Viertel der industriellen und ein Siebentel der gesamten Arbeiterschaft) und 80 Millionen Mark geschätzt, doch ist das übertrieben.

Howell schätzt auch, was 14 der angesehensten und zum Teil schon aus den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts stammenden Gewerkvereine, darunter Mechaniker, Maschinenbauer, Eisengießer, Schneider und Drucker, seit ihrem Bestehen aufgewendet haben. Nach ihm haben diese 14 Gewerkvereine allein gegen 160 Millionen Mark ausgegeben, wovon etwa ein Drittel auf Arbeitsstreitigkeiten fallen dürfte. Diese Zahlen beweisen die Bedeutung der Gewerkvereine.

Die Unterstützung in Notfällen bezeichnet einen glänzenden Erfolg der Arbeiter. Es wird unendliches Elend damit verhütet, und nicht bloß die Allgemeinheit, sondern vor allem der Arbeiter selbst vor der traurigen Notwendigkeit der Armenunterstützung bewahrt. Denn in England giebt es keine Kranken-, Unfall-, Alters- und Invalidenversicherung von Staats wegen. Ebenso wohlthätig wirken die Unterstützung derer, die aus Arbeitsmangel keine Arbeit finden, und der Arbeitsnachweis als Gegengewicht gegen den sich mehr und mehr steigernden Einfluß der Handelskonjunktur.

In ihrer Gegnerschaft gegen die Stücklöhnung sind die Gewerkvereine zwar sehr wenig erfolgreich gewesen, die Stücklöhnung ist vielleicht die allgemeinste Art der Löhnung geblieben. Sie ist auch bei Arbeiterproduktivgenossenschaften im strengsten Sinne gebräuchlich; wie mir gerade dort bestätigt wurde, kann sie in vielen Fällen nicht entbehrt werden, um eine gerechte, der Leistung entsprechende Löhnung herbeizuführen.

Dagegen hat, wie wohl jetzt anerkannt ist, die Thätigkeit der Gewerkvereine

allgemein zu höherm Lohn, kürzerer Arbeitszeit*) und bessern Arbeitsbedingungen in den Grenzen der wirtschaftlichen Möglichkeit geführt, dem einzelnen Arbeiter einen Rückhalt gegeben und insbesondre die Arbeiterschutzgesetzgebung wirksam gefördert.**)

Natürlich sind diese auch für das Gemeinwohl wesentlichen Erfolge in der Interessenvertretung nicht allein das Verdienst der Gewerkvereine. Es ist nicht zu vergessen, daß die volkswirtschaftliche Entwicklung des Jahrhunderts im ganzen aufsteigend ist. Und wo es sich um wirkliche Notstände gehandelt hat, da hat die öffentliche Meinung stets zu Gunsten der Arbeiter wirksam und zwar nicht bloß durch Ausübung eines moralischen Drucks eingegriffen. Viele Arbeitseinstellungen und Aussperrungen hätten von den Gewerkvereinen nicht ausgehalten werden können, wenn nicht die besitzenden und gebildeten Klassen Riesensummen gespendet hätten.

In der Organisation und Verfassung der Gewerkvereine erhebt sich vor unsern Blicken ein mächtiges Gebäude des sozialen selfgovernment. Der Engländer hilft sich, indem er sich selbst regiert.

Jeder Gewerkverein entsteht örtlich als Vereinigung von Arbeitern eines Gewerbes an diesem einen Orte, und viele Gewerkvereine sind und bleiben auf einen Ort beschränkt. Die größern erstrecken sich über ein geographisch oder sonst abgeschlossenes größeres oder kleineres Gebiet, oder auch auf die ganzen vereinigten Königreiche einschließlich der Kolonien, wie z. B. der der Maschinenbauer, und haben dann regelmäßig Zweigvereine an den verschiednen Orten.***) Nach Bedürfnis schieben sich zwischen den Zweig- und den Hauptverein noch Bezirks und vielleicht auch noch Provinzialverbände ein.

Zweige, Bezirke, Provinzen haben eigne Verwaltung und Beamtenschaft. Aber alle wichtigern Fragen sind einheitlich in dem Statut geregelt, das meist nur in einer Generalversammlung und unter erschwerenden Bedingungen geändert werden kann. Nur in den Ausführungsbestimmungen sind Abweichungen möglich. Der Eintritt bei dem Zweige geschieht gewöhnlich auf Vorschlag zweier Mitglieder, die Wohlverhalten und zuweilen auch gute Gesundheit verbürgen müssen. Regelmäßig ist ein Eintrittsgeld zu bezahlen. Bei Gewerkvereinen ungelernter Arbeiter sinkt es bis zu 30 Pfennigen, bei gelernten Ar-

*) Der Durchschnittsarbeitstag wird mit Ausnahme der Gewerbe, die den Schweißaustreibern verfallen sind, auf nicht höher als 9 bis 9½ Stunden, in den Bergwerken auf 8 bis 8½ Stunden geschätzt. Sonnabends schließen die Fabriken schon am frühen Nachmittag.

**) Das Programm zu den Gewerkvereinskongressen zählt eine lange Reihe von Gesetzen auf, bei denen die Gewerkvereine die Urheberschaft oder doch die Mitarbeiterschaft für sich in Anspruch nehmen.

***) Es giebt Gewerkvereine mit annähernd 500 Zweigen. In mehreren Statuten sind nähere Bestimmungen über die niedrigste Zahl und die höchste Zahl der Mitglieder je eines Zweiges getroffen (z. B. 10 und 600). Der Hauptverein ist meist mit einem bestimmten, besonders bedeutenden Zweigverein verbunden, wechselt aber auch zuweilen seinen Sitz.

beitern steigt es bis zu etwa 120 Mark, es ist um so höher, je älter der Bewerber ist, also je längere Zeit er bis zu seinem Eintritt hat verstreichen lassen. Bei gelernten Arbeitern wird oft noch der Nachweis einer langen Lehrzeit (3 bis 7 Jahr) oder doch der Beweis gefordert, daß der Aufzunehmende wenigstens ein mittelguter Arbeiter ist. Hierfür genügt gewöhnlich der Nachweis, daß der Betreffende eine gewisse Zeit hindurch den Gewerkvereinslohnsatz verdient hat. Natürlich können nur Arbeiter des Gewerks ordentliche Mitglieder sein; doch werden zuweilen Arbeitgeber als Ehrenmitglieder, selbst als Vizepräsident oder Schatzmeister, doch ohne Stimmrecht zugelassen.

Ihre Beiträge bezahlen die Mitglieder bei dem Zweige. Doch finden von der Hauptstelle aus zwischen den einzelnen Zweigen in der Regel Ausgleichungen zu Gunsten der schwächern statt.

Die Hauptämter sind bei Zweigen, Bezirken, Provinzen und Hauptvereinen dieselben. Es giebt Präsidenten, Sekretäre, „Treuhänder." Diese erhalten meist eine mäßige Vergütung. Der wichtigste und infolge seiner Sach- und Geschäftskunde einflußreichste Beamte ist der Sekretär, besonders der Generalsekretär. Er ist auch der einzige, der einen nennenswerten Gehalt bezieht; bei ganz großen Gewerkvereinen kann sich dieser bis auf etwa 6000 Mark belaufen. Zu ihren Pflichten gehört die Besorgung des Schreibwerks und die Abfassung der regelmäßigen Berichte über den Stand des Gewerkvereins und des Gewerks, vor allem aber der Verkehr mit den Vereinsorganen und einzelnen Mitgliedern, sowie mit den Arbeitgebern. Bei einzelnen Gewerkvereinen kommen auch noch Agenten für Agitationszwecke vor.

Aber bei allem natürlichen Einfluß der Würdenträger ist doch die Gewerkvereinsverfassung durchaus demokratisch. Die Beamten werden, und zwar meist auf kurze Zeit, gewählt und sind nur ausführende Organe. Die Entscheidung liegt bei den Geschäftsräten und Ausschüssen, in wichtigern Fällen bei den Mitgliedern. Bei allgemeinen Fragen, namentlich Arbeitsstreitigkeiten, entscheidet die Hauptstelle oder die Gesamtheit der Vereinsmitglieder. Dann stimmen entweder die Zweigvereine selbst ab und teilen das Ergebnis dem Generalsekretär mit, oder sie senden Abgeordnete zu außerordentlichen Konferenzen, wie sie übrigens bei großen Gewerkvereinen auch regelmäßig stattfinden. Das Ganze ist ein wohlgeordneter Instanzenzug, durch dessen Nichteinhaltung die Unterstützung aus den Vereinsgeldern verwirkt wird.

Mit dieser mehr oder weniger durchgebildeten Organisation der einzelnen Gewerkvereine ist aber ihr Formenreichtum noch nicht erschöpft. Oft verschmelzen sich verschiedne Gewerkvereine desselben Gewerbes oder nahe verwandter Gewerbe zu einem einzigen (amalgamation). Daß sie früher getrennt gewesen sind, ist dann nur von geschichtlichem Interesse. Die meisten der ältern großen Gewerkvereine sind so entstanden. Oder aber die Vereine bleiben selbständig, bilden aber einen Verband (federation), bei dem sie sich über eine ge-

wisse Aktionspolitik einigen, der der einzelne Verein zu folgen hat, wenn er nicht ausgeschieden werden soll. Der Hauptzweck ist dann gewöhnlich die Erlangung besserer Arbeitsbedingungen durch gemeinsames Vorgehen, nötigenfalls durch Arbeitseinstellung. Andre Ziele, besonders gegenseitige Versicherung, treten dagegen zurück. Einige dieser Verbände sind sehr bedeutend. So umfaßt z. B. der Verband der Bergleute von Großbritannien, der den jüngsten Riesenstreik geführt hat, annähernd 150000 Bergleute.

Neben den Gewerkvereinsverbänden bestehen die sogenannten Gewerkvereinsräte (trades councils). Alle wichtigern Industriebezirke haben jetzt ihren Gewerkvereinsrat. Die Blaubücher des Ausschusses für die Arbeitsfrage führen im ganzen 37 auf. Ihr Zweck ist, die Gewerkvereine aller Gewerbe eines räumlichen Gebietes unter einander in Fühlung zu bringen. Sie sind vorzugsweise Berater, nicht etwa eine höhere Instanz gegenüber den einzelnen Gewerkvereinen. Am deutlichsten zeigt sich das bei Arbeitsstreitigkeiten. Hier entscheiden sie nicht. Sie untersuchen auf Antrag den Streitfall, geben Gutachten, beraten die mitbeteiligten Gewerkvereine, ob sie eine Unterstüung gewähren sollen oder nicht, vermitteln zwischen den Parteien und stellen oft für die vielfachen und verschiedenartigen Schieds- und Einigungsämter, die jetzt bestehen, die Vertreter der Arbeiter. Im übrigen suchen sie die öffentliche Meinung, namentlich bei großen Arbeitsstreitigkeiten, und die Gesetzgebung zu beeinflussen. Ein beliebtes Mittel dazu ist die Veranstaltung von Straßenaufzügen und Massenversammlungen. So fand z. B. letzten Herbst in Manchester eine derartige Kundgebung zu Gunsten der streikenden Bergleute statt.

Auch die Gewerkvereinsräte und ebenso die Gewerkvereinsverbände haben ihre eigne Organisation, die an die der einzelnen Gewerkvereine erinnert.

(Schluß folgt)

Du Bois-Reymond und der Neovitalismus

Von Otto Hamann

Von allen Reden Du Bois-Reymonds — und es sind ihrer nicht wenige — wird der Zukunft vielleicht keine von solcher Bedeutung erscheinen, als die, die er am 28. Juni dieses Jahres zur Feier des Leibnizschen Jahrestages gehalten hat.*) Richtet sie sich doch gegen eine Weltanschauung, die mehr und mehr unter den jüngern Naturforschern und Medizinern um sich greift, und die dem jetzt herrschenden Dogma schnurstracks zuwiderläuft.

*) Sitzungsberichte der Königlichen Akademie der Wissenschaften. Berlin, 1894.

Der Groll, daß die Lebenskraft, deren Bekämpfung er einen großen Teil seines Lebens gewidmet hat, von neuem auflebt, klingt in jedem Satze dieser Rede wieder. Giebt es doch für Du Bois, den Vertreter der physikalischen Physiologie, nur eine Wahrheit, und die heißt: In den lebenden Wesen sind keine andern Kräfte und Stoffe wirksam, als einzig und allein die der unbelebten Natur. Gegen diesen Satz, der zur Zeit leider noch immer als Dogma die moderne Biologie beherrscht, haben sich einige wenige Forscher gewendet, indem sie darauf hinwiesen, daß die Ergebnisse der modernen Wissenschaft diesem Dogma widersprechen. Gegen diese Forscher — es sind besonders der Pathologe Rindfleisch in Würzburg, ein Schüler Virchows, der Physiologe Bunge in Basel und einige Jüngere — wendet sich Du Bois, um am Schluß seiner Rede auf den Darwinismus hinzuweisen, den er merkwürdigerweise als Stütze für den Neovitalismus anzuführen versucht.

Als Schüler von Johannes Müller war Du Bois in den Ansichten seines großen Lehrers erzogen, der der entschiedenste Vertreter der Lebenskraft und des Vitalismus war. Wenn für Müller die Lebenskraft die einheitliche Ursache und die oberste Ordnerin aller Lebenserscheinungen, somit wesentlich verschieden von den organischen Kräften war, so kam er, um Du Bois Worte zu gebrauchen, zu dieser Anschauung als Herrscher auf dem Gebiete der Physiologie, der zugleich in den verschiednen Zweigen der Naturwissenschaft wie in der Philosophie zu Hause war. Seinen Nachfolgern aber fehlt die umfassende naturwissenschaftliche und philosophische Bildung, sie waren nur einseitige Physiologen und standen teilweise sogar der medizinischen Wissenschaft fern, und ihnen gesellte sich bald Du Bois hinzu. Er wurde der heftigste Bekämpfer der Lehre, die behauptete, daß die Lebenserscheinungen nicht allein auf mechanische Gesetze zurückzuführen seien. Diese Irrlehre niederzukämpfen und ihr beizeiten entgegenzutreten — so lauten seine Worte —, das ist auch der Zweck seiner neuesten Rede. Merkwürdig nur, daß er sich erst jetzt zur Bekämpfung anschickt, da die Abhandlung von Rindfleisch im Jahre 1888, das Bungesche Werk 1889 erschienen ist. Inzwischen hat die teleologische oder neovitalistische Weltanschauung unter den Naturforschern und Medizinern bereits so viel Boden gewonnen, daß sie mit einer kurzen Rede schwerlich niedergekämpft werden dürfte.

Wer die Abhandlung Rindfleischs*) liest, der wird sofort inne werden, daß sie aus der klaren Erkenntnis hervorgegangen ist, daß eine rein mechanische Betrachtungsweise der Lebenserscheinungen zu keiner befriedigenden Erklärung führen kann. Rindfleischs Worte richten sich vor allem gegen die moderne Ansicht, daß der nachdenkende Mensch eine philosophische Meinung über das

*) Georg Eduard Rindfleisch, Ärztliche Philosophie. Festrede zur Feier des 306ten Stiftungstages der Universität Würzburg gehalten. Würzburg, 1888.

Wesen des Lebens entbehren könne. Er fragt: „Wollen wir stillschweigend zusehen, wie ein brutaler Materialismus die Früchte der Naturforschung vorwegnimmt, indem er sich für die einzige Philosophie ausgiebt, die mit der Herrschaft des Mechanismus in der Natur zu rechnen und auszukommen verstünde? Hier gilt es wenigstens Protest zu erheben und zu sagen: Wir bedauern die, die mit der notwendigen Anerkennung des Mechanismus in allem natürlichen Geschehen den Mut einer nichtmaterialistischen Weltanschauung verloren haben, aber wir gehören nicht zu ihnen."

Der materialistischen Denkweise und dem Ansturm materialistischer Voreingenommenheit tritt in der Wissenschaft der Neovitalismus entgegen, der durch Virchow in der Cellularpathologie seine erste Fassung erhalten hat. Der Neovitalismus hat sich unabhängig von den ältern vitalistischen Lehren entwickelt und kennt die Lebenskraft nur in der innigsten Verbindung mit einem zu ihr gehörigen Lebensstoff. Er macht beide zugleich zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschung, indem er redlich bemüht ist, die Erscheinungen des Lebens aus der chemisch-physikalischen Beschaffenheit des Lebensstoffs zu erklären. Dabei verhehlt er sich nicht, daß es, abgesehen von den Erscheinungen des Bewußtseins, Thatsachen giebt, die der Forschung vielleicht unübersteigliche Hindernisse bieten werden. Eine solche ist die „Autonomie der Zelle," wie es Virchow genannt hat,*) vermöge deren die Zelle z. B. bei der Nahrungsaufnahme wählt, was ihr dienlich, und verschmäht, was ihr schädlich ist. Dieser Zellenwille wird allerdings durch das Bedürfnis des Gesamtorganismus geregelt und eingeschränkt; trotzdem schließt er als letzte Folgerung die persönliche Freiheit ein, die der starre Materialismus niemals zugeben kann. Rindfleisch schließt seine Rede mit der Aufforderung, an dem Grundsatz festzuhalten: „Ernste, aufrichtige und bewußte Zurückhaltung gegenüber dem Unerforschlichen, und unverdrossene Arbeit in der Erforschung und Benutzung dessen, was wir messen und wägen können."

Wenn Du Bois für diese Worte eines Mediziners so gar kein Verständnis hat, so muß man freilich bedenken, daß er der praktischen Medizin sein Leben lang fern gestanden hat. Daher ist es ihm auch wohl entgangen, daß eine große Anzahl von Medizinern denselben Anschauungen huldigt, die Rindfleisch vertreten hat. Ich erinnere aus neuer Zeit nur an die klassischen Arbeiten von Behring, seine Blutserumtherapie und an seine vor kurzem gesammelten Abhandlungen, von denen gleich die erste seinen Standpunkt klar erkennen läßt.

Am schärfsten wendet sich aber Du Bois gegen Bunge, den genialen

*) Die Aussprüche Virchows, die sich auf den Vitalismus beziehen, sind zusammengestellt in der biographischen Skizze Virchows von W. Becher. Zweite Auflage. Berlin, 1894.

Physiologen, der in einem Lehrbuche der physiologischen und pathologischen Chemie (zweite Auflage, Leipzig, 1889) auch eine Kritik des Mechanismus gegeben hat. Die Vorzüge Bunges, der, was Fragstellung und Methode anlangt, unter den modernen Physiologen den ersten Rang einnimmt, treten in seinem Lehrbuche ebenso hervor, wie in allen seinen Einzelarbeiten. Bunges Verdienst besteht darin, daß er, wie keiner vor ihm, in überzeugender Weise die Grenzen bestimmt und gezeigt hat, die jeder mechanischen Erklärung der Lebenserscheinungen gezogen sind. Er zeigt, daß die sogenannten mechanischen Erklärungen der modernen Physiologie, bei Licht besehen, das Wesen des Lebens gar nicht berühren. Die Physiologen glaubten eine Zeit lang die Erscheinungen der Nahrungsaufnahme vom Darme aus auf die Gesetze der Diffusion zurückführen zu können. Jetzt wissen wir, daß die Zellen, die die Darmwand innen auskleiden, Organismen für sich sind, lebende Wesen mit äußerst verwickelter Thätigkeit, die durch Fortsetzungen ihres Zellenleibes in das Darminnere hinein die Nahrung aufnehmen, wie die freilebenden einzelligen niedern Wesen, Amöben und Rhizopoden. Diese Zellen der Darmwand haben die Fähigkeit, bei der Nahrungsaufnahme eine Auswahl zu treffen, sie erkennen, was ihnen schädlich und was ihnen nützlich ist; sie unterscheiden genau zwischen Fetttröpfchen und Farbstoffkörnchen und lassen eine Reihe von Giften niemals durch, obgleich dieselben Gifte im Magen- und Darmsafte leicht löslich sind. Wir wissen sogar, daß, wenn diese Gifte unmittelbar ins Blut eingeführt werden, sie durch die Darmwand ausgeschieden werden. Ebenso wenig können die Vorgänge der Absonderung auf die Gesetze der Endosmose zurückgeführt werden, d. h. die Drüsen sind keine Filtrirmaschinen, sondern auch hier treffen die Zellen eine Auswahl, indem sie gewisse Stoffe aus dem Blute aufnehmen, andre zurückweisen. Diese rätselhaften Fähigkeiten haben aber alle Zellen unsrer Gewebe. An eine chemische Erklärung dieser Erscheinungen ist gar nicht zu denken.

Dies sind die Ansichten Bunges. Von allen übrigen Kapiteln der Physiologie gilt aber dasselbe. Wir haben geglaubt, sagt Bunge an einer andern Stelle, den Blutumlauf zurückführen zu können auf die Gesetze der Hydrostatik und Hydrodynamik. Nun ja! Das Blut folgt den Gesetzen der Hydrodynamik. Aber das Blut ist bei der Bewegung gänzlich passiv. Die Thätigkeit des Herzens und der Gefäßmuskeln hat noch niemand physikalisch zu erklären vermocht. Die Vorgänge des Gasaustausches beim Atmen sucht man auf die Gesetze der Aërodynamik, der Absorption und Diffusion zurückzuführen. Auch dies wird vielleicht gelingen. Aber auch hier handelt es sich gar nicht um eine Lebenserscheinung. Ist der Blasebalg einmal in Bewegung, so streichen die Gase aus und ein, nach den unwandelbaren Gesetzen der Dynamik. Aber wie ist der Blasebalg entstanden? Wie erhält er sich? Und wie setzt er sich in Bewegung? Auch die Gase verhalten sich bei dem Bewegungprozeß ganz passiv.

Ich behaupte: alle Vorgänge in unserm Organismus, die sich mechanistisch erklären lassen, sind ebenso wenig Lebenserscheinungen, wie die Bewegung der Blätter und Zweige an dem Baume, der vom Sturm gerüttelt wird, oder wie die Bewegung des Blütenstaubes, den der Wind hinüberweht von der männlichen Pappel zur weiblichen.

Mit andern Worten: in allen Lebensäußerungen der Zellen sehen wir ein Streben hervortreten, das für den Organismus förderliche hervorzubringen. Wenn die Zellen der Milchdrüse aus dem ganz und gar anders zusammengesetzten Blutplasma alle anorganischen Bestandteile genau in dem Gewichtsverhältnis sammeln, in dem der Säugling ihrer bedarf, um zu wachsen und dem Organismus der Eltern gleich zu werden, oder wenn einem Säugetiere, dem man den einen Gallengang entfernt hat, ein neuer erzeugt wird, so sehen wir in beiden Fällen eine Thätigkeit in den Zellen, die das Zweckmäßige hervorbringt.

Daß eine Erklärung der Lebensvorgänge nur teleologisch erfolgen kann, zeigt auch folgendes Beispiel. Schneidet man einem Tiere die eine Niere heraus, so werden die aus den übrigen Organen herrührenden Stoffe im Blute, die bisher beiden Nieren zur Entfernung übergeben worden waren, jetzt nicht in derselben Zeit fortgeschafft werden können. Die eine Niere wird also jetzt länger gereizt werden als früher und muß damit eine größere Arbeit übernehmen. Bis zu diesem Punkte ist die Erklärung mechanisch. Die Zellen der Niere aber passen sich nun den neuen Verhältnissen an, vermöge der ihnen innewohnenden Eigenschaft bringen sie jetzt das hervor, was bei den veränderten Lebensbedingungen für den Organismus zweckmäßig ist; sie leisten selbstthätig die ihnen gestellte neue Aufgabe. Diese Selbstthätigkeit und Selbstbestimmung ist das Unbegreifliche und das, was bei der mechanischen Betrachtung des Lebens zurückbleibt.*) In diesem Sinne spricht Pflüger, der Bonner Physiolog, von einer teleologischen Mechanik.**)

Die Mechanisten pflegen den Ausführungen der Anhänger des Vitalismus entgegenzuhalten, daß die Physiologie bei ihrem weitern Fortschreiten Erscheinungen, die man früher einer mystischen Lebenskraft zugeschrieben habe, jetzt auf physikalische und chemische Gesetze zurückführen könne, und es sei nur eine Frage der Zeit, wann man den ganzen Lebensprozeß auf einen verwickelten Bewegungsvorgang zurückführen werde, der allein von den Kräften der unbelebten Natur beherrscht sei. Aber auch dem tritt Bunge mit den Worten entgegen: „Mir scheint, daß die Geschichte der Physiologie genau das Gegenteil lehrt. Ich behaupte: Umgekehrt! Je eingehender, vielseitiger, gründlicher wir die Lebenserscheinungen zu erforschen streben, desto mehr kommen wir zu

*) Vergleiche mein Buch „Entwicklungslehre und Darwinismus“ (Jena, 1892), Kapitel 10.

**) Über die teleologische Mechanik der lebendigen Natur. Bonn, 1877.

der Einsicht, daß Vorgänge, die wir bereits geglaubt haben physikalisch und chemisch erklären zu können, weit verwickelterer Natur sind und vorläufig jeder mechanischen Erklärung spotten."

Wir suchen denn auch bei Du Bois vergebens nach einer Widerlegung des Vitalismus. Wenn er aber z. B. meint, daß durch die bekannte synthetische Darstellung des Harnstoffes von Wöhler der Vitalismus widerlegt werde, so kann dagegen nicht nachdrücklich genug Verwahrung eingelegt werden. Wenn Wöhler den Harnstoff außerhalb des Organismus darstellte, also einen organischen Körper künstlich erzeugte, so beweist das weiter nichts, als daß zwischen organischer und anorganischer Natur kein prinzipieller Unterschied ist. Ein organischer Körper aber ist noch kein lebender; zwischen einem toten organischen Stoff aber und dem Lebensstoff, dem Protoplasma, kann der Unterschied gar nicht groß genug gedacht werden.

Du Bois sieht bei der Verteidigung der mechanistischen Weltansicht nur eine ernste Schwierigkeit, und die bestehe in der allmählich sich steigernden und sich ausbreitenden Anzweiflung des Darwinismus. Driesch, ein früherer Schüler Häckels, hat den Darwinismus eine leichtgläubig hingenommne, blendende Täuschung genannt. Welche Weltanschauung bleibt aber dann dem Naturforscher übrig, wenn er sich diesen Worten anschließt? Merkwürdig ist die Antwort, die Du Bois darauf giebt. Für ihn giebt es nur eine Abstammungslehre, die Annahme einer schaffenden Allmacht, die ein erstes mal lebende Wesen ins Dasein rief, sie dann in einem Augenblick der Gleichgiltigkeit oder des Überdrusses zum Untergang verurteilte, dann, sich eines Bessern besinnend, es mit einer neuen Schöpfung versuchte, um nach einiger Zeit, vielleicht nach Millionen von Jahren, dasselbe Spiel zu wiederholen. Du Bois nimmt also die Abstammungslehre mit Darwins Lehre für eins, während man doch unter Darwinismus nur den mechanischen Erklärungsversuch Darwins zu verstehen hat, mit dem er die vorgefundne Entwicklungslehre begründen und stützen wollte. Der Darwinismus kann und wird fallen, nicht aber die Entwicklungslehre. Ich habe im Anschluß an den großen Meister der Embryologie, K. F. von Baer, der seinesgleichen nicht wieder gefunden hat, versucht zu zeigen, daß die Entwicklungslehre ohne mechanische Erklärungsweise und ohne Materialismus sehr wohl bestehen kann.*) Ich stimme durchaus mit Driesch überein, wenn er den Darwinismus eine leichtgläubig hingenommne, blendende Täuschung nennt.

Ich meine also, daß wir nicht mit Du Bois sagen dürfen: der Darwinismus hat den Vitalismus geschlagen; sondern daß sich allein mit Hilfe des Vitalismus die Entwicklungslehre weiter entwickeln wird. Auch ich nehme,

*) Entwicklungslehre und Darwinismus. Eine kritische Darstellung der modernen Entwicklungslehre. Jena, 1892.

um Du Bois Worte zu gebrauchen, „einfachste Lebewesen“ an, aus denen „ohne weitere Nachhilfe die heutige Natur, von einer Urbazille bis zum Palmenwalde, von einem Urmikrokokkus bis zu Suleimas holdem Antlitz, bis zu Newtons Gehirn ward“; aber ich unterfange mich nicht, die Zweckmäßigkeit, die sich steigernde Vervollkommnung, das Werden der Organismen überhaupt auf rein mechanische Weise, ohne ein der lebenden Substanz innewohnendes Streben zu erklären.

Der Zug nach dem Norden

Manche Kenner unsers geistigen Lebens halten den von Goethe und Schiller begründeten Klassizismus für eine Stufe geschichtlicher Entwicklung ohne selbständigen Wert, für eine Art von Gymnasiastenlitteratur. Man hat dafür verschiedne Formeln gefunden. Man spricht unter anderm von einer Renaissance der Renaissance, meint also damit ein nicht mehr unmittelbares Verhältnis zur Natur, sondern eine Richtung, die man z. B. in der bildenden Kunst als akademische zu bezeichnen pflegt.

Andre dagegen, zu denen ich mich stellen möchte, finden, daß in mancher Schillerschen Ballade, in Goethes Iphigenie oder in Gedichten wie dem Prometheus abgesehen von jedem Liebhaberwerte eine Weiterbildung des Griechentums gegeben sei, die wahr und treu, kurz ummittelbar das ausdrückt, was ein moderner Mensch in seiner Seele fühlt. Oder bin ich und meinesgleichen vielleicht doch zu sehr mit dem griechischen Altertum vertraut, zu sehr „Fachmann,“ um unbefangen empfinden zu können? Diese Möglichkeit muß ich wenigstens offen lassen, wenn ich daran denke, daß Männer, die mir an Kenntnis des Altertums und vielleicht auch an allgemeiner Bildung überlegen sind, die höchste Blüte jenes Klassizismus etwa in Goethes Pandora sehen wollen, die mir, wenn ich den starken Ausdruck gebrauchen darf, als eine Verirrung erscheint. Vielleicht wäre also, wer sich eingehend mit dem Altertum beschäftigt hat, am wenigsten berufen, über den allgemein giltigen Wert seiner Stoffe und Erzeugnisse ein Urteil abzugeben?

Da es jedenfalls eine Dogmatik in diesen Dingen nicht geben kann, so wollen wir jene Frage einstweilen ohne Antwort lassen. Aber vielleicht ist von diesem Gegensatze der Meinungen aus ein Standpunkt zu gewinnen, um manche Anregung zu verstehen, die unsre Zeit bewegt, manche Richtung, die sich für neu ausgiebt, auch wenn sie es nicht ist.

Es ist bekannt, wie in den Nibelungen und den Minnesingern, von denen die moderne Kunstlehre von Batteux bis auf Schiller nichts wußte, das antike Element unsrer Bildung durch die romantische Schule ein Gegengewicht erhielt. Damals wurde deutsches Recht und deutsche Litteratur mit Begeisterung erforscht. Es entstand eine deutsche Altertumswissenschaft, und die dabei thätig waren, hatten das Gefühl, daß sie nicht einem einzelnen Fache dienten, sondern vor allem auch eine nationale Aufgabe erfüllten. Der Blick richtete sich dann weiter auf das, was den germanischen Stämmen gemeinsam war. Man erforschte die vorgeschichtlichen Stufen. Ganz besonders aber trat in den Mittelpunkt des Interesses das „Nordische." Das Nördliche könnte man auch wohl sagen, denn von bedeutendem Einflusse war hier jedenfalls etwas zunächst rein äußerliches, nämlich das geographische Interesse und das Reisen.

Vor dreißig Jahren waren die Skandinavier nur den Bewohnern unsrer Ostseehäfen bekannt. Sonst machten nur einzelne Vergnügungsreisende von Kopenhagen aus einen kurzen Abstecher auf das Gebiet der nordischen Halbinsel. Seitdem hat sich von Jahr zu Jahr Verkehr und Handel mit dem Norden gesteigert. Noch am Ende der sechziger Jahre gab es wohl in unserm täglichen Leben außer den bekannten Zündhölzern kein allgemein eingeführtes schwedisches Erzeugnis. Jetzt beziehen wir dorther Wildbret und Landesprodukte, Bauhölzer und Möbel, pflegen Schneeschuhsport und Kerbschnitt, kaufen schwedische Anleihe und interessiren uns für die skandinavischen Verfassungskämpfe. Wie nahe uns Land und Volk gerückt sind, machen wir uns am besten klar, wenn wir damit etwa unser Verhältnis zu Holland vergleichen. Holland hat lange Zeit durch seine Malerei und seine Musik, durch Wissenschaft und Handel einen Einfluß auf Europa gehabt, wie er von Skandinavien niemals ausgegangen ist, und in der großen oranischen Zeit war der Haag ein Mittelpunkt europäischer Politik und Publizistik. Und jetzt, wenn man von den Beziehungen der Grenzbewohner und dem Durchgangsverkehr absieht, wer geht nach Holland außer den Badereisenden und einigen Kunstgelehrten?

Statt dessen sind die Nordlandsreisen eine förmliche Mode geworden, hervorgerufen durch die vervielfältigten und immer mehr erleichterten Verkehrswege und zum höchsten Glanze gesteigert in den friedlichen Flottendemonstrationen unsers jungen Kaisers. Die norwegische Küstenlandschaft mit den steil aus klarem Fjordwasser aufsteigenden Felswänden und der kalten, weißleuchtenden Luft ist auf unserm Kunstmarkte völlig heimisch geworden. Ibsen und Björnson sind beliebter bei uns als irgend ein deutscher Schriftsteller; sie und mancher geringere ihrer Landsleute dringen mit ihrem Einflusse tief bis in das Volk hinunter. Gebildete Touristen unterrichten sich weiter über geistige Landesart, alte Gebräuche und Überbleibsel heidnischen Glaubens und

geraten dabei unvermerkt in die nordische Mythologie. Was in Deutschland durch das Christentum verdrängt wurde, das hat sich im Norden noch in litterarischer Überlieferung erhalten, und wenn auch die Eddalieder zum Genießen für uns zu spröde sind, das unbestimmte Gefühl, daß hier ein Stück gemeinsamer nationaler Vorgeschichte aufgezeichnet sei, führt doch hie und da zu vorübergehenden Anregungen. Um freilich im einzelnen Falle eine wirklich lebendige Anwendung davon zu machen, dazu bedarf es der unvergleichlichen Gestaltungsgabe Bismarcks, der in dem blinden Höder mit ein paar Strichen eine verständliche, packende Figur hingezeichnet hat, die sich unsre „Symboliſten" in der Malerei merkwürdigerweise bis jetzt haben entgehen lassen. Und wer wollte leugnen, daß für den Finder noch manches dort liegen mag?

So sind wir allmählich in einen Kreis geistiger Anregungen getreten, der sich wohl der altdeutschen Gedankenwelt unsrer frühern romantischen Schule vergleichen läßt. Der Gegensatz zur Antike ist beiden eigentümlich. Der Mittelpunkt des Stoffgebietes liegt nur viele Breitengrade höher als im Anfange unsers Jahrhunderts.

Von einer schönen Litteratur kann ja füglich bei uns in Deutschland zur Zeit nicht viel die Rede sein, aber man darf wohl als Ersatz dafür an die Opernbücher erinnern, die vielfach aus der nordischen Sagenwelt geschöpft haben. In Berlin hat es sogar bis vor kurzem eine skandinavische Bühne gegeben. Vor allem aber wählen unsre Bildhauer und Historienmaler mit Vorliebe ihre Gegenstände aus der nordischen Götter- und Heldensage, und zu der Landschaft, der wir schon gedachten, gesellt sich noch das skandinavische Sittenbild. Lange Zeit war Riefstahl sein einziger Vertreter, aber der gehört einem früheren Geschlecht an. Die neuere Richtung hat zahlreiche Anhänger, und ihre Auffassung verrät selbstverständlich die neue Zeit in allen ihren einzelnen Zügen.

Weil aber schließlich die Schule an allem ihren Anteil haben muß, so begegnet man neuerdings an sehr verschiednen Stellen der Auffassung, als sei für unser Volksbewußtsein, wenigstens soweit es innerhalb der gebildeten Stände seine Stätte hat, in der sogenannten altgermanischen Götterlehre etwas zu retten, was leider durch die Antike verdrängt, was aber durch künstliche Mittel wieder herzustellen jetzt gerade noch früh genug sei. Ich denke hier neben manchen andern Darstellungen der altdeutschen Mythologie an das neue, zunächst für die preußischen Kadettenschulen bestimmte „Germanische Sagen- und Märchenbuch." Mit Hilfe dieses Büchleins nimmt der uniformirte Quintaner die ganze krause Gestaltenwelt des nordischen Olymps bis auf die Götterdämmerung herab mit einem Schlage in sein kleines Gehirn auf und weiß nun von Dingen zu reden, die seinem Herrn Großpapa, dem alten General z. D., böhmische Dörfer sind. Quelle chance! sagte einmal zu einem Durchreisenden der Maire eines elsässischen Dörfchens, als er unter der

deutschen Regierung die erste Petroleumlaterne vor dem Gemeindehause hatte aufstellen lassen. Aber „welche Idee," schreibt mir in unsern Tagen eine unsrer ersten Autoritäten in Erziehungsfragen, „uns die ganze altisländische Mythologie zu erklären! Ich lese jetzt in Schulbüchern Namen von Göttern und Örtlichkeiten, die ich in meinem Leben nicht vernommen habe."

Aber es liegt ja wirklich allen diesen Bestrebungen etwas ernstes zu Grunde, nämlich der Glaube an eine neue Richtung, und wenn hier die Möglichkeit gegeben sein sollte, unser geistiges Leben mit neuen Ideen zu befruchten, so hat der beobachtende Zeitgenosse Anlaß genug, dem etwas tiefer nachzudenken. Die Kritik ist zwar keine Wahrsagerin; aber sie kann dem, was sie vermittelt, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit geben, wenn sie mit der analytischen Betrachtung die geschichtliche Erfahrung zu verbinden sucht.

Zuerst ein Wort über den poetischen Wert der Eddalieder. Simrocks Ausgabe der Edda haben wir beinahe seit fünfzig Jahren, und viele von uns, die wir kein Altnordisch verstehen, noch zu lernen oder zu lehren brauchen, haben sich seit ihrer Gymnasiastenzeit redlich bemüht, das Buch zu lesen. Aber populär ist es nicht geworden, und populär kann die Edda auch durch keine andre Ausgabe werden. In der Verarbeitung der Götterlehre herrscht die Häufung der Namen vor. Wir stehen hier, ästhetisch betrachtet, im besten Falle auf der Höhe des Homerischen Schiffskatalogs. Die Heldensage ist arm an Gestalten, diese selbst sind in ihren Umrissen meist verschwommen. Fragen wir nach dem Gedankengehalt, so kommen wir über Naturgefühl und einzelne ethische Züge doch nicht hinaus. Vorübergehend ergreift wohl ein gewisses hohes, einfaches Pathos unsre Stimmung, aber es ist die ziellose Stimmung des alternden Klopstock oder eines seiner Hainbundjünger. Man sieht, hier haben die Dichter gefehlt, die in Griechenland den Stoff in fünfhundertjähriger Arbeit ausgestalteten.

So bleibt das nationale Interesse übrig, und das hat gewiß sein Recht. Wenn sich ein Volk „auf seine Anfänge besinnt," wie man es heute gern ausdrückt, wenn volkstümliche Regung und dichterische Kraft in einem Punkte zusammentreffen, dann erstehen auch in der Litteratur Erscheinungen, wie in England der ganze Shakespeare oder wie bei uns Goethes Götz und Faust. Nur soll man nie vergessen, daß durchaus nicht aus allem alten und vergangnen solche Anregungen hervorgehen. Dafür sind in hohem Grade lehrreich die klaren, manchmal nüchternen Erörterungen, zu denen der Kampf zwischen der klassischen und der romantischen Doktrin in England von Dryden und Pope bis auf Samuel Johnson geführt hat. Odin und Thor werden auch bei uns nicht wieder lebendig. Die geistige Kultur unsrer deutschen Vorzeit ging ihren Weg zugleich mit dem Christentum, und dieses tilgte die Spuren des heidnischen Glaubens. Im Volke hat das alles keine Stätte mehr, so interessant es auch für den Mythenforscher ist, den unverstandnen Überbleibseln nach-

zugehen. Für den Griechen war Mythus und Heldensage zum Teil doch noch Glaube, und wo der Glaube aufhörte, da sorgte für das Weiterleben der Vorstellungen Poesie und bildende Kunst. Das war national. Gegen Griechisches das Altgermanische ausspielen hieße darum, die nordischen Götter in einen sehr ungleichen Kampf schicken. Die Nebel Ossians fallen; die Sonne Homers bleibt sichtbar am Himmel, wenn ihre Strahlen auch nur noch den buchmäßig Gebildeten leuchten. So gänzlich lebensunfähig sind die altgermanischen Vorstellungen, daß, wenn man dem Klassizismus etwas wirklich volkstümliches entgegensetzen wollte, dies doch nur eine Art christlicher Mythologie sein könnte. Die Italiener haben in ihrer göttlichen Komödie ein Litteraturwerk, wie es kein andres modernes Volk hat. Die Engländer hatten einmal ihren Milton, aber der ist längst nicht mehr lebendig. Wir Deutschen brauchen wohl nur an Klopstocks Messias zu denken, um ein für allemale zu wissen, daß diese Wege ferner ungangbar sind.

Kehren wir von da zu den Erinnerungen an unsre heidnische Vorzeit oder auf das Gebiet des Nordischen zurück, so trifft unser Ohr zwar noch mancher stimmungsvolle Klang, der nicht nur vorüberrauscht, sondern auch seinen Weg zum Herzen findet. Wir hören skandinavische Musik und Liederdichtung erklingen bis herab zu dem jüngsten kaiserlichen „Sang an Ägir.“ Aber von da bis zu einem Stoffgebiete oder einer Weltanschauung, die mit der Antike in Wettbewerb treten könnte, ist doch noch ein gewaltiger Abstand. Der einzelne Mensch meint ja oft, wenn er sich von einem Eindruck ergriffen fühlt und sich darüber äußert, damit auch der Mitwelt etwas neues zu geben, und gleichgesinnte Genossen thun ihm dann auch wohl den Gefallen, für sein Auge auf eine Weile diese Mitwelt darzustellen. Aber die Geschichte achtet auf diese vorübergehenden Eindrücke nicht, sobald sie Vergangenheit geworden sind. Dagegen lehrt sie durch das, was sie aus wirklicher Vergangenheit aufzuzeichnen der Mühe für wert hielt, daß das alles schon viel größer und schöner dagewesen ist und doch keine weitere Bedeutung hatte, als die einer Entwicklungsstufe ohne nachfolgende Reife. Klopstocks stelzfüßige nordische Oden entzückten vor hundertzwanzig Jahren halb Deutschland; eine neue Welt schien sich in ihnen aufzuthun. Wer liest sie heute noch in andrer Absicht, als um sich in kühler Prüfung den Eindruck zu verschaffen, daß sie doch nicht ganz ohne einzelne dichterische Schönheiten sind? Freilich ist unser Verständnis dieses ganzen Stoffgebiets reiner, geschichtlich richtiger geworden; aber daraus folgt nichts für seinen dichterischen Wert, während doch bekanntlich der unechte Ossian mit kunstvoller Sophistik — würde ein Grieche gesagt haben — die Gemüter gefangen nahm und die Litteratur vorübergehend bestimmte, bis Goethe in Weimar nach zehnjährigem Ausruhen den Anregungen Herders untreu wurde, und nun in unsrer Litteratur der Klassizismus folgte, von dem dieser Aufsatz ausgegangen ist.

Ein gewaltiger Geist bestimmt seine Zeit, und er selbst wird wieder durch seine äußern Lebensumstände geleitet. Darum darf man wohl der Frage einen Augenblick nachdenken, was geworden wäre, wenn Goethe bei einer andern Richtung seines Lebens in den Bahnen seines Jugendgenossen Herder weitergegangen wäre. Oder war es nicht vielmehr sein für alle Zeit entscheidender Blick, der ihm sagte, daß hier nichts großes mehr zu finden sei? Herder hat nichts ganzes geschaffen. Seine Anregungen, die nach so vielen Orten hinweisen, mögen ja auch auf dem Gebiete, das uns hier beschäftigt, noch der oder jener Ausgestaltung fähig sein. Nordische Balladen und Lieder sind nach ihm entstanden und werden weiter entstehen. Aber das sind alles Einzelklänge. Eine Stoffwelt oder ein Ideenreich, das den Wert einer dichterischen Weltanschauung hätte, ist nach allem, was die Litteraturgeschichte lehren kann, hier nicht mehr zu erobern.

Der lehrhafte Pfad kritischer Betrachtung endigt leider gewöhnlich nicht mit dem erwünschten interessanten Ergebnis. Niemand ist es darum zu verdenken, wenn er die lustige Fahrt ins Blaue vorzieht. Nur soll er sich deswegen nicht für einen Entdecker halten, weil ihm selbst auf seiner Reise das meiste neu vorkommt. Alle Gegenstände erscheinen ja groß, wenn wir davor stehen. Aber wir sind nicht einmal sicher, ob das, was wir jetzt bei so nahem Abstande uns bemühen als zusammenhängende, allgemeine Erscheinung zu fassen, einer künftigen Zeit, die uns selbst wieder später beobachtet, als geistige Bewegung überhaupt auch nur wahrnehmbar sein wird.

Dresden Adolf Philippi

Der verrückte Flinsheim

Von Charlotte Niese

Einer der Herren, die nachmittags in der Weinstube saßen und Punsch tranken, wußte soviel Geschichten wie der alte Geheimrat, und keiner erzählte sie so gut. Aber er war nicht immer in mitteilsamer Stimmung. Besonders in seinen letzten Lebensjahren konnte er lange schweigend und anscheinend teilnahmlos vor seinem Glase sitzen. Dann durfte ihn niemand anreden, und wer es dennoch versuchte, der that es auf eigne Gefahr und mußte sich auf eine höfliche, aber kühle Abweisung gefaßt machen. Die Stammgäste, lauter alte, pensionirte Herren, kannten aber seine Eigenheiten und achteten sie. Wenn der Geheimrat

so starr vor sich hinblickte und wie geistesabwesend seinen Punsch trank, so wußten sie, daß es besser sei, sich heute gar nicht um ihn zu kümmern, und sie unterhielten sich mit einander über die Neuigkeiten des Städtchens, von denen es immer einige gab. Besonders für genügsame Gemüter; und die Stammgäste hatten gelernt, genügsam zu sein. Wer jahraus jahrein in einem kleinen, weltvergessenen Orte wohnt, der lernt es schon, jeden Tag über das Wetter zu sprechen, der lernt es auch, darüber nachzudenken, ob die Frau Professorin den neuen Sonnenschirm, mit dem sie Sonntags ausgeht, von ihrem Manne oder von ihrem Bruder geschenkt bekommen hat. Ja, die alten Herren konnten über die größten Kleinigkeiten lange und sehr viel denken und sprechen; aber manchmal fiel doch auch in die Einförmigkeit ihres Daseins ein Ereignis, das des Besprechens würdiger war, als der Sonnenschirm der Frau Professorin. Wenn z. B. einer von ihnen starb, dann hatten die Überlebenden sehr viel zu reden: erst von den guten Eigenschaften des Verstorbnen; dann, leise und ganz allmählich, damit es keinen allzu schlechten Eindruck machte, auch von seinen vielen Fehlern und seinen ganz absonderlichen Eigenheiten.

Heute war auch ein solcher Tag, wo man von einem Toten mit dem behaglichen Gefühl sprechen konnte, daß man selbst noch lebte. Soeben war der Baron von Flinsheim beerdigt worden. Die meisten Herren trugen noch die schwarzen Röcke und die Ordensbänder, die sie zu diesem feierlichen Akt nötig gehabt hatten. Nun saßen sie wieder alle zufrieden in der kühlen Weinstube, blickten in den Sonnenschein, der auf den grünen Büschen des Gartens seine zitternden Lichter warf, und freuten sich, daß sie ein ergiebiges Gesprächsthema hatten.

Bei seinen Lebzeiten war von Baron Flinsheim nicht viel die Rede gewesen, aber das hinderte natürlich nicht, daß man jetzt über sein Begräbnis sprach. Einige Herren meinten, es sei doch schade, daß er es selbst nicht habe mit ansehen können, weil es wirklich stattlich und ehrenvoll gewesen war, gerade so, wie es sich für einen Baron Flinsheim schickte, dessen Ahnen bis zu den Kreuzrittern zurückreichten. Der ganze Adel des Landes war dagewesen, und wer den Leichenkondukt gesehen hatte, hätte glauben können, es würde ein Mann zu Grabe getragen, der sich der allgemeinsten Beliebtheit erfreut und sich vielleicht auch einige Verdienste um das Land erworben hätte. Das war nun freilich nicht der Fall, und selbst der Stammtisch, an dem der Baron einige Jahre gesessen hatte, bemühte sich vergebens, etwas lobendes über ihn zu sagen.

Er hatte ja den Roten Adlerorden, bemerkte einer der alten Herren in wohlwollendem Tone.

Ein andrer nickte: Jawohl, den erhielt er, als er die Postmeisterstelle in H. aufgab. Sie wissen doch, er ärgerte sich immer so über die vielen Briefe, die er besorgen sollte.

Er konnte auch das Telegraphiren nicht lernen, sagte der erste wieder. Ja ja, die neue Zeit macht mehr Ansprüche als die alte.

Dabei seufzte der Sprechende, und die andern seufzten mit. Denn sie waren eigentlich alle Opfer der neuen Zeit und des neuen Regiments.

Hat Flinsheim eigentlich etwas hinterlassen? fragte der Geheimrat, der bis jetzt noch kein Wort gesagt hatte.

Gewiß, antwortete ein alter Offizier. Gewiß hat er etwas hinterlassen. Einige Gewehre, zwei Anzüge, mehrere freiherrliche Taschenbücher und einen sehr nett gemalten Stammbaum. Ich bin heute schon in seiner Wohnung gewesen, und sein Neffe, der junge Baron, hat mir alles gezeigt.

Man konnte den Mienen des Sprechenden nicht ansehen, ob er die Hinterlassenschaft großartig fand oder nicht. Aber die Zuhörer lachten und schienen den Augenblick für gekommen zu halten, von den allgemeinen Redensarten nun zum Tadel überzugehen.

Er war ein öder Kerl! bemerkte ein Konferenzrat; Gott mag wissen, weshalb solche Geschöpfe geboren werden. Flinsheim hat gewiß niemals etwas gethan, was andern Leuten genutzt oder gefallen hätte.

Er war ein Baron! sagte ein andrer spöttisch. Daß er sich die Mühe gegeben hatte, als solcher auf die Welt zu kommen, das war für ihn genug. Daher las er auch immer im freiherrlichen Taschenbuch und betrachtete seinen Stammbaum.

Da der Spötter selbst einen vornehmen adlichen Namen trug, so wurden seine Bemerkungen von den andern mit beifälligem Nicken aufgenommen, und nun fing jeder an, den Verstorbnen auf seine Weise zu beurteilen. Viel Gutes kam dabei nicht heraus. Der Baron Flinsheim konnte froh sein, daß er so still und friedlich in seinem Grabe lag und von all diesen Dingen nichts hörte.

Nur der alte Geheimrat sagte wieder kein Wort. Er hörte zwar sehr genau zu, aber es dauerte eine ganze Weile, bis er sich wieder zum Sprechen entschloß.

Ja, meine Herren, sagte er endlich, da sprechen Sie nun über den armen Flinsheim und lassen kein gutes Haar an ihm, obgleich er noch vor acht Tagen neben Ihnen saß und mit Ihnen Punsch trank. Sie haben ihn nie leiden können — ich weiß es —, weil er hochmütig und dumm war, zwei unangenehme Eigenschaften, die gewiß die Beliebtheit nicht verstärken. Aber ich habe doch immer Mitleid mit ihm gehabt. Er war ein armer Kerl — glauben Sie mir!

Der Geheimrat schwieg und betrachtete nachdenklich die gelbe Flüssigkeit in seinem Glase.

Excellenz haben seinen Vater gekannt? fragte der Offizier.

Der Gefragte nickte. Gewiß, ich habe seinen Vater gekannt und die

ganze Familie. Es waren alles keine übeln Menschen, sie waren nur zu zahlreich, und dann vergötterten sie sich gegenseitig. Das fing schon beim Großvater an, dem alten Baron auf Flinshausen. Der hatte acht Kinder, und jedes fand das andre süß und reizend, die ältern Geschwister verzogen die jüngern, und die Eltern konnten sich vor Entzücken über ihre jüngsten Kinder gar nicht lassen, bis die jüngsten denn allemal so unausstehlich geworden waren, daß sie kein Mensch leiden konnte, auch die ältern Geschwister nicht. So ist es dem verstorbnen Flinsheim auch gegangen. Ich sehe ihn noch vor mir in Sammet und Seide gehüllt und den Eltern und den erwachsenen Geschwistern als Spielzeug dienend. Damals war er wirklich niedlich; und daß er den Hofmeister mit Wasser begoß und dem Kammerdiener die Haare ausriß, galt als Zeichen eines energischen Charakters. Später ist das Jüngelchen der ganzen Familie, besonders dem ältesten Bruder sehr unbequem geworden. Er hatte gar nichts gelernt und wollte, auch als er schon lange erwachsen war, noch immer verzogen und belacht werden. Das ging natürlich nicht, und so war er denn allmählich ein langweiliger, verdrossener Mann geworden, der seinen Platz in der Welt nicht ausfüllen konnte. Aber er hat mir immer leid gethan, denn ich glaube, daß seine Anlagen gut waren.

Der Geheimrat setzte sich zurück, als hätte er genug gesprochen. Dann bestellte er sich ein frisches Glas.

Sie haben immer eine gewisse Schwäche für die Flinsheimsche Familie gehabt, sagte jetzt der Spötter.

Der Geheimrat rückte wieder etwas näher an den Tisch. Nun ja, erwiderte er, die Flinsheim erwecken eben immer Erinnerungen in mir. Sie wissen ja selbst, lieber Graf: auch traurige Erinnerungen werden durch die Vorstellung verschönt, daß man damals, als man das und jenes erlebte, jung und frisch war. Und wenn man über achtzig Jahre alt ist — Louis, Sie müssen mir noch ein Stück Zucker bringen; der Punsch ist nicht süß genug!

Sie haben natürlich auch den verrückten Flinsheim gekannt! warf der Graf dazwischen, während der Kellner eine Zuckerschale brachte.

Den verrückten Flinsheim? — der Geheimrat sah plötzlich sehr unnahbar aus. Ich weiß nicht, wen Sie mit dieser Bezeichnung meinen!

Nun, den Ludolf, oder wie er hieß! Den, der Pastor wurde, und der dann — nun, Sie wissen doch! Mein Vater hat ihn immer den verrückten Flinsheim genannt.

Das Andenken Ihres Herrn Vaters in Ehren, aber Ludolf Flinsheim war ebenso wenig verrückt, wie Sie oder ich, mein Lieber.

Aber man nannte ihn doch allgemein so, rief der Graf verdrießlich.

Der Geheimrat zuckte die Achseln. Wer ist man? fragte er spöttisch. Ich will zugeben, daß Flinsheim anders war als andre Leute. Vielleicht war er auch verrückt, weil er nicht, wie die andern jüngern Söhne seiner Familie,

vegetiren und sein Leben mit Jagen, Rauchen und der Lektüre des Adelshandbuchs verbringen wollte. Gewiß, es wird mir jetzt deutlich, er war verrückt, weil er nicht so leben wollte, wie die andern seines Standes — zum Beispiel wie sein heute bestatteter Neffe. Aber — und hier erhob der alte Herr ein wenig die Stimme — ich habe Ludolf Flinsheim immer beneidet, nicht allein um seines Lebens, sondern auch um seines Todes willen, obgleich er begraben wurde wie ein ganz gewöhnlicher Mensch, und obgleich kein einziger seiner vielen Vettern es für der Mühe wert hielt, zu seiner Beerdigung zu kommen.

Sie haben ihn gut gekannt? fragte jetzt der Graf.

Der Geheimrat schwieg einen Augenblick und that einen kleinen Schluck aus seinem Glase, während die andern Herren des Stammtisches die Pause benutzten, um sich frische Zufuhr zu bestellen. Denn obgleich sie zur alten Zeit gehörten, machten sie der Neuzeit auch insofern Zugeständnisse, daß sie das trockne Zuhören auf die Länge nicht aushalten konnten. Als aber der Geheimrat die vollen Gläser erscheinen sah, setzte er sich behaglich in seiner Ledersofaecke zurecht und begann zu erzählen.

Was der alte Geheimrat erzählte

Wir sind viel zusammengewesen, schon von unsrer Kindheit an. Meine Mutter war mit den Flinshausenern entfernt verwandt, und daher sahen wir uns dann und wann. Ludolf war einer von den jüngsten Söhnen, aber er wurde nicht verzogen, denn hinter ihm her kamen noch Kurt und Knud, und die waren nach Aussage der ganzen Familie liebenswürdiger als er. Sie machten die bekannten tollen Junkerstreiche, die sich in jeder Generation wiederholen und immer von neuem belacht werden. Da er außerdem noch zwei ältere Brüder und mehrere Schwestern hatte, so war es ganz natürlich, daß er bei seiner absonderlichen Anlage zum Ernst ziemlich unbeachtet blieb. Er konnte nämlich nicht darüber lachen, wenn die Junker vor das Zimmer der alten französischen Gouvernante dicht über dem Fußboden einen Strick befestigten, sodaß die arme Dame am Morgen einen Purzelbaum und sich ein Loch in den Kopf schlug. Er fand es auch nicht lächerlich, im Zimmer des Hauslehrers zwanzig lebendige Mäuse los zu lassen und in den Wein des Verwalters ein Brechpulver zu schütten. Er schalt über solche Geschichten, prügelte die jüngern Brüder und wurde dann selbst vom Vater geprügelt, weil er so duckmäuserig sei, wie man damals sagte.

Wir beide vertrugen uns sehr gut. Ich hatte zwar auch die Erziehung erhalten, die überall bei uns gäng und gäbe war, nämlich auf glatte und verbindliche Formen gegen Höher- und Gleichgestellte den größten Wert zu legen, aber gegen Niedrigergeborne sich möglichst gehen zu lassen. Aber Ludolf gefiel mir doch. Er war ehrlich; er quälte kein Tier; er war freundlich gegen jeder mann, und seine Lehrer vergötterten ihn, obgleich er schwer lernte und für

manche Dinge gar kein Interesse hatte. Hübsch war er nicht; er hatte lange, ungeschickte Glieder, die mit jedem Jahre länger und ungeschickter wurden; dazu trug er den Oberkörper vornübergebeugt, und in dem blassen, scharfgeschnittnen Gesicht blinzelten ein paar helle, kurzsichtige Augen. Wenn der alte Flinsheim böse auf ihn war, dann sagte er, er sähe aus wie ein Dorfküster, und mehr würde auch in seinem ganzen Leben nicht aus ihm werden. Die Brüder sagten natürlich dasselbe, und die alte Baronin seufzte darüber. Denn obgleich sie die leibliche Mutter war, so erklärte sie doch häufig, nicht begreifen zu können, wie sie zu dem sonderbaren Sohn gekommen sei. Er war auch ein unbequemer Sohn. Wenn die alte Baronin in der Bibel las und heiße Thränen über die Bergpredigt weinte, gleich darauf aber ihre Kammerjungfer ohrfeigte, weil sie knarrende Schuhe hatte, dann konnte Ludolf die Mutter bitten, ihm doch noch einmal das vorzulesen, worüber sie eben geweint hatte. Er konnte sie auch fragen, was sie eigentlich unter Nächstenliebe verstünde, von der doch der Heiland so viel redete. Solche Sachen ärgerten die Mutter. Sie war eine lebhafte Natur, und da sie zu ihren Nächsten nur die Leute rechnete, die sechzehn Ahnen hatten, so wurde sie über Ludolfs Fragen fast immer gereizt. Und er fragte oft. Von seinem zehnten bis zu seinem zwanzigsten Jahre ärgerte er die Familie beständig. Nicht durch schlechte Streiche und Bosheit, sondern durch solche und ähnliche Fragen. Er konnte keine Ungerechtigkeit ertragen, und er meinte, oft welcher zu begegnen; er konnte nicht hören, wenn die andern über die Schwächen und Leiden ihrer Mitmenschen lachten und sie womöglich durch Übermut noch vermehrten. Mit einem Wort: er paßte nicht in die Familie Flinsheim, vielleicht war er verrückt, aber ich lasse nun einmal nichts auf ihn kommen! Ich habe ihn schon damals in Schutz genommen, als wir beide noch jung waren, nicht seiner Sünden, sondern seiner guten Eigenschaften wegen, die man nicht verstand.

Wir sind dann auch zusammen auf die Universität gegangen. Wir sollten beide Jura studiren; denn der alte Baron hatte den Dorfküster natürlich niemals ernst gemeint und hoffte sehr, daß Ludolf ein guter Jurist und in kurzer Zeit irgendwo Amtmann werden würde. Es war auch wünschenswert, daß die Flinsheimschen Söhne in irgend eine gute Stellung kämen, denn die Finanzen der Familie waren in recht schlechter Verfassung. Die zwei ältesten Söhne, von denen der eine in Heidelberg studirte, der andre am dänischen Hofe angestellt war, verbrauchten große Summen, und die zwei jüngsten eiferten ihnen nach. Sie waren als Junker bei den Gardereitern eingetreten und benahmen sich da, als ob jeder von ihnen eine Million zu erben hätte. Und doch war gar nichts zu erben. Ich merkte das deutlich, als ich in den Sommerferien Ludolf nach Flinshausen begleitete. Wir kamen beide aus Kiel und hatten ganz solid gelebt, sodaß wir uns für berechtigt hielten, vergnügt zu sein. Aber die Stimmung der Eltern war nicht heiter. Der Baron saß den halben Tag am

Schreibtisch und rechnete über seinen Büchern; die Baronin las fortwährend in der Bibel und benutzte nur einige Mußestunden, um im Hause herumzufliegen und das Dienstpersonal durch plötzliche Sparsamkeit zur Verzweiflung zu bringen. Es war schon die Jahre vorher ungemütlich auf Flinshausen gewesen; jetzt war es so schlimm, daß ich beschloß, bald wieder abzureisen. Ludolf hielt mich auch nicht davon zurück. Es kam mir sogar so vor, als wäre er selbst im Schloß seines Vaters ein Fremder, und als würde er auch als solcher betrachtet. Wenn er irgend eine Meinung über die verschwenderischen Brüder äußerte und über die Art, wie ihnen zu helfen sei, dann hieß es bei beiden Eltern: davon verstehst du nichts; du hast keine Einsicht in solche Dinge; du weißt nicht, was sich für unsre Familie schickt! Es war gerade, als hätten ihn die Alten keinen Einfluß auf sich gewinnen lassen wollen; er war ihnen zu fremdartig, zu absonderlich, und an dem Tage, wo ich von Flinshausen abreisen wollte, schüttete mir die Baronin noch ihr Herz aus.

Lieber Erich, sagte sie zu mir, der Ludolf ist wirklich zu eigentümlich; mich wundert, daß du noch mit ihm verkehrst, du mit deinen guten Manieren und deinem gleichmäßigen Wesen!

Ich verbeugte mich für das Kompliment und sagte dann, wie es auch meine Meinung war, daß Ludolf einer der besten Menschen sei, die ich kennen gelernt hätte.

Die Baronin sah mich überrascht an. Ist das wirklich dein Ernst? Nun ja, es mag sein, daß er keine groben Fehler hat; aber er ist gar kein Flinsheim, und von meiner Familie hat er auch nichts. Er ist so schrecklich aufrichtig. Er macht uns fortwährend auf Fehler aufmerksam, die doch für Menschen unsers Standes gar keine Fehler sind. Kurt und Knud können doch nichts dafür, daß sie Schulden machen. Sie sind eben mit einem weiten Blick erzogen, und der liebe Gott wird schon weiter für sie sorgen. Ach, und beim lieben Gott fällt mir ein, daß ich mit Ludolf auch in religiöser Beziehung gar nicht übereinstimme. Er will immer, daß man so leben soll, wie es die Bibel vorschreibt, Wort für Wort: Nächstenliebe, Gleichheit vor Gott, und so weiter, gerade als wenn die Bibel heute und nicht vor so und so viel Jahrhunderten geschrieben wäre, wo man noch gar keine Ahnung von den Flinsheim und den guten alten Familien hatte. Ich bin wirklich außerordentlich fromm und eine sehr gute Christin; aber daß zwischen Adel und Bürgerstand auch im Himmel eine Kluft bestehen wird, davon bin ich doch fest überzeugt. Wofür hat Gott überhaupt verschiedne Stände erschaffen, wenn er es nicht auch im Himmel für uns behaglich einrichten will? Ich weiß, lieber Erich, daß auch du dieser Ansicht bist. Aber Ludolf behauptet, vor Gott wären alle Menschen gleich, und wir müßten uns alle genau nach seinen Worten richten, sonst würden wir nicht selig.

Ich begnügte mich, zu der Rede der Baronin manchmal ach und oh zu

sagen. Denn sie konnte keinen Widerspruch vertragen. Auch war ich noch zu jung und zu schüchtern, mich mit der „Tante“ in einen Streit einzulassen. Aber ich wiederholte doch zum Schluß meine erste Behauptung, daß Ludolf viel besser sei als ich selbst.

Noch an demselben Tage brachte mich der Flinshausener Wagen einige Meilen ins Land hinein; dann nahm ich mein kleines Felleisen auf den Rücken und marschierte der Stadt Schleswig zu, wo meine Mutter ein eignes Haus hatte. Ludolf begleitete mich eine Strecke. Er war still und in sich gekehrt, wie ich ihn immer kannte, und wie er so neben mir fortschritt mit seiner schlechten Haltung und den ungeschickten Bewegungen, da mußte ich doch darüber nachdenken, wie er sich wohl später einmal in der roten Amtmannsuniform und dem Kammerherrnfrack ausnehmen würde. Denn daß er beide Würden mit der Zeit erlangen würde, davon war ich überzeugt. Die Flinsheim waren immer Amtleute und Kammerherren geworden, auch wenn sie nichts leisteten. Er aber war klug, und ich wußte, daß er sein bestes thun würde; also mußte er doch auch eine Stellung erlangen, die manche seiner Verwandten nur sehr notdürftig bekleidet hatten. Übrigens hatte ich auch noch andre Gedanken auf diesem Wege. Wenn ich mir überlegte, was die alte Baronin mit mir gesprochen hatte, dann kam es mir so vor, als wäre ich selbst im Unklaren über Ludolf. Wir hatten ja immer sehr freundschaftlich mit einander verkehrt, aber seine eigentlichen Ansichten kannte ich trotzdem so wenig, als wäre er mir ganz fremd. Wenn man aber jung ist, dann denkt man nicht gern allzu lange über einen Gegenstand nach, besonders wenn er einem unbequem ist; und ich kann nicht leugnen, daß mir Ludolf plötzlich etwas unbequem wurde. Auf dem Landwege, den wir gingen, grüßte er jeden Begegnenden zuerst; die kleinen Dorfkinder, die, den Finger im Munde, den feingekleideten Studenten anstaunten, schob er mit einem freundlichen Wort zur Seite, oder er gab ihnen einen Schilling. Kurz, er benahm sich, als wenn ihn diese gewöhnlichen Menschenkinder geradezu interessirten, als ob er sie nicht wie das langweilige Volk betrachtete, das zwar auf der Welt sein muß, aber keinen edel gebornen Menschen etwas angeht. Schließlich trennte ich mich von Ludolf in dem Gefühl, daß ich ihn nicht mehr recht verstünde: ich hatte ihn sehr gern, aber ich empfand doch kein besondres Verlangen, ihn bald wiederzusehen, und bedauerte es daher gar nicht, daß uns das Leben für längere Zeit auseinanderführte.

Nach den Sommerferien ging ich auf eine süddeutsche Universität, und da ein Onkel von mir bei der Gesandtschaft in Paris angestellt war, so besuchte ich den in den großen Ferien des nächsten Jahres. Nach dem Examen wollte meine Mutter, daß ich zunächst etwas von der Welt sehen sollte. Ich ließ mich bei der Gesandtschaft in Wien attachiren, und es vergingen wohl vier oder fünf Jahre, bis ich wieder einmal nach Hamburg kam. Aber wie ich im

Hamburger Gasthof die Fremdenliste durchblättere, finde ich zu meiner Freude darin auch den Baron Flinsheim auf Flinshausen. Er war an demselben Tage angekommen wie ich, und ich ließ mich, obgleich es schon ziemlich spät am Abend war, gleich bei ihm melden. Aber es war nicht der alte Majoratsherr, der mich empfing, sondern Bruno, der älteste Sohn und nunmehriger Besitzer, derselbe, dessen jüngsten Sohn wir heute begraben haben. Er saß hinter einer ganzen Batterie von Flaschen und bewillkommnete mich mit großer Heiterkeit.

Sieh da, Erich, bist du auch einmal hier? Mach doch nicht ein so trübseliges Gesicht, Mensch! Alle Menschen müssen einmal sterben! Mein Alter hat auch dran glauben müssen. Er war ein guter Kerl, und ich habe ihm riesig nachgetrauert. Aber es hat alles ein Ende. Das Leben tritt mit ernsten Pflichten an uns heran, und der Vater liegt still und friedlich in unsrer Familiengruft. Ich habe sie neu tünchen lassen, sie sieht sehr anständig aus. Mama ist viel dort, wie du dir denken kannst, sie ist womöglich noch frömmer geworden.

In diesem Tone schwatzte er eine ganze Weile fort. Er hatte augenscheinlich sehr viel Wein getrunken und freute sich nun meiner Gesellschaft.

Wie gehts denn Ludolf? fragte ich, während er eine Flasche Champagner bestellte.

Da lachte er und sagte: Ludolf? Weißt du denn noch nicht, daß der verrückt geworden ist?

Verrückt? wiederholte ich.

Nun, in einer Anstalt ist er noch nicht; aber viel fehlt nicht dran. Er hat umgesattelt und ist Kandidat der Theologie geworden.

Ich war so überrascht, daß ich kein Wort herausbrachte.

Also du hast nichts davon gehört? Ja ja, der heilige Geist kam eines Tags über ihn, und da erklärte er Papa, daß er die Bibel mehr schätze als das Corpus juris. Wir wären alle Sünder und Heuchler; mit uns wolle er nichts mehr zu thun haben, er wolle den Armen das Evangelium predigen!

Das alles sagte Bruno in sehr leichtfertigem Ton, aber dann wurde er doch etwas nüchterner. Er erzählte mir, es hätte große Szenen zu Hause gegeben. Mama habe sich über die Sache sehr aufgeregt, weil sie sich keinen Flinsheim als Dorfpfarrer habe denken können.

Weshalb denn nicht? fragte ich. Wenn er nun Hofprediger wird, vielleicht Bischof oder Professor an der Universität, dann hat er doch eine sehr hübsche Stellung.

Das will er aber alles nicht werden, rief Bruno ärgerlich. Ja, wenn er seine fünf Sinne beisammen hätte, aber er ist eben verrückt. Sein Ideal ist, Pastor in einem Heidedorfe zu werden, wo es keinen einzigen anständigen Menschen giebt, sondern nur lauter dumme Bauern. Solche Leute müßten

auch das Wort Gottes hören, man sollte nicht immer nach hohen Dingen trachten.

Da kam mir denn wirklich selber das Wort „verrückt!“ über die Lippen.

Bruno sah mich nachdenklich an. Wir sind gleicher Meinung über ihn, Erich, sagte er, und doch muß ich dir gestehen, daß mir die andern Brüder mehr Sorgen machen als Ludolf. Du glaubst nicht, wie verwöhnt Knud und Kurt sind, wieviel Geld sie von mir verlangen, und mein zweiter Herr Bruder ist ebenso. Alles soll ich bezahlen, und sie wollen keine Gegenleistung thun, nicht einmal die Mädchen heiraten, die ich ihnen aussuche. Dabei ist mein Besitz schon mit Schulden belastet — wenn ich nicht streng bin, kann ich nächstens selber betteln gehen! Der Alte hat ganz abscheulich gewirtschaftet und den jüngern Brüdern viel zu viel Freiheit gelassen.

Nach diesen Klagen trank Bruno in großen Zügen, und sein Gesicht sah sehr finster aus.

Also Ludolf kostet dich weniger? fragte ich.

Er kostet mich gar nichts. Seit zwei Jahren, wo er irgendwo Pfarradjunkt geworden ist und vielleicht einen Gehalt von fünfzig Thalern bezieht, hat er mir kein Geld mehr abverlangt. Er hat Anspruch auf ein kleines Jahrgeld; als er aber zur Beerdigung des Vaters kam, sagte er mir, er wolle nichts von mir haben, ich möchte nur einfach und sparsam leben, und sehen, daß Flinshausen wieder aus den Schulden käme. Nun, er als mein jüngerer Bruder hat mir natürlich nicht das geringste zu sagen, es ist auch unbescheiden, solche Äußerungen zu thun, und ich werde mich nicht darnach richten; aber als der Junge nachher am Sarge meines Vaters ein Gebet sprach, da lief es mir doch kalt über den Rücken. Donnerwetter, Erich, wir Flinsheim sind doch alle nicht auf den Mund gefallen, aber wie den Ludolf habe ich noch keinen Menschen sprechen hören.

Bruno seufzte und fuhr sich über die kahle Stirn. Karriere könnte der Bengel machen, brummte er vor sich hin; aber er will nicht. Er ist eben verrückt!

Mittlerweile war es spät geworden, und als ich mit schwerem Kopfe mein Lager aufsuchte, war ich auch so ziemlich davon überzeugt, daß Ludolf übergeschnappt sei.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zwei Wunder. 82 evangelische und 100 katholische Vereine treten zusammen und schließen einen Bund, und das nur zwanzig Jahre nach den Hundstagen des Kulturkampfs, und das in der schwärzlichen Gegend, wo die Fusangel und die Thümmel gedeihen! Wenn das nicht ein Wunder ist, dann giebts keine Wunder. Nicht eine alte Reliquie des Herrn Korum hat dieses Wunder gewirkt, sondern ein junges „Lebewesen" — Lindwurm oder was es sonst sein mag. Tausende von Bergarbeitern, sagte der Bergmann Brust, der am 26. August die Abgeordnetenversammlung in Essen eröffnete, auf der ein Gewerkverein christlicher Bergarbeiter gegründet werden sollte, „tausende von Bergarbeitern stehen vor einem Abgrunde, es bedarf nur eines Anstoßes, daß sie der Sozialdemokratie verfallen. Dieser Gefahr will der zu begründende Verband vorbeugen, denn ein Anschluß an die Sozialdemokratie bedeutet gleichzeitig einen Abfall von der christlichen Religion." Wer sollte sich nicht herzlich freuen darüber, daß sich endlich einmal die durch das Evangelium entzweiten brüderlich die Hand reichen zum gemeinsamen Wirken im Geiste des Evangeliums, und daß es zu einer Arbeiterbewegung kommen soll ohne die leidige Zugabe des Hasses gegen die „Bourgeoisie," den Staat und die Religion! Doch ist das zunächst nur eine Hoffnungsfreude. Die Vereinsgründung ist zwar beschlossen, aber noch nicht vollzogen, und noch weiß man nicht, wie sich die zwei Pferde am Wagen vertragen werden, und wer der Kutscher sein wird.

Wie weit sich die Hoffnungen verwirklichen werden, die wir gern auf die Neugründung setzen möchten, das hängt von mancherlei Umständen ab. So z. B. fragt es sich, ob die Teilnehmer zum Geiste von 1. Kor. 13 durchgedrungen und überzeugt sind, daß der Glaube ohne die Liebe nichts wert und die schönste Predigt oder Streitschrift, die nicht von der Liebe beseelt wird, nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle ist; in diesem Geiste würde der neue Verband großes wirken. Geben aber die beiden Parteien den Groll, den sie bisher gegen einander gehegt haben, nicht auf, sondern wollen ihn bloß einstweilen, bis der ihre Häuser bedrohende Brand gelöscht sein wird, im Herzen verschließen, und gedenken sie dann wieder über einander herzufallen, so werden sie einander schon in die Haare geraten, ehe die gemeinsame Löscharbeit beginnt, und Nr. 3 des Statutenentwurfs: „Religiöse und politische Parteipolitik [politische Politik!] ist ausgeschlossen," wird sie nicht daran zu hindern vermögen. Brust selbst hat sich einen enragirten Zentrumsmann genannt; das klingt nicht eben nach 1. Kor. 13. Dann fragt es sich, wie lange und in welchem Umfange die Mitglieder in Beziehung auf den positiven Vereinszweck einig bleiben. Daß es sich bei der Gründung nicht etwa bloß um die Bekämpfung der Sozialdemokratie handeln könne, das wurde unzweideutig ausgesprochen; darüber sind sich die Gründer klar. Sie haben sich gesagt: wenn wir nicht den Bergleuten dasselbe bieten wie die Sozialdemokraten, dann laufen sie eben in hellen Haufen zu diesen über; also der negative Zweck kann nur durch Erstrebung des positiven erreicht werden, und dieser fällt eben mit dem der Sozialdemokraten zusammen. In der That enthalten auch die fünf Punkte, die als Ziel der Vereinsthätigkeit aufgestellt wurden, nichts andres als die Forderungen des sozialdemokratischen Bergarbeiterverbandes. Nur in einem Punkte haben die Einberufer der Versammlung abschwächen zu sollen geglaubt. Brust bemerkte, es sei die achtstündige Arbeitszeit gefordert worden, doch da die Bergbehörde ver-

sprochen habe, ihr möglichstes zu thun (die Gründer scheinen sich also mit den Behörden beraten zu haben), so habe man von dieser Forderung Abstand genommen. Die entsprechende Forderung lautet daher in dem vorgelegten Entwurf der Ziele: „Einschränkung der Schichtdauer, soweit solche im Interesse der Gesundheit und der Sicherheit liegt.“ Damit war aber, wie es scheint, die Mehrheit der Versammlung sehr schlecht zufrieden. Zwei Abgeordnete forderten unter dem lebhaften Beifall der Versammlung die Aufnahme der Achtstundenschicht ins Programm. Der eine, Baltes, sagte unter anderm: „Wenn wir Bergleute uns nicht selbst etwas erkämpfen, dann erhalten wir nichts. Bis zum Jahre 1858 genossen wir Schutz bei der Bergbehörde, heute sind wir auf uns selbst angewiesen. Schließen wir uns einmal zusammen, um unsre Lage zu verbessern, dann erblickt man darin sogleich ein Komplott, man klagt uns an oder setzt uns womöglich auf die Straße. Die Arbeiter finden nirgends Schutz, das ist auch die Ursache, daß sie immer mehr zur Sozialdemokratie übergehn; wir dürfen uns daher auf keinerlei Versprechungen verlassen.“ Es wird also darauf ankommen, ob die „enragirten Zentrumsmänner“ unter den Bergleuten samt den mitwirkenden Geistlichen beider Konfessionen bei der Stange bleiben, wenn die Bergleute rücksichtslos ihre Forderungen geltend machen. Thun sies nicht, dann münden die in Fluß geratnen Wasser in den Strom der Sozialdemokratie; bleiben sie aber treu und fest bei der Sache, dann fragt es sich, was die Behörden dazu sagen werden, die vorläufig, wie es scheint, ihren Segen dazu gegeben haben. Was sagen die Blätter dazu, die den Behörden nahestehen? Vorläufig nichts. Und das ist, vom Standpunkte des Zeitungsschreibers aus gesehen, das zweite Wunder.

Man denke! die Saison ist so tot wie ein Sargnagel. Unter dem Vorwande der Polemik schreiben die Zeitungen einander gegenseitig ab, obwohl in dem Abgeschriebnen gewöhnlich so gut wie nichts steht. Die Frankfurter Zeitung bringt vierzehn Tage lang drei- bis fünfspaltige Berichte über die Unterredungen eines ihrer Leute mit bulgarischen Ministern, und die übrigen Blätter schätzen sich hoch beglückt durch diesen Brocken in der nahrungslosen Wüste. Daß die lange Sitzung des englischen Parlaments ergebnislos verlaufen und die Regierung in Verlegenheit ist, lesen wir durchschnittlich einmal an jedem Tage seit etwa einem Vierteljahr. Wenn nicht hinten, weit am gelben Meere, die Völker aufeinanderschlügen — leider viel zu phlegmatisch, und die Holländer in ihrem südlichen Inselparadiese von ihren Schützlingen totgeschlagen würden, wäre es rein zum verzweifeln. In solcher Zeit also geschieht ein Wunder, und die Zeitungen, die ärgsten aller Klatschweiber, schweigen! Ein trockner Bericht, sonst nichts, keinerlei Betrachtungen! Gewiß ein Wunder, und ein Wunder, das tief blicken läßt. Die Rheinisch-Westfälische Zeitung freilich, die am nächsten dabei ist, konnte sich um die Pflicht, ein paar Worte zu äußern, nicht gut herumdrücken. „Wir sehen davon ab, schreibt sie, daß das Programm als ersten Punkt die »Herbeiführung eines gerechten Lohnes« enthält, als wenn dieser gerechte Lohn nicht schon längst im Oberbergamtsbezirk bestünde. Wir sehen davon ab, daß der Kaplan Oberdörffer einen bedenklichen Ton anschlug, indem er von der Möglichkeit sprach, Krieg führen zu müssen, wozu Geld gehöre. Alledem steht die Erklärung des Vorsitzenden entgegen, daß es eine Verrücktheit sei, wenn die christlichen Bergleute nach einem allgemeinen Ausstand strebten. Vorläufig genügt das vollständig, damit die Arbeiter der Entwicklung der christlichen Gewerkschaftsorganisation mit Ruhe entgegensehen können.“ Die Verlegenheitsphrase, mit der diese kurze Begutachtung schließt, würde etwas weniger ungeschickt klingen, wenn es hieße: daß wir entgegensehen können.

Ahlwardts Bundschuh. Zeitungsnachrichten zufolge giebt Ahlwardt eine Zeitschrift unter dem Titel „Bundschuh“ heraus. Uns liegt nur eine 190 Seiten starke Broschüre dieses Namens vor, die mitten in einem Satze abbricht; was noch fehlt, ist nicht zu erraten, da ein Prospekt nicht beiliegt. Die Schrift hat unsre Meinung von dem Manne ein wenig verbessert. Ein bloßer Charlatan ist er nicht. Er hat sich eine zusammenhängende Weltansicht gebildet, die er in gemeinverständlicher Sprache und nicht ohne Originalität des Ausdrucks darzustellen versteht. Die Überschriften der Hauptabschnitte lauten: Volkswirtschaftliche Grundbegriffe, volkswirtschaftliche Gesetze, die Arten des Einkommens, staatliche Einwirkung [soll heißen Einwirkung des Staats] auf die Produktion, das wichtigste aus der Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus, Dr. Eugen Dühring, Ariertum und Judentum (der Antisemitismus), Religion, Wissenschaft und Kunst, der Bundschuh, die Neugestaltung der Gesellschaft. Die volkswirtschaftlichen Abschnitte sind nicht übel geraten und könnten, wenn sie vom übrigen abgesondert würden, ein brauchbares Elementarbüchlein abgeben. Wie viel davon selbständiger geistiger Erwerb des Verfassers und wie viel Dühring entlehnt ist, vermögen wir nicht anzugeben. Dühring ist nämlich die Autorität, auf die sich Ahlwardt bei jeder Gelegenheit beruft. Dühring ist ohne Zweifel ein bedeutender Kopf, und sein Martyrium sichert ihm die Hochachtung aller Männer von Charakter, aber wenn Ahlwardt schreibt: „Als der Dunstkreis bereits beängstigend wurde, trat ein Mann auf die Bildfläche [o diese Bildfläche! Und nun wird auch gar noch drauf getreten!], der mit seinem Zauberstabe die Nebel verscheuchte. Sonne, Mond und Sterne wurden wieder sichtbar, die Menschheit war sich selbst zurückgegeben. Es war Eugen Dühring. In ihm gewann sie eine Leuchte für die Jahrtausende u. s. w.“ Wenn einer so schreibt, so ist das doch eine Schrulle. Und in dem Urteil über unsre großen Philosophen verrät sich Größenwahn. Wenn ein Schopenhauer den Kollegen Hegel als Charlatan hinstellt, so findet man das erklärlich; thuts ein Ahlwardt, so findet mans albern. Die Philosophie Herbarts, des gründlichsten, nüchternsten, klarsten, minutiös genauesten unter unsern Philosophen, nennt er Gewäsch! Ob er auch nur eine von Herbarts Schriften gelesen haben mag? Die andre Schrulle Ahlwardts ist sein Antisemitismus. Was er in dem Büchlein erzählt von den Eigentümlichkeiten der semitischen und der arischen Rasse, von der Verderbnis des Ariertums durch die Semiten, die schon im grauesten Altertume begonnen haben soll, vom Arier Jesus und den arischen Galiläern, das sind bekannte Sachen. Wir sind ihnen seit Jahren oft begegnet. Eine üppig wuchernde Litteratur ist geschäftig, diese Anschauungen zu verbreiten, und wahrscheinlich mit Erfolg, denn den gewöhnlichen Leser zieht die Pikanterie dieser „Enthüllungen“ an. Die Gelehrten, insbesondre die Ethnologen, die Altertumsforscher und die Historiker werden also der Pflicht, diese Dinge zu untersuchen und festzustellen, was etwa daran wahr sein mag, auf die Dauer nicht ausweichen können.

Was dann seine Utopie anlangt — eine solche ist selbstverständlich seine „Neugestaltung der Gesellschaft“ —, so beruht sie, abgesehen von der vorgeschlagnen Vertreibung aller Juden, vorzugsweise auf seinem Eigentumsbegriff. Der Besitz, führt er aus, fängt ursprünglich mit Okkupation an. Rechtliches, auf sittlicher Grundlage beruhendes Eigentum wird der Besitz erst durch Arbeit. Aller Besitz, der nicht durch die eigne Arbeit des Besitzers erworben wird, sondern durch die Arbeit andrer, die ihm unterworfen sind, ist als Gewalteigentum zu bezeichnen. So weit kann jedermann mit ihm gehen. Nun aber entsteht die Frage: kann nicht das Gewalteigentum dadurch sittlich berechtigtes Eigentum werden, daß der Eigen-

tümer als ein Unternehmer thätig ist, der die Thätigkeit der von ihm beherrschten Arbeiter leitet? Ja kann das Gewalteigentum nicht auch ohne solche Thätigkeit des Besitzers, um der bürgerlichen Ordnung willen durch die Anerkennung des Staats den Charakter eines vollkommen rechtmäßigen, auch sittlich gerechtfertigten Eigentums erhalten? Der moderne Staat bejaht beide Fragen, und die auf diese Bejahung gegründete Ordnung ist es eben, die er gegen den sozialdemokratischen Ansturm verteidigt. Ahlwardt verneint beide Fragen. Vom Grundbesitz heißt es z. B. in seinem „neuen volkswirtschaftlichen Katechismus“: „Nur so viel vom Grund und Boden ist mein eigen, als ich im Verein mit meinen Familienangehörigen wirklich bearbeiten kann.“ Was darüber hinausgeht, soll eingezogen und durch Einrichtungen, auf deren Darlegungen wir uns nicht einlassen, dem Gebrauch der übrigen Volksgenossen überwiesen werden. Demnach ist für Ahlwardt in keiner der bürgerlichen Parteien Raum, am wenigsten in der konservativen, und weder seine Feindschaft gegen die Sozialdemokratie, noch die Ehrfurcht vor dem Kaiser und dem Kaisertum, die er zur Schau trägt, kann ihm etwas nützen. Denn für die Grundsäulen der konservativen Partei, die ja sämtlich größere Grundbesitzer sind, macht es praktisch keinen Unterschied, ob aller Grundbesitz oder bloß der größere mit Konfiskation bedroht wird, und auf ein Kaisertum, das nicht vor allem preußisches, mit dem altpreußischen Adel untrennbar verflochtnes Königtum ist, pfeifen sie. Außerdem kündigt Ahlwardt auch noch dem Christentum offne Fehde an — was er als das reine und wahre Christentum darstellt, dürfte kaum von einem evangelischen Geistlichen als Christentum anerkannt werden — und macht es so auch den geistlichen Stützen der konservativen Partei unmöglich, sich mit ihm einzulassen. Aus dieser Partei ist der Antisemitismus hervorgegangen; nun ist er so weit gediehen, daß es sich um die Frage handelt, ob er stark genug sein wird, sie zu sprengen, oder sie stark genug, ihn zu erdrücken.

Die Vorrede unterschreibt der Verfasser: „Plötzensee, am 23. Februar 1894. H. Ahlwardt, Strafgefangner.“ Diese Unterschrift empfehlen wir den Herren Gesetzgebern, Strafrichtern, Verwaltungs- und Polizeibeamten als Thema zu einer Meditation. Gegen die Verurteilung des Mannes an sich läßt sich ja nichts einwenden; eine Verdächtigung der Integrität unsrer Militärverwaltung darf nicht ungestraft bleiben. Aber daß diese Verurteilung als ein politischer Akt aufgefaßt werden konnte, das ist ein Unglück, ein großes Unglück für den Staat. Nichts ärgeres kann dem Staate widerfahren, als wenn das Wort „Strafgefangner“ ein Ehrentitel wird, und daß jede solche Verurteilung kräftiger „verhetzend“ wirkt als zehn Umzüge, Agitationsreden und Flugblätter, das weiß doch jedermann. Wollen die Regierungen die revolutionären Ideen durch „Ausrottung“ überwinden, dann müssen sie schon gründlicher verfahren, sie müssen es machen, wie es die spanische Inquisition mit den Moriskos, die Habsburger mit den Protestanten, die Tudors mit den Katholiken gemacht haben, müssen alle Bekenner solcher Ideen mit dem Schwerte und alle ihre Schriften mit Feuer vertilgen; ein paar von den Gefährlichen herausgreifen und auf einige Zeit einsperren oder sonstwie einer leichten Peinigung unterwerfen, ohne sie mundtot zu machen, das heißt nur den Brand schüren.

Die Not der Landwirtschaft und andre Nöte. Daß in der deutschen Presse endlich einmal häufiger Stimmen laut werden, die den erstaunlichen Behauptungen und Ansprüchen der ostelbischen Großgrundbesitzer widersprechen, begrüßen sicher viele Deutsche mit Freude. Die Zeiten mögen für den Landmann überall in

Deutschland nicht leicht sein, er wird sich bemühen müssen, daß ihn die veränderten Verhältnisse nicht überwältigen, er wird vielleicht sparsamer leben müssen als früher, aber von einem Ruin des Landmanns im ganzen deutschen Reich zu sprechen, dazu ist doch sicherlich kein Grund vorhanden. Im nordwestlichen Teile von Deutschland jedenfalls nicht. Man sehe sich doch nur einmal unter den frei auf eigner Scholle wohnenden Bauern der dortigen Marschen wie der Geestlande um. Überall wird man die Zeichen des Wohlstandes finden. Wollte jemand einem Marschenbauer gegenüber sein Bedauern über dessen Lage aussprechen, so würde der das stolz und verletzt zurückweisen. Und die Verhältnisse des Geestbauern, der freilich im allgemeinen saurer arbeiten und sparsamer leben muß als der Marschenbauer, sind ebenso befriedigend. Bei beiden vererben sich die Höfe fast in allen Fällen seit vielen Jahren von dem Vater auf den Sohn. Und findet einmal wirklich wegen Überschuldung der Verkauf eines Bauernhofs statt, so erregt das weit und breit das größte Aufsehen, und die Ursache, meist Trunk- oder Spielsucht des Besitzers, ist dann allgemein bekannt.

Verglichen mit der Lage des Kaufmanns und der im nordwestlichen Deutschland an der Schiffahrt beteiligten, erscheint die Lage des Landmanns jedenfalls noch glänzend. Wie viele Millionen Mark haben z. B. im letzten Jahre in Hamburg und Bremen die Kaufleute allein am Reis verloren! Und wohlgemerkt, nicht etwa, indem sie darin wild spekulirten. Nein, sie verloren ungeheure Summen nur durch das Sinken des Preises von Reis, den sie von Indien einführen und monatelang vorher kaufen mußten, damit ihre Reismühlen Beschäftigung und dadurch wieder Tausende von Arbeitern Arbeit hätten. Große Welthandelshäuser, von den verstorbnen Vätern gegründet und jetzt von den Söhnen geleitet, gerieten dadurch in arge Bedrängnis. Aber obgleich gerade eine infolge des Zollkriegs mit Rußland angeordnete Maßregel der deutschen Regierung zu den großen Verlusten dieser Kaufleute mittelbar ein gutes Teil mit beitrug, hat doch keine kaufmännische Stimme nach Staatshilfe gerufen.*) Stillschweigend tragen die Leute ihren Schaden und hoffen, daß ihnen verdoppelte Anstrengung, wenn auch erst nach langen Jahren, den Verlust wenigstens teilweise wieder einbringen werde. Und still wie sie, verhalten sich die in noch viel traurigerer und hoffnungsloserer Lage befindlichen Teileigentümer von Segelschiffen, deren es an der Nordseeküste viele Hunderte giebt. Die Aussicht für die Zukunft dieser Leute ist wirklich sehr traurig. Wie viele Schiffskapitäne giebt es dort, die das in langem, entbehrungsreichem Leben erworbne kleine Kapital in dem von ihnen geführten Schiff angelegt haben, und die jetzt alles verlieren und einer trostlosen Zukunft entgegensehen! Und noch schlimmer als diese sind viele Witwen und Waisen von Seeleuten dran, deren Ernährer im Meere oder in fernen Landen längst ihren Tod gefunden haben, die aber, um zu leben, allein auf das Erträgnis eines Schiffsparts angewiesen sind. Früher reichte der Jahresgewinn eines solchen Parts hin, sich bei bescheidnen Ansprüchen davon zu erhalten. In den letzten Jahren verdienen fast alle Segelschiffe nicht allein nichts, sondern die bedauernswerten Partenhalter werden häufig noch gezwungen, den Verlust, den die Schiffsabrechnung am Jahresschluß aufweist,

*) Um zu verhindern, daß russisches Getreide in Österreich zu Mehl vermahlen und dies dann nach Deutschland ohne Zollerhöhung eingeführt werde, verlangten die deutschen Zollämter, daß alles aus Österreich eingeführte Mehl von Ursprungsbescheinigungen begleitet sei. Darauf belegten die österreichischen Zollämter allen aus Deutschland nach Österreich eingeführten Reis mit einem Extrazoll und vernichteten dadurch den in dieser Weise betriebnen bedeutenden Reishandel.

durch Einzahlung gutzumachen. Dadurch erklären sich dann solche Vorgänge wie der, den die Weserzeitung kürzlich mitteilte, daß in Vegesack ein Schiffspart, der anfänglich 5000 Mark gekostet hatte, für 100 Mark verkauft worden ist. Dieselbe Ursache, die den Klagen der Großgrundbesitzer zu Grunde liegt, die durch die großen Frachtdampfer herbeigeführte, früher für unmöglich gehaltene dauernde Erniedrigung der Seefrachten, die bewirkt, daß der ostindische oder australische Weizen mit kaum merklicher Preiserhöhung auf den deutschen Markt gebracht werden kann, macht auch den Segelschiffen das Leben sauer. Aber von all den Leiden und Sorgen, die durch diese Verhältnisse in Hunderten von Seemannsfamilien geschaffen werden, hört man in den Zeitungen kein Wort. Der Gedanke, daß ihnen der Staat Hilfe bringen müsse in ihrer Not, ist ihnen ganz fremd. Sie fühlen auch unbewußt, daß er dazu gar nicht imstande ist. Möchten sich doch die Herren Großgrundbesitzer, die sich wahrscheinlich trotz all ihrer lauten Klagen an ihrem Wohlleben kaum etwas abgehen lassen, an jenen Leuten ein Beispiel nehmen!

Die rechtliche Lage der Bauhandwerker. Über diese wichtige Frage, über die wir schon zwei Äußerungen gebracht haben, in Heft 34 die von O. Bähr, wird uns von andrer Seite noch folgendes geschrieben:

Die Lage des Bauhandwerks gegenüber der Bauspekulation, wie sich diese namentlich in den Großstädten entwickelt hat, ist seit einiger Zeit Modethema unsrer Tagespresse geworden. Es muß in der That übel darum bestellt sein, wenn sich die Zeitungen so einmütig einer Frage annehmen, die des politischen Interesses so sehr entbehrt. Wer sich aber auf die Naturgeschichte unsrer Presse versteht, der muß befürchten, daß bei der grenzenlosen Oberflächlichkeit, die sie beseelt, ihr Interesse ebenso schnell erkalten wird, wie es entflammt worden ist. Jeder, der sich in Wahrheit dafür erwärmt, daß wir einen Übelstand beseitigen, der zum Schandfleck an unsrer Rechtsordnung geworden ist, sollte daher nicht unterlassen, soviel in seinen Kräften steht, dafür zu sorgen, daß diese Frage nicht wieder von der Tagesordnung verschwindet, ohne eine befriedigende Lösung gefunden zu haben.

Der Erörterung, der diese Frage in Heft 30 unterzogen worden ist, würde man Wort für Wort beipflichten können, wenn nicht leider ihr Schluß auf Resignation hinausliefe. Das scheint mir nicht die richtige Art und Weise, diese Sache zu behandeln. Der Verfasser meint, die Einführung von Privilegien widerstrebe der ganzen Einrichtung des heutigen preußischen Immobilienrechts, auf diesem Wege sei also kaum Hilfe zu schaffen, und er schließt mit den Worten: „Zu einem eingreifenden Schutz der Bauhandwerker werden wohl außerhalb des eigentlichen Immobiliarrechts schärfere Maßregeln zu treffen sein. Denn die gegenwärtigen Verhältnisse kann der Staat nicht stillschweigend länger dulden. Daß die Frage eingehend geprüft werden wird, ist nach dem jüngsten Vorgehen des preußischen Justizministeriums wohl zu hoffen.“ Ich meine: eingehend geprüft wird die Frage wohl werden, etwas weiteres ist aber von dorther schwerlich zu erwarten. Giebt es denn eine unfruchtbarere Behörde, als es das preußische Justizministerium seit Jahren ist? Die schwersten Mißstände harren in der preußischen Justiz vergeblich der Abhilfe, das Ministerium steht unthätig, offenbar vollkommen rat- und hilflos da. Von dorther kommt gewiß nicht das Heil, dessen wären wir sicher, auch wenn der Minister nicht schon das Wort ergriffen und einer Auffassung Ausdruck gegeben hätte, die uns jeder Hoffnung beraubt. Er hat erklärt (nach Zeitungsberichten), man dürfe keine Maßregel treffen, die die Sicherheit des Realkredits gefährden könne. So bestechend das klingen mag, im Grunde heißt es doch nichts als: Non

possumus, euch ist nicht zu helfen! Und die Norddeutsche Allgemeine Zeitung hat nicht unterlassen, das zu unterschreiben, indem sie den Bauhandwerkern den Rat gab, sie möchten künftig vorsichtiger beim Kreditgewähren sein. Das heißt denn doch zum Schaden den Spott fügen. Weiß denn unser offiziösestes Blatt wirklich so wenig von den Zuständen in der Bevölkerung? Hat sie wirklich keine Ahnung von den wirtschaftlichen Bedingungen, unter denen unsre Handwerker leben? Weiß sie nicht, daß nur die wenigen „kapitalkräftigen“ Handwerker — gerade die, für die unsre Frage von verhältnismäßig untergeordneter Bedeutung ist, in der Lage sind, mit Kreditgeben vorsichtig zu sein? Hat sie sich denn noch nicht einmal klar gemacht, daß es, praktisch betrachtet, den Bauhandwerkern meist gar nicht möglich ist, keinen Kredit zu gewähren? Es klingt aus ihrem wohlfeilen Rat eine Leichtfertigkeit heraus, die jeden empören muß, dem die offenkundige Notlage unzähliger fleißiger Leute ans Herz geht.

Ich glaube also nicht, daß wir vom Justizministerium etwas andres zu erwarten haben, als: wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß! Dabei ist es in Wahrheit so einfach, gründliche Abhilfe zu schaffen, daß ich mich bei dem, was ich vorschlagen möchte, erstaunt gefragt habe, weshalb man sich auch nur einen Augenblick sträubt, diesen Weg zu gehen. Vielleicht hat die Sache doch einen geheimen Haken, dachte ich bei mir; ich habe aber nichts finden können, was ernstlich gegen meinen Vorschlag spräche. Doch bin ich gern bereit, mich belehren zu lassen, nur darf man freilich nicht auf dem Standpunkt des preußischen Justizministers stehen. Die famose Sicherheit eines gewissen Realkredits ist es ja gerade, die den ganzen Übelstand heraufbeschworen hat. Daher gilt es allerdings, sie anzutasten, weil und soweit sie nach dem, wie sich die Verhältnisse gestaltet haben, so unsittlich wirkt. Daß nach heutigem Recht der Hypothekengläubiger das Haus an sich reißen darf, ohne im geringsten auf die Handwerker Rücksicht zu nehmen, die es doch gebaut haben, daß die Handwerker ruhig mit ansehen müssen, wie der Kapitalist Werte verschlucken darf, die sie mit ihrer Hände Fleiß überhaupt erst geschaffen haben, und für die man ihnen vielleicht noch nicht einen roten Heller bezahlt hat, das ist das schreiende Unrecht, das dadurch nicht besser wird, daß man es mit schönen Worten „Sicherheit des Realkredits“ nennt. Wir bilden uns soviel auf unser Immobiliarrecht im Gegensatz zum römischen ein. Es ist richtig, die Römer haben vergeblich versucht, auf diesem Gebiet dem Widerspiel der vielfach sich kreuzenden Interessen gerecht zu werden. Aber was haben wir denn gethan? Indem wir durch eine sehr weitgehende Mobilisirung des Grundbesitzes und Sicherstellung des Realkredits einseitig der Entwicklung des freien Verkehrs im weitesten Maße Rechnung trugen, haben wir alle entgegenstehenden, zum Teil sehr beachtenswerten Interessen einfach auf den Kopf geschlagen. Jedenfalls hätten die Römer in ihrem gesunden Sinn niemals den natürlichen Gedanken aufgegeben (nachdem sie ihn einmal gefunden hatten), daß unter allen Pfandgläubigern dem der Vorrang gebührt, dessen Forderung aus Verbesserung oder Herstellung der Pfandsache herrührt.

Ich bin weit entfernt, die Wichtigkeit jener Interessen des freien und beweglichen Verkehrs zu unterschätzen, aber ich möchte sie auch nicht überschätzen. Bis zu einem gewissen Grade hat auch unsre Gesetzgebung ihrem Grundsatz Abbruch thun müssen. Kommt es zur Zwangsversteigerung, so muß auch bei uns der Hypothekengläubiger manchem Anspruch, der aus dem Grundbuch nicht zu ersehen ist, das Vorrecht einräumen. Man höre das Gesetz und frage sich, ob da nicht noch ein Platz offen wäre für den, dem von Gottes, aber leider nicht von Rechts wegen das Haus gehört, das vom Gläubiger versteigert wird.

Es sind aus dem Erlös zu berichtigen (§§ 23 f. des Gesetzes vom 13. Juli 1883): 1. Alle Ausgaben, die bei der Zwangsverwaltung der betreibende Gläubiger zur Erhaltung und Verbesserung des Grundstücks gemacht hat; 2. die laufenden und aus den letzten Jahren rückständigen Beiträge zur Erfüllung einer Deichpflicht; 3. die laufenden und aus den letzten Jahren rückständigen Beiträge an Lohn und Kostgeld des Gesindes, sofern dieses zur Bewirtschaftung des Grundstücks gehalten wird und das Grundstück ein zur Landwirtschaft bestimmtes Gut ist. (Mit denselben Einschränkungen gehören hierher auch die Forderungen der Wirtschafts- und Forstbeamten u. s. w. wegen ihrer Dienstleistungen); 4. die laufenden und aus den letzten Jahren rückständigen direkten Staatsabgaben an dem Grundstück (hierher gehören auch die Ablösungsrenten u. s. w.); 5. die laufenden und aus den letzten Jahren rückständigen gemeinen, auf dem Grundstück haftenden Lasten (Kommunal-, Kirchen- und Schulabgaben u. s. w.); 6. alle Hypotheken u. s. w., die dem Rechte des betreibenden Gläubigers vorgehen.

Ich verstehe nun nicht, weshalb man Bedenken tragen soll, etwa nach 3 oder 5 die Forderungen der Handwerker einzuschieben, die das auf dem Grundstück stehende Gebäude ganz oder teilweise hergestellt haben. In 3 wird ein Konflikt der Interessen, der dem unsrigen ähnlich ist, in dem Sinne geregelt, daß die Realgläubiger zurücktreten müssen. In richtiger Würdigung der Sachlage hat der Gesetzgeber zum Schutz des Wirtschaftlichschwachen seinen Grundsatz hier durchbrochen. Unser Fall liegt nur insofern anders, als hier in der Regel größere Summen in Frage kommen werden. Das ist freilich ein sehr wesentlicher Unterschied, wenn es sich um die Sicherheit der nachfolgenden Rechte handelt. Doch ist nicht zu vergessen, daß, wenn man das Ding recht betrachtet, die Kapitalkreise, die allein ein berechtigtes Interesse, geschützt zu werden, aufweisen können, kaum gefährdet sein würden. Ich denke mir die Sache so, daß man das Privilegium der Handwerker zeitlich beschränkt, etwa auf ein Jahr nach Vollendung der Arbeit, mit dem Zusatze, daß es erhalten bleibt, wenn innerhalb dieses Jahres Klage erhoben ist. Welche Gefahr läuft da der, der sein Geld auf ein fertiges Haus hingiebt? Ausbesserungen würden selten so bedeutend sein, daß durch ihren Preis die Sicherheit gefährdet schiene, und könnten andernfalls dem Pfandleiher kaum verborgen bleiben. Und bei Neubauten würde es doch nichts schaden, wenn ein vorsichtiger Gläubiger den Nachweis verlangen müßte, daß Forderungen gegen den Eigentümer und Bauherrn nicht mehr bestehen. Gefährdet könnte nur der Gläubiger erscheinen, der Geld giebt auf ein Haus, das noch gar nicht da ist oder das, wirtschaftlich betrachtet, dem Schuldner nicht gehört, mit andern Worten: der Spekulant.

Man wird vielleicht einwenden, daß alle Gründe in gleichem Maße dafür sprechen, dem Lieferanten der Baumaterialien das gleiche Recht zu geben. Das wäre aber nicht richtig. Die Lieferanten sind Kaufleute oder Produzenten, sind im allgemeinen „kapitalkräftiger“ als der Handwerker und jedenfalls viel mehr befähigt, die Kreditwürdigkeit ihrer Abnehmer zu prüfen und zu beurteilen. Vor allen Dingen aber gestaltet sich beim Bauhandwerker, im Gegensatz zum Lieferanten, die Sachlage in der Wirklichkeit so, daß er gar nicht umhin kann, wenn auch nicht von Rechts wegen, so doch thatsächlich Kredit zu gewähren. Denn er kann, auch wenn ein Kredit nicht ausbedungen ist, erst nach Vollendung seiner Arbeit Zahlung beanspruchen, dann aber steckt der Wert seiner Arbeit bereits unwiderruflich im Hause.*)

*) Vor kurzem ging durch die Zeitungen die Nachricht, ein Tischler habe in einem solchen

Ein Bedenken verkenne auch ich nicht, aber es fragt sich, ob es so schwer wiegt, daß man um seinetwegen das ganze Elend, wie es jetzt besteht, lieber beibehalten soll. Unter der heutigen Bauspekulation hat sich mancher intelligente Unternehmer hinaufarbeiten können, ohne Kapital mitzubringen. Er bekam das Geld unter Verpfändung von Werten, die erst hergestellt werden sollten. Rechnete er richtig und war er ehrlich, so bezahlte er seine Handwerker und kam selbst vorwärts. Solchen Leuten würde in Zukunft der bisherige Weg oft verschlossen werden. Nicht also das Interesse des Immobiliarkredits, wie der preußische Justizminister meint, sondern höchstens dieses davon sehr verschiedne Interesse könnte davon abhalten, den gangbarsten und einfachsten aller Wege zu betreten. Ich glaube aber nicht, daß das Glück, dem man hier den Weg verlegen würde, das Elend aufwiegt, das es zu beseitigen gilt. Den Ausschlag aber müßte auf alle Fälle die sittliche Seite der Sache geben. Denn haben die Handwerker nicht Recht, wenn sie sagen: Wir, die Armen, sind die Betrognen, und ihr, die Reichen, seid die Betrüger, und zwar nicht etwa heimlich und im Dunkeln, sondern am lichten Tag und im Namen des Gesetzes selbst?

Ich fasse zum Schluß meine Vorschläge kurz zusammen: Dem Handwerker, der zu einem Bau Arbeiten geliefert hat, steht zur Sicherung seiner daraus erwachsenen Forderung gegen den Bauherrn und Eigentümer des Grundstücks innerhalb eines Jahres nach Vollendung der Arbeiten ein gesetzliches Pfandrecht an dem Grundstück zu, das beim Zwangsverkauf nach 3 oder nach 5 (§§ 26 und 28 des Gesetzes vom 13. Juli 1883) zum Zuge kommt. Das Pfandrecht bleibt auch nach Ablauf des Jahres bestehen, wenn der Gläubiger vor Ablauf des Jahres gegen den Bauherrn bei dem Gericht der belegnen Sache*) Klage erhoben hat, sei es auf Leistung oder auf Feststellung. Auf Antrag des Grundstückseigentümers hat das Grundbuchamt auf dem Folium eines Grundstücks die Vollendung eines Baues, zu dessen Ausführung baupolizeiliche Erlaubnis einzuholen war, zu vermerken. Die Eintragung geschieht auf Grund einer Bescheinigung der Baupolizeibehörde. Das Amts- und Landgericht der belegnen Sache haben auf Antrag des Grundstückseigentümers zu bescheinigen, ob innerhalb einer bestimmten Frist von Handwerkern Ansprüche aus gelieferten Bauarbeiten gegen ihn oder seinen Rechtsvorgänger auf dem Wege der Klage geltend gemacht worden sind oder nicht.

Das sind meine Vorschläge. Ich hoffe damit gezeigt zu haben, daß man den Bauhandwerkern sehr wohl helfen kann, wenn man nur will.

Verworrene Rechtsbegriffe. Vor kurzem ging durch die Zeitungen der Bericht über eine Gerichtsverhandlung wegen Diebstahls, wobei es sich um zwei entwertete schweizerische Briefmarken handelte. Ein junger Mann, der gerade zugegen war, als ein deutscher Reichspostbriefträger die Begleitadresse zu einem aus der Schweiz nach einer deutschen Stadt gesandten Wertpaket dem Adressaten überbrachte, fragte — so erzählte der Bericht — den Briefträger, ob er sich die Marken ablösen dürfe. Der Briefträger erwiderte, das werde wohl nicht erlaubt sein. Trotzdem nahm der junge Mann die Marken an sich und erbot sich, sie der Post zurückzugeben, wenn diese sie fordern sollte. Aber die Postbehörde erstattete, ohne erst eine solche Aufforderung ergehen zu lassen, gegen den jungen Mann Anzeige wegen

Fall eines Morgens hinter dem Rücken des Bauherrn Fenster und Thüren aus dem Neubau wieder herausreißen lassen, weil er keine Zahlung erhalten konnte. Nach dem Stande unsrer Gesetzgebung kann das dem Manne teuer zu stehen kommen.

*) Was ist das — die „belegene Sache"? D. R.

Diebstahls. In ihrer Klage behauptete sie, die Marken seien Eigentum des Postfiskus, und das Schöffengericht schloß sich dieser Auffassung an, obwohl es aus andern Erwägungen den Angeklagten freisprach.

Da entsteht doch nun die Frage: wenn entwertete Briefmarken Eigentum des Postfiskus sind (was wir vorläufig einmal als richtig annehmen wollen), wie kommt dann der Postfiskus dazu, dieses sein Eigentum so ungleich zu behandeln, d. h. es in der Mehrzahl der Fälle, nämlich bei allen gewöhnlichen Briefen, bei Wert- und eingeschriebnen Briefen, bei Postkarten, Warenproben u. s. w. den Empfängern der Sendungen zu überlassen, es also zu verschenken, und es nur in den Fällen für sich zu beanspruchen, wo lediglich aus posttechnischen Gründen über die Sendung auf demselben Stück Papier, das die Marken trägt, Quittung geleistet wird, wie bei Wertpaketen und Postanweisungen?

Der Postfiskus hat aber gar kein Eigentumsrecht an den entwerteten Briefmarken, weder an den deutschen noch an den ausländischen. Die Briefmarken werden dem Publikum ohne jeden Vorbehalt verkauft, sie werden durch Kauf sein Eigentum, und es kann damit nach freiem Belieben machen, was es will, kann sie weiter verkaufen, verschenken, vernichten, zu Mosaikbildern verarbeiten, Zimmer damit tapeziren u. s. w. Meistens allerdings werden sie ihrem eigentlichen Zwecke gemäß zur Bezahlung der Post für deren in der Beförderung von Postsendungen bestehende Leistungen verwendet; allein nicht in der an sich beinahe wertlosen Marke besteht die Bezahlung, sondern in dem dafür gezahlten Geldbetrage, über den die Marke nur die Quittung ist. Eine Quittung über gezahltes Geld aber ist nirgends in der Welt bisher als Eigentum dessen angesprochen worden, der das Geld empfangen hat. Die auf die Postsendung geklebte Briefmarke ist die Urkunde darüber, daß die Post den in der Marke angegebnen, der Gebühr für die Beförderung gleichkommenden Geldbetrag empfangen hat. Diese Beurkundung hat aber das gleiche Interesse für den Empfänger der Sendung wie für den Absender und für die Post, nur erlischt das Interesse der Post in dem Augenblicke, wo sie den eingegangnen Beförderungsvertrag durch Ablieferung der Sendung an den Adressaten erfüllt, während für den Empfänger aus mehreren Gründen ein Interesse an dieser Beurkundung fortbesteht. Daher gehören die Marken dem Empfänger der Sendung. Die Post kann aus mehr oder weniger stichhaltigen Gründen bestimmen, daß die Marken auf den Postanweisungen und auf den Begleitadressen zu Paketen — denn nur um diese beiden Gattungen von Postsendungen handelt es sich — verbleiben sollen, aber ein Eigentumsrecht an den Marken zu konstruiren, wird ihr nie gelingen.

Erwiderung. Zu dem Aufsatz von O. Bähr: „Der Achtstundentag" schreibt der Verfasser des ersten Aufsatzes: „Der Achtstundentag in der Wirklichkeit" folgendes:

Ob die Verkürzung der Arbeitszeit auf die Dauer eine Verminderung der Gütererzeugung in den einzelnen Betrieben zur Folge haben wird, kann nur eine längere Erfahrung lehren. Das Ergebnis des Matherschen Versuchs spricht einstweilen für das Gegenteil und hat z. B. die englische Regierung bewogen, die Achtundvierzigstundenwoche bereits zu Gunsten von 22571 in den Werkstätten der Admiralität beschäftigten Arbeitern einzuführen (Julinummer der amtlichen Labour Gazette). Aber auch angenommen, die Gütererzeugung verminderte sich wirklich in einem der abgekürzten Arbeitszeit entsprechenden Umfange, so würde dieser Erfolg doch von allen denen nur willkommen geheißen werden müssen, die

den Grund der gegenwärtigen gedrückten Geschäftslage in der vorhandnen Überproduktion erblicken. Wir selbst sind zwar weit mehr geneigt, die Unterkonsumtion, d. h. die zu geringe Kaufkraft der großen Volksmasse dafür verantwortlich zu machen. Aber jedenfalls läßt sich nicht leugnen, daß auch die deutsche Industrie heute weit mehr Waren produzirt, als sie im In- und Auslande abzusetzen imstande ist, und daß gerade diese Überfüllung des Marktes eine stetige Verschlechterung der Arbeitsbedingungen hervorgerufen hat. Wir geben zu, daß eine unter den heutigen Verhältnissen von der Gesetzgebung plötzlich erzwungne Einführung des Achtstundentags wahrscheinlich das Aufhören der kleinen, nicht kapitalkräftigen Betriebe zur Folge haben würde. Aber gerade William Mather warnt, wie wir berichtet haben, aufs eindringlichste vor derartigen gewaltsamen Eingriffen der Gesetzgebung und will die Verkürzung der Arbeitszeit grundsätzlich nur der freien Verständigung der Unternehmer und der organisirten Arbeiter vorbehalten wissen. Zur Abstellung der schlimmsten Mißstände ist ja auch in Deutschland auf Grund des Artikels 120e der Gewerbeordnung der Bundesrat schon heute befugt.

Hält sich der Staat von einer Einmischung in die Frage der Arbeitszeit fern, so sind die Arbeiter, so lange die gegenwärtige gedrückte Geschäftslage dauert, in der That nur auf die Einsicht und den guten Willen der Unternehmer angewiesen. In beiden hat William Mather seinen Kollegen ein höchst verdienstvolles und nachahmungswertes Beispiel gegeben. Für die Arbeiter bieten sich erst dann bessere Aussichten, die Verkürzung der Arbeitszeit auf dem Wege des wirtschaftlichen Kampfes durchzusetzen, wenn ein neuer Aufschwung der Industrie eingetreten sein wird, und zwar ein Aufschwung, der nachhaltig und kräftig genug ist, zunächst einmal allen jetzt beschäftigungslosen Händen die Rückkehr an die alten Arbeitsplätze zu ermöglichen. Gelänge es der Arbeiterschaft der größern Industriestaaten, unter dem Druck einer solchen Konjunktur die Unternehmer allgemein zur Annahme der Achtundvierzigstundenwoche zu zwingen, so wäre dennoch keine Verringerung der gesamten Gütererzeugung zu befürchten. Denn ein etwaiger Rückgang der Produktion infolge der verminderten Arbeitszeit würde durch Einstellung der jetzt feiernden Hände aus der sogenannten Reservearmee mindestens aufgehoben werden. Man bedenke nur, daß nach der amtlichen Statistik die Zahl der Beschäftigungslosen in England in den letzten zwei Jahren selbst unter den gelernten Arbeitern nie weniger als 6 Prozent und bis über 10 Prozent betragen hat. Für Deutschland fehlt leider jeder Nachweis. Gerade in Zeiten gewerblichen Aufschwungs wird aber die Verkürzung der Arbeitszeit ein Gegengewicht gegen die kopflose Vermehrung der Produktion bilden und dazu dienen, die unausbleiblichen Rückschläge wenigstens zu mildern und zu verzögern. Erst wenn die Einstellung auch des letzten jetzt beschäftigungslosen Arbeiters dauernd nicht genügte, die Nachfrage nach Gebrauchsgütern zu decken, könnte eine Steigerung der Produktion durch Verlängerung der Arbeitsdauer wieder in Frage kommen. Wer aber ist sanguinisch genug, in Deutschland bei der reißend fortschreitenden Volksvermehrung und der immer größern Vervollkommnung des Maschinenwesens ein dauerndes Überwiegen der Nachfrage über das Angebot auf dem Arbeitsmarkte zu erwarten?

Ein Ei des Kolumbus. Eierhändler ist Kolumbus eigentlich nicht gewesen; was Herr Paul Erdmann mit dem Titel seines im „Bibliographischen Büreau“ zu Berlin erschienenen Schriftchens meint, ist nicht „ein Ei des Kolumbus,“ sondern ein Kolumbusei. Wenn jedermann sittlich empfände, und jeder sich bei seinem Handeln von den Regeln des sittlichen Anstands leiten ließe, so würde jeder jedem

lassen und geben, was ihm gebührt, und es gäbe keine soziale Frage. An der Verwirrung, in der wir leben, kann also nichts schuld sein als „die Entthronung der Bildungsfaktoren.“ „Alleiniger Urfaktor der Herzensbildung“ ist die Kunst, die höchste aller Künste aber ist die Poesie, die durch die dramatische Kunst am mächtigsten auf die Herzen einwirkt. Also: schafft uns Theater, wie sie sein sollen, und die soziale Frage ist gelöst. Herr Paul Erdmann ist nämlich „Theaterdirektor a. D.,“ wie er sich auf dem Titel nennt. Der Spaßvogel gefällt uns.

Nochmals Professor Natorp. In Heft 18 haben wir die bekannte Angelegenheit des menschenfreundlichen Universitätslehrers besprochen und bei dieser Gelegenheit auch seine im Aprilheft von Pernerstorfers Deutschen Worten erschienene Abhandlung: „Pestalozzis Ideen über Arbeiterbildung und soziale Frage“ erwähnt. Es wird unsern Lesern lieb sein, zu erfahren, daß der Verfasser diesen sowohl für die Kenntnis Pestalozzis wie für die Gesellschaftswissenschaft wertvollen Aufsatz jetzt in Heilbronn bei Salzer als Broschüre herausgegeben hat.

Litteratur

Grundriß der politischen Ökonomie. Von Dr. Eugen von Philippovich, Professor an der Universität Freiburg. Erster Band, allgemeine Volkswirtschaftslehre. Freiburg i. Br. und Leipzig, J. C. B. Mohr, 1893

Dieses Werk bildet die dritte Abteilung des „Einleitungsbandes“ eines Handbuchs des öffentlichen Rechts, das die Professoren H. Marquardsen und Max Seydel herausgeben. In der Ankündigung des „Grundrisses“ heißt es: „Die Darstellung verfolgt in erster Linie den Zweck, den Fortschritt, der durch die reiche Speziallitteratur der letzten Jahrzehnte auf dem fraglichen Gebiete erreicht worden ist, in zusammenfassender, einheitlicher Darstellung des Wesentlichen zum Ausdruck zu bringen.“ Dieses Versprechen wird in befriedigender Weise erfüllt. Der Verfasser selbst nimmt, wie das nach Lage der Dinge kaum anders sein kann, zwischen den verschiednen Richtungen eine vermittelnde Stelle ein. Als ein erfreulicher Fortschritt ist es unter anderm zu betrachten, daß er den wesentlichen Unterschied zwischen Produktion und Erwerb, Produktivität und Rentabilität, Produktiv- und Erwerbskapital kräftig hervorhebt, und daß er die Lehre von der Kapitalbildung durch Sparen wenn auch noch nicht preisgiebt, so doch wenigstens einschränkt. Dagegen ist zu rügen, daß in § 51 der übertreibenden Spartheorie gegenüber die Arbeit als die eigentliche Erzeugerin der Kapitalsgüter, also auch des Kapitals, nicht ausdrücklich hervorgehoben wird, und daß ihr der Verfasser von vornherein (in § 42) die ihr gebührende Stellung verweigert, indem er sie unter den „Produktionsfaktoren“ als dritten aufzählt und dem Kapital die zweite Stelle einräumt; als erster wird selbstverständlich das Land genannt.

Schwarzes Bret

An der schönen blauen Donau erscheint ein Blatt mit dem hochtönenden Titel: Allgemeine Künstler- und Schriftsteller-Zeitung, thatsächlich ein bescheidnes Sammelsurium von allerlei Nachrichten, bei denen überall die geschäftliche Seite herausguckt. Aber am Schluß jeder Nummer kommt eine zweispaltige Novelle („Nachdruck verboten!"), bei deren Genuß (ich undankbarer Mensch bekomme nämlich das Blatt ohne Gnade umsonst zugesandt) ich stets die Vorstellung ausspinne, daß etwa einmal eine Schar von Kellnern den Scherz veranstalte, sich von ihresgleichen mit gravitätischer Miene bedienen zu lassen. Das Thema ist natürlich stets „aus dem Künstler- und Schriftstellerleben," d. h. entweder sinds Klagen über schlechte Geschäfte oder Erinnerungen an die Zeit, wo das Geschäft noch nicht so gut ging. Aber nun bringt die letzte Nummer doch eine rührende Ausnahme. „Edgar Kovats" bekennt, daß er bis zur Stunde keinen Schimmer von Lenau gehabt hat. „Ich kenne diesen Lenau — mit Ausnahme seiner »Werbung« und einigen (gen!) Kleinigkeiten, die man uns in der Schule beigebracht — gar nicht." Er wohnt zwar in einem Hause, wo Lenau viel verkehrt hat, aber das ist ihm wie Schulze oder Müller gewesen. Nun hat er sich aber um Lenau kümmern müssen. Denn Ludwig Hevesi, „der vielwissende(!) Mann," und noch einer haben für Kovats Reklame gemacht, was hier breitspurig wieder abgedruckt wird, und ihn dabei mit Lenau verglichen. Da hat er sich denn „einen Lenau" gekauft und ihn von zwei bis sieben Uhr gelesen.

O ihr führenden Geister!

Aus der Sommerfrische im Schwarzwalde sendet uns ein Leser der Grenzboten den badischen Hofbericht vom 22. August, der die letzten wichtigen Ereignisse folgendermaßen zusammenstellt: „Vor einigen Tagen ist die Gemahlin des Flügeladjutanten Oberstleutnant Frhrn. v. Schönau-Wehr nach längerm Aufenthalt auf Schloß Mainau wieder abgereist. Vorgestern ist die Gemahlin des Hofmarschalls Grafen v. Andlaw, einer Einladung folgend, auf Schloß Mainau eingetroffen. Gestern hat der Kabinettsrat v. Chelius nach längerm Urlaub den Dienst bei J. K. H. der Großherzogin wieder angetreten. Major v. Oven, welcher mit seiner Familie die Pension »Jakob« bei Konstanz bewohnt, kommt häufig zum Vortrag nach Schloß Mainau. Legationsrat Freiherr v. Babo, welcher mit seiner Familie in dem Schlößchen zu Egg wohnt, kommt täglich zum Vortrag. Der Großherzogliche Minister v. Brauer hat sich heute in die Gegenden zwischen Ueberlingen, Salem, Meersburg, Markdorf und Immenstaad begeben, um die Interessen dieses Bezirks bezüglich des Eisenbahnbaues zu studiren, und kehrte abends wieder nach Mainau zurück."

Ob wohl der Herr Flügeladjutant oder der Herr Hofmarschall oder der Herr Kabinettsrat oder der Herr Major in der Pension Jakob(!) oder der Herr Legationsrat dieser Geschichtschreiber der Sauerngurkenzeit ist? Der „Großherzogliche Minister" wenigstens, der im Wechsel von Perfekt und Imperfekt hinterherklappt, kommt hoffentlich nicht in Frage. Dem großherzoglichen Paare selber scheint es — so liest man wenigstens zwischen den Zeilen — auf seinem schönen Sommersitze, der Insel Mainau, gut zu gehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Steuern und Stimmrecht

Mit dem 1. April des nächſten Jahres tritt in Preußen eine Erfindung des königlichen Hoffinanzkünſtlers in Kraft, die man Steuerreform benannt hat, was inſofern nicht ganz richtig iſt, als man mit dem Worte Reform meiſt den Begriff einer gründlichen Beſſerung verbindet. Die preußiſchen Städte rüſten ſich bereits, die Segnungen dieſer neuen Einrichtung würdig zu empfangen. Sie bereiten zu dieſem Zwecke, teils infolge höherer Erleuchtung durch ihren Herrn und Meiſter, teils auf Antrieb ihrer eignen ſchöpferiſchen Phantaſie, eine ganze Blütenleſe neuer Steuern vor, als da ſind Klavier-, Fahrrad-, Pferde- und Wagen-, Dienſtboten- und was weiß ich ſonſt noch für Steuern. Alle dieſe neuen Beſteuerungsgelüſte ſcheinen ihre Quelle in dem Triebe zu haben, zur Deckung der Gemeindebedürfniſſe möglichſt ſtark die Leute heranzuziehen, die das meiſte Geld haben. Denn arme Leute pflegen ſich von den Dingen, die da neu beſteuert werden ſollen, nur das unentbehrlichſte anzuſchaffen. Das Beſtreben, den größten Teil der Steuerlaſten auf die ſtärkſten Schultern abzuwälzen, iſt nun gewiß recht löblich, wenn es auch von dem „ehrlichen Makler,“ der gegenwärtig Preußens Geldgeſchäfte beſorgt, nicht eben fair play iſt, daß er alle Unannehmlichkeiten einer ſolchen Verteilung der Laſten den Gemeinden zuſchiebt. Trotz dieſes kleinen Anflugs von Hinterliſt, den nun einmal alle Werke dieſes bewährten Finanzgenies tragen, könnte man ſich mit der Reformbeſteuerung vertraut machen, wenn man nur die Gewißheit hätte, daß ſie nicht gerade den Luxus trifft, bei dem man im Zweifel iſt, wie weit er ſich nicht ſchon in ein unentbehrliches Bedürfnis verwandelt hat, während ſie die allerüberflüſſigſte Verſchwendung frei ausgehen läßt.

Da iſt ein Beamter mit 5000 Mark Einkommen und fünf unmündigen Kindern. Der hält ſich, um ſeiner Frau die Hausarbeit einigermaßen erträglich

zu machen, ein Dienstmädchen. Wenn nun der Geist, der die steuerplanenden Stadtoberhäupter und Stadtverordneten beherrscht, erst das Szepter der Verwaltung führt, so muß der Beamte dafür 10 bis 20 Mark Steuern zahlen. Nun, es giebt Beamte mit geringerm Einkommen und größerm Kindersegen, also mag er zahlen. Aber da ist andrerseits ein Hagestolz, er hat weder Kind noch Kegel, dagegen 50000 Mark Einkommen und braucht zu seiner Bedienung täglich ein paar Kellner, ein paar Zimmermädchen, ein paar Hausknechte, ein paar Dienstmänner und sonst noch einige Leute. Der zahlt keinen Pfennig Dienstbotensteuer, weil er es bequem findet, sich in einem Gasthause verpflegen zu lassen, wo die höhern Unkosten, die neue Steuern etwa verursachen, auf einige tausend Gäste verteilt werden, während sie der Familienvater allein zu tragen hat. Ist das recht und billig?

Ein andres Bild zum Vergleich. Ein Vater kauft seiner Tochter einen Flügel für 1000 Mark. Dafür soll er in Zukunft auch 10 bis 20 Mark Steuern zahlen. Schön. Wenns nach mir ginge, zahlte er das zehnfache, denn in der gebildeten Welt wird auf Instrumenten aller Art mehr Lärm gemacht, als ein Mensch von mittelstarken Nerven auf die Dauer ertragen kann. Aber da ist ein andrer Herr, der hat sichs in den Kopf gesetzt, alle Schnupftabaksdosen des alten Fritz oder alle Wäschzettel der Christiane Vulpius alias Frau Geheimrat von Goethe aufzukaufen, deren er habhaft werden kann, und giebt dafür nicht einmal 1000, sondern jährlich 5000 Mark aus. Der zahlt keine Klaviersteuer. „Natürlich nicht, sagt Herr Miquel als ehrlicher Mann, er hält sich ja kein Klavier."

Der Grundsatz, den überflüssigen — oder sagen wir entbehrlichen — Luxus besonders zu besteuern, ist gewiß nur zu billigen. Es genügt aber nicht, daß man schöne Grundsätze hat, man muß sie auch ehrlich anwenden. Die Steuerpläne aber, die zur Zeit in deutschen Landen umgehen, die Art, wie die Abgaben bei uns verteilt sind, und wie sie erhoben werden, dies ganze Wesen wird von einem Geiste der Unehrlichkeit und des Schachers beherrscht, der die allerschwerste Gefahr für den Rechtlichkeitssinn unsers Volks birgt. Die direkten Steuern werden von dem Gelde berechnet, das der Bürger verdient, und in barem Gelde eingezogen. Das ist manchmal bitter, aber es ist doch ein ehrliches Verfahren. Diese Luxussteuern dagegen sollen nicht von dem Werte des besteuerten Gegenstandes erhoben werden, sondern nach einer allgemeinen Regel, die die steuerbaren Gegenstände in Wertgruppen zusammenfaßt — so war es ja auch bei der Reichs-Wein- und Tabaksteuer einmal geplant —, die Steuern aber will man sich in barem Gelde auszahlen lassen. Ist das ehrlich? Mich dünkt, es ist genau das Gegenteil. Denn von barem Gelde weiß man jederzeit, wieviel es wert ist. Ist aber der Wert desselben Luxusgegenstandes in den Händen verschiedner Personen auch derselbe? Wenn für das stümperhafte Geklimper einer höhern Tochter ein Bechsteinscher Flügel

angeschafft wird, so ist das freilich verwerflicher Luxus, denn ein Marterholz für wenige hundert Mark thäte es auch. Wenn aber einem Mädchen von großer musikalischer Begabung für die Ausübung seiner Kunst auch ein würdiges Instrument — vielleicht mit großen Opfern — zur Verfügung gestellt wird, ist das eine ebenso sträfliche Verschwendung? Für die stumpfsinnigen Steuerriecher ja, für jeden denkenden Menschen gewiß nicht. Oder, um auf einem mehr praktischen Boden zu bleiben: ist es etwa derselbe Luxus, wenn sich eine Familie mit großer Kinderschar ein Dienstmädchen hält, oder wenn ein kinderloses Ehepaar sich diese Annehmlichkeit in Gestalt von Köchin, Stubenmädchen und „Stütze der Hausfrau" zulegt?

Es giebt eine einzige Art, den Luxus in ehrlicher Weise zu besteuern, das ist die, die Steuer von dem Gelde zu erheben, das für entbehrlichen Luxus ausgegeben wird. Nun kann man allerdings nicht jedem Bürger nachrechnen, wieviel er von seinem Einkommen für entbehrlichen Luxus aufwendet. Aber ich glaube, ohne allzu sehr in die Irre zu gehen, darf man annehmen, daß die Leute gewöhnlich um so viel eher Luxusausgaben machen, je mehr Geld sie überhaupt verdienen oder besitzen. Sollte der gewissenhafte Herr Miquel Bedenken tragen, diesen Grundsatz unbewiesen für richtig anzunehmen, so könnte er eine Umfrage — Verzeihung für das harte Wort! —, eine Enquete darüber anstellen lassen, was ja heute sehr beliebt ist. Und sollte sich dabei herausstellen, daß dieser allgemeine Grundsatz der Wahrheit nahe kommt, so könnte die Luxussteuer mit der direkten Einkommensteuer in der Weise verbunden werden, daß man diese nach einem steigenden Prozentsatz erhöbe. Über das richtige Maß der Steigerung braucht man sich noch nicht den Kopf zu zerbrechen. Denn das kann nur durch Erfahrung gewonnen werden, und man hat uns in Steuersachen noch nicht einmal den Versuch machen lassen, ehrlich zu sein.

Freilich, ehe eine direkte Besteuerung nach steigendem Prozentsatz durchgeführt werden kann, müßten einige schwere Klötze aus dem Wege geräumt werden, die zu den ehrwürdigsten Besitztümern gewisser Parteien gehören. Das Kapital würde als Gegenleistung für die neue Art der Besteuerung sicherlich die Weiterbildung eines Grundsatzes fordern, der im Dreiklassenwahlsystem ausgedrückt ist; des Grundsatzes nämlich, daß jedem Bürger um so größerer Einfluß auf die Verwaltung von Stadt und Staat zustehe, je mehr städtische und staatliche Steuern er zahlt. Nach diesem Grundsatze würde einem steigenden Prozentsatz der Steuern auch ein gesteigerter Einfluß auf die Politik der Gemeinde und des Staats entsprechen müssen. Die Folgerung ist an sich ohne Zweifel richtig. Aber ebenso unzweifelhaft richtig ist auch folgendes: eine Regierung, die den politischen Einfluß der besitzenden Klassen noch steigern wollte, würde durch den zähesten Widerstand der Bevölkerung zu der Überzeugung gedrängt werden, daß jener Grundsatz des Dreiklassenwahlsystems — faul ist.

In freisinnigen und demokratischen Blättern wird es von Zeit zu Zeit als ein himmelschreiendes Unrecht hingestellt, daß in einzelnen Industriestädten — Essen und Bochum sind die beliebtesten Beispiele — eine geringe Zahl von Kapitalisten zwei Drittel aller Stadtverordneten zu ernennen hat. Dem wird von den Freunden des Kapitals mit der gleichen Regelmäßigkeit entgegengehalten, ob es denn nicht recht und billig sei, daß die Leute, die den größten Teil der städtischen Lasten tragen, auch über die Mehrheit der Stimmen im Rate der Stadt zu verfügen haben? Mir scheint, die eine Behauptung ist so wenig wert wie die andre. Es ist genau so lächerlich, jede größere Berechtigung einer Minderzahl zu einem Raub an der Mehrheit zu stempeln, wie es ungereimt ist, die Leistungen eines Bürgers für ein Gemeinwesen an der Höhe des Steuersatzes zu messen. Ein Lieblingsbeispiel kapitalfreundlicher Blätter, mit dem sie den demokratischen Angriff auf das Dreiklassenwahlsystem zu pariren pflegen, ist folgendes: Die Stimme Krupps, der einige tausendmal soviel Steuern zahlt als seine Angestellten, hat bei der Wahl von Volksvertretern für den Reichstag nicht mehr Gewicht als die Stimme seines letzten Arbeiters; ist das nicht widersinnig? Das Beispiel ist ungeheuer einleuchtend. Aber wenn man der Stimme des Bürgers Krupp auf Grund seines hohen Steuersatzes ein Übergewicht über die seiner Arbeiter zugestehen wollte, könnte er da nicht mit demselben Recht ein Übergewicht verlangen über die Stimme des Bürgers — Bismarck? Das ist nun sehr wenig einleuchtend, und man hat zur bessern Begründung des Vorrechts der Besitzenden die Forderung aufgestellt, auch der höhern Bildung gebühre ein höherer Einfluß auf das politische Leben. Man nimmt dabei entweder stillschweigend an, daß Bildung und Besitz zusammengehen, was den Thatsachen ins Gesicht schlägt, oder man giebt zu, daß der Einfluß der Bildung noch der gesetzlichen Regelung bedürfe, wobei man nur zu bemerken vergißt, wie er denn geregelt werden soll. Was Besitz ist, weiß man schon; aber was zur Bildung eigentlich gehöre, wird sich wohl kaum mit der wünschenswerten Sicherheit umgrenzen lassen. Man wird doch nicht behaupten wollen, der „hochgebildete" Herr Professor, der jahraus jahrein über seinen Büchern hockt, habe mehr Befähigung, darüber zu urteilen, was dem Staate frommt, als der „ungebildete" Landmann, der sich Wind und Wetter um die Ohren sausen läßt und die Dinge ringsum mit offnen Augen betrachtet? Dem widerspricht leider die Thatsache, daß es schlichte Bauern giebt, die in politischen Dingen verständigere Ansichten haben als mancher Ministerialrat. Wie dem auch sei: der preußische Staat kümmert sich um die höhere oder geringere Bildung seiner Bürger nicht; er bemißt ihren allgemeinen politischen Einfluß lediglich nach der Höhe der Steuern, die sie zahlen. Und es fragt sich, ob dieser Grundsatz recht und billig sei oder nicht. Ich behaupte, er ist ungerecht.

Im absoluten Staate zahlte der Bürger seine Steuern, ohne daß er das

Recht hatte, darnach zu fragen, wozu diese Steuern verwandt wurden. Hatte er doch nicht einmal das Recht, sich sein Leben so zu gestalten, wie es ihm beliebte, mochte er seine Steuern noch so pünktlich zahlen. Man denke nur an die gewaltsamen Aushebungen zum Heeresdienste, die sich Friedrich Wilhelm I. und gelegentlich auch der Philosoph von Sanssouci gestatteten! Heute ist das anders. Steuern zahlt der Bürger nach wie vor, im modernen Verfassungsstaate vielleicht noch mehr als früher, aber er zahlt sie vor allem dafür, daß die bestehende Ordnung erhalten bleibe, daß der Staat ihm Gewähr dafür leiste, daß er sich innerhalb gewisser, für alle Bürger gleichmäßig verbindlicher Grenzen sein Leben einrichten kann, wie es ihm beliebt. Und wenn heutzutage ein Bürger mehr Steuern zahlt als der andre, so ist darin das erhöhte Interesse ausgedrückt, das er an dem Bestehen der staatlichen Ordnung hat. Dieses Interesse besteht bei einem Arbeiter darin, daß er ein paar Tausend Mark Jahreseinkommen seiner Neigung gemäß verzehren könne. Bei Krupp aber ist dies Interesse gebunden an die freie Verfügung über einige Millionen Mark Jahreseinkommen. Ist es da nicht recht und billig, daß Krupp für die Erhaltung der Staatsform seinem Interesse entsprechend mehr beisteuere als der Arbeiter?

Darüber, daß im Verfassungsstaat die aufgebrachten Gelder wirklich zur Erhaltung der bestehenden Ordnung verwandt werden, wacht die Volksvertretung. Da diese nun jede Verwendung staatlicher Gelder überhaupt gutzuheißen hat, so hat sie nicht nur Einfluß auf die Erhaltung, sondern auch auf die Entwicklung des Staates; das Volk bestimmt durch seine Vertretung mit darüber, in welcher Richtung sich die Summe aller Arbeitskräfte, die den Staat ausmachen, bewegen soll; ohne die Zustimmung der Volksvertretung ist eine solche Bewegung, ist ein Fortschritt in der Entwicklung nicht möglich. Dieses Bestimmungsrecht ist sogar der Hauptzweck der Volksvertretung. Denn daß die staatlichen Gelder gesetzmäßig verwandt werden, mit andern Worten, daß überhaupt verfassungsmäßig regiert wird, ist ja doch eigentlich die Voraussetzung des Verfassungsstaats. Weil man bei der Gesamtheit der Staatsbürger den guten Willen voraussetzen muß, die Verfassung nicht gewaltsam zu brechen, so kann man aus dem erhöhten Interesse, das der Großkapitalist an der Erhaltung der Staatsform hat, auch kein erhöhtes Bestimmungsrecht oder Stimmrecht für ihn herleiten. Denn wenn die überwiegende Mehrheit der Bürger von der bestehenden Staatsform nichts wissen will, so nützt es auf die Dauer nichts, daß eine künstlich zusammengebrachte Stimmenmehrheit dafür ist, die Verfassung zu erhalten. Der Kapitalist hat aber nur deshalb ein Interesse daran, die Verfassung zu erhalten, weil ihm der Staat das Kapital schützt, womit er arbeitet. Der Staat aber hat gar kein Interesse daran, dem einzelnen Kapitalisten sein Kapital zu erhalten, sondern nur daran, daß es dem Staat als Ganzem erhalten bleibe. Das Kapital, mit dem Krupp

arbeitet, ist nämlich nicht die Summe des Geldes, von der er einen bestimmten Prozentsatz in Gestalt von Steuern abgiebt. Mit Geld kann man nicht arbeiten. Sein Kapital sind die 10000 oder mehr Arbeitskräfte, die ihm zur Verfügung stehen. Der einzelne Arbeiter hat kein Interesse daran, gerade für Krupp zu arbeiten; er hat nur ein Interesse daran, angemessen bezahlt zu werden. Der Staat hat auch kein Interesse daran, daß diese 10000 Arbeiter gerade für Krupp thätig sind; er hat nur ein Interesse daran, daß sie so viel Arbeit leisten, als sie können, und daß sie dafür den Lohn erhalten, der ihnen zukommt. Krupp allein hat ein Interesse daran, daß diese 10000 Arbeitskräfte gerade in seinem Dienste stehen. So hatte Krupp allein ein Interesse daran, daß auch die Arbeitskräfte des Grusonwerkes in seinen Dienst traten, darum kaufte er das Werk. Die ungeheure Verschiebung, die sich damit in dem Besitz des preußisch-deutschen Arbeitskapitals vollzog, hat den Staat als Ganzes durchaus nicht berührt, während es für Krupp vielleicht schon eine Lebensfrage geworden war, ob er sich den Wettbewerb des Grusonwerkes durch gütlichen Ausgleich vom Halse schaffen konnte. Hätte das die Firma Krupp aber wohl auf gleich friedlichem Wege zu erreichen vermocht, wenn beide Werke nicht unter dem Schutze desselben Staates arbeiteten, wenn es sich statt einer Magdeburger etwa um eine französische Firma gehandelt hätte?

Also daraus, daß ein Bürger eine größere Zahl von Arbeitskräften für seine Zwecke verwendet, erwächst ihm noch kein größeres Bestimmungsrecht für die Verwendung der Summe aller Arbeitskräfte, d. h. für die politische Gestaltung des Staatslebens. Vielmehr wird man sagen müssen: wenn ein Bürger in seinem Berufe so viel leistet, als er zu leisten fähig ist, so hat er dem Staate gegenüber seine Pflicht erfüllt, und er hat damit das gleiche Recht auf die verfassungsmäßige Mitbestimmung der Geschicke des Staates erworben wie jeder andre. Freilich, was Bismarck für den Staat geleistet hat, ist unendlich viel mehr als die Arbeitsleistung des Durchschnittsbürgers. Aber der Staat war auch berechtigt, von Bismarck eine größere Arbeitsleistung zu erwarten, als von einem beliebigen Pfahlbürger in Posemuckel; denn hätte Bismarck eine so große Thätigkeit nicht entfalten können, er würde schwerlich mit seinem Geschick zufrieden gewesen sein. Nach allgemeiner Auffassung ist es aber gerade die Aufgabe des Staats, seinen Bürgern so viel Bewegungsfreiheit zur Bethätigung ihrer Kräfte zu geben, daß sie sich davon befriedigt fühlen. Diese Möglichkeit konnte der Staat Bismarck nur dadurch schaffen, daß er ihn auf den ersten Platz im Staate stellte, der überhaupt zu vergeben ist, wo er denn auch das entsprechende Arbeitspensum vorfand.

Das Streben, seine Kräfte in möglichst großem Umfange zu bethätigen, so viel Arbeit zu leisten, als er leisten kann, wohnt jedem gesunden Menschen inne, und ein Staat, in dem jeder Bürger für dieses Streben freien Raum hätte, müßte sich in dem Zustande höchsten Wohlergehens befinden. So gut

hat es nun kein Staatswesen; es ist das auch nicht nötig. Ist aber das allgemeine Befinden eines Staates dauernd ungesund, ist etwas faul im Staate Dänemark, so muß er wohl eine unverhältnismäßig große Zahl ungesunder Bürger beherbergen; entweder solcher, die nicht leisten wollen, was sie leisten könnten, oder solcher, die durch Druck von außen daran verhindert werden, zu leisten, was sie leisten möchten, und die infolge davon in ungesunde Unzufriedenheit verfallen sind, oder beides zugleich, denn eins bedingt das andre. Die ungesunden Bürger, die es aus Mangel an gutem Willen zu keiner vollen Arbeitsleistung bringen, das sind die Kapitalisten, die Besitz auf Besitz häufen, ohne den Nutzen, den sie aus der allgemeinen Arbeit ziehen, in entsprechendem Verhältnis auch wieder zum allgemeinen Besten flüssig zu machen. Die Unzufriednen, die in ihrer gedrückten Lage zu keiner vollen Bethätigung ihres Arbeitsvermögens kommen, das sind die Arbeiter, die keinen freien Willen haben, weil sie lediglich als Maschinen bis aufs äußerste ausgenutzt werden, oder die, deren Willenskraft lahmgelegt worden ist, weil der Ertrag ihrer Arbeit in einem himmelschreienden Mißverhältnis zur aufgewandten Kraftleistung steht. Offenbar haben wir in unserm Staatswesen von beiden, von Müßiggängern sowohl, als von Mißvergnügten, mehr, als der Volkskörper ertragen kann. Soll das Volk gesunden, so muß die Staatsform so geändert werden, daß sich die Gegensätze mit der Zeit ausgleichen können. Zu diesem Zwecke wollen die Kapitalisten dem Einfluß der Unzufriednen einfach einen Damm entgegensetzen durch größere Einschränkung des Wahlrechts, indem sie sich auf die höhern Steuern berufen, die sie zahlen. Die sogenannten Volksfreunde dagegen wollen die Mißvergnügten in noch größerm Maße zu Worte kommen lassen, indem sie jedem, der den Namen eines Staatsbürgers führt, das gleiche Wahlrecht zuerkennen, auch wenn er für den Staat nicht einmal soviel leistet, daß er sein Wahlrecht ausübte. Das schießt nach der Seite der Freiheit über jedes vernünftige Ziel hinaus.

Mancher Mensch wird nur dadurch krank, daß er zu lange unthätig in demselben Zustande verharrt. Den braucht man nur als Gesunden zu behandeln, um ihn gesund werden zu lassen. Vielleicht befindet sich unser Volk in demselben Falle, und vielleicht würde es recht bald gesunden, wenn man den Einfluß der Bürger auf die Regierung nach der Form regelte, die einem gesunden Staatswesen angemessen ist. Nun ist es freilich nicht möglich, bei jedem einzelnen Bürger festzustellen, wieviel er für die Gesamtheit geleistet hat, und wieviel Anteil am Wahlrecht ihm demgemäß zukommt. Aber es giebt doch gewisse allgemeine Verhältnisse, die für die Leistungsfähigkeit der Bürger mitbestimmend sind, und die man nicht um deswillen völlig außer acht zu lassen braucht, weil man sie nicht für jeden Einzelnen in Zahlen fassen kann.

Das Alter zum Beispiel. Unerwachsene Menschen dürfen auch im gegenwärtigen Staate kein Wahlrecht ausüben, denn sie leisten nichts für den Staat,

sie empfangen nur. Wenn sie aber eine gewisse Altersgrenze erreicht haben, so erlangen sie urplötzlich genau dieselbe Berechtigung zum Wählen wie die ältesten Bürger. Liegt wohl Sinn und Verstand darin, daß ein Mensch, der eben 25 Jahre alt geworden ist, bei der Wahl der Volksvertretung ebenso viel zu sagen bekommt wie ein Bürger, der schon 25 Jahre in der Staatsgemeinschaft mitgearbeitet hat? In jeder Berufsthätigkeit macht man Altersunterschiede. Man läßt den jüngsten Handlungsgehilfen nicht gern die ältesten Kunden bedienen, man giebt dem Kaufmannslehrling nicht gleich das Hauptbuch zu führen, man vertraut dem Leutnant nicht ohne weiteres ein ganzes Regiment an; aber man huldigt wunderbarerweise der ganz unbegründeten Ansicht, daß der Staatsbürger zur Ausübung seiner politischen Thätigkeit keiner Lehrjahre bedürfe; man huldigt der Ansicht, daß mit dem fünfundzwanzigsten Jahre eine Erleuchtung in politischen Dingen über ihn komme, gegen die jede Vermehrung seiner Einsicht eine verschwindend kleine Größe sei. Denn diese Ansicht liegt doch wohl in dem Verfassungsgrundsatz ausgesprochen, der jeden Bürger mit vollendetem fünfundzwanzigsten Lebensjahre des gleichen, direkten und geheimen Reichstagswahlrechts teilhaft werden läßt. Nun sollte man meinen, zu keiner Thätigkeit gehöre mehr Erfahrung, als zur verständigen und nutzbringenden Ausübung des Wahlrechts. Der eine kommt ja früher zu Verstande als der andre; der eine sammelt in drei Jahren mehr Erfahrung als ein andrer in zehn. Aber man darf wohl annehmen, daß sich der Charakter der meisten Menschen zwischen 25 und 35 Jahren erst bildet. Jedenfalls stellt die Lebenserfahruug, die sich jemand in diesem Zeitraum erworben hat, eine Arbeitsleistung dar, die Anspruch darauf hat, beachtet zu werden. Wer diese Erfahrung schon hinter sich hat, der kann billig einen höhern Anteil am Wahlrecht verlangen als der, dem sie noch bevorsteht.

Dann giebt es noch allgemeine Verhältnisse, in denen ein stärkerer Antrieb zur Anspannung aller Kräfte liegt. Gewiß treibt die Selbsterhaltung den Menschen dazu, seine natürlichen Gaben möglichst weit zu entfalten. Ist das im allgemeinen schon bei dem einzelnen Menschen der Fall, wie viel mehr wird der bestrebt sein, seine Kraft auszunutzen, der nicht nur für sich selbst, sondern auch für andre, für Weib und Kind zu sorgen hat! Es ist ja ein alter Satz, daß der Staatsbürger nur in der Familie wirklich das leistet, dessen er fähig ist. Nicht der geringste Teil dieser Leistung besteht darin, daß der tüchtige Familienvater dem Staate einen gesunden Nachwuchs zukünftiger Bürger heranzieht. Ist es darum nicht recht und billig, daß neben der Würde des Alters auch die Würde des Familienvaters höhern Anteil am Wahlrecht verleihe?

Und noch ein drittes kommt hinzu. In einer schönen Stelle von Reuters „Stromtid," dieser Fundgrube reifer Lebenserfahrung, setzt der alte Hawermann seinem Freunde Bräsig, der gerade aus dem Rahnstädter Reformverein

kommt, aus einander, wie tief es in der menschlichen Natur begründet liege, daß der Mensch ein Stück, und wäre es noch so klein, vom Boden der Mutter Erde sein eigen nennen will. Fürwahr, das ist kein schlechtes Streben, und niemand hätte mehr Grund, es wach zu halten, als der Staat. Wer Anteil hat an der Vaterlandserde, wird der nicht einen vollwichtigern Bürger abgeben, als der heimatlose Volksbeglücker, der bereit ist, sich heute mit französischen, morgen mit russischen und übermorgen mit nordamerikanischen „Genossen" zu verbrüdern? Freilich, wie groß der Grundbesitz ist, das darf für die Berechtigung zur Wahl nicht in Betracht kommen. Manches Rittergut wird leichtsinniger durchgebracht als ein kleiner Bauernhof. Schuldenfrei muß der Besitz sein, das ist die Hauptsache.

Unser allgemeines Wahlrecht stammt aus der Zeit, wo die Völker um Anteil an der Bestimmung ihrer Schicksale rangen. Aus derselben Zeit stammen auch die Politiker, die es für ihren Lebensberuf halten, vor diesem Wahlrecht Schildwache zu stehen wie standhafte Zinnsoldaten. Daß zwischen 1848 und 1894 in deutschen Landen auch etwas andres geschehen ist als der Kampf um die Verfassung, das will diesen Männern der schwieligen Faust und des Freisinns und der alleinseligmachenden Kirche nicht in den Kopf; sie wähnen noch immer die teuern Rechte des Volkes in Gefahr. Mittlerweile aber ist Zeit genug vergangen, bei unbefangnen Leuten die Erkenntnis durchdringen zu lassen, daß das allgemeine Wahlrecht mit seiner kindischen Gleichmacherei das überhastete Werk einer unruhigen Zeit gewesen ist. Zu diesen unbefangnen Leuten gehören die Regierungsmänner freilich auch nicht; die Regierung hat ja längst auf eine führende Rolle verzichtet. Darum hat das wahre Volk das allergrößte Interesse daran, daß die Kerntruppen des Bürgertums die Führung im Staatsleben übernehmen; das sind die, die in Ehren grau geworden sind, die einen dauerhaften Hausstand gegründet und womöglich auch noch Grundbesitz erworben haben.

Und was bleibt der Jugend für Anteil am politischen Leben? Nun, Anteil genug! In erster Linie die Verteidigung des heimischen Herdes gegen Feinde von außen. Nichts bezeichnet die jammervolle Denkweise unsrer sogenannten Volksfreunde trauriger als die Behauptung, das allgemeine Wahlrecht sei die notwendige Gegenleistung gegen die allgemeine Wehrpflicht. Wer so denkt, der beweist damit nur, daß er für den Verfassungsstaat noch nicht reif ist. Zu einer Zeit, wo die Völker nicht übel Lust hatten, die Fürsten davonzujagen, da mochte es am Platze sein, die Verfassung als einen Pakt zu betrachten, der bestimmte: Ich thue für dich das, dafür mußt du mir aber das zugestehn. Wenn aber die Übergangszeit vorüber ist, wo Fürst und Volk noch ängstlich vor einander auf der Hut waren, daß keiner die Rechte des andern schmälerte, wie kann da noch ein Zweifel darüber walten, daß in der Not jedermann zur Verteidigung des Vaterlandes verpflichtet ist? Wenn

nach den Jahren 1870 und 1871 ein Deutscher dafür, daß er die allgemeine Wehrpflicht erfüllt, noch ein „Schönen Dank" erwartet, dann haben uns diese Jahre bitter wenig genützt. Es sollte doch nach und nach im Volke das Gefühl Wurzel geschlagen haben, daß es in einem Staate, dessen Volk sein Geschick nach selbstgewählter Verfassung selbst bestimmt, keine Rechte, sondern nur Pflichten giebt!

Aber davon sind wir noch weit entfernt. Denn die Männer des Volks können sich nicht daran gewöhnen, den Fürsten und seine Obliegenheiten als einen Teil des Volks und seiner Lebensäußerung zu betrachten. Und die Männer der Regierung halten es immer noch für staatsgefährlich, das eigentliche Volk, das Bürgertum, ehrlich mitregieren zu lassen.*) Auch hier dürfte der einfachste Weg zur Besserung der sein, daß man die Form des gesunden Volksstaates vorwegnähme und das Wahlrecht wie in dem kleinen Belgien in einen Wahlzwang verwandelte, dann würde das Wählen wohl bald auch im Bewußtsein des Volkes zu einer staatsbürgerlichen Pflicht werden und der Reichstag aufhören, das Zerrbild einer würdigen Volksvertretung zu sein. Zur Wahlpflicht gehören natürlich auch Tagegelder für die Abgeordneten. Wenn dem Bürger die Beteiligung an der Wahl erst so geläufig geworden ist wie das Steuerzahlen, dann werden aus dem Reichstag wohl auch die Gegensätze verschwinden, von denen die einen sich berufen fühlen, ängstlich die Rechte des Volkes zu wahren, während die andern glauben, Thron und Altar schützen zu müssen. Und ist der Wahlzwang denn etwa eine Unmöglichkeit? Die staatsbürgerliche Thätigkeit des Steuerzahlers zu erzwingen, hat noch keine Regierung für eine unüberwindliche Schwierigkeit gehalten. Schwierigkeiten pflegen überhaupt mit Vorliebe da aufzutauchen, wo die Regierungsmänner kein Interesse an der Sache haben. Und doch sollte niemand mehr als der Regierung daran gelegen sei, daß der politische Anstand wieder zu höhern Ehren käme. Das aber würde sicher geschehen, wenn sich das allgemeine Wahlrecht in eine allgemeine Wahlpflicht verwandelte. Denn die Leute, die sich heute, angeekelt nicht zum mindesten von der Wühlerei bei Wahlen, vom politischen Leben fern halten, das sind doch wohl in der Mehrzahl gerade die, denen Politik weder ein unterhaltsamer Sport noch ein Geschäft ist. Und da die Wahlpflicht diese Leute zwingen würde, ihren Einfluß geltend zu machen, so liegt in ihr vielleicht der wirksamste Schutz gegen Umstürzler aller Art, in Theorie und Praxis. Sollte das die Regierung nicht locken?

Die allgemeine, aber nicht gleiche, sondern verfassungsmäßig beschränkte Wahlpflicht wäre natürlich nicht nur als Ersatz des allgemeinen gleichen

*) Es ist immerhin bezeichnend hierfür, daß der Kaiser, als er in seiner jüngsten Königsberger Rede zum Kampf gegen den Umsturz aufrief, des Bürgertums mit keiner Silbe gedacht hat.

Wahlrechts bei den Wahlen zum Reichstag anzuwenden. Wenn diese Wahlpflicht wirklich geeignet ist, den gereiften Willen einer geselligen Gemeinschaft möglichst frei zum Ausdruck zu bringen, so ist nicht einzusehen, weshalb sie nicht bei den Wahlen der Einzelstaaten und der Gemeinden Geltung haben sollte. Sie könnte auch einen Gedanken verwirklichen helfen, der vor längerer Zeit irgendwo geäußert wurde, und der auch zu einfach war, als daß er ernstlich beachtet worden wäre: der Reichstag könnte durch unmittelbaren Zusammenschluß der Einzellandtage gebildet werden. In der That, wenn man sich das vergegenwärtigt, wir sollten die doppelte Qual der Wahl von Volksvertretern nur einmal haben, das wäre für einen Mann, der es gut mit seinem Vaterlande meint, fast schon ein idealer Zustand. In diesem idealen Volksstaat erwürben die Bürger zweierlei Besitz, körperlichen und geistigen. Vom körperlichen gäben sie je nach ihrer Leistungsfähigkeit Steuern ab, um die äußere Staatsform zu erhalten. Von ihrem geistigen Besitz steuerten sie je nach ihrer Leistungsfähigkeit Erfahrung in Gestalt von Wahlstimmen bei, um die Staatsform durch die Volksvertretung mit einem starken und selbstbewußten Willen zu beseelen. Ein schönes Traumbild! Wird es je Gestalt annehmen? Nun, Ideale sind ja nur Ziele für unser Mühen. Meinen wir ihnen ganz nahe gekommen zu sein, so entschwinden sie uns unter den Händen, und eine neue Zeit schafft neue Ideale. *Πάντα ῥεῖ*, rastloses Streben, das ist ja die Zauberformel, die, selbst ein Rätsel, das Rätsel der Welt löst.

Die Kritik richterlicher Urteile

Von einem Richter

Bis in die neueste Zeit sind die Urteile unsrer Gerichtshöfe gewissermaßen als sakrosankt angesehen worden. Nur ausnahmsweise und mit größter Vorsicht wagte sich die Kritik in der Presse oder im Parlament an die gerichtlichen Entscheidungen, man befürchtete, der richterlichen Unabhängigkeit, die den Stolz der Nation bildete, schon durch die bloße Besprechung zu nahe zu treten. Die eigentliche wissenschaftliche Kritik aber hielt sich, soweit sie gegen die Praxis geübt wurde, streng in den juristischen Grenzen und blieb auf die Fachkreise beschränkt.

Nach und nach brach sich aber doch die Überzeugung Bahn, daß auch die Richter, selbst die auf die höchste Stufe berufnen, keineswegs wie die Mathe-

matikprofessoren der Fliegenden Blätter aus bloßen Rechtsbegriffen zusammengesetzt seien, und daß sich daher ihre Handlungen, da sie sich ebenso wie die der Staatsmänner, Verwaltungsbeamten und Offiziere auf dem Markte des Lebens abspielten, auch die allgemeine Beachtung gefallen lassen müßten. Namentlich die in alle Lebensverhältnisse tief eindringende soziale Bewegung zog auch Recht und Rechtsprechung vor ihr Forum. Von diesem Standpunkt aus ergab sich sehr bald, daß das bestehende bürgerliche und Strafrecht, wie es in den geltenden Gesetzgebungen und Gewohnheiten seinen Ausdruck fand, den Bedürfnissen der Gegenwart nicht mehr genügte. Eine Spezialgesetzgebung suchte zwar Abhilfe zu schaffen, aber sie behielt die allgemeinen Rechtsgrundlagen bei und sollte sich aus den bisherigen Rechtssätzen ergänzen. Dabei ging man von der Annahme aus, daß die leitenden Gedanken des vorhandnen Rechtsstoffs auch in die veränderten Lebensverhältnisse und für die gesteigerten Anforderungen passen würden.

Nun ist es gewiß ein Vorzug des Rechts, insbesondre des Privatrechts, daß es einen im wesentlichen konservativen Charakter hat, weil nur auf einer solchen rechtlichen Grundlage ein gesicherter Besitzstand erwachsen und ein gedeihlicher bürgerlicher Verkehr sich entfalten kann. Aber das Recht darf nicht unbeugsam sein, es darf ihm die Elastizität nicht fehlen, und es muß den Fortschritten der Kultur und des Verkehrs folgen, damit es nicht mit den sittlichen Anschauungen und dem Rechtsbewußtsein des Volks in Widerspruch gerate. Fast seit einem Jahrhundert ist, von einer Ausnahme im Königreich Sachsen abgesehen, eine Kodifikation des Privatrechts im Gebiete des deutschen Reichs nicht erfolgt, sodaß die Fortbildung der privatrechtlichen Grundgedanken der Wissenschaft und Praxis überlassen blieb.

Zwei Strömungen, deren Verdienst um die Förderung der Wissenschaft nicht verkannt werden soll, haben auf die Rechtsanwendung keinen günstigen Einfluß gehabt. Erstens die von der historischen Schule vertretne Richtung, die sich allmählich in kleinliche philologische und archäologische Studien verlor und, den Blick immer nur auf die Vergangenheit gerichtet, den Fragen, die die Gegenwart aufwarf, aus dem Wege ging oder doch nur geringes Verständnis entgegenbrachte. In dem Bestreben, die nationale Eigenart des Rechts zu ergründen, dessen Bildungsgang mit dem der Sprache verglichen wurde, begnügte sie sich damit, den Inhalt der Rechtseinrichtungen aus ihrem geschichtlichen Zusammenhange zu erläutern, ohne sie, wie es die Bedürfnisse der Zeit immer dringender verlangten, weiter fortzubilden. Man war der Ansicht, daß diese Fortbildung schon von innen heraus erfolgen, und daß sich das Recht auch in Zukunft, wie es ihm bisher gelungen sei, allen Veränderungen des wirtschaftlichen und gewerblichen Lebens anpassen werde. Der unerwartet schnelle Aufschwung jedoch, den die Industrie und die Technik in den letzten Jahrzehnten genommen haben, stellte die Theorie und die Praxis des Rechts vor immer neue Aufgaben, für

deren Lösung sich weder aus dem vergangnen Rechtszustand, noch aus der zwar schnell, aber nicht gerade gründlich eingreifenden Spezialgesetzgebung ein Anhalt gewinnen ließ. Die vermehrte wirtschaftliche Selbständigkeit der niedern Stände einerseits, ihre gedrückte Lage andrerseits mußte auch an der Richtigkeit vieler rechtlich anerkannten Grundbegriffe Zweifel aufkommen lassen; der Gegensatz von Arm und Reich wurde auch in die Gerichtssäle hineingetragen. Wenn ein wirtschaftlich Schwacher im Prozeß einem wirtschaftlich Starken gegenüberstand, so konnte unter Umständen die aus der allgemeinen Vertragsfreiheit und dem Schuldversprechen herzuleitenden Rechtsfolgen zu Urteilen führen, die der Gerechtigkeit und Billigkeit zuwiderliefen. Man hat zwar gescherzt, der moderne Jurist habe bereits den Entwurf eines Luftballonrechts fertig in seinem Pulte liegen und warte nur auf den Augenblick, wo das Problem der Lenkbarkeit des Luftschiffes gelöst sei, um damit in die Öffentlichkeit zu treten. In Wirklichkeit bot die Rechtswissenschaft ein ganz andres Aussehen; sie war unmodern geworden und glich dem Programm der Fortschrittspartei, das noch heute mit denselben Schlagwörtern operirt wie in den sechziger Jahren. Es schien, als ob das Recht den Verkehr, anstatt ihn durch Nachgiebigkeit zu erleichtern, durch seine Vorschriften eher hemme und beenge.

Zweitens machte sich eine Methode juristisch abstrakten Denkens geltend, die, wenn sie auch Gelegenheit bot, den Scharfsinn und das Unterscheidungsvermögen des urteilenden Richters in helles Licht zu setzen, doch der Rechtsprechung die Gefahr bereitete, auf Irrwege zu geraten. Indem man den Zusammenhang der rechtlichen Seite der Sache mit den sonstigen Umständen nicht gebührend würdigte und in Zweifelfällen die juristische Folgerichtigkeit den Ausschlag geben ließ, kam man bei der Anwendung und Auslegung der Gesetze zu einer Überschätzung der Rechtslogik und berücksichtigte nicht genug den Wechsel und die Mannichfaltigkeit der Lebensverhältnisse. Da mit Ausnahme der Handelssachen das Gesetz eine Mitwirkung der Laien an der Rechtsprechung nicht anerkannte, so war es unausbleiblich, daß sich die Fühlung zwischen Richtern und Rechtsuchenden lockerte; es trat eine Verschiedenheit der Anschauungen zwischen beiden ein, und es wurden Entscheidungen gefällt, die dem Rechtsbewußtsein des Volks zuwiderliefen. Und wenn auch verfehlte Urteile in Zivilrechtsstreitigkeiten, wie tief sie auch in das Dasein der Beteiligten eingreifen mögen, nur selten das öffentliche Interesse erregen, so wurde doch dadurch der Keim gelegt zu einem Mißtrauen gegen die Befähigung und die Umsicht unsers Richterstandes; man warf ihm mangelhafte Ausbildung für seine Berufsthätigkeit vor.

Allgemein zum Bewußtsein kamen diese Übelstände, als im Jahre 1888 der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs veröffentlicht wurde. Hier war in vierzehnjähriger angestrengter Arbeit ein juristisches Material zusammengetragen

worden, wie es in solchem Umfange nur deutscher Fleiß zu stande bringen kann. Mit peinlichster Sorgfalt waren die im deutschen Reiche geltenden Rechte geprüft und aus ihren Rechtsvorschriften schließlich eine Auswahl getroffen worden. Auch die Motive, die nur einen Auszug aus den von den Redaktoren gemachten Zusammenstellungen bilden, bieten dem Leser einen so reichhaltigen Stoff, zuweilen, wie im ehelichen Güterrechte, in geradezu erschöpfender Weise, wie man sich ihn kaum aus einem Lehrbuche verschaffen kann. Die deutsche Gründlichkeit hatte sich wieder glänzend bewährt. Aber was vermißt wurde, das waren neue, fruchtbare Gedanken; es war, als ob man sie ängstlich und geflissentlich vermieden hätte. Über dem Ganzen lastete der Druck des historischen Geistes, der die Redaktoren immer mehr und mehr gelähmt hatte. Es fehlte der frische Realismus, der dem politischen Leben des Volks unter der Leitung seines genialen Staatsmannes seinen Stempel aufdrückte. Es fehlte der Tropfen sozialen Öles, mit dem auch das bürgerliche Recht gesalbt sein muß, wenn es den Stürmen der Zukunft standhalten soll. In dem Bestreben, alle denkbaren Fälle zu decken, verloren sich die gesetzlichen Vorschriften ins Unbestimmte; sie hatten eine so abstrakte Fassung, daß sie dem Laien unverständlich waren, aber auch dem Juristen nur schwer und nicht aus ihrem Wortlaut, sondern nur mit Hilfe der Motive verständlich wurden. Rechtzeitig erhob sich gegen diese Richtung der gesunde Sinn des Volkes und wies auf die Gefahren hin, die für das Rechtsleben entstehen mußten, wenn sich die schon vorhandne Kluft zwischen den Rechtsanschauungen der Gerichte und der Bevölkerung auf der Grundlage eines solchen Rechts noch erweitert hätte. Die Folge war, daß das gesamte Gesetzgebungswerk unter Mitwirkung von Männern, die in praktischer Thätigkeit bewährt waren, einer Umarbeitung unterzogen wurde, die diesmal im vollen Lichte der Öffentlichkeit vorgenommen wurde, sodaß nicht bloß die Fachkreise, sondern auch das Volk mit dem Gange der Verhandlungen in Fühlung bleiben konnte. Diese Verhandlungen sind noch nicht abgeschlossen; die Gründlichkeit der deutschen Gelehrtenart hat auch diesmal das Feld behauptet, da man trotz des ungeduldigen Drängens der öffentlichen Meinung die Revision mit größter Bedachtsamkeit vornimmt und so nur langsam vorrückt. Aber schon aus den bisher bekannt gewordnen Abschnitten läßt sich erkennen, wie sehr man bemüht ist, die vorgebrachten Bedenken zu beseitigen und sich mit dem Rechtsbewußtsein des Volks in Einklang zu halten. Freilich darf man auch jetzt nichts absolut vollkommnes erwarten, sondern muß immer den menschlichen Maßstab anlegen. Die Zeitverhältnisse scheinen wenig darnach angethan, einem bürgerlichen Gesetzbuch lange Dauer zu versprechen; es ist zweifelhaft, ob unserm neuen Rechte eine so lange Geltungszeit beschieden sein wird wie dem Landrecht und dem Code civil, die nunmehr ein Jahrhundert in Kraft sind. Politische und soziale Ereignisse können hier plötzlich Wandel schaffen und die Grundlagen unsers bürgerlichen Rechts über den

Haufen werfen. Auf solche unvorhergesehne Umwälzungen kann selbstverständlich kein bürgerliches Gesetzbuch eingerichtet werden. Aber den ruhigen Fortgang und die Richtung, in der Leben und Verkehr fortschreiten, muß der Gesetzgeber voraussehen und insofern auch die Zukunft umspannen. Dann wird auch das Mißverhältnis verschwinden oder sich doch möglichst verringern, das zwischen den Urteilen der Gerichte und dem Rechtsgefühle des Volks einen Zwiespalt schafft.

Von viel größerer Bedeutung aber für das allgemeine Wohl und für das Gefühl der Rechtssicherheit als die Zivilgerichtsurteile sind die in der Strafrechtspflege ergehenden Entscheidungen. Zwar wendet das Publikum auch hier den gewöhnlichen Fällen des Tages kein Interesse zu; die Kontrolle der Öffentlichkeit über die Gerichte beschränkt sich im wesentlichen auf die Besuche der Kriminalstudenten und die Berichte der Zeitungsschreiber, die aber erst dann das Gefallen des Lesers finden, wenn sie ihm in einer witzigen oder witzig sein sollenden Form geboten werden. Nur wenn eine bekannte Persönlichkeit als Angeklagter oder Zeuge im Vordergrunde steht, oder wenn die Sache um ihrer selbst willen eine besondre Anziehungskraft ausübt, wird von der Presse bereits vor der Hauptverhandlung alles Wissenswerte zusammengetragen, und schon während der Verhandlung, wenn diese mehrere Tage in Anspruch nimmt, jedenfalls aber nach dem ersten Urteil, erhebt sich die Kritik, und es werden an das Verhalten des Vorsitzenden, des Staatsanwalts und des Verteidigers Bemerkungen geknüpft, die, wenn sie ungünstig lauten, bei der Menge vollen Wiederhall finden. Wenigstens ist diese Art der Besprechung richterlicher Urteile die übliche geworden. Dabei muß es Wunder nehmen, daß man für eine irrige Entscheidung und sonstige Mißgriffe meist die Vorsitzenden verantwortlich macht oder die Schuld auf die Mängel der Prozeßordnung schiebt, indem die einen die Machtbefugnisse der Gerichte und der Staatsanwaltschaft, die andern die Stellung des Verteidigers und des Angeklagten angreifen. Daß auch hier noch ein tieferer Grund vorliegt, der den Zwiespalt zwischen dem Rechtsbewußtsein des Gerichts und dem des Volks hervorrufen mußte, daß ebenso wie das bürgerliche Recht auch das materielle Strafrecht nicht überall mehr den sittlichen und Rechtsanschauungen der Gegenwart entspricht, wird meist übersehen oder geht in wissenschaftlichen Erörterungen für die nicht juristischen Bevölkerungskreise verloren.

Die Entwicklung des Strafrechts hat sich in Deutschland anders vollzogen, als die des Privatrechts. Hier sind im Laufe unsers Jahrhunderts in den meisten größern Bundesstaaten Kodifikationen geschaffen worden; nicht wenige davon auf der Grundlage bestimmter philosophischer Strafrechtstheorien und alle unter dem Einfluß der politischen und wirtschaftlichen Richtung der Zeit. Unser Reichsstrafgesetzbuch, dessen Entstehung noch in die Zeit des norddeutschen Bundes hineinreicht, hat es zwar vermieden, sich auf den Boden einer bestimmten Theorie zu stellen, sondern ist eklektisch verfahren, hat aber

dem politischen und wirtschaftlichen Gedanken des Tages eine nur allzu große Einwirkung zugestanden, sodaß es sich schnell überleben mußte.

Als man das Strafgesetzbuch beriet, war z. B. der monarchische Gedanke, im Reiche wenigstens, noch nicht stark genug, sodaß man sich nicht entschließen konnte, das Andenken eines verstorbnen Monarchen durch eine Gesetzesvorschrift zu schützen; man hegte die übertriebne Besorgnis, es könnte damit der Objektivität der Geschichtsforschung zu nahe getreten werden. Man ahnte nicht, daß dereinst am Todestage Kaiser Wilhelms von Anarchisten und elsässischen Protestlern unflätige Äußerungen ausgestoßen werden würden, und daß diese nur auf dem Wege der Privatklage und als grober Unfug ihre Sühne finden sollten. Es ist bekannt, daß die Staatsanwaltschaft damals, um nicht wegen der zu erwartenden Freisprechung Ärgernis zu erregen, von der Erhebung von Anklagen absah.

Vor kurzem ist ferner in dieser Zeitschrift von einem Laien darauf hingewiesen worden, daß das Strafgesetzbuch bei der Zulassung und Festsetzung der Geldstrafe den Unterschied zwischen Arm und Reich nicht berücksichtigt habe. Der Vorwurf hat seine Berechtigung; es läßt sich auch nicht behaupten, daß das richterliche Ermessen imstande sei, innerhalb der ihm gezognen gesetzlichen Schranken in solchen Fällen einen gerechten oder billigen Ausgleich zu schaffen. Aber auch bei Festsetzung andrer Strafen ist die wirtschaftliche und gesellschaftliche Existenz vielfach außer Acht gelassen oder mindestens nicht nach ihrer wahren Bedeutung in Anschlag gebracht worden. Weder das Strafrecht noch das Strafverfahren ist von vornherein auf die Ermittlung derartiger Umstände berechnet; man begnügt sich mit Bezug auf die Frage des Kostenersatzes mit der ziemlich oberflächlichen Feststellung, ob Vermögen vorhanden sei oder nicht. Die Untersuchung über das Vorleben des Angeschuldigten und seine gegenwärtigen Verhältnisse wird, abgesehen von den Vorstrafen, auf das Notdürftigste beschränkt.

Der Humanitätsgedanke der Zeit hat seinen Ausdruck in der niedrigen Festsetzung der obersten Grenze der Freiheitsstrafen gefunden; das Reichsstrafgesetzbuch bleibt hier weit hinter dem jüngern italienischen Strafgesetzbuch zurück. Geradezu ins Groteske aber hat sich dieses Humanitätsbestreben verirrt in der Zuerkennung des Verweises gegen junge oder, wie der juristische Ausdruck lautet, „jugendliche“ Verbrecher. Es ist doch kaum anzunehmen, daß die Erteilung eines Verweises im Namen des Staatsanwalts auf das verstockte Gemüt eines angehenden Verbrechers einen besonders zerknirschenden oder nachhaltigen Eindruck machen wird. Das beste dabei ist wohl die Angst, die der Bursche ausstehen mag, wenn er zum erstenmal die Vorladung zum Empfang des Verweises erhält und noch nicht recht weiß, was er sich unter der Zuerkennung eines Verweises zu denken hat. In großstädtischen Verhältnissen wird er sich freilich von einem Altersgenossen leicht die erforderliche Aufklärung verschaffen können.

Ebenso zeigt sich die viel zu weitgehende Milde des Strafgesetzbuchs in der Behandlung der Gewohnheitsbettler und -Landstreicher; man vergleiche in dieser Beziehung nur deutsche und französische Urteile, und man wird sehen, welchen ergiebigen Gebrauch die französischen Gerichte nicht ohne Erfolg von ihrer größern Strafgewalt machen.

Was wir aber als das Hauptgebrechen des Strafgesetzbuchs ansehen, wodurch es am meisten das Gefühl der Gegenwart verletzt, das ist der Mangel alles sozialistischen Geistes, die ausgeprägt kapitalistische Tendenz, ein getreues Spiegelbild der manchesterlichen Richtung der Zeit, in die die Entstehung und Vollendung des Gesetzbuchs fallen. Bei der Bewertung der Güter zum Zwecke des Strafrechtsschutzes war nicht die Unverletzlichkeit der Person, sondern die des Eigentums in den Mittelpunkt gerückt worden. Zwar gelang es dem energischen Eingreifen des Bundeskanzlers, noch in letzter Stunde die Beibehaltung der Todesstrafe durchzusetzen, die die überwiegende Mehrheit des Parlaments ursprünglich aus ethischen und rechtlichen Gründen abschaffen wollte; und wir können dem Staatsmanne, der den Entwicklungsgang der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Zukunft richtiger erkannte, als es dem einzelnen Volksvertreter möglich war, für sein Eintreten nur dankbar sein und brauchen die Italiener bei der heutigen Weltlage nicht darum zu beneiden, daß sie den angeblichen Kulturfortschritt gemacht haben, sich dieses Strafmittels zu begeben. Im übrigen aber geht das Strafgesetzbuch fast durchweg von dem leitenden Gedanken aus, daß die Sicherheit des Vermögens höhern Schutz verdiene als die Persönlichkeit. Das Strafgesetzbuch kennt wohl einen Versuch der Sachbeschädigung, nicht aber der Körperverletzung, obwohl sich eine derartige Handlung nicht immer mit dem Thatbestande der im Gesetzbuch vorgesehenen Bedrohung mit einem Verbrechen decken wird. Die Rückfallstrafen, die dem Thäter Zuchthaus androhen, setzen jedesmal eine Verletzung des Vermögens voraus (Diebstahl, Hehlerei und Betrug in wiederholtem Rückfalle). Die Gewalt gegen die Person ist bei einigen nur hinzugetreten und somit nebensächlich; dahin gehören Raub, räuberischer Diebstahl und räuberische Erpressung im ersten Rückfall. Der unverbesserliche Raufbold dagegen wird, selbst wenn er wiederholt schwere Körperverletzungen verübt hat, vor dem Zuchthause bewahrt, für ihn ist das Gefängnis ausreichend. Dem gewöhnlichen Raufbold können sogar bei schwerer Körperverletzung mildernde Umstände „zugebilligt" werden, sodaß er nur mit dem Denkzettel einer Geldstrafe davonkommt. Im Zusammenhang hiermit soll nicht unerwähnt bleiben, daß selbst der einfache Hausfriedensbruch von Amts wegen verfolgt wird, während die Sühne bei Beleidigungen und leichten Körperverletzungen, wenn sie kein öffentliches Interesse haben, dem Verletzten auf dem Wege der Privatklage überlassen ist.

Dem Geiste unsrer Zeit stellt sich die Wertschätzung von Person und Vermögen gerade umgekehrt dar als den Gesetzgebern des Strafgesetzbuchs. Daß

also aus seinen Strafbestimmungen Entscheidungen hervorgehen müssen, die nicht nur in der Seele des Verurteilten, sondern auch in dem Gefühl des Volkes einen Stachel zurücklassen, ist fast unausbleiblich. Auch in den Fällen, die nicht an die große Glocke gehängt werden, ja gerade in solchen Fällen, die die tägliche Aufgabe der Gerichte ausmachen, fühlt sich häufig das Rechtsbewußtsein des Volkes verletzt, und so entsteht Unzufriedenheit und Unwille unter den niedern Ständen. Richter, die der Tendenz des Strafgesetzbuchs streng folgen, pflegen Eigentumsverletzungen gegenüber unnachsichtig zu sein, und denen, die sich bemühen, bei der Anwendung der Strafgesetze die veränderten Anschauungen der Zeit zu berücksichtigen, sind durch das Gesetz die Hände in einer Weise gebunden, daß sie doch nicht viel ausrichten können.

Was wir zeigen wollten, ist die Thatsache, daß die Ursachen für manche von der öffentlichen Meinung als ungerecht empfundnen und deshalb angegriffnen Strafurteile nicht bloß in dem zu starken Hervortreten der Subjektivität der Richter und in den Mängeln des Strafverfahrens liegen, sondern auch in der Beschaffenheit der Vorschriften des Strafgesetzbuchs. Gewiß ist bei der Zusammensetzung der Gerichte die äußerste Vorsicht zu beobachten, und die neuerdings vorgeschlagne Revision der Strafprozeßordnung, namentlich die Einführung der Berufung gegen die Entscheidungen der Strafkammern und die Entschädigung unschuldig Verurteilter sind als Verbesserungen des bisherigen Rechtszustandes freudig zu begrüßen. Aber dauernd kann doch nur geholfen werden, wenn man an das materielle Strafrecht die bessernde Hand legt und dieses wieder in Einklang bringt mit den sittlichen Anschauungen und dem Rechtsbewußtsein des Volkes, denen es in der Behandlung einer großen Anzahl selbst alltäglich vorkommender Straffälle nicht mehr entspricht.

Die englischen Gewerkvereine

Von Hans von Nostitz

(Schluß)

Das Organ, das alle Gewerkvereine der vereinigten Königreiche zusammenzuschließen und zu vertreten bestimmt ist, ist der Kongreß, das Arbeiterparlament, wie er sich zu nennen liebt.

Seit 1868 wird jährlich in einer der großen Industriestädte eine volle Woche hindurch ein Kongreß abgehalten. Er setzt sich aus Abgeordneten zusammen, die von Gewerkvereinen und zum Teil von Ge-

werkvereinsräten nach Verhältnis der Mitgliederzahl entsendet werden, und für die Beiträge zu zahlen sind. Der Kongreß hat keine Zwangsgewalt über die einzelnen Gewerkvereine; sein Zweck ist ähnlich dem der Gewerkvereinsräte: die einzelnen Gewerkvereine sollen in Berührung kommen, und bei dieser Gelegenheit sollen sich namentlich auch die häufigen Reibereien zwischen ihnen ausgleichen. Hierzu finden im Anschluß an die öffentlichen Sitzungen vielfache private Zusammenkünfte statt. Zu allgemeinern Fragen soll öffentlich Stellung genommen und dadurch die öffentliche Meinung, vor allem die Gesetzgebung beeinflußt werden.

Der Kongreß wählt aus seiner Mitte für das laufende Jahr den parlamentarischen Ausschuß. Dieser hat 13 Mitglieder, von denen einige gegenwärtig auch Unterhausmitglieder sind. Seine Hauptaufgabe ist, gesetzgeberische Maßregeln, die im Zusammenhang mit der Arbeitsfrage stehen, zu verfolgen oder nach den Beschlüssen des Kongresses zu veranlassen und zu beeinflussen. Außerdem bereitet der Ausschuß, der für das laufende Jahr die höchste Autorität in Gewerkvereinsfragen ist, im Einvernehmen mit dem Ausschuß des jeweiligen Kongreßortes den Kongreß vor und erstattet ihm Bericht.

Seit einigen Jahren ist es Sitte geworden, daß der Kongreß von der Stadt, wo er tagt, amtlich anerkannt wird. In Newcastle tagte er vor zwei Jahren im Rathaus. Das Handelsamt sendet Räte, die den Verhandlungen beiwohnen. Wiederholt haben Gelehrte und Staatsmänner, wie die gegenwärtigen Minister Lord Roseberry und John Morley, als Ehrengäste Vorträge gehalten.

Der vorjährige (sechsundzwanzigste) Kongreß fand in Belfast, der Industriehauptstadt Irlands, in der ersten Woche des September statt. Die steigende Beteiligung an den Kongressen zeigt das Wachstum der Gewerkvereinsbewegung. Auf dem ersten Kongreß in Manchester 1868 waren einige 30 Abgeordnete, die etwa 120000 Gewerkvereinler vertraten. In Belfast erschienen 400 Abgeordnete für 1 Million Gewerkvereinler; auf den drei vorhergehenden Kongressen von Liverpool, Newcastle und Glasgow waren sogar bis zu $1\frac{1}{2}$ Millionen Gewerkvereinler vertreten. Der geringere Besuch in Belfast erklärte sich aus der allgemein in England empfundnen wirtschaftlichen Ungunst, sodann aus dem zur Zeit des Kongresses herrschenden großen Bergarbeiterstreik, endlich aus der Abgelegenheit von Belfast und aus einer neuen Geschäftsordnung, die die Zahl der Vertreter beschränkt.

Fast alle bekannten Arbeiterführer Englands waren in Belfast anwesend, die gemäßigten wie die extremen, unter den gemäßigten der frühere Bergmann Fenwick, der Sekretär des parlamentarischen Ausschusses, der frühere Steinmetzgeselle Broadhurst, sein Vorgänger und früherer Unterstaatssekretär, unter den extremen vor allem der leidenschaftliche John Bruns, Tillet, der frühere Dockarbeiter, Keir Hardie, der Apostel der Arbeitslosen, immer im Arbeitskittel,

Wilson, der Organisator der Matrosen, in unzähligen Injurienprozessen verurteilt, alle, mit Ausnahme von Ben Tillet, Mitglieder des Unterhauses. Nur Tom Mann fehlte.

Äußerlich verlief der Kongreß in folgender Weise: Montag 12 Uhr Eröffnung. Wahl der Würdenträger des Kongresses. Der Präsident wird üblichermaßen aus der Kongreßstadt genommen. Begrüßung durch den Magistrat von Belfast, nachher gemeinsamer Vergnügungsausflug nach einer Nachbarstadt. Ehrengäste und Führer im Salonwagen. — Dienstag und die folgenden Tage Sitzung von 1/2 10 bis 1 und von 2 bis 5 Uhr. Dienstag Eröffnungsrede des Präsidenten, der Jahresbericht des parlamentarischen Ausschusses wird kritisirt. Abends private Konferenzen einzelner Gewerkvereine und der Gewerkvereinsräte, um einen Verband der Gewerkvereinsräte herzustellen. — Mittwoch Sitzung, u. a. Debatte über den Sozialismus. Empfang der Abordnung der cooperative societis.*) Beginn der Debatte über das Haftpflichtgesetz. Abendempfang bei dem Bürgermeister, der in Amtstracht auftritt. — Donnerstag Sitzung, u. a. wird das Haftpflichtgesetz weiter beraten. Abends unter dem Patronat von Lady Dilke (der Frau des Parlamentariers) Versammlung der Arbeiterinnen Belfasts zur Gründung von Gewerkvereinen. Lady Dilke und die bekannten Führer sprechen. — Freitag Sitzung, Wahl des parlamentarischen Ausschusses und Sekretärs, Bestimmung des Kongreßortes für das nächste Jahr. Abends Fest, gegeben von den Gewerkvereinen von Belfast, mit Konzert, Feuerwerk und Tanz. — Sonnabend Sitzung, Schluß 12 Uhr, Dank an die städtischen Behörden, an die Industriellen, die ihre „Werke" geöffnet, und an die Pferdebahngesellschaften,**) die freie Fahrt gewährt haben. Nachmittags Massenaufzug von ungefähr 20000 Belfaster Gewerkvereinlern mit Musik, Fahnen und Emblemen, und Volksversammlung im Ormeaupark. Einige der englischen Führer, namentlich John Burns, werden als Homeruler und Sozialisten niedergeschrieen und bedroht.

Die Form der Verhandlung war durchaus die parlamentarische, die dem Engländer jedes Standes schon als Jungen geläufig wird. Obgleich der Präsident nicht sonderlich geschickt war, entstand doch nur ein einzigesmal Unordnung, als der Vertreter des Postgehilfenvereins den anwesenden Mitgliedern des Unterhauses vorwarf, kein genügendes Interesse gezeigt zu haben. Aber auch diese Szene war nicht schlimmer als die, die man bei jeder wichtigen Frage letzten Sommer im Unterhause beobachten konnte, von der Faustkampfszene ganz zu schweigen.

*) Die cooperative societies und die Gewerkvereine senden gegenseitig Abordnungen zu ihren Jahreskongressen.

**) Hier wurde entgegengehalten, daß sie ihre Angestellten wie weiße Sklaven behandelten (!), die Sache aber damit erledigt, daß auch den Angestellten für ihre gefällige Auskunfterteilung der Dank der Versammlung ausgesprochen wurde.

Die Geschäftsordnung wurde im Anfang gut beobachtet, doch war am dritten Tage noch nicht die Hälfte der fälligen Beiträge gezahlt — das Budget des Kongresses beträgt etwa 25000 Mark. Auch wurde ein Abgeordneter, der bloß einen Monat und zwar vor einer längern Reihe von Jahren Arbeiter im engern Sinne gewesen war, zwar gemäß der Geschäftsordnung ausgeschlossen,*) aber den nächsten Tag wieder zugelassen. Damit wurde ein überaus wertvoller Grundsatz umgestoßen. Die formelle Behandlung: heute so, morgen so, richtet sich von selbst.

Gesprochen wurde meist glatt und sicher, die natürliche Redegabe mancher Führer zeigte sich auch hier. Sachlich und gut war die Beratung der Arbeiterschutzgesetzgebung im engern Sinne. Der Zuhörer empfand deutlich, daß die Redner ihr Thema kannten. Im übrigen zeigte sich Neigung zu tönenden Worten. Freilich war die Zeit für die einzelne Rede äußerst beschränkt, anfangs fünf Minuten, dann drei, zuletzt sogar nur eine Minute. Waren doch über sechzig Anträge gestellt. Fragen von Interesse, die zweifelhaft sind, kommen immer an den ersten Tagen zur Sprache; an den beiden letzten findet dann das „Blutbad der Unschuld" unter den übrigen statt.

Unter den hauptsächlichsten Gegenständen der Beratung und Beschlußfassung fanden sich die Ziele der Gewerkvereinsbewegung wieder, soweit sie auf gesetzgeberischem Wege erreicht werden können oder sollen. Fast alle erörterten Maßnahmen standen in unmittelbarem oder mittelbarem Zusammenhang mit den Interessen der Arbeiterklasse. Ohne einen solchen waren wohl nur die Anträge auf Einführung der Berufung in Strafsachen und auf Einführung des Dezimalsystems, denen zugestimmt wurde. Eine Anzahl von Beschlüssen betraf zwar die Staatsverfassung und Verwaltung im allgemeinen, berührte aber thatsächlich die untern Klassen am meisten. So sprach sich der Kongreß für Reformen in der Selbstverwaltung, Rechtsprechung und Armenpflege in dem Sinne aus, daß zu Friedensrichtern, Geschwornen und Armenpflegern mehr Angehörige der Arbeiterklasse als bisher zugezogen werden sollten. Weiter wurden Verbesserungen in der Führung der Wählerlisten und endlich Besoldung der Unterhausmitglieder gewünscht. Alles das sind Forderungen, die, wie auch die jetzt erfüllte Forderung des freien und obligatorischen Elementarunterrichts, schon von frühern Kongressen erhoben worden sind, und die die liberale Partei gleichfalls aufstellt und teilweise bereits auf dem Verwaltungswege zu verwirklichen beginnt.

Diese Dinge wurden fast durchgängig sehr summarisch abgethan; sie sind nur wichtig, weil sie die politischen Wünsche der Arbeiter zeigen. Praktisch wertvoller sind die Meinungsäußerungen des Kongresses auf dem Gebiete der

*) Die Geschäftsordnung bestimmt ausdrücklich, daß jedes Mitglied bona fide Arbeiter sein oder wenigstens gewesen sein müsse.

Arbeiterschutzgesetzgebung. Vor allem kommt hier das sogenannte Fabrik- und Werkstättengesetz in Frage, das die Wohlfahrt und Gesundheit der Arbeiter in den Betrieben zu fördern bestimmt ist, besonders die Frauen- und Kinderarbeit beschränkt. Bekanntlich ist dieses Gesetz in der für die englische Gesetzgebung bezeichnenden Weise zunächst nur für einzelne Gewerbe erlassen und Schritt für Schritt im Laufe der Jahrzehnte auf andre ausgedehnt worden. Seine weitere Ausdehnung bildete, wie immer, so auch diesmal ein Hauptthema des Kongresses. Im Zusammenhang damit wird Jahr für Jahr die weitere Ausdehnung der Fabrikinspektion und ihre Ausgestaltung durch Heranziehung von Arbeitern und Frauen*) gefordert. Am ausführlichsten, fast einen ganzen Tag lang, wurde der Entwurf eines neuen Haftpflichtgesetzes**) besprochen. Weiter wurden für die Arbeiter staatliche Altersversicherung und bessere Fürsorge für Arbeiterwohnungen gefordert. Die gedrückte wirtschaftliche Lage kam in Beschlüssen zu Tage, die die fremde Einwandrung und die Einfuhr von Industrieprodukten beschränkt sehen wollten. Endlich wurde ein allgemeiner Achtstundentag verlangt, doch so, daß sich die einzelnen Gewerbe durch einen Mehrheitsbeschluß ihrer Gewerkvereine — also nur der Arbeiter, und zwar wiederum nur eines Teiles — von seiner Einhaltung befreien könnten. Daß der Lohn nicht geringer werden dürfe, wurde als selbstverständlich angenommen.

Neben so überaus weitgehenden Forderungen wie der letzten, wurde auch der alte Ruf nach Bildung einer selbständigen Arbeiterpartei erhoben. Das bisherige kleine Häuflein in Westminster***) genügt als Klassenvertretung nicht mehr. Schon auf den letzten Kongressen hatte man sich darüber ausgesprochen. In Belfast wurde beschlossen, eine eigne Kasse zur Unterstützung von Arbeiterkandidaten zu schaffen. Dem parlamentarischen Ausschuß wurde aufgegeben, ein Programm zu entwerfen, auf das sich diese zu verpflichten hätten. Wenn dieses Programm zu stande kommt, so verspricht es ein außerordentlich lehrreiches Dokument zu werden. Schon in Belfast aber, und das ist von größter Wichtigkeit, wurde dafür der Grundsatz aufgestellt: Alle Produktionsmittel sollen im Kollektiveigentum stehen, ihre Verwaltung und die Güterverteilung soll kollektivistisch erfolgen. Mit diesem Verdammungsurteil über das Privateigentum an Produktionsmitteln feierte die neue sozialistische Richtung unter den Gewerkvereinen einen großen Triumph über die alte Schule.

Auf dieses Verhältnis zwischen den sogenannten Alten und Jungen und damit auf den Geist der Gewerkvereinsbewegung muß ich schließlich noch kurz eingehen.

Die alte Richtung wird vertreten durch die schon länger bestehenden Ge-

*) Beides geschieht jetzt auf dem Verwaltungswege.

**) Übereinstimmung herrschte darüber, daß das sogenannte contracting out (der Arbeitgeber wird durch den Arbeiter vertragsmäßig von der Haftpflicht entbunden) zu verbieten sei.

***) Es sind etwa ein Dutzend eigentliche Arbeitervertreter im Unterhause.

werkvereine der gelernten Arbeiter des Großbetriebs, die vermöge ihrer Geschicklichkeit einen guten Lohn, 25, 30, 40 Mark und mehr die Woche verdienen. Eine längere Lehrzeit, hohes Eintrittsgeld, hohe Beiträge, nicht bloß Streik-, sondern auch die sonstigen Unterstützungskassen kennzeichnen äußerlich diese Gewerkvereine. Von ihnen gilt, was in dem Berichte des Handelsministeriums von 1887 gesagt wird, daß es der Leistungsfähigkeit eines Arbeiters von vornherein ein günstiges Zeugnis ausstelle, wenn er einem Gewerkverein angehöre. Es ist die Blüte der englischen Arbeiterschaft. Sie haben nicht bloß bessere Arbeitsbedingungen erlangt, sondern auch mit deren Hilfe eine höhere geistige und sittliche Stufe erklommen und durch würdige Anwendung ihrer reichlichen Löhne und ihrer Freizeit die Berechtigung ihrer Forderungen nachgewiesen. Dem Stand ihrer Lebenshaltung entspricht ihre Bildung. Besitz und Bildung machen sie besonnen und einsichtig. Sie haben erkannt, daß Kapital, auch Privatkapital, und Arbeit keine Gegner sind. Viele ihrer Statuten enthalten den Wunsch, nicht bloß die Interessen des Gewerbes zu fördern, sondern ein gutes Einvernehmen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern herzustellen. Die Verbreitung und Vertiefung des sozialen Pflichtbewußtseins in den Kreisen der Besitzenden und Gebildeten, die in der Mitte dieses Jahrhunderts beginnt und immer mächtiger wird, erstreckt sich auch auf diese Gewerkvereine. „Wir würden Narren, beinahe Verbrecher sein, wollten wir streiken, wenn sich der Streitpunkt durch vernünftige Erörterung erledigen läßt," sagte Mr. Burt als Präsident des Newcastler Kongresses. „Schutz, nicht Trutz, ist der Zweck der Gewerkvereine," sagte der Präsident in Belfast. Deshalb begünstigt und unterstützt diese Richtung das Schieds- und Einigungsverfahren aufs kräftigste. Unzählige Arbeitsstreitigkeiten werden so gütlich beigelegt. Ihre begabten Führer sind keine Hetzer, sondern reden zum Frieden. Sie vergeben sich nichts, sie fordern wie der solide Kaufmann einen guten Preis für eine gute Ware, weder Wucher- noch Schleuderpreis, sie beanspruchen volle Achtung als Männer und Menschen, aber sie erkennen auch andre Rechte, andre Interessen als die ihrer eignen Klasse an. In beredten Worten führte Mr. Burt den versammelten Abgeordneten zu Newcastle vor, daß auch die Arbeiter das Wort Pflicht an die Stelle des Wortes Recht setzen und sich bewußt bleiben sollten, daß nicht bloß die Besitzenden Pflichten hätten. Wenn der englische Arbeiterstand als gesetz- und ordnungsliebend gepriesen wird und sich dessen rühmt, so ist das zum großen Teil das Verdienst der Gewerkvereine, die man jetzt die „alte Schule" nennt. Obgleich ursprünglich Kampfvereinigungen, haben sie sich trotz unausbleiblicher Verirrungen nach und nach zu ihrem jetzigen Standpunkt durchgerungen.*) Auf dem Boden der geltenden Gesellschafts- und Wirt-

*) Nachdem das gegen ihre Zusammenkünfte gerichtete Gesetz aufgehoben war, haben sie wesentlich dazu beigetragen, die aufrührerische Chartistenbewegung Mitte des Jahrhunderts

schaftsordnung stehend, wollen sie zunächst die Hebung ihres Gewerbes und damit ihres Standes. Sie wissen aus Erfahrung, daß jeder Fortschritt nur dann dauernd und gesund ist, wie für den Einzelnen, so für den Stand, wenn er durch Tüchtigkeit, durch Arbeit an sich selbst errungen ist. So wollen sie zwar helfende und schützende Gesetze, aber nur Kräftigung, nicht Ersatz der Selbstthätigkeit, sie erwarten nicht alles mit einem Schlage von einer sozialistischen Gesetzgebung. Erfahrung und Entwicklung, nicht Dogma und Umwälzung sind ihre Losung. Zu dem Zwangsparadies des Kommunismus suchen sie keinen Weg. „Kümmert euch nicht um das Unerreichbare, kränkt euch nicht über das Unabwendbare!“ rief ihnen Burt zu. Meister in der Selbstbeherrschung, haben sie nicht politische und wirtschaftliche Ziele vermischt. Das ist das Geheimnis ihres Erfolgs und der allgemeinen Sympathie, die sie genießen. Nicht bloß einer lange zögernden Gesetzgebung gegenüber,*) sondern auch dem Publikum und den Arbeitgebern gegenüber haben sie die volle gesetzliche und eine weitgehende soziale Anerkennung für die Gewerkvereine errungen.

Die alten Gewerkvereine vertreten die Interessen der gelernten und schon dadurch in der Zahl beschränkten höhern Arbeiterschaft. Für die große Masse der ungelernten, der gewöhnlichen Handarbeiter fehlte es bis vor wenigen Jahren an einer gleichen Vertretung. Als solche ist nun die „neue Schule“ entstanden. Denn was lag näher, als daß diese Arbeiter, oft getrieben von Not, das Beispiel ihrer besser gestellten Genossen nachahmten und sich in Gewerkvereine verbanden? Besonders als die Londoner Dockarbeiter durch den erfolgreichen Streik von 1889 ihre Lage wesentlich gebessert hatten, gab dies einen mächtigen Anstoß dazu, daß sich große Massen ungelernter und schlecht bezahlter Arbeiter in Gewerkvereine zusammenthaten, um bessere Arbeitsbedingungen zu erlangen.

---

in friedliche Bahnen zu lenken. Die schmachvollen Vorgänge in Sheffield und Manchester 1866 sind vereinzelte Ausnahmen.

*) Nachdem die gesamten Vereinsverbote, die thatsächlich nur gegen die Arbeiter angewendet wurden, schon 1824 abgeschafft worden waren, folgte bis 1869 eine Periode, in der die Gewerkvereine gesetzlich bloß geduldet, aber nicht geschützt waren. So blieben z. B. Veruntreuungen der Vereinsgelder durch Vereinsbeamte straflos. 1869 wurde dann zunächst ein zeitweiliges Gesetz erlassen, und 1871 der Trade Union Act, der gegen Eintrag in ein Register ein gewisses Maß gesetzlicher Anerkennung gewährte. Zwar wurde durch den gleichzeitigen Criminal Law Amendement Act größtenteils wieder genommen, was eben gegeben worden war, aber 1876 stellte die Trade Union Amendement Act die Gewerkvereine in der Hauptsache mit andern Gesellschaften auf eine Stufe, vorausgesetzt, daß sie sich in das Register eintragen lassen, was jetzt allgemein geschieht. Auch wurde der alte Master and Servant Act aufgehoben, der den Vertragsbruch durch Arbeiter mit Freiheitsstrafe, durch Arbeitgeber mit Geldstrafe bedrohte, und durch den Conspiracy and Protection of Property Act ersetzt, der auf der einen Seite Nötigung für strafbar erklärt, auf der andern Seite es unmöglich macht, die Führer in Arbeitsstreitigkeiten unter das Gesetz gegen Verschwörung zu stellen.

Von diesen Gewerkvereinen ist die neue Richtung ausgegangen. Keine notwendige Folge ihres Ursprungs ist der ihr anhaftende Mangel an innerer Bereitwilligkeit und Kraft, sich selbst emporzuheben. Auch die alten Gewerkvereine sind unter Wehen von der harten Not geboren worden, ja sie haben sich aus einem Elend, für das es in Deutschland gar keine Beispiele giebt, emporgearbeitet. Aber der neuen Schule fehlt die geduldige, entsagende, einsichtige Kraft. Bezeichnend ist vor allem der Verzicht auf die Gründung von Versorgungs- und Versicherungskassen; durch die wirtschaftliche Lage wird er nicht entschuldigt. Die neuen Vereine können der Versuchung nicht widerstehen, die das allgemeine Stimmrecht giebt. Es ist zu verlockend, eine allgemeine abstrakte Theorie aufzustellen, die alle Schäden scheinbar erklärt und zu beseitigen verspricht, und die Durchführung dieser Theorie durch völlige Umwälzung der bestehenden Ordnung zu verlangen. Als diese Theorie bietet sich natürlich der Sozialismus an, wie er seit einigen Jahren sowohl von der sozialdemokratischen Liga, wie von der Fabianischen Gesellschaft — das Hauptquartier beider ist London — planmäßig und nicht ohne Erfolg gepredigt wird, der Sozialismus, der das Privateigentum an Produktionsmitteln als Krebsschaden bezeichnet, das Gemeineigentum als Allheilmittel anpreist. Die bedeutendsten Führer der neuen Richtung sind aus den sozialistischen Vereinen hervorgegangen. Daher denn auch, aus angeblich wissenschaftlichen Gründen, die grundsätzliche Gegnerschaft gegen das Privatkapital. Nur ein Schritt weiter ist es, daß die Privatkapitalisten oft schlechthin als Ausbeuter und Aussauger verleumdet werden, und abermals nur ein Schritt weiter, daß oft in unvernünftiger und unsittlicher Selbstüberhebung nur die Arbeit mit der Hand als Arbeit geachtet und der Anspruch erhoben wird, daß sich den Interessen und der Herrschaft der Arbeiterklasse die andern beugen sollen.

Die nächsten Folgen dieser Anschauung sind die Abneigung gegen Schieds- und Einigungsverfahren und oft Arbeitseinstellung ohne Erwägung der wirtschaftlichen Möglichkeit und deshalb nur von Elend, aber keinem Erfolge begleitet, Arbeitseinstellung nicht bloß zum Schutz, sondern auch zum Trutz, als Machtprobe des Anspruchs, an der Regelung der Wirtschaftsordnung nicht bloß mitzuwirken, sondern sie vorzuschreiben. Und während die alte Schule die Gefechtslinie eher einzuschränken suchte, neigt die neue dazu, mittels der Gewerkvereinsverbände das ganze Gewerbe aufzurufen, womöglich auch noch andre Kreise, gleichviel, ob die Allgemeinheit darunter leidet. Geht doch einer dieser Gewerkvereine so weit, in seinen Statuten zu erklären, daß es nur zwei Klassen gebe, und zwar seien deren Interessen entgegengesetzt: die der gütererzeugenden Arbeiter und die der besitzenden Herren. Von diesem Standpunkt aus wird im Interesse der Arbeiter eine Gesetzgebung einschneidendster und in ihren Folgen völlig unübersehbarer Art auch für wirtschaftliche Fragen gefordert, besonders in unsinnigster Gleichmacherei ein allgemein gesetzlicher

Maximalarbeitstag und neuerdings folgerichtig auch ein Minimalarbeitslohn. Gegen die Einwendung, daß sich das Kapital bei zu hohen Anforderungen, d. h. bei zu geringem Gewinn zurückziehen werde, ist natürlich die Antwort bereit, daß alle Produktionsmittel in den Gemeinbesitz kommen müßten.

Aber während im Zukunftsstaate ja gar nicht genug gesetzlich geregelt sein kann, scheut man jetzt auch vor der Ungesetzlichkeit nicht zurück, um den Willen der Mehrheit der großen Masse durchzusetzen. Nicht bloß Unduldsamkeit, wie sie innerhalb der gesetzlichen Grenzen zuweilen auch von der alten Richtung geübt wird, sondern auch Einschüchterung und Mißhandlung andersdenkender, namentlich von Nichtgewerkvereinlern und solchen, die bei Arbeitsstreitigkeiten arbeiten wollten, waren letzten Sommer bei den großen Kohlenstreiks häufig. In einigen Gebieten herrschte ein wahrer Terrorismus der Streikenden, sie nahmen es offen als ihr Recht in Anspruch, jeden Fortgang der Arbeit zu verhindern, wenn nicht im guten, so im bösen,*) und schließlich mußte bei Featherstone Blut fließen. Kein Wunder, daß sich die öffentliche Meinung der Gebildeten und Besitzenden mehr und mehr von dieser Richtung abwendet, bei aller Teilnahme für die Notlage, unter der viele ihrer Anhänger leiden.

Diese Gegensätze zwischen den Alten und den Jungen sind zuerst 1889 in Dundee, dann 1890 auf dem Kongreß in Liverpool aufeinandergestoßen und an die Öffentlichkeit getreten. Die Führer der alten Richtung wurden auch persönlich heftig angegriffen und wegen ihrer Cylinderhüte und Gehröcke als Söldlinge des Kapitals verhöhnt. Sachlich hat sich der Kampf vor allem um den gesetzlichen Achtstundentag und sozialistische Tendenzen gegen das Privatkapital gedreht. In beiden Fragen ist die alte Richtung unterlegen, obgleich noch immer zum Sekretär des parlamentarischen Ausschusses ein Anhänger der alten Schule wiedergewählt worden ist.**) Der Achtstundentag

*) Die wiederholten Beschlüsse der letzten Kongresse auf Abänderungen des Conspiracy and Protection of Property Act, der als gefährlich für die Freiheit(!) der Arbeiterstandes bezeichnet wird, richten sich gegen die Bestimmungen, die die Nötigung in Arbeitsstreitigkeiten unter Strafe stellen. Daß es mit der Handhabung dieses Gesetzes nicht allzu streng genommen wird, beweist unter anderm der Umstand, daß bei dem großen Dockarbeiterstreik 1889 nicht weniger als 11000 Mann der Streikenden täglich auf Wache zogen. Das Gesetz erlaubt ausdrücklich das Aufstellen von Posten, um Informationen zu erhalten oder zu geben. Aber um Zuzügler vom Sachstande zu unterrichten und sie zu überreden, fernzubleiben, wäre eine weit geringere Anzahl hinreichend gewesen. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Einschüchterung bezweckt und geübt wurde. In merkwürdiger Begriffsverwirrung wird solches Zwangsverfahren als berechtigt verteidigt.

**) Der frühere Bergmann Fenwick, und zwar obgleich er sich ausdrücklich als Gegner des gesetzlichen Achtstundentags bekannte und erklärte, daß für sein Verhalten im Unterhause nur die Ansichten seiner Wähler maßgebend sein könnten. Er wurde deshalb in Belfast wie schon früher heftig angegriffen und zum parlamentarischen Sekretär von den Gegnern für ungeeignet erklärt.

wurde nach lebhaften Erörterungen 1889 mit knapper Mehrheit abgelehnt, 1890 mit knapper, 1891 und 1892 mit zwei Drittel bis drei Viertel Mehrheit, in Belfast 1893 so gut wie ohne Widerspruch angenommen.*) Eine sozialistische Resolution gegen das Privatkapital wurde noch 1890 in Liverpool glänzend abgelehnt (ebenso ein Antrag auf Einrichtung von Nationalwerkstätten), in Belfast wurde sie nach einer schwächlichen Bekämpfung mit großer Mehrheit angenommen. Das zeigt, daß auch Anhänger der alten Richtung in großer Zahl mit der neuen gestimmt oder sich der Abstimmung enthalten haben.

Wie erklärt sich das Überwuchern der neuen Richtung? Erstens aus dem natürlichen Schwergewicht, das der Leidenschaft, dem Extrem innewohnt gegenüber der Lauheit und Schwäche, durch die sich die Besonnenen und Gemäßigten so oft entmannen. Es wurde mir glaubwürdig in Belfast versichert, daß bei der sozialistischen Resolution viele Anhänger der alten Richtung einfach nicht gewagt hätten, nach ihrer bessern Überzeugung zu stimmen. Aus demselben Grunde unterblieb auch die Einbringung eines Tadelsvotums gegen die gerade in jenen Tagen sich abspielenden unerhörten Ausschreitungen der streikenden Bergleute; im Gegenteil, das Einschreiten der bewaffneten Macht wurde getadelt. Ein zweiter Grund ist darin zu suchen, daß bei der gedrückten wirtschaftlichen Lage und gegenüber den Verbänden, zu denen die Arbeitgeber immer mehr und mehr zusammentreten,**) gegenwärtig auch für alte und mächtige Gewerkvereine wenig Aussicht ist, günstigere Arbeitsbedingungen außer durch die Gesetzgebung zu erringen, nachdem sie durch ihre Organisation den Unternehmergewinn bis an die Grenzen der wirtschaftlichen Möglichkeit verringert haben.

Welche Entwicklung die Dinge nehmen werden, kann nur die Zukunft

*) Ein gesetzlicher Zehnstundenarbeitstag besteht für Frauen und hat dazu beigetragen, in vielen Gewerben thatsächlich auch den Arbeitstag für Männer zu beschränken. Übermäßige Arbeitszeit der Eisenbahnangestellten kann — nach einem neuen Gesetz — vom Handelsamte verkürzt werden, wenn es die Eisenbahngesellschaften auf Erfordern nicht thun. Ein Entwurf, der die Arbeitszeit für Bergleute unter Tage auf acht Stunden festsetzt, ist im vollbesetzten Unterhause letzten Sommer gleichfalls durchgegangen. Wenn sich die Bergleute und Gewerkvereine von Durham und Northumberland in dieser Frage von den andern Bergleuten trennen und gegen den gesetzlichen Achtstundentag sind, so beruht das auf Betriebseinrichtungen, die den erwachsenen Arbeitern (drei Schichten) einen kürzern als den achtstündigen Arbeitstag sichern, vorausgesetzt, daß die halbwüchsigen Unterarbeiter (zwei Schichten) einen längern haben. Nachdem der frühere Unterhausbeschluß, daß in Staats- und Gemeindebetrieben die von den Gewerkvereinen geforderten Arbeitsbedingungen (Lohn und Zeit) gewährt werden sollten, in der Praxis keine allgemeine Geltung errungen hatte, hat vor kurzem der Kriegsminister für die ihm untergebnen Betriebe die achtstündige Arbeitszeit angeordnet. Wie weit der Einfluß dieser Maßregel reichen wird, ist noch nicht abzusehen.

**) Es ist eine der wesentlichsten Folgen der Gewerkvereinsbewegung gewesen, daß der organisirten Arbeit mehr und mehr das organisirte Kapital gegenübergetreten ist.

lehren. Prophezeiungen haben sich gerade auf diesem Gebiet als trügerisch erwiesen. Aber soviel kann gesagt werden: Es ist möglich, daß die Alten und die Jungen, die noch immer in der Hauptsache verschiedne Arbeiterklassen vertreten — den vierten und fünften Stand hat man sie genannt —, ganz auseinanderfallen. Auch in Belfast sprach man außerhalb der Sitzungen von förmlicher Trennung. Es ist das um so wahrscheinlicher, je weiter in Theorie und Praxis die Jungen gehen werden.*) Aber man darf doch die Hoffnung noch nicht ganz aufgeben, daß die Anhänger der neuen Richtung über die Sturm- und Drangperiode ihrer jetzigen Unvernunft und Leidenschaft hinauskommen und erkennen werden, daß gegenüber den kommunistischen Urzuständen die gegenwärtige, auf Privateigentum gegründete Wirtschaftsordnung bei aller Verbesserungsfähigkeit und Bedürftigkeit im einzelnen nicht bloß eine geschichtliche Fortentwicklung, sondern einen Kulturfortschritt bildet, gerade auch in dem Sinne der — auf die Länge der Zeit — ausgleichenden Gerechtigkeit und der die Eigenentwicklung fördernden Freiheit, und daß, wie Schäffle sagt, wohl Verallgemeinerung, aber nicht Aufhebung des Privateigentums das Ziel sein kann.

Zu dieser Hoffnung ermutigt, daß es auch die extremen Führer nicht abweisen, an den greifbaren Aufgaben der Reform aufrichtig und willig mitzuarbeiten und die Mitarbeit auch ihrer Gegner nicht bloß anzuerkennen, sondern auch zu suchen. Vor allem aber teilen gerade die bedeutendsten sozialistischen Führer die geschichtlichen und ewig wahren Ideale der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung: Vaterlandsliebe, religiösen Glauben im Sinne Carlyles, sittliches und Familienleben. Bis zum Überdruß kann der Fremde auch von ihren Lippen das hohe Lied von der Größe Englands hören. Nicht selten eröffnen sie die Versammlungen mit Gebet und Liederandachten,**) und unerschrocken halten sie den Massen vor, daß Unsittlichkeit und Ausschweifung der Leute Verderben sei.

Eine kritische Betrachtung der Gewerkvereinsorganisation an sich ergiebt kurz folgendes. Auf der einen Seite vermag sie den Einzelnen in heilsame Zucht zu nehmen und seinem Leben einen neuen sittlichen und geistigen Inhalt zu geben. Indem sie ihn lehrt, sich mit seinen Genossen eins zu fühlen und bei der gemeinsamen Sache zu stehen, auch für fern liegende Ziele stetig und geduldig zu arbeiten und Opfer zu bringen, nicht bloß dem eignen Nutzen, sondern

*) Der Verlauf des in der ersten Woche dieses Monats in Norwich abgehaltenen 27. Kongresses bedeutet, soviel die mir bis jetzt zugegangnen Nachrichten erkennen lassen, einen entschiednen Sieg der neuen sozialistischen Schule. Das kollektivistische Programm ist vollständig bestätigt und an Stelle des bewährten parlamentarischen Sekretärs Mr. Fenwick, der ein Gegner des gesetzlichen Achtstundentags und des Sozialismus ist, ein neuer gewählt worden.

**) Tom Mann wäre kürzlich beinahe Geistlicher geworden. Eine Stelle war ihm, wenn man Zeitungsnachrichten trauen darf, sicher.

größern Zwecken zu dienen, übt sie die erzieherische Wirkung, die nur das Leben in Genossenschaften zu bieten vermag, die nach vernünftigen und sittlichen Zielen streben. Die Teilnahme an den Vereinsangelegenheiten ist ein wohlthätiges Gegengewicht gegen die oft einförmige und abspannende Arbeit mit der Hand und die beste Vorschule für Mitarbeit an den Gemeinde- und Staatsangelegenheiten. Dem berechtigten Ehrgeiz des Begabten öffnet die Verwaltung den Weg zu einer verantwortlichen und bedeutungsvollen sozialen Stellung. Das hervorragend Wertvolle ist nicht die bloße Möglichkeit des Emporsteigens, denn an dieser Möglichkeit ist unsre Zeit reicher als jede andre, sondern die Besonderheit, daß das Emporsteigen innerhalb des Standes geschieht und nicht über ihn hinausführt. Endlich vermag die Organisation unter Anbahnung korporativer Neugestaltung der Gewerbe den Arbeitern eine zuständige Interessenvertretung zu gewähren. Zuständig deshalb, weil nicht lärmende Schwätzer, die nichts arbeiten wollen, nicht Leute, die als Schenkwirte oder Cigarrenhändler für sich selbst Reklame machen, nicht verkommne Existenzen, die aus ihren Kreisen gefallen sind, mit einem Worte, nicht die Proletarier verschiedner Art, sondern Arbeiter, die Sachkenntnis durch Arbeit im Gewerbe selbst erworben haben, die Führer sind.

Auf der andern Seite birgt die Gewerkvereinsorganisation die große Gefahr, in dem Einzelnen den Mut und die Fähigkeit der eignen Überzeugung zu vernichten, dem gewissenlosen oder irregehenden Führer eine verhängnisvolle Macht einzuräumen und aus einer falsch verstandnen Interessenvertretung heraus zur Klassenfeindschaft zu führen.

Die Gewerkvereinsorganisation ist, wie uns England lehrt, an sich weder der Friedensengel noch der Zwietrachtsdämon, als welchen Freunde und Feinde sie preisen und anklagen. Der die Form erfüllende Geist ist es, der zu Frieden oder Streit führt. Aufgefunden von unsrer suchenden Zeit, innern Bedürfnissen dienend, insbesondre das gesellschaftliche Element wieder in das Wirtschaftsleben einführend, ist der Gewerkverein doch nicht die Panacee für die soziale Frage. Das Problem des Verhältnisses zwischen Kapital und Arbeit vermag er nicht zu lösen. Das kann nur gelöst werden dadurch, daß Arbeitgeber und Arbeiter mehr und mehr die große Aufgabe lernen, einander sittlich anzuerkennen.

In Deutschland bestehen nach englischem Muster und im Geiste der alten Schule gegründete sogenannte Hirsch-Dunckersche Gewerkvereine seit 1868. Ihre Ortsvereine, die in ganz Deutschland zu finden und auch in Sachsen zahlreich sind, verdienen, soviel ich sehen kann, die ernste Beachtung und wohlwollende Förderung der öffentlichen Meinung und der Arbeitgeber insbesondre, solange sie in den bisher gewohnten Bahnen wandeln. Auf der einen Seite nicht bekannt oder gar mit Mißtrauen betrachtet, weil mit den sozialdemokratischen Fachvereinen verwechselt, auf der andern Seite von der Sozialdemo-

kratie heftig angefeindet, weil deren Irrlehren bekämpfend und politisch und wirtschaftlich gemäßigt, umfassen diese Gewerkvereine insgesamt zwar kaum 60000 Mitglieder, bilden aber doch nach dem Ausscheiden sozialistischer Zweige, besonders der Metallarbeiter- und Porzellanarbeitervereine, einen festen und hoffnungsvollen Stamm, dessen Wert für eine sozialpolitische Gesundung der Arbeiterschaft nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Heinrich Heine

Noch ein Beitrag zu dem Streit um sein Denkmal

Soll Heinrich Heine ein Denkmal erhalten oder nicht? Schon lange tobt der Kampf um diese Frage. Anfangs, als sie auftauchte, schien sie nur eine örtliche zu sein; aber bald waren immer weitere Kreise genötigt, Stellung zu ihr zu nehmen, und heute ist sie mit vollem Recht eine nationale geworden. Mehrere Städte — vor allem die Geburtsstadt des Dichters — haben das Denkmal, das seine Verehrer in ihren Mauern errichten wollten, zurückgewiesen. Nun sollte ihm das goldne Mainz eine gastliche Stätte bereiten. Noch haben die Vertreter der Stadt nicht das letzte Wort gesprochen; sie haben die Frage vertagt, wohl in der stillen Hoffnung, daß es ihnen erspart bleiben werde, Farbe zu bekennen. Aber das ist weder wahrscheinlich, noch wünschenswert. Von Mainz und wohl noch von mancher andern deutschen Stadt werden die Verehrer des Dichters eine bündige Antwort auf ihre Anfrage verlangen. Und es ist gut so. Denn auch diese Frage ist ein Prüfstein dafür, ob das deutsche Volk entschlossen Front machen will gegen den zersetzenden und vergiftenden fremden Geist, der von Heine ausgehend so weite Kreise ergriffen hat und unablässig gerade in unsern Tagen nach der Herrschaft ringt.

Mag die Entscheidung ausfallen, wie sie will. Aber all den Stimmen gegenüber, die gerade in der jüngsten Zeit wieder den Namen Heines mit einem unverdienten Nimbus zu umgeben bemüht gewesen sind, die seinem Bilde die Zeugnisse berühmter Zeitgenossen wie goldne Verdienstmedaillen anhängen und zur gaffenden Menge mit erheuchelter Überlegenheit sprechen: seht, wie viele Patente auf Geist und Witz er hat! — ihnen gegenüber wollen auch wir unsre entgegengesetzte Ansicht über die Bedeutung ihres Dichters, über seinen

Einfluß auf unser Volksleben und über sein Recht auf ein Denkmal in der Öffentlichkeit zur Geltung bringen.

Den Entwurf des Denkmals billigen wir: es stellt den Dichter in der letzten Zeit seines Lebens dar, gebrochen an Leib und Seele. Es würde zu den sprechenden Denkmälern gehören. „Müde vom Rennen und Laufen" ist das gesenkte Haupt in die Hand gestützt, und man sieht es seinem Träger an, wie sehr ihn verlangt, sich „im Grabe zu verschnaufen." Der Gedanke, den diese hingewelkte Gestalt auszudrücken scheint, ist das Fazit seines Lebens und läßt sich in das kurze Wort fassen: ich bin sittlich bankrott. Der Künstler hat das Charakteristische des Heinischen Wesens instinktiv gefühlt und getroffen; er stellt den dahinschwindenden, scheidenden, sterbenden Heine dar. Nun, so überlaßt ihn doch seinem Geschick, ihn, sein Wirken und seine Werke! Je früher es sich an ihm erfüllt, desto besser für unser Volk. Aber nein, er soll nicht sterben, sagen seine Verehrer; dieser Geist ist wert, ewig zu leben, und obschon er dem deutschen Wesen Brandmale eingedrückt hat, die noch lange genug dauern werden, so soll doch ein Denkmal aus Stein der Nachwelt seinen Namen verkünden.

Und der Grund, den sie dafür anführen? Er klingt beinahe wie eine Entschuldigung. Bis zum Überdruß hört man die Phrase: Ich unterscheide bei Heine den Dichter vom Menschen; was er für ein Mensch war, ist mir gleichgiltig, ich schätze nur den Dichter. Selbst wenn wir diese Trennung zugeben und bei Heine alles ausscheiden, was menschelt und vor allem das, was unter dem Menschen ist, auch seine Dichtungen würden, wenn wir den Blick nicht auf einzelne, sondern auf die Gesamtheit richten, ein Denkmal nun und nimmermehr verdienen. Aber welcher Vernünftige wird überhaupt den Dichter vom Menschen trennen wollen? Doch nur ein Mann, der vom Denken so wenig versteht, wie vom Dichten. Denn es giebt kaum etwas, das enger zusammengehört, als die Gedichte und das Leben eines Dichters. Wie die Blüte aus dem Stengel der Pflanze, so wachsen die Gedichte aus dem Leben und dem Wesen des Dichters, oder aus dem Dichter als Menschen heraus. Goethe wenigstens sagt über seine Gedichte:

Was eine lange weite Strecke
Im Leben von einander stand,
Das kommt nun unter einer Decke
Dem guten Leser in die Hand.

Schlagen wir von Heines Leben die Decke zurück, dann haben wir den Dichter, ja den ganzen Schriftsteller.

Zwei Sterne, sagt man, strahlen aus seinen Werken — die Lyrik seiner Liebe und die witzige Satire; wäre nur einer davon echt, er verdiente sein Denkmal.

Aber ist er ein echter Dichter der Liebe, ein Sänger der Minne? Was

haben wir von Heine dem Lyriker zu halten? Was an seinen Gedichten schönes ist, soll hier nicht verhüllt, sondern unumwunden anerkannt werden. Auch wer den Stab über ihn bricht, kann sich daran freuen. Es lebte in seiner besten Zeit eine Seele in ihm, die die Schönheit und Großartigkeit der Natur, die Beziehungen zwischen Natur und Menschenleben tief und manchmal auch rein fühlte. Die Lieder, die dafür zeugen: „Und wüßtens die Blumen die kleinen, wie tief verwundet mein Herz“ oder „Es stehen unbeweglich die Sterne in der Höh“ und einige andre brauchen wir nicht anzuführen. Sie sind bekannt genug und werden nur zu oft mit Unrecht für die Signatur des Heinischen Geistes ausgegeben. Schön legt er in dem letzten der angeführten Lieder seine Gefühle in den gestirnten Himmel und giebt ihnen dadurch einen erhabnen Hintergrund, indem er die Liebe, die sein Inneres bewegt, den Untergrund und das Band der leuchtenden Welt über uns sein läßt und so den Gedanken einer seelenähnlichen Weltharmonie in sinnige Form kleidet. Die Natur lebt in manchen seiner Gedichte und fühlt mit ihm, und er mit ihr. Und so legt er dem Leser manche gemütvolle Beziehung zwischen der umgebenden Schöpfung und dem eignen Leben nahe. Wir können auch nicht finden, daß die Behauptung, Heine mache seine schönsten Gefühle durch einen sie persiflirenden Witz zunichte, in der Allgemeinheit richtig sei, mit der man sie gewöhnlich aufstellt. Wo er wirklich schöne Gefühle hat und zum Ausdruck bringen will, da läßt er sie oft auch ausklingen und stört durch nichts ihre Wirkung. Und dennoch ist Heine ein Zwitter an Gefühl.

Aus derselben Periode seiner Entwicklung, in der er diese schönen Töne gefunden hat, stammen auch Lieder, worin er zwar den Frieden in der Natur zu suchen scheint, in Wahrheit aber die Zerrissenheit und Krankheit seines eignen Wesens in die Natur hineinträgt und sie mit seiner vergifteten Phantasie besudelt oder mit seinem Sarkasmus ertötet.

Aber nicht die Natur, sondern die Liebe ist ja das Herz seiner Lyrik, und als Dichter der Liebe wird er gefeiert. In der That finden wir auch in seinen ersten Liedern ein Gefühl, das diesen Namen verdient. Es ist die Zeit, in der die unerwiderte Liebe zu der Tochter seines Oheims Salomon Heine den frühreifen Jüngling unglücklich machte. Sie hat ihm die Töne und Verse entlockt, denen er seine erste Berühmtheit verdankt. Aus vielen dieser kleinen Lieder spricht die Innigkeit eines glühend und heiß und doch auch zart fühlenden Herzens. Aber diese Zeit war nur kurz und einzig in seinem Leben. Und selbst in ihr findet sich nirgends der Ausdruck einer kernigen, gesunden, Kraft und Leben atmenden Liebe, wie sie uns überall in der Lyrik Goethes entgegentritt. Heine kennt nicht die Kraft einer echten Zuneigung, sondern nur die verzehrende Fieberglut eines vorwiegend sinnlichen Verlangens, das ihn auch immer mehr abwärts zog und seine sittliche Kraft allmählich zernagte. Jedes ernste Streben verflüchtigt sich bei ihm in

der haltlosen Verschwommenheit seiner Gefühle und in der Maßlosigkeit seiner Begierde. Wo er keine sinnliche Befriedigung findet, verliert für ihn das Leben seinen Wert. Darum ist er der Dichter der unglücklichen Liebe geworden. Man betrachte das Jammerbild seines „armen Peters" in den „Jungen Leiden." Es ist eine Photographie seiner selbst, während er unglücklich liebte. Den Leser aber mutet sie an wie eine Karrikatur. Goethe schildert auch einmal einen unglücklich liebenden Schäfer, aber nur mit den Worten:

Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer ist gar so weh.

Der Mann stirbt doch nicht gleich, sondern man hat das beruhigende Gefühl, daß es ihm einmal auch wieder anders wird. Ja in leichtern Fällen verliert er nur Appetit und Schlaf. Aber Heines Liebesgestalten sind alle blaß wie Marmor und reif für das Grab. Nirgends vernehmen wir einen Ton echten, kräftigen Frohsinns.

Dagegen zieht sich durch seine Gedichte wie ein roter Faden eine lüsterne Gier. Diese Lüsternheit drängt sich oft auch in seine besten Erzeugnisse, die ihrer übrigen Beschaffenheit nach unsre Sympathie erwecken. Man lese das sonst so schöne und gemütvolle Gedicht „Bergidylle" aus der „Harzreise." Je anziehender er den stillen Frieden in der Hütte des Bergmanns, die Naivität und Unschuld des Mädchens schildert, das dort in nächtlicher Stunde vertrauensselig mit ihm plaudert, um so widerlicher ist es, zu sehen, wie er sie allmählich mit seinen schlauen Schmeichelreden umgarnt, und am Ausgang des Gedichtes finden wir unser Gefühl in dem Schlusse seiner „Götterdämmerung" wieder, wo Heine schildert, wie ein häßlich schwarzer Kobold einen schönen unschuldigen Engel besudelt.

Infolge der Sinnlichkeit, die sein Wesen beherrscht, schwankt er im Leben wie in seinen Gedichten zwischen maßloser Leidenschaft und trübsinniger Schwäche hin und her. Er kennt nur die verbotene Liebe, während die Liebe doch ein Gefühl ist, das nicht nur sein darf, sondern sein soll. In einem seiner früheften Gedichte sagt bezeichnend zu ihm die schöne Maid, die er um ihre Liebe bittet: „O gieb mir deine Seligkeit." Bei welchem gesunden Fühlen findet sich diese Alternative?

Und doch stammen die Gedichte, die wir bisher ins Auge gefaßt haben, aus seiner idealen Periode. Seinem Leben entsprechend wurde aber bald aus dem Dichter der Liebe ein Dichter erst des rohen und dann des raffinirten Sinnengenusses.

Ach seine Liebe selber
Zerfloß wie eitel Hauch,

und zurück blieb nur seine Lüsternheit, die unersättlich nach immer neuer Befriedigung suchte. Seine Pariser Frauenbilder „Angelique," „Diane," „Hor-

tenſe," „Clariſſe" treten mit cyniſcher Frechheit alle weibliche Würde in den Kot. Aus ihnen, wie aus den Erzeugniſſen ſeiner ſpätern Muſe überhaupt, ſpricht anſtatt eines Dichters ein geübter Wüſtling, deſſen Gedichte, als ganzes genommen, nicht ein Buch der Liebe genannt zu werden verdienen, ſondern ein Koran des Harems oder deſſen, was im Abendlande dem Harem an Gemeinheit entſpricht.

Aber es ſoll ja niemand ſchlimm davon denken, niemand wagen, das Leben, das ſich in dieſer Muſe ſpiegelt, unſittlich zu nennen. Hören wir Heines eigne Rechtfertigung. In ſeiner Schrift über Ludwig Börne ſchreibt er: „Ich habe jüngſt ein Buch geleſen, worin behauptet wird, ich hätte mich gerühmt, es liefe keine Phryne über die Pariſer Boulevards, deren Reize mir unbekannt geblieben. Gott weiß, welchem ehrwürdigen Korreſpondenzler ſolche Anekdoten nachgeſprochen wurden; ich kann aber dem Verfaſſer jenes Buches die Verſicherung geben, daß ich ſelbſt in meiner tollſten Jugendzeit nie ein Weib erkannt habe, wenn ich nicht dazu begeiſtert ward durch ihre Schönheit, die körperliche Offenbarung Gottes, oder durch die große Paſſion, jene große Paſſion, die ebenfalls göttlicher Art iſt, weil ſie uns von allen ſelbſtſüchtigen Kleingefühlen befreit und die eiteln Güter des Lebens, ja das Leben ſelbſt hinopfern läßt!" Dieſe Handlungsweiſe hält alſo Heine, wie ſchon ſein Pathos vermuten läßt, noch für ſittlich. Aber ſelbſt Mephiſtopheles antwortet ihm darauf:

Du ſprichſt ja wie Hans Liederlich,
Der begehrt jede liebe Blume für ſich.

Aber meiſtens legt er das Pathos ab und erſetzt es durch niedrigen Cynismus. Noch auf dem Krankenlager, von dem er, wie er ſehr wohl wußte, ſich nicht wieder erheben ſollte, hat er im Hinblick auf die Opfer ſeiner Wolluſt die Verſe gedichtet:

Ich ſah ſie lachen, ſah ſie lächeln,
Ich ſah ſie ganz zu Grunde gehn;
Ich hört' ihr Weinen und ihr Röcheln
Und habe ruhig zugeſehn.

Leidtragend folgt' ich ihren Särgen,
Und bis zum Kirchhof ging ich mit,
Hernach, ich will es nicht verbergen,
Speiſt' ich zu Mittag mit Appetit.

Iſt das das Bekenntnis eines Dichters? Ich denke, es wird jeden ſittlich fühlenden Menſchen anmuten, wie das eines Verbrechers.

Wehe einer Geſellſchaftsordnung, in der Mädchen niederer Stände ihren gewandten, vornehmen Verführern ungeſtraft überlaſſen werden. Pfui über eine Geſellſchaft, die einen Verbrecher umjubelt, der ſich ſeiner Unthaten noch auf dem Sterbebette rühmt, aus keinem andern Grunde, als weil er ein

Dichterling war, weil er den rohen Sinnengenuß, in dem die Gesellschaft schwelgt, mit einem lüsternen dichterischen Lichte übergießt.

Selbst die widernatürlichsten Regungen der Sinnlichkeit blieben Heine nicht fremd. Man lese, was er über die tote Maria sagt! Und schon Düring hat auf den Bund hingewiesen, den Wollust und Grausamkeit in ihm geschlossen hatte. Abgesehen von dem Gedicht, das die Vorrede zur dritten Auflage seines Buches der Lieder bildet, hat er selbst seine Liebe am besten mit den Worten charakterisirt:

Da fragst mich, Kind, was Liebe ist?
Ein Stern in einem Haufen Mist.

Und über diesen Dichter schreibt die Frankfurter Zeitung: „In der Villa Achilleion zu Korfu, wo Heine bereits auf das phäakische Meer hinausblickt, und im Zentralpark von Newyork, wo sein Denkmal vorbereitet wird, ist der liebenden Verehrung für den Dichter genüge geleistet. In Deutschland ist noch kein Platz für ihn vorhanden — vorläufig noch keiner. Was liegt daran? Warten wir ein wenig, warten wir dreißig, fünfzig Jahre; dann wird ein andres Geschlecht dasein. Heinrich Heine wird noch immer leben. Und dann wird wahrscheinlich eines Tages die Stadt Düsseldorf die Asche des Dichters aus der einsamen Gruft auf dem Montmartre ausgraben lassen, sie durch weißgekleidete Jungfrauen feierlich einholen und mit königlichen Ehren bei sich aufnehmen."

Der Sinnengenuß, dessen Diener er war, hat übrigens Heine nicht gehalten, was er ihm versprach. Schon als Jüngling schrieb er:

Und Fratzenbilder nur und sieche Schatten
Seh ich auf dieser Erde, und ich weiß nicht,
Ist sie ein Tollhaus oder Krankenhaus.

An diesen und ähnlichen Worten mag die Großsprecherei der Jugend und seiner Eitelkeit viel Anteil haben, die eine Verachtung der übrigen Welt zur Schau trug, um auf diesem dunkeln Hintergrunde das eigne Ich in desto leuchtendern Farben zu zeigen. Um so wahrer ist das Wort, das aus dem Ende seiner Laufbahn stammt:

Dieser Liebe toller Fasching,
Dieser Taumel unsrer Herzen
Geht zu Ende, und ernüchtert
Gähnen wir einander an!

Am Tage vor seinem letzten langen Krankenlager schleppte er seinen müden Körper in den Louvre. Man fand ihn weinend unter der Statue der Venus von Milo sitzen. Er sagte, daß er ihre Hilfe gegen die Krankheit angefleht habe, die seinen Körper zu lähmen begonnen hatte. „Aber, habe sie ihm erwidert, ich kann dir nicht helfen; du siehst, ich habe ja keine Arme." Ihm

war nicht zu helfen, weil er aus der Venus Urania eine Venus vulgivaga gemacht hatte.

Einmal strahlte in sein „gar zu dunkles Leben ein süßes Bild." Als er einst durch die Straßen von Paris schlenderte, fiel ihm an einem Schuhmacherladen ein Mädchen auf, das ihn durch seine Schönheit und Liebenswürdigkeit bezauberte. Es war die neunzehnjährige Kreszenzia Mirat, ein einfaches Landmädchen, das seine Natürlichkeit und seinen unschuldigen Frohsinn mitten in dem Treiben der Weltstadt bewahrt hatte. Heine fand sie begehrenswert und knüpfte, um ans Ziel seiner Wünsche zu gelangen, zunächst ein freundschaftliches Verhältnis mit ihr an. Sie erwiderte seine Zuneigung, widerstand aber hartnäckig seiner Begehrlichkeit. Da kaufte er sie von ihrer Tante, die zugleich ihre Pflegemutter war, für 3000 Franken. An Stelle der Trauung auf dem Rathaus und in der Kirche weihte er seine neue Verbindung durch ein opulentes Hochzeitsmahl ein. Am andern Morgen trat das junge Mädchen vor ihn hin und sagte: „Ich habe dir alles gegeben, was ein ehrbares Mädchen dem Manne geben kann, den sie liebt, und was ihr dieser nie zu ersetzen vermag. Wenn du glaubst, ich wüßte nicht, daß du mich erkauft hast, so bist du im Irrtum. Ich aber, ich habe mich nicht verkauft. Darum wisse, daß ich dich nie wieder verlassen werde, ob du mich liebst oder nicht, ob du mich heiratest oder nicht, ob du mich mißhandelst oder nicht. Ich verlasse dich nie! Hörst du? nie! nie! nie!"*) Heine lachte: „Ich will dich ja gar nicht verlassen, ich will ja selbst dich nur lieben." Aber sie erwiderte entschieden: „Ob du mich liebst oder nicht, ich werde doch nicht aufhören, dein Weib zu sein und dich zu begleiten, wohin du gehst."

Sie wurde in der That die vielgenannte Frau Mathilde Heine. Am 5. September 1841 legitimirte er staatlich und kirchlich seine Verbindung mit ihr. Sie mag das zum Teil ihrer Entschiedenheit zu verdanken gehabt haben. Denn drei Jahre später trug sich Heine mit der Absicht, sie zu entlassen, die aber nicht zur Ausführung kam. Andrerseits wußte sie ihn aber doch auch durch ihre Reize zu fesseln, obwohl sie ihn sehr häufig durch ihre Wildheit und Launenhaftigkeit quälte, durch ihre „Capricen," wie er sich ausdrückt. Die Lieder, die er an sie gedichtet hat, sind zärtlich. Doch mag es dem gemeinsamen Leben nicht an Zwistigkeiten gefehlt haben. Weill berichtet in seinen Souvenirs, Heine habe seine Geliebte bei Ausbrüchen ihres wilden Wesens bisweilen „geschlagen und geknöchelt." Prölß meint dazu: „Heine mag wohl im Scherze damit gedroht oder im Spiele es scheinbar gethan haben, denn sie war nicht nur seine Geliebte, sie war auch sein Kind, seine Puppe, mit der er spielte; nie aber hat er sich ernstlich an ihr vergriffen, und Mathilde war nicht die Natur, eine solche Beschimpfung zu ertragen."

*) Vgl. Robert Prölß: „Heinrich Heine." S. 226 ff.

Prölß wird wohl Recht haben. Mathilde blieb bis zu seinem Ende Heines Weib, und was noch mehr ist, auch seine Geliebte. Ob seine einzige? Das ist nach einigen seiner Briefe und Gedichte sehr unwahrscheinlich. Während seines langen Krankenlagers hat sie ihn mit Treue und Hingebung gepflegt. Aber kurze Zeit vor seinem Tode mußte sie seine Zuneigung mit einer andern teilen, wenn nicht ganz an sie abtreten. Dies war Camilla Selden, Heines „Mouche." Nach den Berichten, die wir über sie haben, führte sie ein eigentümliches, abenteuerliches Leben. Heines letztes Gedicht ist ihr gewidmet. Er schildert sie als Passionsblume mit wildem Liebreiz, die sich über ihn, den leidenden Dichter beuge. Heine hat ohnmächtig für sie geglüht. In einem Briefe aus seinen letzten Tagen schreibt er an sie: „Ich bin ein Toter, den es dürstet nach den glühendsten Genüssen, die das Leben gewährt. Es ist entsetzlich!"

Das ist Heine der Lyriker und der Dichter der Liebe!

Aus seinem Leben und Dichten erwuchs ihm aber eine philosophische Weltanschauung, die er in seinen prosaischen Schriften deutlich genug zum Ausdruck gebracht hat. Was er über die Quelle und den Zweck der Welt, über die Gestaltung der menschlichen Gesellschaft, über Staat und Christentum geschrieben hat, erschien ihm selbst noch bedeutungsvoller, als seine Dichtungen, obwohl er auch von diesen eine sehr hohe Meinung hatte. Lieber noch als den Lorbeer wünschte er einmal das Schwert auf seinem Sarge zu haben, nicht als Symbol der logischen Schärfe seiner Gedanken, sondern um die ihnen innewohnende treibende Kraft zu bezeichnen. Denn er hält sich für keinen gemeinen Denker, wie es die übrigen sind; sondern für einen Denker der That, für einen Mann, aus dessen Gedanken die Thaten mit Notwendigkeit sprießen müssen.

Heine hatte in seiner Jugend zu Hegels Füßen gesessen. Sein Denken hatte nicht die Großartigkeit dieses Philosophen, wohl aber eine angemaßte Selbstherrlichkeit und etwas Summarisches angenommen. In zwei schroffen Gegensätzen hat sich bisher, seiner Meinung nach, die Entwicklungsgeschichte der Menschheit bewegt. Aus ihrer Kindheit leuchtet uns, als goldnes Zeitalter der Welt, das schöne Hellenentum entgegen. Seinen hohen Wert findet aber Heine nicht darin, daß es einen Sokrates, Plato und Aristoteles hervorbrachte und durch sie für das philosophische Denken aller folgenden Geschlechter die Bahn gebrochen hat, nicht in der schönen, stillen Größe seiner Tragiker, nicht in der begeisterten, mutvollen Hingebung für das Vaterland, mit dem die einzelne Persönlichkeit sich aufs engste verbunden fühlte, mit dem sie stand und fiel, also nicht in dem, was wir einen antiken Charakter nennen — nein, darin nicht; sondern in dem ungehemmten Genusse aller Freuden, die das Leben bietet. Fröhlich schmausten und liebten die Götter auf dem Olymp, und wie sie in der Höhe, so ihre Verehrer, die Menschen, in der Niederung.

Die freie Entfaltung der Materie, der von keinem Bedenken und keinem Zwang des Gewissens gehemmte Sinnengenuß — das ist, nach seiner Meinung, die Signatur des Hellenentums. Er bezeichnet sie mit dem Namen Sensualismus und findet ihre treffendste Charakteristik in den bekannten Versen Homers:

Jener schenkte nunmehr auch der übrigen Götterversammlung
Rechtshin lieblichen Nektar, dem Mischkrug emsig entschöpfend.
Doch unermeßliches Lachen erscholl den seligen Göttern,
Als sie sahn, wie Hephästos im Saal so gewandt umherging.
Also den ganzen Tag bis spät zur sinkenden Sonne
Schmausten sie; und nicht mangelt' ihr Herz des gemeinsamen Mahles,
Noch des Saitengetöns von der lieblichen Leier Apollons,
Noch des Gesangs der Musen mit holdantwortender Stimme.

„Da plötzlich — fährt er fort — leuchte heran ein bleicher, bluttriefender Jude, mit einer Dornenkrone auf dem Haupte und mit einem großen Holzkreuz auf der Schulter; und er warf das Kreuz auf den hohen Göttertisch, daß die goldnen Pokale zitterten, und die Götter verstummten und erbleichten und immer bleicher wurden, bis sie endlich ganz in Nebel zerrannen." Damit hat die selige Zeit ein Ende; denn von nun an herrscht das Christentum in der Welt. In ihm sah Heine nicht eine Religion, in der die Persönlichkeit des Menschen durch sittliche Selbstzucht zu ihrer ewigen Vollendung heranreift und dadurch ihr wahres Glück erlangt — nein, er fühlte sehr bezeichnend nur seine negative Seite, den Schmerz der Entsagung. Der Materie und dem Leib, meint er, seien ihre Rechte genommen worden; denn das Christentum verbiete ihnen, sich nach den in ihnen liegenden Trieben zu entfalten, und zwinge sie, nach einem göttlichen, ewig giltigen Sittengesetz sich selbst zu zügeln. Und das hielt er für sehr nachteilig. Nicht durch Verirrungen, wie das Mönchtum und seine asketische Moral, sondern durch das Christentum selbst sei die Menschheit verkümmert. Denn einseitig bevorzuge es auf Kosten des Körpers den Geist, dem es mit Unrecht einen ewigen Wert und ein ewiges Leben beigelegt habe. Deshalb findet er das Charakteristische der christlichen Weltanschauung in dem Wort „Spiritualismus" ausgeprägt. Unmittelbar nach den materialistischen Orgien der römischen Kaiserzeit gesteht er ihm eine gewisse Berechtigung zu; denn „nach dem Gastmahl des Trimalchio bedurfte man einer Hungerkur gleich dem Christentum"; aber nunmehr ist die Menschheit der drückenden Herrschaft des Spiritualismus, der sie zu ertöten droht, überdrüssig, und die Zeit des „dritten Testaments" bricht an. Geistesgrößen wie Lessing und Kant haben sie heraufzuführen begonnen — eine Ehre, für die diese Männer wahrscheinlich sehr deutlich danken würden —, und für ihren gänzlichen, endlichen Durchbruch kämpft als besonders bedeutender Heros er selbst, Heinrich Heine. Das ist seine weltgeschichtliche Aufgabe. Vorbei ist die Zeit des Christentums, das „zu den überspanntesten Studentenideen der jugend-

lichen Menschheit gehörte, die mehr ihrem Herzen als ihrem Verstande Ehre machen." An die Beschränkungen des Sittengesetzes, an die Fesseln, die es seinem Leib und dessen Trieben anlegt, ist der Mensch nicht mehr gebunden. Es steht kein göttlicher Wille außer und über ihm, sondern wie jede Erscheinung in der Natur, so ist vor allem der Mensch ein Teil Gottes, ja sein eigner Gott, der die Richtschnur seines Handelns und Lebens in sich trägt. Den Weg, den er im Leben einzuschlagen hat, bezeichnen ihm die eignen Anlagen und Begierden. Darum Rückkehr zu dem vermeintlichen griechischen Sinnengenuß und Frohsinn — das ist der Inhalt des Evangeliums vom dritten Testament, als dessen erleuchteter Apostel zu wirken Heinrich Heine sich berufen fühlt.

Zu diesem Zweck müssen alle Schranken fallen, vor allem die eingebildeten des christlichen Sittengesetzes, das den Sinnengenuß als sündig verwirft. Ein Paradies, worin auch nur ein einziger Baum der Erkenntnis von gut und böse verboten ist, ist eben noch nicht das Paradies der Glückseligkeit, zu dem Heine die Menschen führen will. Fallen müssen aber auch die Schranken der nationalen Sitte, die Strenge der staatlichen Gesetze, die Vorrechte einzelner Geschlechter und Klassen, die, Zwingburgen vergleichbar, den Lebensgenuß der einzelnen hemmen. „Freiheit und Gleichheit aller Menschen" muß das Losungswort der Kämpfer sein, die die neue Zeit heraufführen. „Wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien. Seid deshalb nicht ungehalten, ihr tugendhaften Republikaner! Auf eure censorischen Vorwürfe entgegnen wir euch, was schon ein Narr des Shakespeare sagte: meinst du, weil du tugendhaft bist, solle es auf dieser Erde keine angenehmen Torten und keinen süßen Sekt mehr geben?" Die Fürsten werden von ihren Thronen gestoßen, denn sie sind ohne Ausnahme Despoten, die die Menschen geknebelt und ihre freie Entwicklung unterbunden haben, die Kirchen werden geschlossen und am geeignetsten in Pferdeställe verwandelt, die Priester verjagt, der Adel, den Heine mit seinem besondern Hasse beehrt, seiner Vorrechte beraubt, und die Vertreter der Regierung als bornirte Büreaukraten ihrer Stellen entsetzt.

Nun wäre sie zerstört die alte Welt; sie liegt in Trümmern, und es ist Platz für die große Demokratie Heines. Aus wem soll sie bestehen? Etwa aus allen, aus dem Volke? O nein; lesen wir, was Heine über das Volk sagt. „Wir können uns nimmermehr verhehlen, wessen wir uns zu gewärtigen haben, sobald die große rohe Masse, welche die einen das Volk, die andern den Pöbel nennen, und deren legitime Souveränität längst proklamirt worden, zur wirklichen Herrschaft käme. Ganz besonders empfindet der Dichter ein

unheimliches Grauen vor dem Regierungsantritt dieses täppischen Souveräns. Wir wollen gern für das Volk uns opfern (?), die Selbstaufopferung gehört zu unsern raffinirtesten Genüssen (?), aber die reinliche sensitive Natur des Dichters sträubt sich gegen jede persönlich nahe Berührung mit dem Volke, und noch mehr schrecken wir zusammen bei dem Gedanken an seine Liebkosungen, vor denen uns Gott bewahre! Ein großer Demokrat sagte einst, er würde, hätte ein König ihm die Hand gedrückt, sogleich seine Hand ins Feuer halten, um sie zu reinigen. Ich möchte in derselben Weise sagen: ich würde meine Hand waschen, wenn mich das souveräne Volk mit seinem Händedruck beehrt hätte." In den folgenden Zeilen nennt er das Volk einen „armen König in Lumpen." O, dieser liebende Volksmann Heine! Wie blutet er für das Volk und opfert sich auf, wie erträgt er „maßloses Elend für seine Emanzipation"! Wie ist es wohl zu erklären, daß gerade die Sozialdemokraten die Errichtung seines Denkmals immer wieder von neuem in Anregung bringen?

Aber wer sind denn die Glücklichen, die an der seligen Demokratie Heines teilnehmen dürfen? Eine Antwort giebt er darauf nicht; aber als Folgerung seiner Lehren bleibt nur eins übrig: es sind die, denen in dem sogenannten Rechtsstaat der modernen Zeit die Verhältnisse mit Notwendigkeit die Macht übertragen, die beati possidentes, die Männer des Geldes. Heine spricht sie, als Prophet des „dritten Testaments," frei von der Verantwortlichkeit für die sittliche Verwendung ihres Reichtums, die ihnen das Christentum auferlegt. Nicht auf ihre Nächsten, sondern nur auf den eignen Genuß gebietet er ihnen Rücksicht zu nehmen. Er muntert sie auf: nur zugenossen, was auch Sitte und Christentum, was auch die Kirche mit ihren Pfaffen einwenden mag. So sieht in Wirklichkeit diese fürstliche Demokratie der Welt aus; die Männer des Geldes sind nun die Olympier, und Heinrich Heine der Hofpoet, der mit ihnen zechen darf. Die übrige Masse mag dann diesen schweren Olymp mit all seinen göttlichen Zechern auf ihren Schultern tragen. Sie hat gar keinen Grund, unter ihrer Last zu seufzen, denn vom hohen Olymp herab wird nun dem Volke verkündigt: Es giebt kein Gesetz, keine Sitte, keine Sittlichkeit mehr, die euern Genuß hinderte, ihr könnt ihm nach Herzenslust fröhnen. Also nur fröhlich zugegriffen und genossen, was da ist! Natürlich, was in unsern Taschen ist, sagen die Heinischen Olympier, das ist unantastbar, denn das gehört uns. Aber in diesen Taschen ist beinahe alles, und durch die gesteigerte Sucht nach egoistischem Sinnengenuß wird das Elend des armen Lastträgers noch größer als zuvor. Heine hatte eben vergessen, ihm zu dem unbegrenzten Urlaub und der Erlaubnis zu jeder beliebigen schlechten Aufführung auch eine Wünschelrute in die Hand zu geben, um die nötigen Braten, Torten und Fässer Wein aus der Erde zu zaubern. Statt ihrer giebt er ihm, halb im Scherz und halb im Ernst, den guten Rat:

Wenn du aber gar nichts hast,
Ach, so lasse dich begraben;
Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur, die etwas haben.

Heine hat die Folgerungen seiner Anschauung gezogen. Er war eine beliebte Dekoration in den Salons der hohen Finanzwelt von Paris, und den lachenden Nymphentanz und den Saus und Braus eines ewigen Festtags mag er dort reichlich genossen haben. Auch heute noch hat er seine eifrigsten Verehrer in den Reihen der Geldmänner, vor allem der internationalen, und in gewissen Kreisen der Aristokratie. Nichts ist irriger, als ihn für einen Schriftsteller zu halten, der aufrichtig die Rechte des Volkes vertreten habe. Die Willkür des Sinnengenusses, die er fordert, kann er nur auf Kosten des Volks für die vom Glück bevorzugten fordern, für die bevorzugten Klassen und für sich; denn geistreich und prickelnd und meist den Sinnenreiz kitzelnd klimpert er auf der erniedrigten Leier zu ihrem Dolce far niente.

Wahrlich, es gehörten die Cirkuskünste des Heinischen Stils dazu, den Schriften, in denen er diese seichten Anschauungen niedergelegt hat, den Beifall zu erringen, den sie sich errungen haben. Die ganze Philosophie Heines ist nur der Versuch der Rechtfertigung seines eignen genußsüchtigen Lebens, zu der es ihn instinktmäßig drängte. Sie gipfelt in dem nacktesten Egoismus, und es drückt sich nur das Bestreben darin aus, sich selbst und seinen Freunden und Genossen das unumschränkte Recht des sinnlichen Genusses zu sichern.

Man braucht kein großer Philosoph zu sein, sondern nur gesunden Menschenverstand und ein klein wenig Lebenserfahrung zu haben, um die Folgen solcher Gesinnungen vorauszusehen. Der größte Teil der menschlichen Gesellschaft wird mitleidslos in den Kot getreten:

Ich sah sie ganz zu Grunde gehn,
Ich hört' ihr Weinen und ihr Röcheln
Und habe ruhig zugesehn.

Sie gehören nun einmal nicht zu der auserwählten Demokratie, sondern sind zu Lastträgern, zu Sklaven und Werkzeugen des Genusses der Glücklichen verdammt, bis sie wieder zur Erde werden, davon sie genommen sind.

Aber wohin gelangen denn die demokratischen Olympier der Welt? Zum Genusse? Ja, aber nicht zur Freude, nicht zum Frohsinn, nicht zum Glück. Heine selbst, ihr geistiges Haupt, ihr Philosoph, ihr Dichter, ihr prophetischer Bahnbrecher, ist der schlagendste Beweis. Wir wollen nicht auf sein Siechtum hinweisen, auf den Heine, der, nachdem er „gerochen alle Gerüche in dieser holden Erdenküche," bekennen muß:

Jetzt lieg ich auf feuchtem Rasen,
Die Glieder sind mir rheumatisch gelähmt,
Und meine Seele ist tief beschämt.

Ach, jede Luſt, ach, jeden Genuß
Hab ich erkauft durch herben Verdruß;
Ich ward getränkt mit Bitterniſſen
Und grauſam von den Wanzen gebiſſen.

Nein, nehmen wir ihn auf dem Gipfel ſeines Wohllebens und ſeines Glücks. Spiegelt ſich etwa, was er genießt, in ſeinem Innern als Freude wieder? Nichts iſt vernichtender für ſeine Weltanſchauung, als daß er, der Prophet des Sinnengenuſſes, in eben den Tagen, wo er ihn verkündet und in ihm ſchwelgt, der klaſſiſche Vertreter des Weltſchmerzes iſt. Es iſt nun einmal ein ewiges Geſetz in der Menſchenwelt, daß der Sinnengenuß, wo er das Ziel des Lebens und nicht die in ſittlichen Schranken genoſſene Zukoſt ernſter Arbeit iſt, aufhört, Genuß zu ſein. Zahlreich ſind die Äußerungen, in denen Heine ſeinem Weltſchmerz Ausdruck giebt, noch öfter beherrſcht der Weltſchmerz, einem drückenden Alp vergleichbar, den Inhalt ſeiner Erzeugniſſe. Als er im blühendſten Alter ſeines Lebens auf den Höhen des Apennins, „umſchwebt von den bräutlichen Tänzen der Nymphen," ſeine „toskaniſchen Nächte" durchſchwärmte, ſchrieb er: „Das Leben iſt eine Krankheit, die ganze Welt ein Lazarett, und der Tod unſer Arzt." Er klagt, daß, wie durch die ganze moderne Zeit, ſo auch durch ihn ein klaffender Riß gehe. Erfolglos trotzt der Menſch wie Prometheus ſeinem Unglück, und „Krankheit iſt wohl der Grund des ganzen Schöpfungsdrangs geweſen." Die Laſt des Erdendaſeins fühlend, findet er nur einen Ausweg:

Es wäre vernünftig, du ehrteſt die Götter
Und trügeſt geduldig die Laſt des Elends,
Und trügeſt geduldig ſo lange, ſo lange,
Bis Atlas ſelbſt die Geduld verliert
Und die ſchwere Welt von den Schultern abwirft
In die ewige Nacht.

Und das alles zu einer Zeit, wo ſein Peſſimismus noch nicht wie ſpäter der Lückenbüßer unerfüllter Leidenſchaften und einer verbrauchten Genußfähigkeit war!

Aus der geſchilderten Weltanſchauung fließt als ihre gehorſame Dienerin Heines Satire. Damit iſt ſchon ihr Urteil geſprochen: gewogen und zu leicht erfunden. Mit Recht haben Zeitgenoſſen und Nachwelt um die Stirn der bedeutendſten Satiriker den Lorbeer des Dichters gewunden. Sie riſſen nieder, das iſt wahr; aber darin beſtand ihre eigentümliche Sendung. Während ſie niederriſſen, ſchwebte ihnen ein neuer, ſchöner Bau als Ideal vor der Seele. Seiner Verwirklichung dienten die tötlichen Pfeile ihres Witzes. Sie bekämpften verderbliche, vielleicht auch mächtige Vorurteile der eignen Zeit, falſche Bahnen, in die ſie einzulenken im Begriff ſtand, wie die abſterbenden Überreſte einer ehrwürdigen Vergangenheit. Aber gerade die bedeutendſten Satiriker ſind nicht

bloß negativ, sie haben ein sittliches, religiöses und philosophisches Glaubensbekenntnis; sie haben sittliche Ziele, nach denen sie streben. Was in ihrer Zeit berechtigt war, verschonten sie mit ihrem zerstörenden Spott, aus den Ruinen, die an ihrem Wege standen, konnte neues Leben blühen. Gern ehren wir daher neben einem Sophokles auch seinen lachenden Genossen Aristophanes. Heine nennt sich zwar mit der ihm eignen Bescheidenheit des Aristophanes Sohn. Könnte der alte Grieche diese Anmaßung lesen, er würde wahrscheinlich mit göttlicher Grobheit darauf antworten.

Damit wollen wir keineswegs die glänzenden Eigenschaften der Heinischen Satire leugnen, ebenso wenig in Abrede stellen, daß sie auch wirkliche Schäden getroffen und Verlogenheiten entlarvt hat.

Man betrachte die beiden trefflichen Karrikaturen in den „Bädern von Lucca“: den Marchese Gumpelino und seinen Diener Hyacinthos, der ehedem Hirsch hieß. Gumpelino ist ein typischer Vertreter der Juden, die wohl getaufte, aber nicht überzeugte Christen geworden sind. Peinlich ist er bemüht, die Äußerlichkeiten der neuen Welt nachzuahmen, in die er eingetreten ist, das Kleid anzulegen, das man in ihr trägt. Er hält sich in England die besten Wettrenner, in Paris die schönste Sängerin und in Rom einen eignen Kaplan; ja er kniet, wie man durch die halb geöffnete Thür sehen kann, in seinem Schlafkabinett vor der Madonna und einem großen Kruzifix, und sein Diener Hyacinthos verkündet dann dem Eintretenden: Herr Gumpel verrichtet jetzt sein Gebet. Ja Herr Gumpel wird sogar ästhetisch, liest Dichter und schwelgt scheinbar in romantischen Gefühlen. Aber es haftet ihm die Unfähigkeit an, zu dem Kern dieses neuen Lebenskreises hindurchzudringen, sich ihren geistigen Inhalt anzueignen. Und weil der Geist fehlt, der die Form aus sich gebären muß, verfällt das äußere Betragen, auf das er soviel Mühe verwendet, nur der Lächerlichkeit.

Heine selbst hat in seinen Schriften einen Ton anzuschlagen verstanden, der in der modernen Zeit reichen Wiederhall fand. Aber in den Idealen der christlichen Weltanschauung, in ihren sittlichen Grundsätzen, ja — wenn er sie auch zu kopiren verstand — in den edelsten Gefühlen des deutschen Volksgemüts blieb er ein Fremdling, und wenn er sich begeistert für sein deutsches Vaterland, wenn er philosophirt und manchmal sogar Moral predigt, dann erkennt man in ihm an der Familienähnlichkeit den Vater des — Marchese Gumpelino.

Aber nicht nur hier, wo er aus dem eigensten schöpfen konnte, trifft seine Satire. Sehr gut persiflirt er, was man konventionelle Lüge nennt, den gesellschaftlichen Umgangston, der nicht um des Gedankens willen spricht, sondern nur, damit es Worte giebt, der überall da lügt, wo einmal das eigne Denken und Fühlen über die gesellschaftliche Schablone hinausgeht, und dessen Vertreter innerlich immer mehr veröden, bis sie allmählich mit dieser Schablone

eins werden. Die Streber seiner und unsrer Zeit, die Religion haben, weil sie an hoher Stelle gepflegt wird, und andrerseits die unter den begüterten und hochgestellten Persönlichkeiten, die Religion vorgeben, weil sie dem Volke erhalten werden müsse, mögen unter den Bildern der Nordsee das Gedicht „Frieden" lesen, worin Heine treffend die Heuchelei in diesen höchsten Gefühlen verspottet.

Aber er thut das nicht, um diese Gefühle von Schlacken zu reinigen und in ihrer Reinheit und Wahrheit wieder herzustellen, sondern um sie zu vernichten, weil er sie selbst nicht kennt. Er verspottet nicht die Heuchelei in der Religion, sondern die Äußerungen der Religion ohne Unterschied als Heuchelei; denn das Christentum, wie überhaupt jede Religion, hat sich nach seiner Meinung überlebt. Er knüpft an die Auswüchse des Feudalismus an, aber nicht um sie zu beseitigen, sondern um jede Autorität, außer der seinigen, zu zerstören. Er stellt die Übertreibungen der Deutschtümler an den Pranger, aber nicht, um sie auf ein berechtigtes Maß zurückzuführen, sondern um jedem für sein Vaterland begeisterten Jünglingshaupt die Schellenkappe aufzusetzen. Kein edles und hohes, in der Tiefe des deutschen Volkslebens wurzelndes Gefühl, das Heine nicht mit der Jauche seines hämischen Witzes übergossen hätte.

Ist diese Satire, die an den bestehenden Verhältnissen eine zersetzende Kritik übt, ohne zu bessern, und die heute noch von Heines Nachfolgern je nach Vermögen fortgesetzt wird, eine so große geistige That? Sie ist nur unter zwei Voraussetzungen möglich: daß man der Gesellschaft, die man mit dieser Satire trifft, teilnahmlos gegenübersteht, und daß man die Anmaßung hat, über sie abzusprechen. Mancher Deutsche, der mit dem Herzen an dem Geschicke seines Vaterlandes teilnimmt, sieht auch, daß manches faul bei uns ist; mancher aufrichtige Christ nimmt die Gebrechen seiner Kirche wahr. Aber das Gefühl der Zugehörigkeit hält ihn ab, seinen Staat, seine Kirche bloßzustellen; es führt ihn im Gegenteil zu der schwierigern und tiefern Gedankenarbeit, Vorschläge zur Besserung zu suchen. Ist er dem nicht gewachsen, dann schweigt er, aber bringt seine widersprechende Anschauung nicht dadurch zum Ausdruck, daß er eine ätzende Jauche über die Gesellschaft ausgießt, an der er einen Schaden entdeckt hat.

Heine war durch keine derartigen innern Rücksichten gebunden. Die patriotischen Gefühle sind ihm, trotz aller gegenteiligen Versicherungen, in Wahrheit fremd, und ebenso steht er außerhalb der Weltanschauung und Sittlichkeit des Christentums. Es liegt ihm gar nichts daran, daß es besser werde. Nur eine Triebfeder liegt seiner Satire zu Grunde: Egoismus. Er verspottet Nationalität und Christentum, das Bestehende überhaupt, um zerstörend Raum zu schaffen für seine Demokratie internationaler Schwelger, vor allem aber, um selbst in den Augen des Publikums als witziger Kopf zu glänzen. Er wirft sich zum Satiriker auf aus keinem andern Grunde, als — um zu witzeln.

Wenn Aristophanes die Gestalten seines Witzes als dramatischer Dichter auf der Bühne auftreten läßt, so ist Heine, der sich sein Sohn zu sein dünkt, ein Cirkusdirektor geworden, der die Clownkünste seiner witzigen Einfälle einem urteilslosen Publikum vorführt. Er selbst hat am getreuesten den Rat befolgt, den er einem andern Dichter giebt:

Auch schreibe nicht für Nachwelt, schreib für Pöbel,
Der Knalleffekt sei deiner Dichtung Hebel,
Und bald wird dich die Galerie vergöttern.

Das ist Heine der Satiriker.

(Schluß folgt)

Der verrückte Flinsheim

Von Charlotte Niese

(Fortsetzung)

Am andern Morgen ging die Diligence sehr früh von Hamburg nach Kiel, und ich sah Bruno Flinsheim nicht wieder, was mir nicht sehr leid that. Mir schien, als hätte ich für mehrere Jahre hinaus genug mit ihm gesprochen. Vielleicht kam dieses Gefühl daher, daß mir der Gedanke an Ludolf anfing, ein wenig lästig zu werden. Es ist wahr, ich hatte Jahre lang nur flüchtig an ihn gedacht und seine Eigenheiten vergessen. Nun fiel mir plötzlich ein, daß wir doch befreundet gewesen waren, und daß mir seine Absonderlichkeiten nicht ganz gleichgiltig sein sollten. Aber es gelang mir doch, mir die gestrige Unterhaltung über Ludolf aus dem Sinne zu schlagen, und als ich zu Hause bei meiner Mutter ankam, hatte mir die so viel Vettern- und Basengeschichten zu erzählen, daß sie gar nicht daran dachte, von Ludolf zu reden, den sie überhaupt nur wenig kannte.

Ich ging dann nach Kopenhagen, und da mir der alte König gewogen war, wurde ich bald Amtmann. Zuerst in Jütland, dann in Schleswig, und zwar in einem Bezirk, von dem die Leute sagten, daß er nicht sehr angenehm sei. Er lag in der Mitte des Herzogtums und erstreckte sich bis zur Westsee. An der Küste wohnten Bauern friesischer Abkunft, trotzige Gesellen, die nur widerwillig dem König Steuern zahlten und seinem Vertreter, dem Amtmann, gelegentlich den Gehorsam verweigerten. Mein Vorgänger, ein ehemaliger Offizier, hatte sehr viel Streit mit ihnen gehabt; auf einige Dörfer war er endlich so böse gewesen, daß er gethan hatte, als wären sie

gar nicht mehr auf der Welt. Nur der Amtsverwalter war regelmäßig in die rebellischen Dörfer gefahren, um Steuern zu erheben, und der war das einemal von den Friesen beinahe totgeschlagen worden. So erzählten mir die Beamten in der kleinen Stadt, wo das Amthaus und also meine Dienstwohnung lag. Sie berichteten noch mehr von allerhand Gewaltthätigkeiten, die in einem Dorfe geschehen waren, wo die Bevölkerung ganz besonders wild und ungeberdig war. Ich hörte die Berichte mit dem behaglichen Gefühl an, daß unter meiner Regierung alles anders und besser werden würde. In Jütland hatte ich einmal einen Streit mit Bauern gehabt, der zu meinen Gunsten beendet worden war; mit den Friesen hoffte ich auch fertig zu werden. Und weil ich so selbstbewußt und selbstzufrieden war, hörte ich nur mit halbem Ohr auf das, was mir gesagt wurde, und Ratschläge nahm ich überhaupt nicht an.

Nun, zuerst ging auch alles ganz gut. Mein Vorgänger hatte mir viel Arbeit hinterlassen, und mein Sekretär und ich thaten unser mögliches, um in einem entsetzlichen Aktenwust nach und nach Ordnung zu schaffen. Sie wissen ja, meine Herren, daß ein Amtmann in dänischer Zeit nicht bloß der erste Verwaltungs-, sondern auch der erste Justizbeamte seines großen Bezirks war. Er konnte fast über Leben und Tod seiner Unterthanen entscheiden, jeder größere Diebstahl, jedes Verbrechen kam vor ihn, und im Laufe des Jahres hätte er einen hübschen kleinen Band voll Kriminalnovellen schreiben können. Aber wir saßen nicht bloß zu Gericht; wir hatten auch das Kirchenregiment, und alle Jahre visitirten wir einmal unsre Pastoren. Ich hatte etwa zwanzig Gemeinden unter mir, und bei allen zwanzig Pastoren mußte ich nicht bloß einmal im Jahre zu Mittag essen, ich mußte auch zwanzig verschiedne Predigten und dann die Ansprache des Propsts an die Gemeinde mit anhören. Das letztere war die schlimmste Aufgabe, denn der gute Propst — er ist lange tot! — sagte immer dasselbe. Er bereitete sich nicht mehr vor, weil er, wie er sagte, es so viele Jahre gethan und doch keinen Nutzen davon verspürt hätte.

Propst Madsen wohnte mit mir in derselben Stadt. Er war ein Rationalist vom reinsten Wasser, und in seinen Predigten sprach er eigentlich nur vom Wetter. Aber er kannte seine Pastorate in- und auswendig und wußte mir ganz genau anzugeben, was die eine Pastorin am besten kochte, und was man bei der andern vorbeigehen lassen sollte.

Ich war im Frühjahr in mein Amt gekommen, und vom Juni an mußte ich jeden Sonntag mit dem Propst visitiren. Da die Wege schlecht waren, mußten wir in die entfernt gelegnen Dörfer gewöhnlich schon am Abend vorher fahren. Das war zeitraubend und angreifend zugleich, und anfangs rebellirte ich gegen diese Einrichtung. Weshalb können wir nicht im Herbst visitiren? fragte ich ärgerlich den Propst.

Aber er schüttelte ernsthaft den Kopf. Lieber Herr Amtmann, sagte er in dem begütigenden Tone, mit dem man etwa mit kleinen Kindern spricht, wir müssen hier im Sommer visitiren. Sonst giebts überall Gänse- oder Schweinebraten, und das kann ich beides nicht vertragen, während mir junge Hähne, Erdbeeren und rote Grütze gut bekommen.

Da ergab ich mich denn allmählich in mein Schicksal und ließ mir die geistlichen Mittagessen, deren Hauptbestandteile die vom Propst erwähnten Genüsse bildeten, gut schmecken. Mir haben auch manche Pastorate sehr gefallen, besonders die, in denen hübsche Töchter waren; aber die Namen aller der Geistlichen, die ich so schnell besuchen mußte, konnte ich nicht behalten, kaum die Namen der Kirchendörfer, und ich wußte es dem Propst Dank, daß er die Visitationsberichte immer schon vorher abgefaßt hatte und ich nur meinen Namen drunterzusetzen brauchte. Später sind solche Sachen nicht mehr vorgekommen; aber, wie gesagt, der große Bezirk mit seiner Arbeitslast wollte erst allmählich kennen gelernt sein. Wohin gehts denn heute? fragte ich an einem Sonnabend den Propst, als wir wieder einmal in meiner Kalesche durch den weichen Heidesand nach Westen fuhren.

Er sah etwas verdrießlich aus. Wenns anginge, sagte er, könnten wir zwei Kirchen auf einmal abthun, Stövesandt und Windbergen; aber es wird nicht gehen, sie liegen vier Meilen aus einander. Dabei gebrauchte mein geistlicher Mitvisitator ein sehr ungeistliches Wort, sodaß ich lachen mußte.

Was haben Sie denn gegen Stövesandt? fragte ich. Ist der Pastor bei Ihnen in Ungnade gefallen?

In Stövesandt gewiß nicht! versicherte der Propst. Es sind gute, liebe Leute. Die Frau hat immer einen sehr guten Quittenliqueur und weiß genau, wie man die Küken in dieser Jahreszeit zu behandeln hat. Aber der Windbergner Pastor — ein unangenehmer Mensch, sage ich Ihnen!

Wie heißt er? fragte ich.

Aber der Propst schien meine Frage zu überhören. Ein ganz unangenehmer Mensch, und ein ungeschickter Pastor! Mit seinen Bauern lebt er immer in Streit, weil er nicht will, daß sie sich betrinken und dann prügeln. Lieber Gott, der Bauer ist doch ein Bauer, und es geht schließlich den Pastor nichts an, wenn sie sich die Köpfe blutig schlagen oder sich totstechen. Die Windberger sind Friesen: die gehen mit dem Messer zu Bett und stehen mit dem Messer wieder auf; die können nicht von ihrer Art lassen. Wenn sie nur den Zehnten an den Pastor liefern und dafür Sorge tragen, daß das Kirchendach ausgebessert wird, dann kann er sie im übrigen in Ruhe lassen.

Der Name Windbergen war mir schon öfter in meinen Akten begegnet, und soviel ich bemerkt hatte, hatten sich die Windberger nicht gerade durch liebenswürdiges Benehmen ausgezeichnet. Sie waren es auch besonders ge-

wesen, die schon öfter die Steuern verweigert hatten, und mit denen mein Vorgänger in ewigem Streit gelebt hatte.

Ich hätte gern noch etwas mehr über diese übermütige Bauerngesellschaft erfahren; aber Propst Madsen erklärte, daß er Kopfschmerzen habe und notwendig ein wenig schlafen müsse. Er setzte sich also in die tiefste Ecke des Wagens und war bald in festen Schlaf versunken.

Es war eine lange Fahrt nach Windbergen. Zweimal mußte der Kutscher anhalten und die Pferde füttern, ehe wir das Kirchdorf erreichten, und dann war es schon spät geworden. In einem Dorfkruge, wo der Wirt sehr unfreundlich und die Wirtin verschlafen war, fanden wir ein sehr bescheidnes Unterkommen, und als ich in einem Alkoven verschwand, der voll dumpfig riechender Federbetten war, verwünschte ich alle Kirchenvisitationen der Welt. Ich konnte auch die ganze Nacht nicht schlafen. Zuerst nicht, weil mir die Betten die Luft nahmen, dann nicht, weil es im ganzen Zimmer beklommen war, und endlich nicht, weil ein klappernder Laden beständig an ein Fenster schlug.

Als der Tag graute, stand ich auf und warf mich in die Kleider. Ich war schlechter Laune und wollte mich in der frischen Morgenluft wieder etwas erholen. Mein Zimmer lag zu ebner Erde, die Hausthür war nicht verschlossen, so stand ich gleich im Freien, und der Morgenwind blies mich an. Das Wirtshaus lag an der einen Seite der schlecht gehaltenen Dorfstraße, an der andern stieß es an den Kirchhof, in dessen Mitte die aus Felsstücken erbaute Kirche stand. Der Wind fegte über das gelbliche Gras des Friedhofs, und der Wetterhahn am Turm drehte sich knarrend in seinen Angeln. Es war immer Wind in Windbergen, man brauchte nur die Pappeln und Birken anzusehen, die alle schief gewachsen waren. Sie standen um den Kirchhof gepflanzt, und jede von ihnen sah aus, als hätte sie sich zuerst gegen ihr Schicksal gesträubt, nur nach Osten zu wachsen, bis sie sich endlich in das unabänderliche gefügt hatte. Ich ging auf dem Kirchhofe herum — die rote Morgensonne schien mir ins Gesicht, und der Wind riß mir fast den Hut vom Kopfe. Von Westen her aber kamen mit lautem Geschrei Möven geflogen, und wie ich dorthin blickte, sah ich in der Ferne die graue Nordsee aufleuchten. Da begriff ich plötzlich, daß in diesem ewigen Wind und auf diesem trocknen Boden ein hartes, trotziges Geschlecht aufwuchs, das den Kopf vor niemand beugte. Im Sande standen oder lagen mächtige Grabsteine. Sie waren alle aus roh behauenem Granit und trugen eine kleine Inschrift, einige deutsch, andre friesisch. Aber auch hier hatte der Sturm gearbeitet; sie waren alle nach einer Seite gedrückt.

Ich ging nach der Kirche, und da ich die schwere Eichenthür unverschlossen fand, trat ich hinein. Es war ein nüchterner, schmuckloser Bau. Dicke Grabsteine aus Granit bedeckten den Fußboden; an der niedrigen Decke hingen ein paar kleine Schiffe, und in einer Nische standen zwei aus katho-

lischer Zeit zurückgebliebne hölzerne Heilige, die um sich blickten, als ob sie sich wunderten, daß sie hier noch immer unbehelligt stehen durften. Auch das Altarbild schien noch aus katholischer Zeit zu stammen. Es stellte den lieben Gott dar, der auf einer blauroten Wolke saß und seine Hände segnend über zwei Schiffe ausstreckte, die sich auf hoher See befanden. Sie sahen aus wie Piratenschiffe, und ich konnte mir die Vorfahren der Windberger sehr gut als Seeräuber denken und mir vorstellen, daß sie wohl manchmal den lieben Gott vertrauensvoll um seine gnädige Fürsorge in diesem gefahrvollen Berufe gebeten hatten.

Während ich mir noch das Bild betrachtete, hörte ich ein Geräusch hinter mir. Es war jemand in die Kirche eingetreten und kam mit raschen Schritten auf den Altar zu. Ich hatte kaum Zeit, hinter einen alten Kandelaber zu treten, da warf sich schon ein Mann auf die nackten Stufen des Altars, beugte das Haupt und betete. Nach einigen Minuten stand er wieder auf, reckte seine Glieder ein wenig und sah sich träumerisch um. Da erkannte ich ihn: es war Ludolf Flinsheim! Und er war es, den der Propst und ich am heutigen Tage „visitiren" sollten!

Ich trat hinter dem Kandelaber hervor und legte ihm die Hand auf die Schulter. Guten Morgen, Herr Magister, sagte ich in herablassendem Tone; es freut mich, daß Ihr Euch schon zu so früher Morgenstunde in der Kirche Sammlung holt zum heutigen Tage! Dann aber konnte ich meine Freude nicht mehr verbergen. Junge, rief ich, du bist hier, in diesem weltvergessenen, windigen Loch? Das ist der beste Streich, den mir der alte Propst spielen konnte, daß er mir deinen Namen nicht nannte. Wir wollen nach der Predigt zusammen lustig sein, nicht wahr?

Der Pastor war zusammengefahren, als ich ihn plötzlich berührt hatte. Dann aber stand er still und ließ mich bis zu Ende reden, ohne auch nur eine Miene zu verziehen. Nur seine Augen hatte er unverwandt auf mich gerichtet, und obgleich sie kurzsichtig und nicht sehr ausdrucksvoll waren, wurde mir doch plötzlich etwas unbehaglich zu Mute.

Guten Morgen, Erich! erwiderte er ruhig. Ich freue mich sehr, dir wieder zu begegnen, ich freue mich besonders deshalb, weil ich neulich gutes von dir gehört habe. Du bist kein ungerechter Richter und vergreifst dich nicht am Gute der Witwen und Waisen.

Ich wußte, auf was er anspielte. Es war eine Erbschaftsangelegenheit, die mein Vorgänger vernachlässigt, und die ich schnell zu Ende geführt hatte.

Ich habe nur meine Pflicht gethan, rief ich.

Er sah mich freundlich an. Es freut mich, daß du dir die Gerechtigkeit zur Richtschnur nimmst und nicht die Ungerechtigkeit. Wenn doch alle Menschen so dächten! Aber willst du nicht mein Morgenbrot mit mir teilen? Es ist zwar bescheiden, aber ein Schelm giebt mehr, als er hat.

Ich sprang beinahe vor Vergnügen, denn mit dem Propst Kaffee zu trinken, gehörte nicht zu meinen Freuden.

Du darfst dir nicht allzu viel vorstellen, sagte er, als wir zusammen die Kirche verließen.

Deine Frau wird doch brav für die gestrengen Visitatoren gesorgt haben! rief ich, du bist doch verheiratet?

Noch nicht; aber es ist möglich, daß — plötzlich stockte er.

Wir waren den breiten Kirchweg hinuntergegangen und wollten eben aus der Kirchhofthür hinaustreten, als uns ein junges Mädchen entgegenkam. Über dem Arm trug sie einen Kranz aus gelben Ginsterblüten, und ihre großen, tiefblauen Augen sahen mir gerade ins Gesicht. Ich stellte mich unwillkürlich etwas straffer hin und erwiderte ihren Blick mit vielem Vergnügen, denn sie war des Ansehens wert. Gerade und schlank wie eine Tanne gewachsen, hatte sie wundervoll regelmäßige Züge und die zartesten Gesichtsfarben, die ich je gesehen hatte. Ihre ganze Erscheinung wurde noch gehoben durch die kleidsame friesische Tracht. Sie trug einen schwarzen Faltenrock und ein silberverziertes Sammetmieder; silberne Ketten schlangen sich um ihren Hals, und selbst die goldbraunen Zöpfe waren mit solchen Ketten umwunden.

Ich trat hastig auf sie zu, um sie anzureden. Aber Ludolf stand schon vor ihr und sah sie mit seinen finstersten Augen an. Wohin willst du, Wiebke? fragte er.

Die Gefragte deutete auf den Kirchhof. Zum Grabe der Mutter, sagte sie kurz; es ist heute ein Jahr, daß sie das Fieber fortnahm.

Ihr Todestag also! Ludolf sah langsam an dem geputzten Mädchen nieder. Ihr Todestag, und du schämst dich nicht, zu ihrem Grabe mit eitelm Tand behangen zu gehen?

Wiebke wurde rot, und ihre Augen blitzten zornig auf. Aber sie nahm sich zusammen, wohl weil ich dabeistand. Die Mutter hat mich in diesem Anzug am liebsten gehabt! sagte sie trotzig. Weshalb soll ich ihn nicht heute tragen? Auch habe ich später keine Zeit, mich umzuziehen, wo wir doch in die Kirche wollen und dann Besuch erwarten.

Besuch? Ludolf blickte sie noch strenger an. Ich weiß, wer dieser Besuch ist! Der Strandräuber, an dessen Händen unrecht Gut und vielleicht noch Schlimmeres klebt, kehrt heute wieder bei euch ein, und du wirst mit ihm lachen und scherzen, und wirst vergessen, daß es ein Dieb ist, der die Füße unter deines Vaters Tisch steckt!

Ein Dieb! Wiebke lachte herausfordernd. Pastor, Ihr seid schlecht beraten, ein ehrliches Gewerbe mit so häßlichem Namen zu nennen! Wenn die Schiffe untergehen, dann schwimmen die Güter an den Strand. Weshalb sollen sie dort verfaulen? Ist es nicht Gottes Gabe, was uns da gesandt wird?

Und die falschen Lichter, und dann die Messer — ist es auch Gottes Wille, daß Ebbo Tychsen ein armes Schiff in die Steine lockt und nachher die Mannschaft tötet?

Wiebke legte den Kopf in den Nacken und sah den Pfarrer mit halbgeschlossenen Augen an: Pastor, Ihr redet von Dingen, die ihr nicht gesehen habt. Ihr solltet euch vorsehen, denn in Windbergen giebts dunkle Nächte und scharfe Messer!

Ludolf sah dem Mädchen ins Gesicht. Mein Leben gehört dem, der es mir gegeben hat. Ihm gehört auch meine Zunge, die nicht übel reden darf. Aber sie soll frei heraussagen, wie mirs ums Herz ist. Ich sage dir, Ebbo Tychsen ist ein schlechter Mensch, ein Raufbold, ein Säufer, ein Strandräuber! Hüte dich vor ihm und seinen sanften Worten, wenn du nicht elend werden willst!

Wiebke lachte laut auf. Ihr seid eifersüchtig, Pastor! rief sie höhnisch.

Ludolf schüttelte den Kopf: Wie ich dich warne, so werde ich jedes Mädchen vor dem Wolf in Schafskleidern warnen. Bin ich nicht euer Hirte, und muß ich nicht am jüngsten Tage über eure Seelen Rechenschaft geben? Heute noch werde ich mit deinem Vater reden, daß er Ebbo das Haus verbietet!

Damit Ihr desto ruhiger drin aus- und eingehen könnt! rief Wiebke, und dann zu mir gewandt: Er will mich zum Weibe. Zweimal schon hat er mirs gesagt. Wenn ich an die Dünen gehe, so steht er hinter mir und heftet sich an mich, daß ich nicht thun kann, was ich will. Aber ich will ihn nicht. Er ist häßlich und strenge und spricht nur böse Sachen: von Gottes Strafen, von der Hölle und der ewigen Verdammnis. Ich bin jung und will lachen und froh sein — was soll ich mit ihm?

Sie sprach wie ein ungeduldiges Kind. Ich wußte ihr nichts zu antworten, denn mir war die ganze Unterhaltung peinlich. Die beiden andern aber schienen dies Gefühl gar nicht zu haben. Wenigstens nickte mir Ludolf gleichmütig zu und sagte: Wiebke hat Recht. Zum Weibe nähme ich sie mit Freuden, wenn sie nur wollte. Aber ihr Herz ist voll sündiger Liebe zu Ebbo, und es wird ihr schwer, den breiten Weg zu verlassen, um mit mir den Weg des Heils zu gehen. Doch hoffe ich, daß sie der Allmächtige noch erleuchten wird.

Niemals! rief Wiebke trotzig.

Ludolf wandte sich kurz von ihr ab und sagte zu mir: Du wirst hungrig sein. Meine Gesche wartet gewiß schon lange mit dem Morgenbrot.

Schweigend gingen wir neben einander her. Mir war, als ginge ich in einem fremden Lande unter lauter fremden Menschen, und als ich das niedrige Pastorat betrat, auf dessen Vordiele das Feuer auf dem Herde brannte, da wurde mir noch sonderbarer zu Mute. Eine alte Friesin hantirte am

Herde und füllte uns zwei Zinnteller mit dünner Grütze. Dazu gab es schwarzes, hartes Brot. Die Alte setzte sich mit uns an denselben Tisch und aß mit uns, nachdem Ludolf ein kurzes Gebet gesprochen hatte.

Es mußte wohl von dem Winde sein, aber das einfache Mahl schmeckte mir vortrefflich, und beim Essen in der dunkeln, verräucherten Küche kam ein Gefühl des Behagens über mich. Vielleicht war es auch davon, daß ich seit Jahren zum erstenmal wieder mit Ludolf zusammensaß. Er war eigentlich ganz unverändert, hatte noch dasselbe scharfgeschnittene, bartlose Gesicht wie ehemals, konnte auch noch lachen wie früher, und dann sah er ganz liebenswürdig aus.

Als wir uns satt gegessen hatten, führte er mich in seine Studirstube. Da standen einige Bücherborte, ein mit Ölfarbe angestrichner Tisch und ein paar Stühle, das war das ganze Mobiliar. Ich war damals auch noch nicht so verwöhnt wie die Welt von heute, aber diese Einfachheit war mir doch überraschend.

Hast du eigentlich ein Mönchsgelübde gethan? rief ich. Du hast ja nicht einmal ein Sofa. Wo soll der Propst heute seinen Mittagsschlaf halten?

Ludolf lachte. Er muß auf meinem Bett liegen. Das ist ihm ärgerlich, und deshalb visitirt er gar nicht gern bei mir. Aber ich habe bis jetzt wirklich kein Geld gehabt, mir ein Sofa zu kaufen.

Ich schüttelte den Kopf, weil ich an Flinshausen und seine reichen Einrichtungen denken mußte, von der gewiß allerhand für den dritten Sohn abgefallen wäre, wenn er nur gewollt hätte.

Ludolf mußte meine Gedanken erraten. Bruno kann mir nicht helfen, sagte er hastig. An dem armen Kerl saugen die andern herum wie die Blutegel; Detlev hat eine übereilte Heirat gemacht, die dem ältern viel Geld kostet, und die beiden jüngsten haben mehr Schulden, als Haare auf dem Kopfe. Und dann sind auch noch die Schwestern zu versorgen.

Wahrscheinlich giebst du ihnen allen noch etwas ab von deinen Einkünften als Pastor in Windbergen, sagte ich.

Er fuhr sich durch sein dickes, kurzgeschornes Haar. Wenn ich nur könnte! murmelte er. Aber ich habe einen Emeritus, dem ich ein Viertel meiner Einnahmen abgeben muß. Und da ich sehr wenig Geld, meist Korn als Gehalt bekomme, so hängt mein Einkommen von den Kornpreisen ab. Die sind jetzt sehr niedrig. Du weißt auch, daß sich meine Familie eigentlich von mir gewandt hat, weil ich den geistlichen Beruf ergriffen habe. Sie sagen, sie wollten nichts mehr von mir wissen, besonders Kurt und Knud, die beiden Kleinen. Einmal, als ich in Schleswig war, um dort Geschäfte zu besorgen, sind sie mir beide in ihren Uniformen begegnet und haben mich nicht gegrüßt.

Die Halunken! rief ich zornig.

Ludolf lachte. Ich hatte gerade keinen guten Rock an, sagte er entschul-

digend. Und hinterher hat es den Jungen auch leid gethan. Sie schrieben an mich und haben Geld von mir geliehen. Ihr Zorn war also nicht gar so schlimm.

Ich stand auf, denn es war sieben Uhr geworden, und um acht Uhr sollte der Gottesdienst beginnen. Du willst gewiß noch mit deinen Gedanken allein sein, sagte ich und deutete auf die große Bibel, die aufgeschlagen mitten auf dem Tische lag.

Ich weiß, was ich sagen will, erwiderte er. Schon gestern abend war ich mit meiner Predigt fertig. Deinem Propst wird sie nicht gefallen, und dir, Erich, vielleicht auch nicht.

Du solltest dich doch mit deinen Obern gut stellen, erwiderte ich.

Ludolf strich leise über die Blätter des großen Buches. Ich bin mein Lebtag nicht für Milch und Wasser gewesen, sagte er langsam. Heutzutage gießt ihr alle Wasser in die Milch des Glaubens.

Die Antwort verdroß mich etwas. Man ist nicht umsonst Kirchenvisitator und läßt sich jeden Sonntag eine andre Predigt halten; und Ludolf war doch im gewissen Sinne mein Untergebner. Daher sagte ich ziemlich entschieden: Lieber Freund, du darfst in deinem stillen Winkel auch nicht selbstgerecht werden. Deine Bauern mögen dich für ihren Papst halten, wir aber, die wir das Kirchenregiment in den Händen haben, wir wissen besser, was sich für das Volk ziemt, als ihr, die ihr die ganze Zeit nicht aus euern Löchern herauskommt. Ihr müßt freundlich und milde sein, auch nicht allzu viel nachdenken über das, was in der Bibel steht. Macht die Leute zufrieden, dann zahlen sie ihre Steuern und sind leicht zu lenken.

Was ich da sagte, klang meinen Ohren sehr hübsch. Darum ärgerte ich mich auch, daß mich Ludolf mit einem halb verächtlichen Blick betrachtete, und ich fuhr fort: Auch möchte ich dir raten, setze deiner Wiebke nicht allzu viel starkes Getränk vor. Wenn du sie wirklich heiraten willst, dann hast du eine seltsame Art, mit ihr umzugehen.

Sie wird ganz gewiß mein Weib werden, erwiderte Ludolf bestimmt. Das Blut war ihm in die Wangen gestiegen.

Nimm dich in Acht, sagte ich noch einmal. Diese Friesentochter ist nichts für dich. Laß sie mit ihrem Strandräuber, den ich mir übrigens merken werde, glücklich werden, und hole dir eine tugendsame Jungfrau aus adlichem Hause. In den Damenklöstern hast du Auswahl, und sie passen alle besser für dich, als dieses Mädchen. Denn du bist doch nun einmal als Baron auf die Welt gekommen und wirst es schon allmählich spüren, daß du nicht zu den Bauern gehörst.

Ich redete ihm noch weiter zu, aber er schien mich nicht zu hören. Er hatte noch immer die Hand auf die Bibel gelegt und blickte durch die kleinen, trüben Fensterscheiben auf den Kirchhof.

Ich werde dennoch ihre Seele von der sündigen Lust abkehren und für den Himmel retten, sagte er.

Da begann eine dumpfe Glocke zu läuten. In einer Viertelstunde sollte ich in der Kirche sitzen.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Wieder ein Bekehrter. Der Mann des neunzehnten Jahrhunderts kann nicht anders, wenn er nicht gar zu einfältig ist, er muß, Heraklit und Demokrit in einer Person, dem Weltwirrwesen mit einem zürnenden und einem lachenden Auge zuschauen. Fällt aber sein Blick auf den Liberalismus, dann langt das eine Auge nicht, dann muß er mit dem ganzen Gesichte lachen; ist es doch unmöglich, beim Anblick der kläglichen Figur, die dieser Himmelsstürmer heute macht, und in der Erinnerung an seine flotten Jugendjahre ein gewisses derbes Sprüchlein aus dem Kopfe zu kriegen, dessen letztes Wort Betschwester heißt. Ob sich Mazzini, als ihn Crispi als Urheber der Losung „Mit Gott für König und Vaterland" pries, im Grabe umgedreht hat, oder ob die alten Revolutionsmänner im Jenseits die zeitgemäßen Wandlungen ihrer ordengeschmückten und hochbesoldeten diesseitigen Kampfgenossen mit durchmachen, können wir nicht erraten, da uns die „mediumistische Veranlagung" gänzlich abgeht. Gott soll uns bewahren, daß wir der Religion oder einer wirklichen Bekehrung spotten! Wissen wir doch, daß die christliche Religion alle sozialen Fragen lösen würde, wenn sie — vorhanden wäre. Namentlich in Italien liegt der Zusammenhang zwischen der Gottlosigkeit und den sozialen Wirren auf der Hand. Nehmen wir an, Crispi hätte alle Landräuber, Bankdiebe, spitzbübischen Lieferanten, Inhaber von Sinekuren samt den für die ganze Wirtschaft verantwortlichen Ministern, Beamten und Deputirten zusammenberufen, die Herren sänken auf ihre Kniee nieder und beteten: „Herr, wir bekennen, daß wir gegen dein heiliges Gesetz in allen Stücken schwer gesündigt haben, überschwer gegen die Gebote der Gerechtigkeit und der Liebe, daß wir die Hölle des reichen Prassers zehnfach verdienen, denn wir haben nicht allein den Lazarus vor unsrer Thür liegen lassen, sondern wir selbst haben das italienische Volk erst zum Lazarus gemacht. Wir geloben, daß wir das Geraubte, Gestohlene und Ergaunerte zurückerstatten und in Zukunft nicht mehr rauben, stehlen und betrügen wollen. Wir geloben, daß wir die Kosten der Panzerschiffe, der Karabiner, der Federbüsche und der Kasernen nicht mehr den armen Bauern und Landarbeitern auspressen wollen, denen es gleichgiltig ist, ob sie im Namen eines Bourbonen oder eines Habsburgers oder eines aus dem Hause Savoyen oder eines gekrönten Priesters geschunden werden, sondern daß wir selbst, die wir die Ehre und den Glanz und den Vorteil davon haben, diese Dinge bezahlen wollen. Wir geloben, daß wir nicht mehr wie bisher die himmelschreiende Sünde begehen wollen, unsern Arbeitern den verdienten Lohn vorzuenthalten oder zu kürzen, sie zur Überarbeit zu zwingen, ihre Frauen und Kinder zu mißhandeln wie kaum der abgetriebne Gaul eines rohen Fuhrknechts gemiß-

handelt wird. Insbesondre geloben wir Gutsbesitzer, daß wir nicht mehr den Schweiß unsrer Arbeiter in den Theatern, Prunksälen und Bordellen der Städte verprassen, sondern auf unsern Gütern leben, die Landwirtschaft erlernen, die spitzbübischen und wucherischen Agenten und Zwischenpächter zum Teufel jagen, den Arbeitsertrag in gerechter und wohlwollender Weise mit unsern Pächtern und Arbeitern teilen und uns unsern Anteil durch eine weise und fruchtreiche Wirtschaftsleitung verdienen wollen." Nehmen wir an, die Herren beteten so und erfüllten ihre Gelöbnisse, dann würden sich binnen drei Jahrzehnten die unzufriednen Proletarier in zufriedne Bauern verwandeln, und das Defizit schwände von selbst.

Eben um den Schuldigen die Notwendigkeit dieser wirklichen Bekehrung zu ersparen, hat Crispi den Namen Gottes unnütz im Munde geführt. Seine an die Kirche gerichtete Einladung zum Zusammengehen mit der Staatsgewalt bedeutet, daß er die Flinte nicht mehr für ausreichend hält zur Kneblung des gepeinigten Volkes; die Klerisei soll zu Hilfe kommen und die Leute mit abergläubischen Gewissensschrecken dahin bringen, daß sie sich alle Prügel und Erpressungen gefallen lassen, allen Frohnden unterziehen, die die „von Gott gesetzten" Obrigkeiten des „subalpinen Königreichs" über sie verhängen; Pulverdampf und Weihrauchqualm sollen zusammenfließen, die Köpfe der Unterthanen zu benebeln und die Schande der Herrschenden in einen Glorienschein zu hüllen; dafür wird sich dann der Staat der Klerisei dankbar erweisen. Den Segen des Erzbischofs von Neapel hat der alte Verschwörer und Pfaffenfeind schon empfangen, und der Segen des Papstes wird nicht ausbleiben.

Unsre deutschen Ultramontanen behandeln den Bekehrten vorläufig noch mit höhnischer Verachtung; aber gleichzeitig bereiten sie sich, durch den Aufruf des Kaisers „zum Kampfe für die Religion, die Sitte und die Ordnung gegen die Parteien des Umsturzes" mit neuer Hoffnung erfüllt, auf eine ähnliche Erneuerung des Bündnisses zwischen Thron und Altar vor, nachdem sie wochenlang die Möglichkeit, als könnten sie je die Hand bieten zu Beschränkungen der Volksfreiheit und zu Verfassungsverletzungen, mit Entrüstung von sich gewiesen haben. Auch hier nun haben wir nichts einzuwenden gegen die Religion, nicht einmal gegen die Konfession; mögen die Katholiken bekommen, was ihnen der Kultusminister von Zedlitz zugedacht hatte (vorausgesetzt, daß alle Religionsgesellschaften und die Religionslosen gleich behandelt werden); mögen sie außerdem so viel Priesterseminarien, Jesuiten, Missionen, Prozessionen, Rosenkränze haben, wie sie wollen! Je dümmer sie dadurch werden, desto besser ist es für uns andre. Jetzt aber handelt es sich um etwas ganz andres. Die Ultramontanen hoffen, daß nun endlich einmal der „Vergiftung der Jugend" Einhalt gethan werden, daß man aus den Schulen die moderne Philosophie und die deutschen Klassiker austreiben werde; und manche Absolutisten dürften nicht abgeneigt sein, die Ultramontanen durch solche Zugeständnisse für eine Verfassungsrevision zu gewinnen. Vor dieser Gefahr wird uns jedoch der Konfessionshaß schützen. An sich ist die Furcht der deutschen Protestanten vorm Katholizismus, um es höflich auszudrücken, nichts weniger als ein Ausfluß tiefer Weisheit, diesmal aber wird sie der „List der Idee" dienen, Erzeugnisse einer noch weniger tiefen Weisheit abzuwenden. Sobald die ersten Annäherungsversuche ruchbar werden, werden der Evangelische Bund, die Nationalliberalen und die Freisinnigen zumal mobil machen, der deutsche furor theologicus wird entbrennen, der Kriegsruf: hie Luther, hie Rom! wird durch die Lande schallen, der Kaiser wird gute Freunde nicht — zerschmettern wollen, die Katholiken werden den Happen, nach dem sie gieren, nicht kriegen, und die vereinigten Regierungen

werden die geplante Verfassungsrevision nicht kriegen. Anders als mit dem Reiche steht es mit Preußen, das sich einer Kartellmehrheit erfreut und daher ohne Zweifel mit dem sächsischen Vereinsgesetz beglückt werden wird.

Schwarzes Bret

Es wäre nicht wahr, daß die „klassischen“-Philologen mit ihrer Cäsar- und Ciceroüberseterei und dem elenden Exerzitienschwindel immer noch unser Deutsch verhunzten? Folgender jämmerliche lange Krüppel von Satz ist vor kurzem den Untertertianern eines Realgymnasiums in einem Pensum diktirt worden: „Cäsar erklärte, obgleich er überzeugt war, daß er diese Erlaubnis nicht geben dürfe, dennoch, damit die Helvetier ihn nicht angriffen, bevor die Soldaten, welche, wie wir oben gezeigt haben, er gefordert hatte, zusammengekommen wären, den Gesandten, daß er nicht antworten würde.“ Das sind die Erfolge des löblichen Bemühens, jede Unterrichtsstunde zu einer deutschen zu machen!

Ein hübsches Seitenstück dazu hat übrigens in einem Sedanaktus ein ordentlicher wissenschaftlicher Lehrer am Johanneum in Hamburg geliefert, indem er eine „des Gedenktags würdige Festrede“ (so meinen wenigstens die Hamburger Nachrichten) über griechische (!) Musik hielt, „in deren Verlauf er auch des Marathon- und [des] Salamisfestes gedachte.“ Ach du schöne Wissenschaft! Nur so weiter!

Aus den Reifeprüfungsarbeiten für bairische Gymnasien 1894 liegt uns der gedruckte Text des „französischen Stils“ vor, allem Anschein nach eine sogenannte Verdeutschung aus Thiers. Folgendes Deutsch wird den Kandidaten zum Übersetzen ins Französische gegeben:

„Wie jener (nämlich: Hannibal) schon als ein(!) neunjähriger Knabe seinem Vater Hamilkar einen ewigen und unversöhnlichen Haß dem(!) stolzen Rom geschworen hatte, so war Napoleon u. s. w.“ (darauf folgt ein Satzungeheuer von zehn Zeilen).

Wenn sich eine Oberschulbehörde derartiges leistet, was dürfen sich dann die bairischen Primaner in ihren Aufsätzen erlauben?

In der Alberthalle in Leipzig wurden während dieser Messe lebende Bilder vorgeführt. Unter den Künstlern, nach deren Werken sie gestellt wurden (Begas, Defregger, Thumann u. a.), war auch der Künstler Milo; eine Nummer des Programms lautete nämlich: Venus, von Milo. Welcher Milo ist das? Es wird doch nicht Milo der Krotoniate sein?

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Politik und Gesellschaftswissenschaft

auf naturalistischer Grundlage

Schon einigemal haben die Grenzboten auf die Thatsache hingewiesen, daß die angesehensten Vertreter des Naturalismus vor den Konsequenzen ihrer Lehre zurückzuschrecken pflegen, so oft sie das Gebiet der Gesellschafts- und Staatswissenschaften betreten. Doch kann ein so gewaltiger Gedanke, wie der monistische Naturalismus, auf die Dauer nicht gehindert werden, sich auf allen Gebieten des Denkens und Lebens durchzusetzen, und so hat es uns nicht überrascht, als wir jüngst zwei deutschen Lehrern der politischen Wissenschaften begegneten, die dieser Richtung huldigen, und von denen der eine ganz, der andre wenigstens beinahe folgerichtig verfährt.

Freilich, der ganz folgerichtige Deutsche ist ein — Japaner, der zwar die deutsche Wissenschaft in sich aufgenommen hat, aber weder die Vorurteile, Anhänglichkeiten und anerzognen Empfindungen, noch die Rücksichten kennt, die den gebornen Deutschen fesseln. Der Kampf ums Recht des Stärkern und seine Entwicklung (Berlin, R. Friedländer und Sohn, 1894) ist der Titel des kleinen Buches, das Hiroyuki Katô, weiland Rektor der kaiserlichen Universität zu Tokyo, in deutscher Sprache, in gutem Deutsch geschrieben und mit dem er einen neuen Beweis dafür geliefert hat, daß Ostasien wirklich in unsern Kulturkreis eingetreten ist, und daß wir fortan in Politik und Volkswirtschaft mit ihm zu rechnen haben.

Der vorurteilslose Katô findet es wunderbar, daß bei dem heutigen Stande der Naturwissenschaften in Europa immer noch von angebornen Menschenrechten gesprochen werden kann. Er durchschaut die Nichtigkeit aller der Redensarten, mit denen europäische Politiker ihre Zwecke zu umhüllen pflegen und sogar

offenkundige Thatsachen unsichtbar zu machen suchen. Er sieht es deutlich, daß die nördlichen Staaten Nordamerikas im Sezessionskriege ein geltendes Recht nicht verteidigt, sondern vernichtet und, als die Stärkern, ein neues Recht geschaffen haben. Er erkennt, daß die Volkssouveränität Humbug ist, daß sich die heutigen Stände nur dem Namen nach von denen früherer Zeiten unterscheiden, daß allgemeine Gleichheit und Freiheit naturwidrig sind, daß keine Staatsverfassung, kein Gesetz die Besitzlosen frei zu machen vermag. Er findet, daß der Fortschritt der Zivilisation die Lage der Sklaven nur erschwere, daß Gottesfurcht und Freiheitsliebe die Engländer nicht gehindert haben, höchst grausame Sklavenhalter zu sein, und daß der gebildete Europäer das grausamste aller Raubtiere sei. Er findet keinen wesentlichen Unterschied zwischen der heutigen Kuliwirtschaft und der abgeschafften Negersklaverei, und er teilt zwei Fälle mit, wo sich die japanische Regierung gemißhandelter Kulis gegen christliche Mächte angenommen hat. Er empfindet Mitleid mit den Unterdrückten — denn die Japaner sind ein gutmütiges menschenfreundliches Volk, sind die Hellenen des Ostens, wie sie ein neuerer Reisender nennt —, aber er hält rücksichtslose Unterdrückung, als eine unerläßliche Bedingung des Kulturfortschritts, für notwendig. Er verkennt nicht, was das Christentum durch Veredlung des Verhältnisses der Geschlechter, durch Bekämpfung der Sklaverei und Milderung der Sitten für das Menschengeschlecht geleistet habe, aber er hält die von ihm geforderte allgemeine Menschenliebe für kulturwidrig.

Die Grundlage seiner Gesellschaftswissenschaft bilden folgende Sätze. Jeder handelt nur um des eignen Nutzens willen; Liebe ist nur verfeinerte Selbstsucht; Selbsterhaltung und Selbstentfaltung sind die beiden Hauptzwecke jedes Organismus, also auch jedes Gesellschaftsorganismus. Dieses allgemeine Streben führt zum Kampfe aller gegen alle. Das Gesetz, das der obsiegende Stärkere dem überwundnen Schwächern auferlegt, heißt Recht, sobald es dieser anerkennt und sich drein fügt. So entspringen aus dem Machtkampfe das Recht und die Freiheit; letztere in der Weise, daß solche, die fast gleich stark sind, sich gezwungen sehen, ihre beiderseitigen Machtbereiche gegen einander abzugrenzen und einer dem andern einen gewissen Spielraum zu freier Bewegung zu überlassen; Bürgerfreiheit ist nur dort vorhanden, wo die Bürger fast ebenso stark oder stärker sind als der Herrscher. Je gleicher an Kräften zwei Kämpfende sind, desto eher sehen sie sich genötigt, zur Vermeidung des eignen Untergangs auf den blutigen Gewaltkampf zu verzichten und einander mit edlern, mit geistigen Waffen zu bekämpfen. Auf diese Weise wird der Kampf „ethisirt“ und „ethisiren“ sie sich selbst. Im einzelnen wird dann dargestellt der Kampf zwischen Herrschenden und Beherrschten, zwischen höhern und niedern Klassen, zwischen Freien und Sklaven, zwischen Männern und Weibern, zwischen Rassen, Völkern und Staaten. Augenscheinliches Ziel der Entwicklung des Menschengeschlechts ist ein vollkommen ethisirter Weltstaat, dem aber nur die Kultur-

völker angehören können. Als Kulturvölker sind die aktiven zu bezeichnen, bei denen der Selbstbethätigungsdrang aller ein gewisses Maß der Freiheit und Gleichberechtigung, wenn nicht für alle, so doch für viele erzeugt, während bei den passiven Rassen die Masse im Gehorsam gegen Despoten verharrt. Die passiven Völker werden teils ausgerottet, teils von den Kulturvölkern für ihre Zwecke verwendet werden, so weit das nicht schon jetzt geschieht. Die Chinesen und Japaner gehören zu den aktiven Völkern, haben daher Aussicht, Glieder des Weltstaats zu werden.

Der zweite, der beinahe folgerichtige, ist ein wirklicher Deutscher, und sein Werk von ungleich größerer Bedeutung als der kleine Versuch des Japaners. Wir meinen das Werk: Wesen und Zweck der Politik als Teil der Soziologie und Grundlage der Staatswissenschaften von Gustav Ratzenhofer. (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1893.) Der erste Band behandelt die Politik im allgemeinen und die Politik im Staate, der zweite die Staatspolitik nach außen und die Gesellschaftspolitik, der dritte die Politik im Dienste der Zivilisation.

Ratzenhofer fußt wie Katô auf dem Naturalismus. „Mit Bedauern, schreibt er (III 236), nehmen wir von einem idealistischen Optimismus Abschied, der an ein mit dem Menschen gebornes Vernunftrecht glaubte und die Meinung erweckte, daß aus den freien Trieben des Individuums jene Sittlichkeit hervorgehe, die der sozialen Notwendigkeit entspricht.“ Der Unterschied der Systeme beider liegt, abgesehen von der größern Tiefe und Feinheit Ratzenhofers und seinem viel größern Reichtum an Kenntnissen und Ideen, mehr in der Fassung als im Wesen. Nach Ratzenhofer entspringt die Sittlichkeit als Endergebnis einer fortschreitenden Sittigung aus der Zurückdrängung des Individualeigennutzes durch den Kollektiveigennutz bei immer vollkommnerer Anpassung unsers individuellen Verhaltens an die soziale Notwendigkeit. In der Verzichtleistung auf den Einzelnutzen zu Gunsten eines Gemeinnutzens besteht das Wesen der Moralität. Die Politik ist ursprünglich rein barbarisch, indem sie den Nutzen der zu einem Staate vereinigten Interessentengruppen durch Vernichtung der Konkurrenten erstrebt. Je mehr jedoch diese Gruppen, durch das Anpassungsbedürfnis gezwungen, auf die Vernichtung der Gegner verzichten und den eignen Nutzen in Gemeinschaft mit ihnen suchen, desto mehr verliert sie ihren barbarischen Charakter und wird zivilisatorisch; je weitern Kreisen die Erfolge der Politik zu gute kommen, desto höher ist ihr Wert anzuschlagen, desto bleibender sind sie auch, denn alle einzelnen politischen Gebilde sind veränderlich und vergänglich — je kleiner, desto kurzlebiger —, daher sind wahrhaft zivilisatorisch nur solche Erfolge, die der ganzen Menschheit zu gute kommen, d. h. dem zivilisationsfähigen Teile der Menschheit, da die Völker, die sich der gesellschaftlichen Notwendigkeit nicht zu fügen vermögen, dem Untergange geweiht sind.

Ratzenhofer müßte kein echter Deutscher sein, wenn ihm nicht der Weheruf

der „Kleinen von den Seinen" (Weh! Weh! du hast sie zerstört, die schöne Welt) im Ohre klänge, und wenn er nicht ihrer Mahnung zu folgen bemüht wäre: „Mächtiger der Erdensöhne, Prächtiger baue sie wieder, in deinem Busen baue sie auf." Und so baut er denn — und hier hört eben die Folgerichtigkeit auf — in dieses vom Naturlauf abgelagerte Gefüge gesellschaftlichen Zwangs alle alten Ideale hinein, einschließlich der religiösen; ja erst die vollkommne Zivilisation soll uns die echte innere Religiosität bringen; „die übersinnlichen und die realen Angelegenheiten der Menschen werden endlich zu jenem innerlichen Zusammenhange gelangen, der ihnen nach ihrer Natur eigen ist, nämlich in einen Zusammenhang, der sich im Gemüte des Einzelindividuums*) findet [nicht durch kirchliche Lehren und politische Einrichtungen hergestellt wird], und wie er von Christus gelehrt wurde" (III 470).

An eine Analyse des merkwürdigen Werkes können wir nicht denken; schon eine trockne Inhaltsangabe würde den zugemessenen Raum überschreiten. Wir begnügen uns damit, zu sagen, daß es ein vollständiges Lehrbuch der Politik ist, reich ausgestattet mit geschichtlichen Beispielen und mit Nutzanwendungen auf die Gegenwart, daß es eine Fülle von feinen psychologischen Beobachtungen enthält, und daß die Ergebnisse seiner volkswirtschaftlichen Untersuchungen größtenteils mit den Ansichten übereinstimmen, die in den Grenzboten vertreten werden. Nur ein paar Punkte, die uns besonders nahe liegen, wollen wir zu kurzer Erörterung herausheben.

Im ersten Bande, Seite 44, schreibt der Verfasser: „Der politische Kampf aller Persönlichkeiten hat die Befriedigung ihrer Bedürfnisse zum Zweck, und diese Befriedigung auf realem Gebiete nennt man: das politische Interesse einer Persönlichkeit; im politischen Leben glauben wir daher die verschiedenartigsten Interessen der Persönlichkeiten zu beobachten. Das politische Interesse erscheint uns in den Religionskämpfen als ein übersinnlicher Zweck, in nationalen Kämpfen als Blutliebe, in Kabinettskriegen als Eitelkeit der Herrscher, in Handelskriegen als Gewinnsucht, und nur in den Kämpfen kulturell**) tiefstehender Individualitäten, wie etwa bei Hirtenvölkern, als reines Interesse an der Ernährung ihrer Herden oder richtiger ihrer selbst. Diese Vielgestaltigkeit der politischen Interessen ist aber nur eine Äußerlichkeit, die geeignet ist, das Wesen der Politik zu verhüllen, und der nicht im geringsten Teile Trugschlüsse in der politischen Praxis zuzuschreiben sind. Prüfen wir die ver-

*) Einzelindividuum — wundervolles neues Beispiel für eine alte Sprachdummheit!

**) Dieses abscheuliche Wort kommt in dem Buche wohl hundertmal vor. Eine Eigentümlichkeit des Stils Ratzenhofers ist der intransitive Gebrauch des Verbums gründen, z. B. I 310 „auf welcher Thatsache die Hauptereignisse der Geschichte gründen." Merkwürdig nehmen sich aus: II 271 „weil der propaganda fide [statt der Congregatio de propaganda fide] wenig Mittel zufließen" und S. 278 „seinen Plebs," wo von der römischen plebs, freilich nicht der ursprünglichen, sondern dem spätern Proletariat die Rede ist.

schiedensten äußern Erscheinungen politischer Interessen auf ihren Inhalt, so werden wir alsbald jedem Interesse den geistigen oder sittlichen Wert abzustreifen vermögen und schließlich zur [zu der] Einsicht gelangen, daß die Befriedigung der unentbehrlichen materiellen Bedürfnisse den Menschen das einzige wahre, das absolute politische Interesse ist, das unter der Vorspiegelung verschiedner relativer Interessen zum Ausdruck gelangt." Und im dritten Bande, Seite 29: „So wenig erhebend es erscheinen mag, daß aller Kampf um das Dasein schließlich wegen der Ernährung, höchstens nebensächlich auch wegen andrer Güter, wie z. B. der Bekleidung [heute bereitet die Beschaffung der Wohnung weit größere Schwierigkeiten als die Kleidung], geführt wird, so müssen wir doch diese Wahrnehmung auch für die Beurteilung der Zivilisation in Rechnung bringen. Die gesamte geistige, sittliche und wirtschaftliche Thätigkeit der Menschen wird in letzter Linie in materielle Güter umgesetzt, und zwar überwiegend für die Ernährung." Ferner Band I, Seite 127: „Der Raumgewinn ist im Grunde genommen der Zweck jedes politischen Kampfes; andre Kampfzwecke, wie die Gewinnung von Lebensmitteln, Sklaven, Kapital, politischem Einfluß, Handelsvorteilen u. s. w., sind nur Umsetzungsmittel, mit denen man sich den Ertrag einer Fläche, den Vorteil eines Raumes dienstbar macht; denn alles, was wir politisch erringen können, geht aus der Mutter Erde hervor oder soll uns deren Produkte vermitteln."

Wer die Wahrheit dieser Sätze einsieht, der muß auch zugestehen, daß wie die preußische Politik, seitdem es ein Königreich Preußen giebt, keinen andern wesentlichen Inhalt gehabt hat als Eroberung, so auch die des neuen deutschen Reichs keinen andern Inhalt haben kann; ist doch in ihm das Mißverhältnis zwischen Bevölkerung und Raum weit ärger; alle andern politischen Zwecke, die man im Ernste verfolgen oder sich vorspiegeln mag, sind im Vergleich zu jenem Hauptzweck nebensächlich, und sofern sie ihn verdunkeln und in Vergessenheit bringen, schädlich.

Diese richtige Grundlage seines politischen Systems scheint der Verfasser vergessen zu haben, wenn er im dritten Bande, Seite 366, schreibt: „Das Rätsel des tiefstehenden Preises der Lebensmittel, der darniederliegenden Urproduktion und des Hungerlohns der Arbeiter findet außer in dem Verbrauch der Volksgüter für die Mittel der großen Politik [fürs Militär] zum Teil in einer Handelspolitik, die Sonderinteressen dient, seine Lösung." Fehler der Handelspolitik haben sehr wenig zu bedeuten neben dem Mißverhältnis zwischen Menschenzahl und Boden. Die Nachfrage nach Boden steigert dessen Preis in dem Grade, daß die Käufer von Landgütern die Zinsen ihres Anlagekapitals nur bei hohen Lebensmittelpreisen herausschlagen können; gleichzeitig aber wächst die Zahl der Besitzlosen, die hohe Lebensmittelpreise nicht zahlen können. So geraten wir denn in eine heillose Zwickmühle. Die Gutsbesitzer können nur bei Preisen bestehen, bei denen die Massen verhungern; die Massen können

nur leben, wenn die Preise durch Einfuhr so weit herabgedrückt werden, daß die Gutsbesitzer bankrott werden; bei einem mittlern Preise müssen beide Teile leiden und klagen.

Im zweiten Bande beleuchtet Ratzenhofer die gegenwärtige europäische Lage. Er findet Seite 81, daß die üblichen Friedensversicherungen bei den innern Staaten eine Tugend der Not, bei den äußern ein politischer Kniff sind. „Die innern Staaten werden daher auch stets im Nachteil sein, wenn sie eine Friedenspolitik beobachten, weil sie von den äußern dann angegriffen werden, wenn sich endlich deren Schlagfertigkeit als überlegen darstellt, oder wenn ein innerer Staat vereinzelt überfallen werden kann." Doch betrachtet Ratzenhofer alle einzelnen derzeitigen Interessenkonflikte der europäischen Staaten als nebensächlich und zufällig gegenüber dem einen großen Konflikt zwischen Occidentalismus und Orientalismus, der zuerst in den Perserkriegen der Hellenen ausgebrochen sei, und der im Interesse der Zivilisation durchgekämpft werden müsse. Der Kampf sei uns dadurch nahegerückt, daß der Orientalismus in Rußland einen Vertreter gefunden habe, der sich ins europäische Staatensystem eindränge und die Existenz der europäischen Völker bedrohe, denn als eine orientalische, nicht als eine europäische Macht müsse Rußland angesehen werden. Der Kampf könne nur auf zweierlei Weise verlaufen. Entweder die abendländische Kultur siegt in Rußland selbst, ohne das Zarenreich zu zerstören, oder die abendländischen Mächte besiegen Rußland mit Gewalt und lösen es in kleine Staaten auf. „Diese Konjekturen haben jedoch nur einen theoretischen Wert, denn die Bedingungen für ein großes Bündnis der europäischen Kulturstaaten gegen den russischen Orientalismus sind nicht vorhanden, und in den russischen Völkern [richtiger in den Völkern des russischen Reichs] scheint der Gährstoff der westlichen Kultur statt einer erhebenden eine zerstörende Wirkung zu äußern" (S. 101). Sind die Bedingungen für ein solches Bündnis der europäischen Staaten vorläufig nicht vorhanden, so ist, sollten wir meinen, auf ihre Beschaffung Bedacht zu nehmen. Den Diplomaten liegt diese Aufgabe ob, und zwar, da wir Deutschen das vornehmste unter den Kulturvölkern und zur Führung der übrigen berufen, auch am unmittelbarsten von Rußland bedroht sind, zunächst den deutschen. Die Rücksicht auf die praktischen Politiker unter seinen Lesern wird den Verfasser veranlaßt haben, eine Entscheidung, die er an mehreren Stellen für unausweichbar erklärt, nur in einer unabsehbaren Ferne sehen zu lassen. Dieselbe Rücksicht war es wohl auch, was ihn bewogen hat, die Daseinsberechtigung und Notwendigkeit eines besondern Donaustaates sehr umständlich zu beweisen, und was ihn abgehalten hat, zwischen dem Raumbedürfnis der europäischen Völker und ihrem Gegensatze gegen den russischen Orientalismus die naheliegende Verbindung herzustellen.

Er hätte dazu um so mehr Veranlassung gehabt, als er eine andre Verbindung sehr ausführlich erörtert. Im dritten Bande kommt er Seite 324 ff.

auf die Russengefahr in folgender Weise zurück. „Die Hauptgegensätze der alten Welt drängen durch die Auflösung des osmanischen Reichs immer mehr der Entscheidung zu. Der Orientalismus Rußlands, der für uns kulturfremde Grundzug dieses Weltreichs veranlaßt es nach jahrhundertelangem stetigem Anwachsen zu entscheidenden Schritten, um die Übermacht in der alten Welt zu erlangen, wodurch das zivilisirte Europa vor einen Existenzkampf gestellt wird.... Daß der Besitz Konstantinopels für die beiden großen Staatenparteien die Herrschaft über die alte Welt bedeutet, ist dann keine Phrase, wenn diesem Besitz die volle Konsequenz beigemessen(?) wird. Hat sich Rußland Konstantinopels dauernd bemächtigt, dann ist dies der Beweis einer solchen Übermacht, daß auch dessen Sieg über Europa wahrscheinlich ist. Wenn nun das zivilisirte Europa gegen Rußland die äußerste Wehrkraft aufbietet, so handelt es sich nicht um niedere Erfolge, sondern um das Interesse der zivilisirten europäischen Staaten, gleichbedeutend mit dem der Zivilisation. Die zivilisatorische Sachlage der alten Welt wäre klar und hierdurch die Politik unzweifelhaft vorgezeichnet, wenn nicht trotz ihrer Bedrohlichkeit der Gegensatz der politischen Prinzipien komplizirend eingreifen würde [eingriffe!]. Wir sehen in Rußland und in seiner Hinneigung zum Orientalismus jenen radikalen Rückschritt, der die europäische Zivilisation zu vernichten droht, und andrerseits sehen wir in dem zivilisirten Europa selbst einen radikalen Fortschritt zur Macht gelangen, der für die Gesellschaft und die Staaten Gefahren bringt und so die Wirkung des Rückschritts hat — die kommunistische Bewegung. Nicht das republikanische Frankreich ist der Rückhalt dieses Radikalismus, denn es steht noch immer unter der Herrschaft des Mittelstandes und des Kapitals; wohl aber ist es die Gesellschaftsklasse der Besitz- und Einflußlosen,*) die früher oder später in einem der zivilisirten Staaten durch Umsturz zur Herrschaft gelangen wird."

Weiterhin wird dann noch bemerkt, daß die russische Regierung ohne Gefahr für sich selbst den europäischen Kommunismus schüren könne, weil sie selbst ihn nicht zu fürchten habe, denn in einem orientalischen Staate kämen zwar Palastrevolutionen und politische Verbrechen vor, aber keine befreienden Volkserhebungen. An einer andern Stelle bemerkt er, daß kommunistische Ideen und Bestrebungen mit Notwendigkeit aus der Besitzlosigkeit entsprängen, daß daher der Kommunismus niemals aussterben könne, da es stets Enterbte geben werde. Demnach liegt die kommunistische Gefahr der Gegenwart keineswegs in den kommunistischen Ideen und Theorien, die der Kulturentwicklung als

*) Dieser Gegensatz ist unlogisch; es muß heißen: nicht Frankreich, wo die Besitzenden noch die Mehrzahl bilden u. s. w., sondern England, Italien, das Königreich Sachsen, die Industriebezirke und die Junkerprovinzen Preußens mit ihren Scharen besitzloser Arbeiter; unter der Herrschaft des Kapitals stehen die Staaten mit starkem Proletariat auch noch, ja sie erst recht.

unabtrennbarer Schatten anhaften, sondern nur in der großen Zahl derer, denen ihre Lage außer dem kommunistischen Ideal keinen Trost und keine Hoffnung gelassen hat. Was kann nun den europäischen Regierungen näher liegen als der Gedanke: also wollen wir den Entscheidungskampf mit dem Orient, der uns doch nicht erspart bleibt, jetzt gleich auskämpfen und durch Kolonisation östlicher Gebiete die Zahl unsrer Besitzlosen soweit vermindern, daß sie aufhören, gefährlich zu sein? Weit entfernt davon, daß die äußere Politik durch die Hauptfrage der innern „komplizirt" würde, wird sie dadurch vielmehr vereinfacht: die äußere und die innere Lage drängen zu einer und derselben Entscheidung hin. Unsre Staatsleiter denken jedoch vorläufig schon darum nicht an diesen Ausweg, weil sie samt ihren Behörden bis zum Nachtwächter hinunter selber tief im Orientalismus drinstecken. Rußland ist ihr politisches Ideal; nichts bedauern sie mehr, als daß sich der Zar so spröde verhält und kein Herzensbündnis mit ihnen schließen will — zur Bändigung der Revolution und zur Ausrottung aller unbotmäßigen Gedanken.

Deshalb werden die meisten „Maßgebenden" alle die schönen und nützlichen Lehren, die ihnen Ratzenhofer auf so vielen Seiten seines Werkes giebt, in den Wind schlagen und nur die eine beherzigen, daß die Sozialdemokratie, als die Vertreterin eines revolutionären und kulturfeindlichen Kommunismus, mit Gewalt unterdrückt werden müsse, daß Streiks und Massenversammlungen nicht geduldet werden dürfen, und daß man es mit den Gesetzen nicht genau nehmen solle, wenn es sich um die Zügelung revolutionärer Volksmassen und die Unterdrückung revolutionärer Bewegungen handelt.

Man glaube aber nicht etwa, daß Ratzenhofer ein Verehrer des Kapitalismus sei und dessen Entwicklung für einen Fortschritt der Zivilisation halte. Vielmehr beurteilt er diese Erscheinung genau so, wie wir es thun, und unsre Gesinnungsgenossen werden in seinem Werke die tiefere Begründung ihrer eignen Ansicht und manchen interessanten volkswirtschaftlichen Zusammenhang aufgedeckt finden, der ihnen bisher verborgen geblieben war. Auch nach Ratzenhofer ist die Bekämpfung des kapitalistischen Systems und seine Überwindung eine wirtschaftliche, politische und sittliche Notwendigkeit. Vollkommne Rechtschaffenheit, heißt es an einer Stelle, würde allein schon hinreichen, die großen Vermögen allmählich aufzulösen. Diese vollkommne Rechtschaffenheit herrscht aber eben nicht und kann vor der Auflösung des Großkapitals gerade nach des Verfassers naturalistischem System unmöglich zur Herrschaft kommen, weil ja darnach die sittliche Gesinnung immer nur ein Nebenerzeugnis der gesellschaftlichen und politischen Entwicklung ist, die sich in Form von Gewaltkämpfen vollzieht: keiner erkennt des andern Recht an, ehe er von diesem zur Anerkennung gezwungen wird. Es ist also ganz undenkbar, daß irgend ein privilegirter Stand — die Herrschenden und die Reichen bezeichnet Ratzenhofer ausdrücklich als Privilegirte — auf ein Privilegium verzichten, die Forde-

rungen der Vernunft und Gerechtigkeit verwirklichen sollte, wenn er nicht von den Unterdrückten dazu gezwungen wird. Deshalb sind, wie auch er anerkennt, Krieg und Revolution — blutige oder unblutige — die einzigen Wege, auf denen die von den Früchten der Zivilisation ausgeschlossenen in ihren Besitz gelangen können und die Zivilisation selbst vor dem Schicksal, in einem abgesperrten Kreise von Privilegirten zu versumpfen, bewahrt werden kann. Wenn es daher gelänge, die Arbeiterbewegung zu unterdrücken, so wäre damit zugleich der Fortschritt der Zivilisation vereitelt, und der Orientalismus hätte Europa schon besiegt, ehe noch Rußland einen Schwertstreich geführt hätte. In der That ist auch jetzt schon die Regierungsweise Crispis z. B. und mancher deutschen Behörden ganz orientalisch. Angenommen daher auch, unsre Arbeiter wären die roh kommunistische, kulturfeindliche Bande, als die sie Ratzenhofer schildert, so würde dennoch ihr Befreiungskampf das einzige Heilmittel gegen den nicht weniger kulturfeindlichen Kapitalismus, und ihre gewaltsame Unterdrückung würde gleichbedeutend sein mit der Versenkung Europas in den Todesschlaf der abgelebten Völker des Orients.

Mit dem Hasse Ratzenhofers gegen die Sozialdemokratie hängt es zusammen, daß er wiederholt den Gegensatz zwischen dem englischen und dem festländischen Volkstum hervorhebt: dem englischen seien die zivilisatorischen Triebe natürlich, dem festländischen müßten sie erst von den Regierungen anerzogen werden. Woher rührt denn dieser Unterschied? Woher kommt es, daß englische Volksmassen sich selbst regieren können, manche — nur manche! — Volksmassen auf dem Festlande nicht? Sind wir Deutschen nicht eines Stammes und Blutes, also auch eines Geistes mit den Engländern? Es kommt daher, daß man uns unsre Natur ausgetrieben und die Leitungsbedürftigkeit anerzogen hat. Es soll nicht verkannt werden, daß die Engländer ihre ungestörtere Entwicklung der günstigen geographischen Lage ihres Landes verdanken, und daß die Regierungen des Festlandes die Freiheit ihrer Unterthanen oft um der Landesverteidigung willen einschränken mußten. Allein der Umstand, daß dieser Unterschied durch die geographische Lage geworden ist, hebt die Thatsache nicht auf, daß Bevormundung über das wirkliche Unmündigkeitsalter hinaus die Völker wie die Knaben nicht zur Freiheit, sondern zur Knechtschaft, nicht zu europäischer Zivilisation, sondern zu asiatischer Barbarei erzieht.

Der Grundansicht des Verfassers stimmen wir selbstverständlich nur halb bei. Es ist richtig, daß die politische und Kulturentwicklung den Charakter eines Naturprozesses trägt, der, nach unabänderlichen Gesetzen verlaufend, durch den Selbsterhaltungs- und Selbstentfaltungstrieb, also die Selbstsucht, in Bewegung erhalten wird, und dessen Form der Kampf ums Dasein ist. Aber daß das Höhere im Menschen, daß insbesondre die Sittlichkeit ein Erzeugnis dieses Prozesses sei, geben wir nicht zu. Wir halten den Geist mit seinen ästhetischen, intellektuellen, sittlichen und religiösen Bedürfnissen und Anlagen für

etwas Ursprüngliches, das sich zwar in und an jenem Prozeß immer reicher entfaltet (oft genug freilich in ihm auch verwirrt und getrübt wird), aber vor ihm und unabhängig von ihm vorhanden ist, seitdem es Menschen giebt. Wenn die sittlichen Triebe weiter nichts sind als Gewohnheiten des Empfindens und Wollens, die sich aus der Anpassung an die gesellschaftliche Notwendigkeit ergeben, dann unterscheidet sich die Menschheit auf ihrer höchsten Zivilisationsstufe nicht wesentlich von einem Theater dressirter Hunde und Affen. Die ganze Geisteswissenschaft ist dann ein hohler Krimskrams, und der Philosoph mag mit den Worten abdanken: „Du (Entwicklungsmann) hast wohl Recht; ich finde nicht die Spur von einem Geist, und alles ist Dressur." Soll das, was man Sittlichkeit, Moral, Ethos, Güte, Gerechtigkeit, Heiligkeit zu nennen pflegt, einen höhern Wert haben als die Dressur, so muß zwischen beiden ein wesentlicher Unterschied bestehen. Und der ist nachweisbar. Die anerzogne Gewohnheit des Kindes, Semmeln und Würste, die ihm nicht gehören, liegen zu lassen, unterscheidet sich in nichts von der gleichen Tugend des dressirten Hundes. Aber die Empörung, die das Herz des Knaben erschüttert, wenn er, ohne selbst betroffen zu sein, Lob und Strafe an seine Kameraden ungerecht austeilen sieht, ist etwas andres, was durch Dressur so wenig erzeugt werden kann wie Schmerzgefühl beim Hören eines Mißklanges in der Seele eines Menschen, dem das musikalische Gehör abgeht. Der Gerechtigkeitssinn, die Liebe, das Streben nach Vollkommenheit und nach einem schönen Gleichgewicht der Triebe (nach innerer Freiheit), das Wohlgefallen an allen Äußerungen dieser vier Triebe und das Mißfallen am Gegenteil, darin besteht die sittliche Natur des Menschen, und die ist vorhanden — zwar nicht außerhalb der Gesellschaft — aber außerhalb des Staats und vor der Zivilisation, wie die Erfahrung lehrt; ihr Keim ist schon in dem dreijährigen Kinde bemerkbar, das noch von keinem Staate weiß und von der Zivilisation noch nicht berührt wird.

Von seinem naturalistischen Standpunkte aus hat Ratzenhofer Recht, wenn er von dem Politiker fordert, daß er mit dem praktischen Optimismus den idealistischen Pessimismus verbinde. Der erstere ist selbstverständlich unter allen Umständen nötig; denn wenn ein Mensch handeln soll, so muß er überzeugt sein oder wenigstens hoffen, daß er mit seinem Handeln etwas nützen und dadurch eine Besserung herbeiführen werde. Auch die Berechtigung des idealistischen Pessimismus geben wir insofern zu, als wir mit Ratzenhofer der Ansicht sind, daß das Endergebnis der Kulturentwicklung, wenn von einem solchen die Rede sein könnte, nicht erfreulich sein würde. Dieses würde nämlich, wie er zeigt, darin bestehen, daß die Menschen sämtlich vollkommen seßhaft und der Notwendigkeit aller Daseinskämpfe überhoben in vollkommner Ordnung und Gesittung leben und ihre Bedürfnisse mit leichter Mühe befriedigen würden, daß das Einkommen sehr gleichmäßig verteilt wäre, daß alle Anteil hätten an

allen Kulturgütern, und daß sie, um den Daseinskampf nicht aufs neue zu entzünden, darauf verzichten würden, mehr Kinder zu zeugen, als zur Erhaltung des Bestandes nötig wären. Kurz, auch er kommt, wie jeder Utopist, beim „Zuchthause“*) an, bei einem Zustande, wo jedem sein sichres Auskommen ohne Kampf durch die Verzichtleistung auf die Freiheit gewährleistet wird, und wo die gleichmäßige Einschränkung aller durch alle jene vollkommne Gesittung erzeugt, deren Spiegelbild in den Seelen wenigstens die vollkommne negative Sittlichkeit sein würde, wenn ohne Freiheit überhaupt Sittlichkeit möglich wäre. Hätte also die Kulturentwicklung einen Abschluß, und wäre dieser Abschluß ihr Endzweck, so müßten wir uns dem idealistischen Pessimismus ergeben. Das haben wir jedoch nicht nötig, weil wir glauben, daß der Endzweck der Kulturentwicklung nicht erst an ihrem zeitlichen Ende, sondern in jedem ihrer Abschnitte für die darin lebenden Menschen erreicht wird. Ein Weltprozeß, worin ich nicht auf die Rechnung komme, auf den pfeife ich, so sagt jeder gesunde Junge, der sich eines klaren Kopfes erfreut. Was man Entwicklung nennt, ist nur eine Reihe von Wandlungen, die jedem der gerade lebenden bewußten Wesen zur Verwirklichung seines Daseinszwecks verhelfen.**)

Doch das sind Einwendungen vom Standpunkte der Philosophie und des subjektiven Geschmacks, die unsre Politiker nichts angehen. Von diesen wünschen wir dringend, daß sie aus dem gediegnen Werke Weisheit schöpfen, nur nicht gerade eine einseitige Parteiweisheit in dem oben angedeuteten Sinne.

Heinrich Heine

Noch ein Beitrag zu dem Streit um sein Denkmal

(Schluß)

Wir wollen nicht von Heine dem Satiriker scheiden, ohne die Gestalt zu erwähnen, an die, im komischen Gegensatz zu seiner sonstigen Anmaßung, sein Witz sich nicht wagte, obwohl er sonst nichts auf Erden und im Himmel verschonte, Gott selbst nicht ausgenommen. Mit kindischer Bewunderung und abgöttischer Verehrung hing der deutsche Dichter an ihr — es war Napoleon I. Man

*) Der Kaninchenstall, den die Phantasie des Freiherrn von Stumm noch drangebaut hat, läßt sich in keine logische Verbindung mit dem Zuchthause bringen.

**) Wenn Ratzenhofer lehrt, daß ein idealistischer Optimismus, der z. B. den ewigen Frieden für ein leicht und bald zu erreichendes Ziel hält, den praktischen Politiker irre führe, so stimmen wir ihm hierin wieder bei.

muß ihn selbst hören, denn es ist unmöglich, diese Unterwürfigkeit mit andern Worten getreu wiederzugeben. „Daneben (nämlich neben Wellington) denke man sich das Bild Napoleons, jeder Zoll ein Gott! Nie schwindet dieses Bild aus meinem Gedächtnis. Ich sehe ihn noch immer hoch zu Roß, mit den ewigen Augen in dem marmornen Imperatorgesichte, schicksalruhig hinabblicken auf die vorbeidefilirenden Garden. Manchmal überschleicht mich geheimer Zweifel, ob ich ihn wirklich selbst gesehen, ob wir wirklich seine Genossen waren, und es ist mir dann, als ob sein Bild, losgerissen aus dem kleinen Rahmen der Gegenwart, immer stolzer und herrischer zurückweiche in vergangenheitliche Dämmerung. Sein Name schon klingt uns wie eine Kunde der Vorwelt und ebenso antik und heroisch wie die Namen Alexander und Cäsar. Er ist schon ein Losungswort geworden unter den Völkern, und wenn der Orient und Occident sich begegnen, so verständigen sie sich durch diesen einzigen Namen."

Der Charakter eines Menschen liegt aber auch in seiner Lebensgeschichte. Diese könnte man bei Heine in wenige Worte zusammendrängen: er ward geboren, schwelgte und liebte, machte Gedichte und noch mehr Witze dazu, war lange krank, und daran starb er zuletzt. Wir wollen aber doch aus dieser Übersicht die bezeichnendsten Züge herausheben.

Heine ist eins der letzten Produkte des achtzehnten Jahrhunderts. Nachdem es einen Robespierre, einen Danton und die ganze französische Revolution hervorgebracht hatte, machte es zum Schluß noch ein schlechtes Witzchen und schenkte der Welt Heinrich Heine, damit er die Greuel und die überspannten Ideen der verflossenen Jahre mit dem blendenden Lichte des Witzes übergösse.

Heine wurde am 13. Dezember 1799 als Sohn jüdischer Eltern in Düsseldorf geboren. Dies zu bemerken, ist sehr wichtig; denn er blieb trotz der Taufe ein Jude bis zu seinem Ende. Schon als Jüngling schloß er sich dem „Jüdischen Verein für Kultur und Wissenschaft" an, der die Juden bewegen wollte, den langen Bart und den Kaftan abzulegen und in die Hallen der modernen Bildung einzutreten. Das Judentum sollte durch eine läuternde Umbildung salonfähig gemacht werden, es sollte die Blüten des germanischen Geistes pflücken und ins Knopfloch stecken, ohne sie durch langwierige Pflege und schmerzvolle Beschneidung des Herzens auf dem Baum des eignen Volkstums zu zeitigen. Dieser Weg wird sich immer allen denen als der nächste bieten, die etwas sein möchten ohne die Mühe, es zu werden, und sich dann mit dem Schein begnügen. Heine war für die Ziele des Vereins begeistert, und Judentum hieß wohl das einzige Ideal, das er in Wahrheit in seinem Herzen barg. An seinen Freund Moser schreibt der Fünfundzwanzigjährige: „Vom Verein schreibst du mir wenig. Denkst du etwa, daß die Sache unsrer Brüder mir nicht mehr so sehr am Herzen liege wie sonst? Da irrst du dich gewaltig. Wenn mich auch mein Kopfübel jetzt niederdrückt, so habe ich es

doch nicht aufgegeben, zu wirken. »Verwelke meine Rechte, wenn ich deiner vergesse, Jeruschalajim,« sind ungefähr die Worte des Psalmisten, und es sind auch noch immer die meinigen."

In seiner buchstäblichen Strenge hat er diesen Schwur nicht gehalten. Es war eben auch ein Liebesschwur, aber doch der, mit dem er es am ernstesten gemeint hat. Wenn auch der Lebensgenuß Jerusalem aus dem Vordergrunde seiner Interessen verdrängte, so blieb doch diese Gesinnung der Grundton seines Fühlens, der eigentliche Mittelpunkt seiner Weltanschauung.

Nur sein Wunsch, eine juristische Professur oder wenigstens ein Richteramt zu erlangen, wozu dem Juden damals noch kein Zugang offenstand, und das Streben, ohne geheimen Rückhalt in die Gesellschaft aufgenommen zu werden, drängten ihn zum Übertritt. „Auch ich, schrieb er um diese Zeit, habe nicht die Kraft, einen Bart zu tragen und mir Judenmauschel nachrufen zu lassen." Am 28. Juni 1825 unterzog er sich mit innerm Widerstreben der ihm verhaßten Zeremonie. Noch verwerflicher freilich als sein Verhalten ist das der evangelischen Geistlichen, die ihn in ihre Kirche aufnahmen, obwohl sie über die Unwahrheit seines Schritts nicht im Zweifel sein konnten. Gethan hat es der Superintendent G. Chr. Grimm in Heiligenstadt, und dabei war der Superintendent zu Langensalza, D. Karl Friedrich Bonitz. Heine empfand seinen Übertritt als eine ihm abgezwungne Erniedrigung seiner selbst, und sein Haß gegen Christentum und gegen Deutschtum loderte nur noch heller auf. Kurze Zeit darauf schrieb er an einen Freund: „Es ist den Japanern nichts so verhaßt als das Kreuz — ich will ein Japaner werden." Die Steigerung seines Hasses ist ja begreiflich; ein solcher Entschluß aber unmittelbar nach einem offnen und unumwundnen Bekenntnis zum Kreuz trotzdem eine Gemeinheit. Ein Japaner ist er übrigens nicht geworden; es war auch nicht nötig, denn er blieb ein Jude.

Was er konnte, hat er gethan, um alles Deutsche und alles Christliche in den Staub zu ziehen, während er das Judentum und die Juden immer mit einem idealen Schimmer zu umgeben bemüht war. Die Eigenschaften, die wir im Leben an dem Semiten vermissen, legt er ihm in seinen Schriften mit dichterischer Freigebigkeit bei. Schon er gebraucht den Kunstgriff, einzelne jüdische Charaktere, die entweder erdichtet oder seltne Ausnahmen sind, als Typen des ganzen Volks hinzustellen. In dem Schauspiel „Almansor" häufte er auf den Semiten alle Tugenden eines Ritters ohne Furcht und Tadel, und daneben schildert er den christlichen Spanier als einen Ritter von der traurigsten und verkommensten Gestalt. Glühende Liebe, Mut, Ausdauer und Thatkraft hat allein Almansor. Im „Rabbi von Bacharach" schildert er das patriarchalische Walten des Rabbi unter den ihm anvertrauten Seelen, die Gemütlichkeit seines Familienlebens, seine tiefe Religiosität, den weiten Blick seines Geistes, seinen Edelmut gegen alle Menschen und sein erhabnes Dulden

als Märtyrer. Kaum eine von den idealen Gestalten der christlichen Kirche reicht an diesen erdichteten Typus des Rabbiners hinan. Nur dann und wann begegnet es dem Dichter, daß der glänzende Firniß rissig wird, und die unlackirte Wirklichkeit durch die Risse hindurchschaut. Selbst Shylok, in dessen Gestalt er eine gewisse Vertretung des jüdischen Wesens anzuerkennen scheint, ist nichts andres, als ein verkannter Mann, „dem Unrecht geschieht." Shyloks Haß gegen den „bankrotten Antonio," „dessen Fleisch wirklich zu nichts besserm taugt, als Fische damit zu angeln," ist durchaus berechtigt. Shylok liebt das Geld; aber er gesteht dies mit chevalereske Offenheit zu; höher steht ihm „die Genugthuung für sein beleidigtes Herz" und „die Liebe zu seiner Tochter Jessika." Ja „mit Ausnahme Porzias ist Shylok die respektabelste Person im ganzen Stück."

Die Gründe, womit man die Auswüchse des jüdischen Wesens zu entschuldigen nicht müde wird, finden sich alle schon bei Heine. Was nationale Anlage ist, legt er den Verhältnissen zur Last, und obwohl die Juden, wie man an dem Beispiel des alten Alexandria sehen kann, zu schachern anfingen, sobald ihnen überhaupt jemand in der Welt etwas abkaufte, behauptet Heine doch, man habe ihnen die einseitige Richtung ihres Geistes auf mühelosen materiellen Gewinn und Genuß mit Gewalt aufgezwungen, und wenn kein andrer Grund mehr verfängt, dann weist er darauf hin, daß es auch unter den Christen Schufte giebt, denn, sagt er: „Der Frankfurter christliche Kaufmann sieht dem Frankfurter jüdischen Kaufman nebenso ähnlich wie ein faules Ei dem andern." In Wahrheit aber sah er in seinen Stammesgenossen durchaus nicht faule Eier, sondern sehr entwickelte und sehr hochstehende Menschen. Und wenn er sich auch in den Zeiten, wo die Wogen seines Genußlebens besonders hoch gingen, und wo er im Vollgefühl seines Ruhmes auf dem hohen Meere des Lebens segelte, von ihnen zurückzog und ihnen zurief:

Blamir mich nicht, mein schönes Kind,
Und grüß mich nicht unter den Linden,

so vergaß er doch nicht, hinzuzufügen:

Wenn wir nachher zu Hause sind,
Wird sich schon alles finden.

Und es hat sich gefunden. Wo er immer kann, raubt Heine dem christlichen Gottesdienst seinen Geist, um ihn als leere Form zu verspotten, und rücksichtslos sucht er in dem Gemüte seines Lesers alle religiös-christlichen Gefühle zu vernichten. Dagegen belebt er die toten Zeremonien der jüdischen Frömmigkeit mit einem dem Christentum entlehnten Geist und sucht sie als besonders sinnvoll zu verherrlichen. Er, der das Schlagwort Toleranz so laut im Munde führt, tritt mit unerhörtem Egoismus die heiligsten Gefühle des Christen in den Staub, während er traditionelle Äußerlichkeiten des jüdischen Glaubens

mit stamm- und wahlverwandter Pietät behandelt. Zum Beweise mögen neben vielen gelegentlichen Äußerungen nur der „Rabbi von Bacharach“ und — mit Ausnahme des letzten Gedichtes — die „Hebräischen Melodien“ im Romanzero genannt werden.

Zu dieser jüdischen Richtung seines Geistes stimmt auch die Umgestaltung seiner Weltanschauung, die sich in der letzten Periode seiner innern Entwicklung vollzog. Der Jüngling hatte von Hegel den Pantheismus, die Religion des Genies empfangen, der junge Mann hatte ihm gehuldigt; aber seinem innersten Wesen blieb er fremd und fand bei ihm eine eigentümlich gemeine Ausprägung. Hören wir seine eignen Worte. „Ich war nie Selbstdenker, schreibt er in seinen Geständnissen, und ich nahm die Syntheſe der Hegelschen Doktrin ungeprüft an, da ihre Folgerungen meiner Eitelkeit schmeichelten. Ich war jung und stolz, und es that meinem Hochmut wohl, als ich von Hegel erfuhr, daß nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel residirt, sondern ich selbst hier auf Erden der liebe Gott sei. Dieser thörichte Stolz übte keineswegs einen verderblichen Einfluß auf meine Gefühle, die er vielmehr bis zum Heroismus steigerte; und ich machte damals einen solchen Aufwand von Großmut und Selbstaufopferung, daß ich dadurch die brillantesten Hochthaten jener guten Spießbürger der Tugend, die nur aus Pflichtgefühl handelten und nur den Gesetzen der Moral gehorchten, gewiß außerordentlich verdunkelte. War ich doch selber jetzt das lebende Gesetz der Moral und der Quell alles Rechts und aller Befugnisse. Ich war die Ursittlichkeit, ich war unsündbar, ich war die inkarnirte Reinheit; die anrüchigsten Magdalenen wurden purifizirt durch die läuternde und sühnende Macht meiner Liebesflammen, und mit einer ganz neuen Jungfräulichkeit gingen sie hervor aus den Umarmungen des Gottes. Ich gab, ohne zu feilschen, und unerschöpflich war der Born meiner Barmherzigkeit.“ Das war der Pantheismus der großen deutschen Denker und Dichter in der Strahlenbrechung des Heinischen Geistes! Aber obwohl er diese Weltanschauung seinem Wesen mit großem Geschick angepaßt hatte, wandte er sich doch zuletzt von ihr ab und kehrte zu dem Glauben an die Persönlichkeit Gottes zurück. Doch welche Vorstellung verband er mit diesem Worte? Das ist bei dem witzelnden Tone, in dem er selbst von seiner „Bekehrung“ spricht, schwer zu bestimmen. Nur eins dürfen wir ihm glauben — denn er versichert es ja selbst ausdrücklich —, daß sein Gottesglaube mit dem der christlichen Konfessionen sich niemals deckte. Und ebenso gewiß ist, daß sein Gottesglaube eine Umgestaltung seiner unmoralischen Sinnesweise nicht zu bewirken vermochte. Denn der „bekehrte Heine“ schrieb den Romanzero, die widerlichste Ausgeburt seines Geistes. Am meisten Ähnlichkeit hat der Gott des Heinischen Krankenlagers mit dem starren Gott des talmudistischen Judentums, der, abgeschlossen von dem Laufe der Welt, hinter dem Buchstaben seiner gesetzlichen Bestimmungen einem Steinbilde vergleichbar

ruht. „Die Juden sind die Schweizergarde des Deismus," hatte er selbst einmal geschrieben, und als er sich auf seinem Krankenlager auf sein wahres Gefühl besann, wurde er Deist.

Eine weitere Veränderung seiner Gesinnung ging mit der eben geschilderten Hand in Hand. Solange er Pantheist war, kniete er andachtsvoll vor dem Apoll von Belvedere, vor dem Genius des griechischen Volks, als der höchsten und edelsten Gestaltung seines universellen Gottes; ja noch am Anfange seiner langen Krankheit flehte er zu ihm: deine Lebensfreude und deine Leier hast du mir gegeben, nun gieb mir auch die Gesundheit und Kraft deines griechischen Körpers! Als aber der Gott antwortete: laß dir an deiner Leier genügen, da fand er, daß „die Griechen zwar schöne Jünglinge, die Juden aber immer Männer waren, gewaltige, unbeugsame Männer, nicht bloß ehedem, sondern bis auf den heutigen Tag." Er stieß den Genius des griechischen Volks von seinem Postament und stellte den des jüdischen hinauf. Schon früher hatte er den ewigen Juden das „wehmütige Symbol der Menschheit" genannt; aber wenn er nun von dem erstrebenswerten Ideal einer reinen Menschheit redet, in dem die Besonderheiten der Nationen aufgehen müssen, so meint er die Menschheit in der eigentümlichen Ausprägung des jüdischen Wesens. Denn Mose „nahm — das sind seine eignen Worte — einen armen Hirtenstamm und schuf daraus ein Volk, das den Jahrhunderten trotzen sollte, ein großes, ewiges, heiliges Volk, ein Volk, dessen ganzes Leben nur Gottesandacht atmete, das allen andern Völkern als Muster, ja der ganzen Menschheit als Prototyp dienen konnte: er schuf Israel." Diesem Urbild ähnlich zu werden ist ein Ziel, das Heine allen Völkern der Erde stellt, und je bildungsfähiger sie sind, desto leichter, versichert er, nehmen sie „das jüdische Leben in Sitte und Denkweise in sich auf."

Schon damit ist Heines Stellung zu Deutschland entschieden: es kann nur die eines feindseligen Gegensatzes sein. Vergebens weist man, um das zu widerlegen, auf Äußerungen hin, in denen Heine dem Geist und dem Gemüt des deutschen Volks seine Anerkennung zollt. Gewiß, er wanderte gerne im deutschen Märchenwald und lauschte beifällig den Klängen des deutschen Liedes. Er hat sie nachempfunden und nachgeahmt, und darauf gründete sich sein dichterischer Ruhm. Aber deshalb war er noch lange kein Deutscher, so wenig als ein Jurist, der römisches Recht und Staatsleben bewundert, ein Römer oder ein Philologe, der für die Klassiker Griechenlands schwärmt, ein Grieche wird. Hätte Heine den deutschen Geist in Dichtung und Philosophie bekämpft, so hätte er den Ast abgesägt, auf dem er saß. Davor bewahrte ihn seine Schlauheit. Aber wenn er das Deutschland der Idee mit seinen vergifteten Pfeilen verschonte, um so eifriger zielte er mit ihnen auf das Deutschland der Wirklichkeit. Er verhöhnt nicht bloß die deutschen Despoten, Büreaukraten, Junker und Pfaffen, sondern jedes Streben, worin die deutsche Nationalität im Gegensatz

zu andern nach selbständiger Geltung und Bedeutung rang. Er rühmt sich, ein Kämpfer, ja Märtyrer der Freiheit zu sein, und zollt dem Streben jedes andern Volkes nach Freiheit und Selbständigkeit seine Teilnahme und Bewunderung, nur den Helden der deutschen Freiheitskriege seinen Haß und Hohn; und von den Tirolern Hofers witzelt er, sie hätten ihren Kaiser so sehr geliebt, daß sie „von den Bergen stiegen und sich totschlagen ließen für den weißen Rock und die lieben alten roten Hosen."

Seine staatliche Zugehörigkeit zu Deutschland hat Heine nie gelöst, das ist wahr; aber er hat Deutschland gemieden, wo es ihm in seinem Leben nur möglich war. Obwohl hier erzogen und groß geworden, fand er hier doch nicht die Stellung, die seinem Ehrgeiz und seiner Ruhmsucht entsprach. Er wendet sich einem unsteten Wanderleben zu, besucht London und streift durch Italien; auch in den bedeutendsten Städten seines Geburtslandes hält er sich vorübergehend auf. Aber das Land widert ihn, wie er in dem Gedicht „Seekrankheit" sehr deutlich sagt, durch alles an, was es bietet, und nur wenn er, umhergeschleudert von den Wogen des Lebens, seekrank am Boden liegt, sehnt er sich darnach, aus keinem andern Grunde, als — weil es festes Land ist. Aber endlich kann er es mit kühnem und elegantem Sprunge hinter sich lassen und seinen dauernden Aufenthalt in Frankreich nehmen.

Mir kommt bei dieser Wendung seines Lebens immer das Gedicht „Donna Klara" in den Sinn, worin er so treffend schildert, wie ein als Ritter verkappter Jude die hochgeborne Tochter eines spanischen Alkaden mit seinen Schmeichelworten umgarnt und die Ausbrüche ihrer Abneigung gegen die Juden geschickt beschwichtigt:

Laß die Mohren und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich kosend,
Und nach einer Myrtenlaube
Führt er die Alkadentochter.

Und als endlich die betrogne und entehrte von dem scheidenden Galan den Namen verlangt, verabschiedet er sich mit verbindlichem Lächeln:

Ich, Sennora, Eu'r Geliebter,
Bin der Sohn des vielbelobten
Großen schriftgelehrten Rabbi
Israel von Saragossa.

So hat auch Heine dem deutschen Volksgemüt viel von seinem keuschen Fühlen genommen, hat seine Phantasie vergiftet und, so weit es ihm möglich war, seinen Glauben geraubt, und als Deutschland dem verlognen Liebessänger und verkappten Humoristen zujubelte, lüftet er seinen Hut: Habe die Ehre, Jungfer Germania, ich bin Harry Heine von Düsseldorf. Und mit dem Schnellzug, erster Klasse, fährt er ab nach Paris.

Am 2. Mai 1831 kam er dort an. Er liebt es, seinen Aufenthalt in

Paris als Exil darzustellen und sich selbst als einen ungerecht verbannten Patrioten. Er, der sein ganzes Leben vertändelt, hüllt sich oft und gern in das härene Gewand des politischen Propheten und sucht sich mit dem Glorienschein des Märtyrers zu umgeben, der für seine Ideen leidet. In Wahrheit hat ihn in Deutschland niemand belästigt oder auch nur angerührt. Kein Ausweisungsbefehl, nicht einmal eine Drohung der Regierung, sondern nur die eingebildete, aber unbegründete Furcht, daß er persönlich für seine Ideen werde eintreten müssen, trieb ihn zur Flucht. Er hatte eben keine Ideen, an die er selbst glaubte. Mag er sie manchmal noch so hochtönend vortragen, wie wohlfeil sie sind, kann man schon daran sehen, daß er sie, wenn er damit Lachen erregen kann, mit Genuß verspottet.

Aber nicht nur eine allzu große Ängstlichkeit vor den Festungstürmen Spandaus trieb ihn nach Paris, sondern auch die Hinneigung zu dem dortigen Leben. Schon lange hatte er sich mit der Absicht eines Aufenthalts in Frankreich getragen, und sowie es ihm die Geldunterstützung seines Oheims Salomon Heine möglich machte, verwirklichte er diesen Wunsch seines Herzens. Der Champagner war in Paris süßer, die Menschen leichtlebiger und seinem ganzen Wesen geistesverwandter als in Deutschland. Man lese in seinen Geständnissen, welche Gefühle die ersten Tage seines Pariser Aufenthalts in ihm weckten. Von Anhänglichkeit an seine sogenannte deutsche Heimat finden wir nicht das geringste, wohl aber erfahren wir, wie seine „Seele, die arme Sensitive, welche die Scheu vor vaterländischer Grobheit so sehr zusammengezogen hatte, sich wieder den schmeichlerischen Lauten der französischen Urbanität erschloß."

Doch das sind nur Geständnisse unter vier Augen. Dem großen Publikum eröffnet er, daß er sich durch seinen Eifer für die Sache der Revolution sehr glorreich kompromittirt habe und deshalb an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte habe suchen müssen. Und heute reiben sich die deutschen Philister die Augen, hören und staunen, und sagen endlich: Der arme verkannte Mann! Er liebte die Gerechtigkeit, darum starb er im Exil. Ach, wir können ihn nicht mehr zurückrufen! Dort oben auf dem Montmartre liegen seine bleichen Gebeine. Aber sein Bild wollen wir haben, das aussieht wie er selbst früher aussah! Das wollen wir auf die Mainzer „Boulevards" stellen, und wahrlich, unsrer Unterhaltung soll man dann anmerken, daß wir uns an Heines „statue" erbaut haben!

Aber noch ein dritter Beweggrund mag ihn nach Paris gezogen haben. Seine poetische Ader war gerade um diese Zeit beinahe ganz vertrocknet, auch sein übriger Gedankenkreis erschöpft. Da wendet er sich nach Frankreich, um die Franzosen über Deutschland und die Deutschen über Frankreich zu belehren. Heine war ein litterarischer Reisender. Nun suchte er für seine alten Gedanken ein neues Publikum und für seinen eignen Geist neue Verhältnisse,

von denen er Anregung und Belebung hoffte. Auf dem Hintergrunde seiner Weltanschauung schildert er den Franzosen in oberflächlichen, von Witz und Sentimentalität durchwobnen Stimmungsbildern die Geschichte der deutschen Philosophie, Religion, Sage und Litteratur. Dieses Werk nannte er „Salon." Den Deutschen schildert er in kleinen Abhandlungen, die er später unter dem Titel „Französische Zustände" gesammelt herausgab, die Vorgänge im politischen und künstlerischen Leben der Franzosen.

Ein großer Teil dieser Aufsätze erschien in der damaligen „Allgemeinen Zeitung." Aber diese journalistische Thätigkeit sollte verhängnisvoll für ihn werden. Als die Papiere des Ministeriums Guizot veröffentlicht wurden, stellte sich heraus, daß Heine aus den geheimen Fonds dieser Regierung bedeutende Unterstützungen erhalten hatte. Sein Ruf war erschüttert; bisher hatte er sich seines Martyriums für die Freiheit gerühmt, und nun schien er nicht leugnen zu können, seine Feder einem reaktionären königlichen Minister verkauft zu haben. Aber man hatte sich in ihm verrechnet: Heine konnte es. Pathetisch und mit dem charaktervollsten Tone, der ihm zur Verfügung stand, weist er eine derartige Verdächtigung zurück und erklärt — daß er sie nicht empfangen habe? O nein, sondern daß die von ihm empfangnen Gelder ein Teil „des großen Almosens seien, welches das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendet." Merkwürdig bleibt nur, daß ihm das französische Volk dieses Almosen nach dem Ministerium Guizot nicht mehr gespendet hat. Mit der ihm eignen Unverschämtheit hält er seinen Zeitgenossen und der ganzen Nachwelt die empfangnen Gelder unter die Nase und sagt: Non olet. Und die deutschen Philister von heute riechen daran und wiederholen: Wahrhaftig! Non olet. Und dabei stinkt doch die Sache ganz gewaltig. Nur haben die deutschen Philister von dem Lesen Heinischer und ähnlicher Schriften so sehr den geistigen Schnupfen bekommen, daß sie den faulen Duft nicht mehr riechen und sagen: Sollen wir diesem Mann kein Denkmal setzen, zumal da es der Stadt keinen Pfennig kostet? Non olet.

Aber nicht nur seine politische Feder, auch seine Muse war ihm um Geld feil. In der Religion war ihm nichts heilig, die Liebe zu einem Vaterlande kannte er nicht, nicht einmal zu Frankreich; aber ein Ideal hat er immer hoch gehalten und sich seiner gerühmt: die Leier Apolls, des Gottes, in dessen besondrer Gunst er zu stehen glaubte, er hat sie hochgehalten bis ihm ein englischer Balletmeister 6000 Franken bot; da schrieb der Günstling Apolls „Doktor Faust, ein Tanzpoem."

Goethe hatte dereinst aus dem alten Puppenspiel eine der großartigsten Dichtungen gemacht; Heine, dem diese Dichtung vorlag, macht aus ihr weniger als ein Puppenspiel — ein Tanzpoem oder, wenn wir die Sache beim rechten Namen nennen, die Anweisung zu einem Ballet. Wir wollen niemand verleiten, dieses Schauspiel in Pantomimen mit den angefügten Erläuterungen

über mittelalterliches Hexenwesen und über Hexenprozesse zu lesen; aber der Litterarhistoriker kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß uns in keinem andern seiner Erzeugnisse Heines Geist so wahr entgegentritt, wie in diesem. Es ist eine wilde Orgie seiner in die Praxis übersetzten sinnlichen Weltanschauung. Die Idealität Goethes und sein hoher Gedankenflug sind abgestreift; die ganze Geschichte Fausts verläuft in sinnlichem Schmutz, und mit grellem Schlußeffekt endet er in der Hölle. Die Naivität und natürliche Sinnlichkeit einer vergangnen Zeit hat Heine, ähnlich wie in der „Tochter des Rhampsinit," so auch hier mit geiler Lüsternheit übergossen und ihr erst dadurch einen verführerischen Charakter gegeben. Er hat die Stätten des Lasters schön dekorirt und mit gleißendem Firniß überzogen. Das Abstoßende hat er pikant geschildert, wie ein Koch, der faules Fleisch für die table d'hôte zurichtet.

Das Ballet wurde nicht aufgeführt. Es erforderte einen zu großen Aufwand von äußerm Luxus. Es konnte auch in einem guten Theater gar nicht vorgeführt werden, sondern höchstens in einem Tingeltangel, und die Tänzerinnen des Hoftheaters in London mögen davor zurückgewichen sein und gedacht haben: Das ist nichts fürs Ballet, was hätten wir sonst in unsern guten Stunden?

Aber auch hier begleitet ihn sein überspanntes, krankhaftes Selbstbewußtsein. In einem Brief an den englischen Balletmeister beklagte er sich, daß er nur durch die Geberden der Tänzer und Tänzerinnen seine Gedanken zum Ausdruck bringen könne, während Goethe „über alle Truhen des deutschen Sprachschatzes gebot, der so reich ist an ausgeprägten Denkworten des Tiefsinns und uralten Naturlauten der Gemütswelt." Dann fährt er fort: „Dennoch habe ich es gewagt, einen Doktor Faustus zu dichten in der Form eines Ballets, rivalisirend mit dem großen Wolfgang Goethe, der mir sogar die Jugendfrische des Stoffes vorweggenommen." Nichts zeigt die Eitelkeit und Selbstüberhebung Heines besser als die lächerliche Anmaßung, mit der er sich Goethen gegenüberstellt. Als Jüngling hatte er ihn erst in unterwürfigem Tone gebeten, Excellenz möge ihm doch das Glück gewähren, daß er „einige Minuten vor ihm stehen dürfe." „Ich will gar nicht beschwerlich fallen, will nur Ihre Hand küssen und wieder fortgehen" — so heißt es in dem Briefe, worin er um die Audienz bat. Unmittelbar darauf berichtet er über Goethe an seinen Freund Moser: „Im Grunde sind ich und Goethe zwei Naturen, die sich in ihrer Heterogenität abstoßen. Er ist von Haus aus ein leichter Lebemensch." Wer lacht da nicht? Später hat er freilich die Bedeutung Goethes anerkannt, die Überlegenheit war doch zu gewaltig. Aber den zweiten Platz in der Walhalla der deutschen Dichter beansprucht er für sich.

An Verherrlichungen seiner selbst ließ er es nicht fehlen, selbst von der

gewöhnlichen Reklame macht er ausgiebigen Gebrauch. Ja um selbst zu steigen, sucht er bessere Männer und Schriftsteller in der Öffentlichkeit herabzusetzen und womöglich zu vernichten. Wo es gilt, diesen Zweck zu erreichen, ist ihm kein Mittel zu gemein. Körperliche Gebrechen, unbestimmte Gerüchte greift er gierig auf, um seinen Gegner mit Kot zu bewerfen. Namentlich wenn seine Rachsucht gereizt ist, kennt er keine Grenzen. Nie hat ein Schriftsteller so leichtfertig Beschuldigungen der schwersten Art gegen einen andern erhoben, wie es Heine in den „Bädern von Lucca" gegen den Grafen Platen gethan hat; nie hat einer unsittlicher gegen Unsittlichkeit geschrieben, als Heine in dieser Schrift. Selbst wenn seine Beschuldigungen gegründet gewesen wären, wäre die Art und Weise, wie Heine darüber schreibt, ebenso verabscheuungswürdig wie die Handlungen, die er dem Grafen Platen vorwirft. Und ist es nicht eine unbewußte Satire in der Satire, wenn Heine gegen Unsittlichkeit schreibt?

Viel richtiger sind die Urteile von manchen seiner Zeitgenossen über ihn. Vor allem trifft Goethe die Wurzel seines Wesens in folgenden Worten, die uns Eckermann aufbewahrt hat: „Heine besitzt manche glänzende Eigenschaften; allein ihm fehlt die Liebe. Er liebt so wenig seine Leser wie seine Mitpoeten und sich selbst, und so kommt man in den Fall, auf ihn den Spruch des Apostels anzuwenden: wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. Er wird nie so wirken, wie er hätte müssen, und wird der Gott derer sein, die gerne wie er negativ wären, aber nicht das Talent haben." Wem fielen da nicht Gretchens Worte über Mephistopheles ein:

Kommt er einmal zur Thür herein,
Sieht er immer so spöttisch drein
Und halb ergrimmt;
Man sieht, daß er an nichts keinen Anteil nimmt.

Seinem Charakter entsprechen die Wirkungen Heines auf die Nachwelt, unter denen wir heute noch leiden. Er hat sich selbst ein Denkmal gesetzt in den Brandmalen, die er dem deutschen Geistesleben eingedrückt hat. Er hat das Spielen und Kokettiren mit erlognen Gefühlen selbst geübt und hat am meisten dazu beigetragen, es modern zu machen. Er heuchelt Gefühle, und mögen sie ihm noch so fern liegen, wenn er nur hoffen kann, daß sie bei den Lesern Anklang finden und Interesse für seine Person erwecken. Daß er sie heuchelt, beweisen seine übrigen Anschauungen, mit denen sie in grellem Widerspruch stehen. Darin hat er es in seiner Art weiter gebracht als der unwürdigste der von ihm so oft verspotteten Pfaffen. Die „erlognen Liebesschmerzen," von denen er in der Einleitung zur Harzreise spricht, und erlogne Begeisterung für die Ideale der Menschheit finden sich vor allem in seinen eignen Werken. Was sollen im Munde Heines die Worte:

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold?

Im Ernste fällt es ihm gar nicht ein, ihr segnend und betend die Hände aufs Haupt legen zu wollen; und statt des Gebets käme wohl auch nichts als ein schlechter Witz. Aber das war ehedem nicht deutsche Art, mit solchen Gefühlen zu spielen. Heine wußte, daß sie in andern leben, und ließ sich auch selbst leichthin davon berühren. So schlägt er einmal diese Saite an; und was geschieht nun? Leute, die das ganze Jahr, auch wo sie hinlänglich Gelegenheit dazu hätten, nie auf solche Gedanken kommen, geberden sich, als ob sie neben dem segnenden Heine auf die Kniee sinken und vor Andacht dahinschwinden und sich auflösen möchten in das duftende Wischiwaschi einer verschwommnen Rührung. Wo hohe und edle Gefühle echt und kernig waren, hat sie Heine zu vernichten versucht, um eine schwächliche, sentimentale Spielerei mit erheuchelten Gefühlen an ihre Stelle zu setzen.

Heine hat den rohen Materialismus jeder Art mit einem geistreichen Schimmer umgeben und ihm in der Unterhaltung Bürgerrecht erworben. Vor allem hat er das Festhalten an Recht und Sitte als Zeichen eines untergeordneten schwachen Geistes verhöhnt und seine Schamlosigkeiten als Ausbrüche eines genialen Geistes verherrlicht. Er hat es dahin gebracht, daß sich der moderne Mensch schämt, eine sittliche Gesinnung zu vertreten, und mit Dingen prahlt, die er verbergen sollte. Man schlage seinen Einfluß nicht gering an. Er war der Führer des jungen Deutschlands, dessen Ton dann in den Stil eines Heeres von sensationslustigen, dem Heinischen Geiste verwandten Zeitungen überging. Durch sie wirkt Heine noch heute auf die große Menge derer, die in diesem Lesefutter ihre geistige Nahrung suchen.

So kommt es, daß in Heines Manier jeder Ladenjunge spricht, wenn er gerade gut aufgelegt ist, und das witzelt und kitzelt und legt sich dann abends zu Bett und denkt: heute war ich wieder einmal geistreich, und es geht doch nichts über eine gute Flasche „Sekt," eine feine Cigarre und meinen witzigen Kopf. Zu dieser Unterhaltung braucht man auch das Latein nicht, das man nicht gelernt hat. Denn Brocken sind nun überflüssig, da man es versteht, eine pikante Sauce geschickt anzubieten. Und wenn man gar ein neues Zötchen weiß, dann wird man bald der Heine der Gesellschaft und erzählt es so oft, bis es alle auswendig wissen, und wenn ein Gast kommt, muß man es noch einmal erzählen. Vielleicht fällt dann dem einen oder andern eine kleine Variante ein, und wenn sie sich dann auch nicht anmaßen können, an den Heine der Gesellschaft hinanzureichen, so gelten sie doch als die Heinchen des Kreises. Auch wenn man einmal auf dem Trocknen sitzt, wenn auch das „unerschöpfliche Thema" ausgeschöpft zu sein scheint, so hat das gar nichts zu

sagen. Das ist nur eine Aufmunterung, sich an der Quelle wieder zu erfrischen und wieder einmal etwas gediegnes zu lesen — nämlich den alten Heine und Börne aufzuschlagen; dann ist man den Anforderungen der Unterhaltung wieder gewachsen. Das sind doch herrliche Früchte des Heinischen Wirkens!

Vor allen andern Schriftstellern kann Heine den Anspruch erheben, den Stil in die litterarische Welt eingeführt zu haben, den man so bezeichnend den Feuilletonstil nennt, d. h. den Stil, in dem man auch über Dinge schreiben kann, von denen man gar nichts versteht. Ist doch das, was man schreibt, wie schon der Name sagt, nur darauf berechnet, daß es der Leser flüchtig durchblättere. Man kann in diesem Stil kritisiren und schimpfen, ohne von der Sache eine Ahnung zu haben, wenn man nur in der pikanten, springenden Art schreibt, die den Leser veranlaßt, in angenehmer Gedankenlosigkeit über den Gegenstand hinwegzueilen, über den er sich eigentlich unterrichten wollte. In Wahrheit ist dieser Stil nichts als ein Firniß der ärmlichsten Oberflächlichkeit. Doch weshalb bei seiner weiten Verbreitung und Beliebtheit das Kind so derb beim rechten Namen nennen? Heine in seiner Bescheidenheit, und ihm nach seine feuilletonistischen Verehrer rühmen mit vollen Backen, daß er es gewesen, der der deutschen Sprache erst Geschmeidigkeit und Leichtigkeit verliehen habe. Bei den klassischen Schriftstellern unsrer Nation und bei allen denen, die, wenn auch nicht an sie hinanreichend, doch in ihrem Sinne schreiben, schuf der Gedanke das Wort, den Stil; von ihnen galt: es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor. Das ist die Schreibart Luthers, auch Lessings und Goethes. Sie sollte auch die unsre sein. Abgesehen von ihrer natürlichen Schönheit, ist sie auch die leichteste. Man braucht in ihr nicht die Verrenkungen und Cirkussprünge des Heinischen Stils; man braucht überhaupt nichts dabei nachzuahmen, sie giebt sich von selbst. Und wer nicht in ihr schreiben kann, der lasse die Feder liegen und nehme den Hobel.

Ja, die Feder liegen lassen und in der Stille ein ehrliches Brot essen! Da kämen keine „grünverschleierten Engländerinnen, um in Düsseldorf das Heinische Haus zu sehen," da hätte man nicht das Recht, als genialer Dichterling „in Rheinwein und Austern zu schlampampen," da könnte man sich nicht unter den Linden in Berlin, auf den Boulevards und in den Salons in Paris in seines Geistes erlogner Größe blähen, und ach! in Mainz würde dem großen Dichter Heine kein Denkmal errichtet! Und das mußte doch alles sein, darum erfand Heine den Feuilletonstil. In ihm konnte er nicht nur Gedichte machen, sondern auch vier Bände über deutsche Sage, Philosophie, Religion und Litteratur schreiben und noch viel mehr Bände über deutsches Wesen im allgemeinen, über Freiheit, Gleichheit, Menschenrechte und über alle unsichtbaren Sterne. Der Feuilletonstil ist Lebensbedingung für Heinrich Heine und alle großen und

kleinen Skribenten, die denken oder vielmehr nicht denken, sondern sich blähen wie er. Sie haben die Warnung Goethes überhört: „Sei er kein schellenlauter Thor!“ Aber freilich „wonach ihnen der Gaumen stand,“ das wurde ihnen — „Bewunderung von Kindern und von Affen,“ wie man an allen denen sehen kann, die händeklatschend um das Heinedenkmal herumtanzen.

In Mainz soll es errichtet werden, unweit der Stelle, wo auf dem Niederwald das Standbild der Germania ragt. Will sie denn Heinisches Wesen ewig dulden?

Neue Sprachdummheiten

2. Haben und besitzen. Der Gesichtspunkt

So manche häßliche Spracherscheinung unsrer Zeit sucht man damit zu entschuldigen, daß man auf die Kürze hinweist, die durch sie erreicht werde. Du hast ja ganz Recht, sagt man, das und das ist nicht gerade schön, aber es ist doch kürzer als das andre. Als ob Kürze der höchste Vorzug der Sprache wäre! Der höchste Vorzug der Sprache ist Deutlichkeit, der nächste Schönheit, und da immer nur das Einfache schön ist, so wird schöne Sprache gewiß viel öfter kurz und knapp als breit und weitschweifig sein. Aber eine Kürze, unter der die Deutlichkeit leidet, die zu häßlichen Fehlern führt, und bei der, wie es so oft geschieht, organische Verbindungen durch mechanische (Bindestrich u. dgl.) verdrängt werden, ist kein Vorzug mehr. Ist die Zeit wirklich so kostbar geworden, daß wir nicht mehr reden, sondern nur noch stammeln können?

Wie verträgt sich aber auch die ganze Entschuldigung mit den zahllosen andern Fällen, wo man sich gar nicht breit und weitschweifig genug ausdrücken kann? Warum schreibt man immer derselbe statt er, warum immer bereits statt schon, häufig statt oft, beinahe (oder vielmehr nahezu!) statt fast, lediglich statt nur, vorhanden statt da, gegenwärtig statt jetzt, indessen statt doch?*) Warum setzt man an die Stelle unsrer hübschen, leichten Präpositionen von, mit, bei, ohne schleppende Ungetüme wie seitens, vermittelst, anläßlich, ausschließlich? Warum umschreibt man alle einfachen Zeitwörter durch umständliche Redensarten mit bringen, kommen und gelangen, warum wird alles zur Darstellung gebracht und zur Ausfüh-

*) Indessen ist jetzt feinstes Modewort; es hat die andern Adversativpartikeln alle verdrängt. Man achte nur einmal darauf!

rung gebracht statt dargestellt und ausgeführt? Warum kleidet man so einfache Gedanken wie: das Krankenhaus ist überfüllt — das Modell wird sehr groß werden — das Gefecht ist abgebildet — in einen Wortschwall wie: das Krankenhaus hat die äußerste Grenze seiner Belegungsfähigkeit erreicht — die Größenabmessungen des Modells werden sehr bedeutende werden — das Gefecht ist in einer Illustration zur bildlichen Darstellung gebracht? Da hat man immer Zeit. Bei unsrer Zeitungssprache habe ich fortwährend das Gefühl, als ob der Ausdruck mit allen nur erdenklichen Mitteln in die Breite gezogen wäre, um gegen die ungeheure Schnelligkeit des Lesens, zu der es jetzt ja schon die Kinder bringen, künstlich ein Gegengewicht zu schaffen, etwa so, wie man beim Kleidermachen den Zeit- und Arbeitsausfall, den die Nähmaschine gebracht hat, durch allerhand Falten, Falbeln und Besatz auszugleichen sucht.

Wer all den Schwulst und all den breiten Formel- und Redensartenkram vermeidet, von dem unsre Amts- und Zeitungssprache voll ist, wer sich die Fähigkeit bewahrt oder wiedergewonnen hat, von jedem Gedanken den runden, reinlichen Kern zu geben, uneingehüllt in drei- oder vierfache Wortschalen, der hat überflüssige Zeit, auch alle unnatürliche und häßliche Kürze zu vermeiden.

Unter der Sucht, sich immer möglichst breit auszudrücken, hat namentlich eine kleine Anzahl bescheidner Zeitwörter zu leiden. Sie sind das Brot in unsrer Sprache, wir können sie gar nicht entbehren. Aber man will eben kein Brot, man will immer Konfekt. Ich denke da namentlich an Zeitwörter wie sein, haben, machen, kommen, geben, sehen, können u. a. Für können heißt es jetzt nur noch vermögen (obwohl man bei können mit dem einfachen Infinitiv auskommt, bei vermögen einen Infinitiv mit zu braucht, was den Ausdruck oft unnötig schwerfällig macht), für sehen heißt es meist erblicken (darin erblicke ich einen großen Fehler), für geben immer verleihen (einem Gefühl Ausdruck verleihen), für kommen immer gelangen, für sein natürlich immer sich befinden (in der Nähe befindet sich ein Kloster). Ganz komisch ist es, was für Anstrengungen gemacht werden, um das arme machen zu vermeiden und es durch irgend ein seltneres und — längeres Wort zu ersetzen. Das alles aber wird weit überboten durch den unsinnigen Mißbrauch, der mit dem Zeitwort besitzen getrieben wird, indem man es, nur um sich zu spreizen, nur um dem Einfachen, Natürlichen und Vernünftigen aus dem Wege zu gehen, überall für haben setzt, auch da, wo es ganz und gar nicht hinpaßt.

Die Grundbedeutung von haben ist höchstwahrscheinlich halten, in der Hand haben. Sie ist noch heute zu erkennen, wenn man z. B. einem Fliehenden, den man ergriffen hat, zuruft: Jetzt hab' ich dich! Aus dieser Bedeutung hat sich dann natürlich leicht die des Eigentums, des Besitzes entwickelt, wie sie deutlich in Habe vorliegt. Aber damit ist die Anwendung des Wortes nicht entfernt erschöpft. Mit haben läßt sich fast jeder denkbare Zusammen-

hang, jedes denkbare Verhältnis zwischen zwei Dingen ausdrücken. Wie? werden sofort die Beispiele zeigen.

Besitzen dagegen bedeutet ursprünglich — aber soll ich es wirklich erklären? Als wir in unsrer Leipziger Studentenzeit jahrelang vergeblich darauf warteten, daß das geplante Denkmal Leibnizens endlich aufgestellt würde, entstand der Wortwitz: „Leibniz besitzt noch kein Denkmal; aber Hahnemann ist es, der es besitzt." Der Homöopath Hahnemann ist nämlich auf seinem Denkmal in Leipzig sitzend dargestellt, und zwar auf einem Stuhl und anscheinend bei einer Verrichtung, die jeden Betrachter heiter stimmen. Der Wortwitz war sehr gut; auf der einen Seite machte er sich über Hahnemanns Denkmal lustig, auf der andern über den thörichten Mißbrauch des Zeitworts besitzen, der schon damals um sich griff.

Das erste, was der Mensch „besaß," war unzweifelhaft der Grund und Boden, auf dem er saß; besitzen heißt: auf etwas sitzen. Noch im siebzehnten Jahrhundert „besaß" der Richter die Bank, der Reiter das Pferd, die brütende Henne die Eier. Vom Grund und Boden ist das Wort dann auf andre Dinge übertragen worden, die unser Eigentum sind, vor allem auf das Haus, das auf dem Grund und Boden errichtet ist — auch dieses „besitzt" man noch im eigentlichsten Sinne des Wortes, man sitzt drin, man ist „Insasse" des Hauses —, dann auch auf alle fahrende Habe, auf allen Hausrat und endlich — auf das liebe Geld. Damit ist aber der Umfang und eine sinngemäße Anwendung des Wortes strenggenommen erschöpft.

Bedenklich ist es schon, Kinder als Besitztum der Eltern zu bezeichnen: er besaß vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter. Eltern haben Kinder, aber sie besitzen sie nicht. Dasselbe gilt von dem Verhältnis des Herrn zum Diener, des Herrschers zu den Unterthanen, des Freundes zum Freunde. Es ist abgeschmackt, zu schreiben: er hatte viele sympathische Züge, und doch besaß er keinen Freund. Wer die Abgeschmacktheit nicht fühlen sollte, der kehre sich die Verhältnisse um; wenn Eltern Kinder, ein Herrscher Unterthanen „besitzt," dann „besitzen" auch Kinder Eltern und Unterthanen einen Herrscher. In der That schreckt man auch davor schon nicht mehr zurück; man schreibt: er besaß Eltern, die thöricht genug gewesen waren, in seinen Kinderjahren die Keime der Genußsucht in seinem Herzen zu pflegen — Preußen besitzt in den Hohenzollern ein Herrschergeschlecht, um das es jedes andre Land beneiden kann. Ist das richtig, dann kann man schließlich auch einen Onkel, einen Großvater, einen Gönner, einen Widersacher „besitzen," eine Stadt kann einen Bürgermeister, eine Kompagnie einen Hauptmann „besitzen."

Ebenso bedenklich ist es, einen Teil unsers eignen Selbst, also entweder den Körper oder den Geist oder einen Teil des Körpers als unser Besitztum zu bezeichnen und zu schreiben: er besaß einen kräftigen, wohlgebauten Körper — sie besaß eine feine, schmale, wohlgepflegte Hand (in neuern

Romanen sehr beliebt!) — die Soldaten möchten bedenken, daß die Schwarzen auch ein Herz besäßen. Derselbe Fall ist es, wenn Bestandteile einer Sache als Besitztum der Sache bezeichnet werden, z. B.: das Buschweidenröschen besitzt einen unterirdischen wurzelartigen Stengel — diese Schaftstiefel besitzen Doppelsohlen, oben von Leder, unten von Blech — für diese Fälle dienen Glashahnbüretten, die an einer Stelle des Gummischlauchs einen Glashahn besitzen.

Unzählig aber sind nun die Fälle, wo gar äußere oder innere Eigenschaften einer Person oder Sache, Zustände, Empfindungen, Geistesthätigkeiten und ähnliches unsinnigerweise als Besitztum der Person oder Sache hingestellt werden. Da schreibt man z. B.: dieser Orden wird auch an solche Leute verliehen, die keinen Hofrang besitzen — Herr R. besaß damals ein Engagement in Leipzig — so wenig wird man begriffen, wenn man die Eigenschaften des Künstlers besitzt — K. besitzt dazu weder das reife, ruhige Urteil, noch die nötige Sachlichkeit, ja auch nur die nötige Wahrheitsliebe — unsre Juden besitzen nicht die Feinheit der Empfindung, vor dieser deutlichen Ablehnung zurückzutreten — die Bodenreform besitzt eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der Sozialdemokratie — der hochgeehrte Rat wolle die Güte besitzen, unser Gesuch wohlwollend in Erwägung zu ziehen — entscheidend ist die Frage, ob die bedeutendern Künstler diese Kennzeichen des Klassizismus besitzen oder nicht — beide Bauten besitzen einen langgestreckten, rechteckigen Grundriß — die Passage besitzt eine Länge von 43 Metern — diese Sprachen besaßen nur die Stellung von Mundarten — man muß sich bewußt bleiben, daß diese Unterscheidung keinen theoretischen, sondern nur einen praktischen Wert besitzt — für die moderne Revolution besitzen Dichter und Denker kaum eine geringere Bedeutung, als die Männer der That — Elisabeth besaß ein tiefes Verständnis für die Bedürfnisse der Nation — die Herren Auer und Liebknecht besitzen gewiß ein großes Interesse daran, das festzustellen — die Landstreicher zerfallen in solche, deren Streben darauf gerichtet ist, bald wieder Arbeit zu finden, und solche, die dieses Streben nicht besitzen — die Behörden besaßen keine Ahnung von den ihnen obliegenden Pflichten — wer mit dem Volksleben nicht die geringste persönliche Fühlung besitzt — er besaß die moralische Überzeugung von ihrer Unschuld — die Neuberin besaß jedenfalls mehr Begeisterung für die Kunst als Pollini — jeder Preuße, der die Befähigung zu den Gemeindewahlen besitzt — Leute, die gern Konjekturen machen, besitzen hier ein ergiebiges Arbeitsfeld — gegen die Diphtheritis besitzen die Naturärzte eine Behandlung von ausgezeichnetem Heilerfolge — der Entschlafene besitzt ein volles Anrecht darauf, daß wir ihn durch Worte dankbarer Erinnerung ehren — es traten Persönlichkeiten auf, die zum Klagen nicht den geringsten Grund besaßen u. s. w.

Ein Recht auf eine Sache kann gewiß unter Umständen als eine Art wertvollen Besitztums aufgefaßt werden. Dasselbe gilt von Kenntnissen und Fertigkeiten. Aber das meinen doch die gar nicht, die gedankenlos so etwas hinschreiben, wie daß der Entschlafene(!) ein Anrecht auf dankbare Erinnerung „besitze." Haben kann auch ein Entschlafner noch alles mögliche, besitzen kann er schlechterdings nichts mehr. Aber auch der Lebende kann alle die andern schönen Dinge, wie Begeisterung, Streben, Interesse, Verständnis, wohl haben, aber nicht besitzen. Güte haben ist doch nur eine verbreiternde Umschreibung von gut sein, Ähnlichkeit haben eine Umschreibung von ähnlich sein. Das sind Eigenschaften, aber keine Besitztümer. Auch eine Gestalt, ein Zeichen, einen Rang, eine Stellung kann man wohl haben, aber nicht besitzen; auch das sind Eigenschaften, aber keine Besitztümer.

Geradezu lächerlich ist es, wenn Eigenschaften oder Zustände, die einen Schaden oder Mangel bilden, als Besitztümer bezeichnet werden. Und doch wird geschrieben: das Leiden, das er besaß, war eine Blasenfistel — beim Verhör stellte sich heraus, daß er eine tiefe Wunde am Jochbein sowie eine Schußwunde oberhalb der Herzgegend besaß. Ja sogar Schulden werden als Besitztum hingestellt: das Reich und die Einzelstaaten besitzen gegenwärtig etwas über zehn Milliarden Staatsschulden. Nettes Besitztum! Am Ende „besitzt" noch der Topf ein Loch.

Aber auch das bloße Dasein, Vorhandensein, Bestehen einer Sache an irgend einem Orte, in einem bestimmten örtlichen Umkreise oder sonstigen Bereiche läßt sich wohl mit haben ausdrücken, aber nicht mit besitzen. In Leipzig sind sechs Bahnhöfe oder: in Leipzig giebt es sechs Bahnhöfe — dafür kann man auch sagen: Leipzig hat sechs Bahnhöfe. Aber zu schreiben: Leipzig besitzt sechs Bahnhöfe, ist Unsinn. Leipzig besitzt eine Anzahl Waldungen, Rittergüter, auch öffentliche Gebäude, aber seine sechs Bahnhöfe hat es nur. Ebenso verhält sichs in folgenden Sätzen: Mecklenburg besitzt bekanntlich noch eine ständische Vertretung — diese Richtung besaß in Berlin eifrige Anhänger — die englischen Universitäten besitzen keine pädagogischen Seminare — die Neue Züricher Zeitung besitzt einen Berichterstatter — die Fabrik kann nicht den Anspruch erheben, ein besonders ausgewähltes Arbeitermaterial zu besitzen — die katholische Kirche besitzt Segensformeln u. s. w. Auf die Spitze getrieben erscheint der Unsinn, wenn die Angabe des Ortes wegfällt und nur gesagt werden soll, daß eine Sache überhaupt dasei. Anstatt: es ist das die älteste Nachricht, die es hierüber giebt — kann man auch sagen: es ist das die älteste Nachricht, die wir hierüber haben — wir, nämlich alle, die sich mit der Sache beschäftigen. Welch thörichte Spreizerei, dafür zu schreiben, wie es wirklich geschieht: es ist das die älteste Nachricht, die wir darüber besitzen — wir besitzen zwei Bücher, die sich in größerer oder geringerer Ausdehnung mit Meißner be-

schäftigen — Weltrichs Buch ist die beste wissenschaftliche Biographie Schillers, die wir besitzen.

Mancher Leser wird geneigt sein, anzunehmen, die angeführten Beispiele seien zum Teil erfunden; wenn man den Unsinn so auf einem Haufen zusammen sieht, hält man ihn ja kaum für möglich. Es ist aber keins erfunden, sie sind alle gesammelt, und zwar binnen kurzer Zeit. Wer, aufmerksam geworden durch diese Sammlung, nun selber beobachten wird, wird bald sehen, daß ich Recht habe. Besitzen für haben zu schreiben, gleichviel, ob es dem Sinne nach paßt oder nicht, gilt eben jetzt für schön, für vornehm. Bezeichnend dafür ist, was ich auch bei andern Sprachdummheiten in unzähligen Manuskripten, die durch meine Hände gegangen sind, beobachtet habe: daß die Leute bei der ersten Niederschrift, wo sie ungesucht hingeschrieben hatten, was ihnen nach ihrem natürlichen Sprachgefühl in die Feder gelaufen war, haben geschrieben hatten. Das war aber dann ausgestrichen und besitzen drübergesetzt. Also erst beim Wiederdurchlesen des Geschriebnen, beim sogenannten Feilen, wo so vieles verdorben wird, hatte sich das unpassende Wort eingestellt. Ja, wenn die Selbstkritik des Feilens immer darin bestünde, den Ausdruck zu vereinfachen, alle überflüssige Breite wegzuschneiden! Bei den meisten besteht sie darin — ich rede aus tausendfacher Erfahrung —, den Ausdruck zu verbreitern, für kurze Wörter lange zu setzen, allerhand Einschiebsel zu machen, den raschen Ablauf eines Satzes durch einen nachträglich angehängten Schleppschwanz zu verzögern.

Die Neigung, besitzen zu schreiben, wo haben gemeint ist, ist freilich nicht von heute und gestern, sie findet sich schon zu Anfange dieses Jahrhunderts, ja schon im vorigen Jahrhundert. Man denke z. B. an die Worte des Schülers im Faust:

> Denn was man schwarz auf weiß besitzt,
> Kann man getrost nach Hause tragen,

oder an den Goethischen Spruch:

> Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
> Hat auch Religion;
> Wer jene beiden nicht besitzt,
> Der habe Religion.

Sieht man sich aber die Stellen, wo es geschehen ist, näher an, so sieht man, daß es meist mit Absicht geschehen ist, weil eben die Sache, um die sichs handelt, als eine Art von Besitztum hingestellt werden soll, oder es ist der Abwechslung, des Reims, des Rhythmus wegen geschehen.*) Zur gedankenlosen Mode ist es erst in unsrer Zeit ausgeartet; nun hat es aber auch so

*) Anders in „Künstlers Erdewallen," wo es von dem Kunstschatz des Reichen heißt: „Und er besitzt dich nicht, er hat dich nur."

schnell um sich gegriffen, daß man auf alles gefaßt sein muß. Es ist gar nicht undenkbar, daß wir über kurz oder lang dahin kommen, daß einer auch Recht oder Unrecht „besitzt," Zeit zu einer Arbeit, Lust zu einer Reise „besitzt," Hunger und Durst „besitzt," schlechte Laune „besitzt," das Scharlachfieber „besitzt," einen Floh „besitzt." Das wäre dann freilich, wie so manches in unsrer heutigen Sprache, die helle Verrücktheit. Denn in Wahrheit besitzt ja die Krankheit den Menschen; so faßte man es wenigstens früher auf, wo man den Menschen als von Krankheiten „besessen" bezeichnete. Und der Floh „besitzt" den Menschen erst recht; der Mensch dagegen kann den Floh immer nur „haben," besonders auch dann, wenn er ihn — noch nicht „hat."

Vor kurzem hat einmal jemand dem „gedankenlosen Sprachgebrauch" das Wort geredet. Er hat lang und breit die bekannte Thatsache auseinandergesetzt, daß der ursprüngliche und eigentliche Sinn vieler Wörter mit der Zeit vergessen wird, und daran die Behauptung geknüpft, daß nur durch dieses Vergessen eine Weiterentwicklung der Sprache möglich sei; die Unfähigkeit unsrer Zeit, neue Wörter zu schaffen, sei eine Folge davon, daß wir die Sprache viel mehr mit Bewußtsein brauchten, als frühere Zeiten.

Mir ist es unverständlich, wie jemand in unsern heutigen Sprachzuständen den Anlaß zu solchen Betrachtungen finden kann. Der immer schnellere Verfall unsrer Sprache, den man, ich möchte sagen von Jahrfünft zu Jahrfünft beobachten kann, ist ja gerade die Folge der immer ärger werdenden Gedankenlosigkeit beim Sprachgebrauch! Er vollzieht sich immer rascher, seitdem sich in unsrer Presse — namentlich in der ungeheuern Masse der Tagespresse und in den zahllosen Fachzeitschriften — tausende und abertausende öffentlich der Sprache bedienen, die früher dazu gar keine Gelegenheit hatten, die früher in aller Bescheidenheit den Mund hielten, also auch die Sprache nicht verhunzen konnten. Kleine Schulmeister, kleine Beamte, kleine Geschäftsleute, kleine Handwerker, alles Leute, die vor fünfzig, sechzig Jahren nicht gewagt hätten, drei Zeilen drucken zu lassen, ohne sie vorher einem höher gebildeten Manne zur Durchsicht vorgelegt zu haben, sind ja heute nicht nur die Hauptmitarbeiter, sondern sogar die „Schriftleiter" von Zeitungen und Zeitschriften! Ich glaube, daß die Schule jetzt gar nicht genug darin thun kann, im Sprachunterricht die Jugend zum Denken zu nötigen. Ein schöner Unterricht, der sich dabei beruhigen wollte, zu sagen: Die ursprüngliche Bedeutung von besitzen ist längst vergessen, es bedeutet jetzt genau dasselbe wie haben. Also, ihr lieben Kinder, setzt nur überall fröhlich besitzen für haben, damit ihr doch auch etwas zur Weiterentwicklung der Sprache beitragt!

Da ich aber gerade beim „gedankenlosen Sprachgebrauch" bin, so will ich gleich noch einen andern Fall besprechen, der auch dahin gehört, den Mißbrauch nämlich, der jetzt mit dem Worte Gesichtspunkt getrieben wird. Unter Gesichtspunkt versteht man — aber ich schäme mich eigentlich auch

hier, eine Erklärung zu geben. Was soll es denn weiter bedeuten als den Punkt, von dem aus man etwas ansieht? wie der Standpunkt den Punkt, auf den man sich gestellt hat, um etwas anzusehen? Beides ist ja so ziemlich dasselbe.

Ich sollte nun meinen, das Bild, das in diesen Ausdrücken liegt, wäre so klar und deutlich, daß es gar nicht „vergessen" werden könnte: Standpunkt und Gesichtspunkt bedeuten durchaus etwas Räumliches, einen Punkt im Raume. Da ist es doch nun schon verkehrt, wie es manche lieben, von großen oder allgemeinen Gesichtspunkten zu reden. Ich kann mir weder unter einem großen, noch unter einem allgemeinen Punkt etwas denken. Man verwechselt da offenbar den Gesichtspunkt mit dem Gesichtskreise. Wenn ich mich hoch aufstelle und die Dinge von oben betrachte, so überblicke ich mehr, als wenn ich unten, mitten unter den Dingen stehe. Es ändert sich dann auch der Maßstab der Betrachtung: was mir unten groß, im übertragnen Sinne: wichtig, bedeutend erschien, schrumpft zusammen, ja verschwindet vielleicht ganz, wenn ich es von oben betrachte. Man kann also wohl von hohen und niedrigen Gesichtspunkten reden, aber nicht von großen und kleinen. Der Geist ist klein, der sich nicht zu höhern Gesichtspunkten aufschwingen kann, auch der Gesichtskreis eines solchen Geistes ist klein, aber ein Punkt ist — ein Punkt, kann weder klein noch groß sein.

Was muß sich aber der Gesichtspunkt sonst noch alles gefallen lassen! Er wird nicht nur berührt, dargelegt, ausgeführt, er wird auch betont, hervorgehoben, herausgestellt, in den Vordergrund gestellt, er wird zu Grunde gelegt, er wird in die Wagschale geworfen, und zwar so, daß er ins Gewicht fällt, er ist maßgebend, es wird etwas von ihm abgeleitet u. s. w. Der arme Gesichtspunkt! Es ist grausam, wie man ihm mitspielt.

Der Leser schüttelt ungläubig den Kopf? Hier sind die Beispiele: Zum Schluß möchte ich noch zwei Gesichtspunkte berühren — er legte die Gesichtspunkte dar, die den Ausschuß veranlaßt hätten, die Versammlung zu berufen — es würde mich zu weit führen, wenn ich den angedeuteten Gesichtspunkt näher ausführen wollte — als der Redner diesen Gesichtspunkt scharf betonte — erfreulich ist es, daß der Herzog auch für das Gefühl vaterländischer Ehre empfänglich ist und bei der Berücksichtigung der Muttersprache diesen Gesichtspunkt besonders hervorhebt — er wußte immer sofort die höhern Gesichtspunkte herauszustellen — man kann den Mittelstand sehr verschieden abgrenzen, je nach den Gesichtspunkten, die man in den Vordergrund stellt — auch der Gesichtspunkt, daß (!) man mit einer stattlichen Schrift dem Auslande imponiren müsse, ist nicht zu verwerfen — überhaupt möchten wir auf den Gesichtspunkt hinweisen, den alle Gerichte ihren Rechtsprechungen auf diesem Gebiete zu Grunde zu legen haben — daneben fällt noch ein andrer Gesichtspunkt ins Ge-

wicht — diese Frage bildet den maßgebenden Gesichtspunkt, von dem aus wir dem Problem nähertreten — die allgemeinen Gesichtspunkte, aus denen sich der kritische Vorrang der Originaldrucke lutherischer Schriften ableiten läßt, sind folgende u. s. w.

In allen diesen Beispielen ist von dem Bilde, das in dem Worte Gesichtspunkt liegt, keine Spur mehr zu finden. Es bedeutet etwas ganz andres, es steht für Umstand, Thatsache, Grund, Ansicht, Gedanke, ja bisweilen steht es für — gar nichts, es wird, ebenso wie Moment und Faktor, als bloßes Klingklangwort gebraucht. Oder bedeutet der Satz: „zum Schluß möchte ich noch zwei Gesichtspunkte berühren" im geringsten etwas andres als: zum Schluß möchte ich noch zweierlei berühren?

Infolge des fortwährenden Mißbrauchs ist es denn auch glücklich dahin gekommen, daß dieses Wort, das ein so klares und deutliches Bild enthält, und das bisweilen kaum zu entbehren ist, geradezu einen lächerlichen Beigeschmack angenommen hat, und daß man es in der Unterhaltung kaum noch anders als ironisch gebraucht.*) Eine weitere Folge ist die, daß nun gewisse Leute, um das lächerliche Wort zu vermeiden, es neuerdings durch Gesichtswinkel(!) ersetzt haben, was nun freilich wegen seiner verkehrten mathematischen Vorstellung gleich von vornherein dem Spott verfallen ist.

Ja, unsre Sprache verschönert sich von Jahr zu Jahr. Unsre Vorfahren hatten Gedanken. Die haben wir ja auch noch ab und zu, aber meistens haben wir doch „Gesichtspunkte." Unsre Nachkommen aber werden wahrscheinlich nur noch Gesichtspunkte besitzen.

Leipzig G. W.

Der verrückte Flinsheim

Von Charlotte Niese

(Schluß)

Als der Gottesdienst begann, saß Propst Madsen mit verdrießlichem Gesichte neben mir. Er hatte schlecht geschlafen, wie er mir zuflüsterte, der Kaffee war schlecht und das Brot noch schlechter gewesen. Er gähnte viel, während sich die Kirche langsam füllte, und sah aus, als wenn er den versäumten Schlaf nachholen wollte. Ich betrachtete mir Ludolfs Zuhörer, die langsam und be-

*) Ein verstorbner Leipziger Buchhändler, der allerdings ein Schalk war durch und durch, meinte, er müsse bei den ewigen Gesichtspunkten immer an Sommersprossen denken.

dächtig die Kirche betraten. Es waren lauter kräftige Gestalten mit unbeweglichen Gesichtern, langen Haaren und hellen Augen, die Frauen in der Friesentracht, die Männer in langen Röcken. Oben auf dem Chore stand ein dürrer Küster und stimmte ein Lied an; alle Stimmen fielen ein, aber alle sangen anders; es klang ohrenzerreißend. Ich sah mich nach einer Orgel um, aber die gab es nicht; niemand schien an diesem Gebrüll etwas auffälliges zu finden. Auch Ludolf nicht, der jetzt vor den Altar trat und das Evangelium verlas. Als er dann unter dem Altarbilde stand, bemerkte ich, daß ihn die Augen seiner Gemeindemitglieder mit einem gewissen Wohlgefallen betrachteten. Dies wunderte mich, aber ich erstaunte noch mehr, als Ludolf die Kanzel betrat; denn er sprach streng und sagte seinen Zuhörern Dinge, die keine behaglichen Gefühle bei ihnen erwecken konnten. Der Propst fuhr mehreremal neben mir aus seinem Schlummer auf und räusperte sich ärgerlich. Den Bauern aber schien ihr Pastor ausnehmend zu gefallen. Sie hörten sehr aufmerksam zu und nickten hin und wieder, als ob sie sehr zufrieden wären. Als Ludolf das Amen gesprochen hatte, und nun der Propst würdevoll die Kanzel bestieg, ging ich leise aus der Kirche. Denn ich wußte so genau, was der gute alte Mann sagen würde, daß ich seine Predigt selbst hätte halten können. Ich zog es deshalb vor, wieder hinaus in den Wind und in den Sonnenschein zu gehen. Hinter mir her kamen eine ganze Menge Leute aus der Kirche, die in Gruppen auf dem Wege stehen blieben und sich mit einander unterhielten.

Nun, redete ich einen alten Bauer an, weshalb bleibt ihr nicht in der Kirche? Ihr hört den Propst nicht alle Tage!

Der alte Mann sah mich ruhig an. Weshalb bleibt ihr denn nicht in der Kirche, Amtmann? fragte er, und als ich ihm erwiderte, ich hätte den Propst schon oft gehört, entgegnete er: Ich habe ihn auch einmal sprechen hören, und das war genug für mich.

Hört ihr denn euern Pastor lieber? fragte ich weiter.

Der Alte strich mit der Hand über sein wetterhartes Gesicht. Er thut ein bischen viel Salz in die Grütze, sagte er, aber ich kann ihn gut leiden!

Ja, die Bauern konnten ihn alle gut leiden, wie sie sagten. Nur einer von ihnen erwiderte auf meine Fragen nichts. Er hatte sich rittlings auf ein altes Steinkreuz gesetzt und sah mir dreist ins Gesicht. Es war ein hübscher junger Kerl mit schlanken Gliedern und brennenden Augen. Das war Ebbo Tychsen, den Ludolf einen Strandräuber genannt hatte.

Ich hatte seinen Namen erfragt und wollte ihn eben anreden, da kam die schöne Wiebke aus der Kirche und ging geradeswegs auf ihn zu. Beide sahen sich einen Augenblick in die Augen; dann stand er lässig auf und ging neben ihr her. Es war ein hübsches Paar, und unwillkürlich blickte ich ihnen nach. Auch die andern sagten wohl etwas über die zwei jungen Leute; sie unterhielten sich aber in friesischer Mundart, sodaß ich sie nicht verstehen konnte.

Der Propst predigte wohl fast eine Stunde. Schließlich hörten ihm nur noch Ludolf und der Küster zu. Die Bauern waren schon lange wieder vom Kirchhofe gegangen. Ich hatte die Zeit benutzt, beim Krugwirt Erkundigungen über Ebbo Tychsen und Wiebke einzuziehen, und hatte erfahren, daß Ebbo wirklich ein übel berufner Mensch war. Er war ein Spieler und Säufer und hatte sein Erbe, einen kleinen Bauernhof, schon ganz heruntergewirtschaftet. Als ich aber auf seine Eigenschaft als Strandräuber anspielte, wich der Wirt meinen Fragen aus. Davon wisse er nichts, sagte er mit unschuldiger Miene.

Wiebke war die Tochter eines der reichsten Bauern von Windbergen. Ihr Vater hätte nichts dagegen gehabt, sie dem Schwarzrock zu geben, aber sie hatte Ebbo lieber; jeder im Dorfe wußte das, nur der Pastor selbst nicht.

Er meint immer, es müsse alles kommen, wie er es haben will! sagte der Wirt; aber was die Weiber sind — er zuckte die Achseln.

Ihr habt ihn aber gern? fragte ich wohl zum zehntenmale.

Er ist besser als alle andern, erwiderte er. Er kann einem ordentlich gruslig machen — das gefällt uns. Und dann will er nicht mehr sein als wir — das gefällt uns auch.

Ludolf wollte in der That nicht mehr sein als seine Bauern; das merkten wir, als wir bei ihm zu Mittag aßen. Grütze und Braunbier, Salzfleisch und dicke Bohnen — das war unser Visitationsessen. Mir schmeckte es nicht schlecht, aber der Propst wurde sehr übler Laune, und wir fuhren bald nach Tische ab, nachdem wir noch die Kirchenbücher und die Rechnungen nachgesehen und alles in Ordnung gefunden hatten. Ich suchte noch Gelegenheit, mit Ludolf allein zu sprechen; ich wollte ihm die thörichte Absicht ausreden, Wiebke zu heiraten, aber als ich davon anfing, schüttelte er den Kopf und sagte: Laß nur, Erich, es wird alles kommen, wie es Gott haben will! So ließ ich ihn denn in seinem ärmlichen Pastorate bei den stumpfsinnigen Bauern, der kahlen Natur und dem Winde. Er that mir leid. Ein Baron Flinsheim hätte meiner Ansicht nach etwas besseres thun können, als sein Leben in dieser Umgebung zu vertrauern.

Der Propst schalt sehr auf der Rückfahrt. Nicht nur auf Flinsheim, über dessen Benehmen ihm fast die Worte fehlten, sodaß er ihn nur hin und wieder einen ganz abscheulichen Heuchler und Pietisten nannte, sondern hauptsächlich auf die Windberger, die aus seiner Predigt fortgelaufen waren. Er nannte sie eine Bande von Räubern und Mördern, und behauptete, sie würden gewissenlos jeden niederstechen, der nicht nach ihrem Gefallen lebte oder der das Unglück hätte, sie zu erzürnen.

Ich ließ den guten Propst bei seinen Übertreibungen, ohne ihm zu widersprechen; aber ich nahm mir vor, das Dorf Windbergen und seinen Pastor im Auge zu behalten. Gleich nach meiner Rückkehr ließ ich mir alle Akten vorlegen, die es auf meinem Büreau über das Dorf gab. Aus ihnen ersah ich

bald, daß diese ruhigen und so gleichmütig dreinschauenden Friesen sich allerhand hatten zu schulden kommen lassen. In frühern Jahren hatten dort große Trinkgelage stattgefunden, bei denen jedesmal wenigstens einer erstochen worden war. Auch hatten sie manchmal eigne Justiz geübt und einen der Ihrigen, den sie eines Verbrechens schuldig glaubten, kurzer Hand aufgehenkt. Durch alle Berichte zog sich außerdem wie ein roter Faden die Strandräuberei. Die graue Westsee blitzte nicht umsonst so verführerisch in der Ferne, und nicht umsonst trieb der Weststurm die Schiffe an den steinigen Strand. Schon oft war der Amtmann in Windbergen gewesen, um dieser oder jener Strandung nachzuspüren; aber immer war er unverrichteter Sache zurückgekehrt und hatte sich über die frechen Bauern bitter beklagt. In den letzten Jahren lauteten die Berichte über die Windberger günstiger. Zuerst hatten sie zwar ihren neuen jungen Pastor verklagt, weil er ihnen das Trinken des Kaffeepunsches verbot und die Leute zürnend auseinanderriß, wenn sie mit gezücktem Messer auf einander losgingen, der ihnen also, wie sich die Kläger ausdrückten, „keine Freude gönnte"; aber später schienen sie sich mit ihm ausgesöhnt zu haben. Wenigstens hörte man nichts mehr von ihnen, der Name der Dorfschaft kam in den Akten nur noch bei Gelegenheit der Steuern und der Militäraushebung vor. Die Windberger schienen auch das Strandräubern gelassen zu haben, bis auf Ebbo Tychsen, auf dem mancherlei Verdacht zu ruhen schien. Aber er mochte wohl sehr frech gegen meinen Vorgänger gewesen sein, und dieser hatte sich dafür, wie es seine Art war, dadurch erkenntlich gezeigt, daß er den Frechen in seinen Akten nicht mehr erwähnte. Überhaupt machte ich in meiner Amtmannschaft die Erfahrung, daß man mit den Friesen nicht ganz leicht verkehrte, und ich, der ich so siegesbewußt auf meinen Posten gegangen war, sah auch, daß ich bei einigen Sachen kläglich Schiffbruch litt. So kam es denn auch, daß ich nach Jahresfrist plötzlich von meiner Stellung entbunden und nach Kopenhagen versetzt wurde. Es war dem König von einem meiner Feinde — denn Feinde hatte ich natürlich — über meine Thätigkeit sehr entstellend Bericht erstattet worden; verteidigen wollte ich mich nicht, dazu war ich zu stolz, und so wurde ich plötzlich in eine etwas untergeordnete Stellung ins Ministerium berufen.

Nun, wir alle müssen ja einmal Unrecht leiden; aber es läßt sich ertragen, wenn das Schicksal nachher nur wieder gutmacht, was es einem zugefügt hat. In Kopenhagen lernte ich meine Frau kennen und fühlte mich dort schließlich weit behaglicher, als in der kleinen verschlafnen schleswigschen Stadt.

Ludolf ging es nicht so gut. Gerade am Tage meiner Abreise erfuhr ich auch, daß Ebbo Tychsen die schöne Wiebke entführt habe, und daß die Tochter von dem erzürnten Vater verstoßen worden sei. Ludolf sollte es aber doch durchgesetzt haben, daß sich das Paar dann noch trauen ließ. Ich war seit

der Reviſion nicht wieder nach Windbergen gekommen. Nun that es mir ſehr leid, und ich hätte meine Abreiſe gern verſchoben, um Ludolf zu tröſten. Der arme Junge war ſchwer verliebt geweſen, ich hatte es wohl gemerkt; aber im Grunde konnte ich ihm ja nicht helfen, und ich hoffte nun, daß er noch irgend ein adliches Fräulein heimführen würde.

Es war damals für die Flinsheim eine ſchlechte Zeit. Kurt erſchoß ſich, als ich einige Wochen in Kopenhagen war, wegen Schulden und einer Schauſpielerin, und Knud machte ſonderbare Geſchichten mit Regimentsgeldern, die ihm anvertraut waren, entging mit Mühe dem Zuchthauſe und wurde dann Zollbeamter auf der Inſel Aaröe; dort iſt er auch geſtorben. Bruno konnte weniger als je für ſeine Geſchwiſter thun, er hatte geheiratet, bekam jedes Jahr ein Kind und erzog ſeine junge Brut wie die Prinzen. Das war ſo Flinsheimſche Mode, und dagegen war nichts zu machen.

Acht Jahre hatte mein Amt in Kopenhagen gedauert, dann gefiel es Seiner Majeſtät, mich wieder zum Amtmann in Schleswig zu ernennen. Meinen alten Bezirk erhielt ich aber nicht wieder, ſondern einen im Oſten gelegnen. Der war bedeutend beſſer, und die Gegend an der Oſtſee mit ihren grünen Buchenwäldern war herrlich. Dennoch that es mir leid um meinen frühern Bezirk, und ich benutzte die erſte Gelegenheit, eine Reiſe in das Städtchen zu machen, wo ich zuerſt regiert hatte. Propſt Madſen, den ich zuerſt beſuchte, war ſehr alt geworden. Er predigte zwar noch, aber ſo, daß ihm kein Menſch mehr zuhörte, nur ſeine Frau. Wenn er aber eine Stunde lang unaufhörlich geredet hatte, ſo huſtete ſie laut, und dann ſagte er mitten im Satze Amen. Sonſt aber war der alte Herr noch ganz klaren Geiſtes und auf Ludolf, nach dem ich gleich fragte, noch eben ſo ſchlecht zu ſprechen wie vor Jahren.

Ja, der Pietiſt ſaß noch in Windbergen unter den Frieſen und war noch ebenſo verrückt wie früher. Von Beförderung war keine Rede, er wollte aber auch gar nicht fort. Er wollte bei ſeinen Bauern bleiben, die zwar manchmal wütend über ihn ſchimpften, dann aber doch alle zu ihm in die Kirche liefen.

Ich fragte nach Wiebke. Nun, die war Ebbos Frau, er prügelte ſie, und ſie mußte ſehen, wie ſie ihre fünf Kinder durchbrachte. Er verdiente nichts, ſondern verſuchte nur, hin und wieder ein Schiff an die Küſte zu locken und es dann mit Hilfe einiger wilden Geſellen zu berauben. Er war auch ſchon mehreremal wegen dieſer Vergehen in Unterſuchung geweſen, aber er hatte es verſtanden, ſich loszuſchwören. Der Propſt war vor kurzem in Windbergen geweſen, und es kam mir vor, als wenn er alles mit einer gewiſſen Schadenfreude erzählte. Er gönnte Ludolf nichts gutes — das merkte man —, und es war ihm recht, daß er das ſchöne Mädchen nicht bekommen hatte.

Über mich aber kam wieder das große Mitleid, das mich ſchon vor Jahren erfaßt hatte, und am nächſten Tage ritt ich nach Windbergen. Ich hatte mir im Städtchen ein gutes Pferd gemietet und trabte munter durch die flache

Gegend. Es war im August, die Felder waren zum Teil schon abgeerntet, und auf den grünen Triften grasten die Rinder. Die Luft war klar und hell, aber je weiter ich nach Westen kam, desto stärker wehte der Wind, und als ich gegen Mittag in Windbergen anlangte, brauste mir der Sturm um die Ohren. Es sah aber noch alles genau so aus wie vor acht Jahren. Ich wunderte mich darüber, obgleich es doch so natürlich war, denn wenn ich jetzt an das Dorf zurückdenke, so weiß ich, daß es nach hundert Jahren noch ebenso aussehen wird wie damals — wenn nicht einmal eine große Sturmflut kommt, die den Deich zerstört und alles fortspült.

Ich stellte mein Pferd beim Krugwirt ein und ging ins Pastorat. Vor dem Herd in der Küche saß wieder die alte Friesin. Als sie mich kommen sah, zeigte sie mit dem Daumen über die Schulter nach einer Thür. Das hieß, daß ich dort eintreten sollte. Ich ging leise die Stufen hinauf und klinkte die Thür vorsichtig auf. Es kam nämlich der knabenhafte Wunsch über mich, Ludolf zu überraschen. Er saß an seinem Schreibtisch und drehte mir den Rücken zu. Neben ihm stand eine Frau in Friesentracht und redete eifrig auf ihn ein. Auch sie stand von mir abgewandt und bemerkte mich nicht.

Ich gehe nicht wieder zu ihm, sagte sie. Er hat mein jüngstes Kind beinahe totgeschlagen und mich selbst schon oft mit dem Tode bedroht! Ach, hätte ich auf Euch gehört, Pastor!

Du hast es nicht gethan, Wiebke! erwiderte Ludolf ruhig. Du mußt die Folgen deiner Handlung tragen. Dein Mann ist dein Mann für gut und böse. Habe ich dirs nicht gesagt, als ich euch traute?

Wiebke Tychsen lachte bitter auf. Es ist nur böse geworden, Pastor, rief sie, vom Guten habe ich nichts gespürt! Weshalb wollt Ihr mir nicht helfen, Pastor? In der Stadt sagen die Leute, daß ich geschieden werden könnte, soll ich mein Leben in Not und Qual verbringen? Er schlägt mich, Pastor; noch heute hat er die Hand gegen mich aufgehoben!

Ludolf fuhr ein wenig zusammen; aber seine Stimme blieb unbeweglich. Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden! Du mußt tragen, was dir Gott auferlegt hat. Er meint es gut mit dir, verliere nur nicht den Glauben!

Da warf sich Wiebke auf die Erde, und ich konnte sehen, daß sie trotz alles Leids jung und schön geblieben war. Pastor, höhnt mich nicht mit solchen Worten! rief sie. Ihr habt ein Herz von Stein, sonst würdet Ihr mir helfen! Ihr habt gelogen, als Ihr einst sagtet, daß Ihr mich liebtet, Ihr habt gelogen!

Mir kamen die Thränen in die Augen, und ich war froh, daß kein schönes Weib so vor mir auf den Knieen lag; an Ludolfs Stelle hätte ich sie aufgehoben und in meine Arme geschlossen, gleichviel, was hinterher gekommen wäre. Aber Ludolf schien wirklich zum Stein geworden zu sein, er saß regungs-

los da und sagte immer nur wieder: Halte Gottes Gebot und geh zu deinem Mann!

Plötzlich wurde ich heftig zur Seite gestoßen. Ein großer Mann stand neben mir und sah mit wildem Blick auf die vor Ludolf kniende Wiebke. Dann lachte er höhnisch auf, erhob den Arm und warf Ludolf ein großes, breites Messer in den Rücken. Das geschah so blitzschnell, daß ich wie gelähmt dastand und erst auf Ludolf zuspringen konnte, als alles geschehen war. Ebbo Tychsen riß sein Weib vom Boden auf und schrie ihr wild zu, sie solle ihm folgen. Aber sie riß sich los und warf sich über Ludolf.

Er ist tot! rief sie ihrem Manne zu. Du Elender! und in ihrem Tone lag eine solche Verachtung, daß Ebbo die Arme sinken ließ.

Tot ist er nicht, Wiebke! sagte er, indem er finster auf Ludolf blickte. Ich wollte ihm nur zeigen, daß ich dein Herr bin, nicht er. Komm mit mir, Wiebke!

Aber sie schlug ihn mit der Faust ins Gesicht, und da ich dazwischentrat und die alte Haushälterin gleichfalls schreiend in der Thür erschien, wandte er sich um und stürzte davon.

Er hatte Recht. Ludolf war nicht tot, aber schwer verwundet. Er gab keinen Laut von sich, als wir ihn entkleideten und auf sein Lager brachten; aber er war bei voller Besinnung und sah mich freundlich an, während ich die Zähne zusammenbiß, um nicht wie ein Junge zu weinen.

Die alte Gesche schien sich auf die Behandlung von Messerwunden zu verstehen. Sie legte dem Pastor einen Notverband an, während ich in den Krug lief, um auf meinem Pferde einen Boten zum Arzte in die Stadt zu schicken.

Die alte Mähre? rief der Krugwirt. Ich habe ein besseres Tier — das kann meinetwegen totgeritten werden! Der Doktor soll kommen, als ob er Flügel hätte!

Zwei Boten jagten kurz drauf davon. Sie hatten die besten Pferde von Windbergen. Die andern Bauern standen auf der Dorfstraße und sahen ihnen neidisch nach. Jeder hätte gern sein bestes Pferd für den Pastor totreiten lassen.

Ludolf lag still auf seinem Bette. Er konnte nicht sprechen, aber er drückte mir die Hand. Als er Wiebke bemerkte, winkte er ihr.

Geh nach Hause! flüsterte er. Dein Mann wird deiner bedürfen!

Sie gehorchte schweigend. Sie wußte besser als ich, was die stille Bauerngesellschaft, die sich inzwischen auf dem Kirchhofe versammelt hatte, zu bedeuten hatte.

Als der Arzt gekommen war, ging ich hinunter zu den Leuten. Mir war eingefallen, sie könnten von Ludolf übles denken, könnten glauben, Ebbo habe ein Recht gehabt, ihn zu verwunden. Aber sie verstanden mich kaum; es kam

ihnen nicht in den Sinn, ihren Pastor auch nur eines unlautern Gedankens zu beschuldigen. Sie kannten ihn, sie kannten Ebbo und Wiebke; sie wußten so genau, wie alles gekommen war, als wären sie dabei gewesen.

Der Arzt sagte, der Stich sei nicht tötlich. Wenn sich Ludolf ruhig verhielte und vor allem das Sprechen vermiede, würde er wohl wieder gesund werden.

Ich atmete auf bei dieser Nachricht und wollte den Bauern auf dem Kirchhofe Mitteilung davon machen, als ich bemerkte, daß sie einen Kreis gebildet hatten. Mitten in dem Kreise lag ein gebundner Mann. Es war Ebbo Tychsen. Seine Glieder waren so zusammengeschnürt, daß er nicht stehen konnte.

Hastig trat ich zu den Leuten. Gut, daß ihr ihn habt, er soll sofort in die Stadt gebracht werden!

In die Stadt? Der Bauer, den ich angeredet hatte, maß mich mit finstern Blicken. Was soll er dort?

Verurteilt werden! sagte ich, er darf seiner Strafe nicht entgehen.

Ganz gewiß nicht! Er soll bestraft werden. Aber von uns, nicht von den dummen Leuten in der Stadt, die nichts davon verstehen und unsern Pastor gar nicht kennen!

Von wem? rief ich entsetzt. Aber der Bauer kehrte sich von mir ab, und die andern gaben mir keine Antwort. Es war ein unbehaglicher Zustand. Ich ging wieder ins Pastorat und wußte nicht recht, was ich thun sollte.

Als ich die Diele betreten hatte, standen plötzlich zwei jüngere Bauern hinter mir. Sie waren mir gefolgt und fragten nun die alte Friesin, ob ihr Herr noch lebe? Gesche nickte, und ich versicherte ihnen, daß Ludolf wieder gesund werden würde. Aber sie sahen mich mißtrauisch an und setzten sich an den Herd, ohne mir zu antworten.

Da rief mich der Arzt ins Zimmer. Ludolf hatte nach mir verlangt. Er bewegte die Lippen und sah mich mit einem angstvollen Blick an. Aber ehe er noch die Worte, die er mir zuflüstern wollte, formen konnte, glitt eine Gestalt an seinem Lager nieder.

Pastor, sagte Wiebke mit leiser Stimme, sie wollen Ebbo töten! Sie sagen: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Er soll sterben, weil er Euch getötet hat! Aber Ihr seid ja nicht tot — Ihr lebt. Und Ebbo ist der Vater meiner Kinder! Ich liebe ihn nicht mehr; aber ich kann ihn nicht sterben sehen!

Von unten herauf drang Geschrei. Ich stürzte aus dem Zimmer. Es war Ebbo, der so schrie. Er hatte sich von den Fesseln losgemacht und war in den kleinen Hof des Pastorats geflüchtet. Aber seine Verfolger umringten ihn — nun stand er unter einem alten Apfelbaum, und der Krugwirt legte ihm mit unbeweglicher Miene einen Strick um den Hals. Der große Kerl aber winselte um Gnade.

Ich wollte ihm nur einen Denkzettel geben! schrie er. Wiebke sollte nicht

immer zu ihm laufen und ihm ihre Not klagen; aber töten wollte ich ihn nicht! Er bleibt auch am Leben, der Doktor hats gesagt!

Er wird sterben! sagte Gesche eintönig, ich habs an seinen Augen gesehen! Die Alte setzte sich auf die Thürschwelle und verschränkte die Arme.

Er wird sterben! riefen die andern und packten Ebbo, indem sie mich zur Seite drängten. Denn ich hatte versucht, mich neben den Gefangnen zu stellen und ihn zu beschützen. Aber ich war machtlos gegen sie. Sie hatten einen Ackerwagen in den Hof geschoben, darauf stellten sie nun Ebbo mit einer Schlinge um den Hals, und ein Bauer kletterte auf den Baum, um den Strick um den kräftigsten Zweig zu legen. Ebbo war verloren, er wußte es, und heulte unzusammenhängende Gebetsworte.

Da erklang von der Hausthür des Pastorats eine Stimme. Auf der Treppe stand Ludolf, im schwarzen Talar.

Windberger Bauern! rief er. Was habe ich euch gelehrt? Wer wagt hier zu richten, wo es nicht einmal einen Kläger giebt? Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr!

Die Bauern standen regungslos. Niemand sprach ein Wort, nur Ebbo schluchzte laut auf.

Windberger Bauern, sagte Ludolf noch einmal. Dabei sah er totenblaß aus und brachte die Worte nur mühsam über die Lippen. Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! Laßt den Mann leben! Er verdient nicht, daß ihr ins Unglück kommt seinetwegen! Bedenkt auch, er hat Weib und Kinder — wer soll für sie sorgen, wenn er tot ist? Und nicht wahr, Ebbo, du wirst von nun an ein guter Ehemann, ein treuer Vater werden?

Die Stricke, die Ebbo gefesselt hielten, waren plötzlich gefallen; er sprang vom Wagen herunter und hob beide Arme in die Höhe: Bei Gott, dem Allmächtigen, ich werde thun, was Ihr sagt, Pastor! Dabei sah er aus, als ob er sein Wort halten könnte, und die Bauern mußten dasselbe finden, denn sie rührten sich nicht, um ihn wieder zu fassen. Nur der Krugwirt murrte laut: Wenn Ihr aber sterben müßt, Pastor!

Ludolf streckte die Hand aus. Und wenn ich auch sterben sollte, so lebe ich doch ewiglich! Denn Christus ist mein Leben und — Weiter kam er nicht. Ein Blutstrom stürzte ihm aus dem Munde, und er fiel vornüber.

So ist Ludolf gestorben. Als ich zwei Tage darauf von Windbergen zurückkehrte, hatte ich mir ein Nervenfieber geholt, das mich auf Jahre hinaus schwächte. Meine Frau war außer sich über mein Erlebnis, und viele waren es mit ihr, denn die Geschichte hat damals viel Aufsehen erregt. Später kamen der Thronwechsel und die politischen Fragen, und Ludolf Flinsheim wurde schnell vergessen.

Noch lange nach seinem Tode nannte man Ludolf den verrückten Flinsheim. Auch Bruno, der Majoratsherr, sprach ungern von ihm. Er wollte

ihn feierlich in einen mit rotem Sammet beschlagnen Sarg legen und in die Familiengruft begraben lassen. Aber die Windberger Bauern gaben ihren Pastor nicht her. Sie haben ihn auf ihrem windigen Kirchhof begraben und ihm einen unbehauenen Granitblock aufs Grab gesetzt, wie sie dort am Strande gefunden werden. Als ich dann nach etlichen Jahren einmal wieder nach dem Dorfe kam — es war in Aushebungsgeschäften —, da stand der Stein schon schief, wie alles auf dem Kirchhof. Aber das Grab war voll blühender Rosen und Levkojen, und der alte Krugwirt, der noch lebte, sagte mir, jeder im Dorfe sorge für das Grab. Vom Amtmann aber wurde sehr über die Windberger geklagt. Sie waren eine Zeit lang gut gewesen und hatten wenig Grund zur Klage gegeben; nun rauften sie sich wieder nach Herzenslust. Ebbo Tychsen hatte als Strandräuber vielen ein Beispiel gegeben, dann war er nach Amerika gezogen. Bestraft worden war er nicht; als ihn die Polizei festnehmen wollte halfen die Bauern, daß er mit seiner Familie entfloh. Man müßte doch den Willen des toten Pastors ehren, hatten sie gemeint. Er sollte ein stiller, etwas scheuer Mann geworden sein, und Wiebke eine ernste Frau; aber sie hielt ruhig bei ihm aus.

* * *

Der Geheimrat schwieg. Er hatte im Eifer der Erzählung seinen Punsch kalt werden lassen. Nun schob er das Glas zurück, während die andern noch über Ludolf Flinsheim sprachen.

Er war doch verrückt! rief der Graf. Ein Mensch mit seinen Gaben hätte sich nicht in das Bauerndorf vergraben, er hätte Karriere machen müssen!

Karriere? fragte der Geheimrat. Was ist denn Karriere? Denken Sie, ich könnte mir Ludolf als dicken Bischof oder als irgend einen andern Würdenträger vorstellen? Ich kann ihn mir auch nicht alt denken oder etwa wie uns, am Stammtisch sitzend und Punsch trinkend. Mir kommt es vor, als wäre das Geschick doch recht gnädig mit ihm verfahren, und ich weiß von Leuten, die ihn beneidet haben. Ich will ihre Namen nicht nennen — jeder muß das Leben nehmen, wie es ist. Sie aber, verehrte Herren, verzeihen mir nun vielleicht, daß ich den verrückten Flinsheim doch recht lieb hatte, und daß ich es nicht hören kann, wenn andre sein Andenken herabsetzen. Mag ihn die Welt verrückt nennen, die Welt hatte keinen Teil an ihm.

Was sagte denn seine Mutter zu seinem Ende? fragte ein andrer.

Der Geheimrat stand auf.

Ich habe sie nicht darnach gefragt, erwiderte er. Sie konnte sich mit keinem ihrer Kinder vertragen und ist nachher sehr einsam gestorben. Sie stand im Geruche großer Frömmigkeit, die sich bei ihr freilich anders zeigte als bei Ludolf. Es hat eben jeder seine besondre Weise.

Der Geheimrat grüßte und ging langsam hinaus, während ihm die andern schweigend nachsahen. Dann bestellte sich jeder von ihnen noch ein Glas Punsch. Es war ihnen bei der Geschichte doch etwas kalt geworden.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Ordnungsanarchie. Was hat doch die Kaiserrede für Unheil angerichtet! Die „Ordnungsparteien" benehmen sich seit Jahren jämmerlich, aber der Anblick, den sie seit vierzehn Tagen darbieten, erregt eine Empfindung, die zwischen Mitleid und Ekel liegt. Tagtäglich bläst die Norddeutsche Allgemeine ihre Alarmtrompete, um alle Mann zum Kampfe gegen die Sozialdemokratie zu sammeln. Kreuzzeitung und Germania aber rufen vereint: „Was? so unverschämt verdreht ihr Offiziösen den Sinn des Kaiserworts? Mit Atheisten, Wotansanbetern, Juden, Freimaurern, Wucherern und Bauspekulanten sollen wir uns verbünden? Aus dem Kampfe, den der Kaiser gemeint hat, dem Kreuzzuge der Gläubigen gegen die Ungläubigen, der sich zu allererst gegen die ungläubigen Professoren wenden müßte, macht ihr einen Kampf der Besitzenden gegen die Besitzlosen, der keine andre Wirkung haben könnte, als auch vollends noch unsre armen Schäflein, die wir bis jetzt vor der Ansteckung durch kommunistische Ideen behütet haben, den Sozialdemokraten in die Arme zu treiben? Daraus wird nichts! Wenn die Losung nicht, wie beim Schulgesetzentwurf des Grafen Zedlitz, lautet: hie Christentum, hie Atheismus — oder Liberalismus, was dasselbe ist — so sind wir nicht dabei!" „Wirklich dumm" nennt die Germania den Feldzugplan der Norddeutschen Allgemeinen, und in der Kreuzzeitung, die um nichts höflicher gewesen war, klagt ein Konservativer, Pindters Nachfolger werde viel zu rücksichtsvoll behandelt. Auf der Linken aber fragt höhnisch ein vielgelesenes Blatt, welcher Adel denn eigentlich die Führung übernehmen solle in dem Kampfe: ob auch der ultramontane, der welfische, der polnische, der freireligiös-egidyanische, der sozialdemokratische und der verbummelte mitthun solle, oder ob bloß der in Ostelbien grundangesessene protestantische gemeint sei, der seit zwei Jahren wie besessen gegen die Regierung tobt? Die mittelparteilichen Blätter endlich, die schon seit Carnots Ermordung nach einer „erlösenden That" der Regierung geseufzt und verheißen haben, „das ganze deutsche Volk" werde mit Begeisterung folgen, wenn die Regierung nur mutig vorangehen wolle, verlangen jetzt stürmisch darnach und erinnern täglich die Regierung mit heftigem Schelten an ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit, eine feste Hand zu zeigen, die die Kindlein vertrauungsvoll ergreifen könnten. Und was erwidert Pindters Nachfolger? „Eine andre Thatkraft, als die sich in Rufen nach der Regierung erschöpft, kommt nicht zum Vorschein. Gleichwohl besteht Kämpfen nicht im Zusehen, und die parlamentarischen Schlachten werden nicht in Königsberg, sondern in Berlin ausgefochten. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß der Kaiser an eine aktivere Rolle des Adels und des Bürgertums in dem Kampf gegen

die Umsturzparteien gedacht hat, als an eine durch Warten und Kritik ausgefüllte.“ *) Hahnemann, geh du voran, du hast die Wasserstiefeln an! Er würde ja gern voran gehn, der arme wohlgesinnte Bürgersmann, wenn er nur wüßte, wohin! Denn er zweifelt, ob einige Strafgesetzparagraphen mehr, einige Gefängnisse mehr, und einige tausend Polizisten mehr das geeignete Mittel sein werden, die Arbeiterscharen mit Liebe zum Staate zu erfüllen; einen andern Weg aber hat man ihm bisher noch nicht gezeigt.

Eine herrschende Klasse, die fortwährend den Staat für bedroht erklärt und um Hilfe schreit, erklärt damit sich selber und den Staat für bankrott. Unser Staat ist noch nicht bankrott, aber unsre Staatserhaltenden haben ihn dadurch für bankrott erklärt, daß sie sich selbst diesen Namen beilegen und die Erhaltung des Staats für eine besondre Aufgabe, und zwar für die Hauptaufgabe des Staatsbürgers erklären. Nur der todkranke Organismus bedarf zur Erhaltung seines Lebens besondrer Mittel, nur für ihn wird eine auf die Lebenserhaltung gerichtete besondre Thätigkeit notwendig, der gesunde Leib erhält sich durch seine unbewußt vor sich gehenden Lebensverrichtungen, durch Nahrungsaufnahme und durch seine nach außen gerichtete Thätigkeit, ohne an die Selbsterhaltung besonders zu denken und ohne davon zu sprechen. Die voreilige Bankrotterklärung entspringt der Angst eines bösen Gewissens. Die herrschenden Klassen wissen es ganz genau, daß sie es selbst sind, die durch rücksichtslose Ausnutzung ihrer privilegirten Stellung den Volkskörper zerstören und damit die Grundlage des Staats untergraben. Sie wollen aber auf die ungeheuern Vorteile nicht verzichten, die ihnen diese Zerstörungsarbeit einbringt, wollen also die natürliche Gesundheit und Lebenskraft des Volkskörpers nicht wiederkehren lassen, darum schreien sie nach künstlichen Mitteln, nach Gewaltmitteln, obwohl so schon die Volkskraft für die bereits eingeführten Gewaltmittel aufs äußerste angespannt ist, und das arbeitende Volk die Fesseln, die ihm jetzt schon angelegt sind, teuer genug bezahlen muß.

Worin die Volkskraft, die natürliche Grundlage des Staats besteht, und wodurch sie zerstört wird, haben die Grenzboten oft genug gesagt. Den schon seit langem thätigen zerstörenden Mächten gesellen sich neue zu. Aus den österreichischen Alpenländern greift die Verblendung, dem Jagdvergnügen großer Herren ganze Bauerndörfer zu opfern, nach Baiern über. Aus dem Königreich Sachsen wird der Klageruf laut, daß in der Lausitz und in der Umgebung von Leipzig viele Bauerngüter von Großgrundbesitzern aufgekauft würden. Mit dem Bauernstande, so klagt ein Mann aus dem Volke in einem weitverbreiteten liberalen Blatte, geht der Handwerkerstand schon deswegen zu Grunde, weil ein Großgrundbesitzer mit seinen Arbeitern nicht soviel verbraucht wie die Bauernfamilien, die er verdrängt hat, und weil jener noch dazu seinen Bedarf aus der entfernten Großstadt oder gar aus dem Auslande bezieht. In der innern Kolonisation und in einer hohen Besteuerung der Maschinen, die den Handwerker vernichten und dem ländlichen Arbeiter die Arbeit wegnehmen, sieht der erwähnte Mann die einzigen Mittel gegen die Sozialdemokratie. Das zweite Mittel wird nicht anwendbar sein, und das erste nicht genügen, aber was notthut, hat er richtig erkannt. Können und wollen die herrschenden Klassen den Prozeß, den sie in Fluß gebracht haben, rückläufig machen, können und wollen sie ein paar Millionen Proletarier in Bauern und Handwerker verwandeln und der fernern Entstehung der Proletariermassen vor-

*) Eine neue Art gefüllter Rollen, die wir hier kennen lernen; bis jetzt kannten wir nur mit Pflaumenmus gefüllte Teigrollen.

beugen — gleichviel, ob sie es aus Religion, oder aus Nächstenliebe, oder aus Patriotismus, oder aus kluger Selbstsucht thun —, dann wird es gut stehen um den Staat und nicht minder um die Religion, die überall am wiederaufgerichteten häuslichen Herd gedeihen wird. Können sie es nicht, oder wollen sie es nicht, dann mögen sie sich mit allen ihren Religionen begraben lassen: weder Luther, noch der Papst, noch der König von Gottesgnaden, noch die Soldatenflinte, noch Sanctus Paragraphus, noch das heilige Tintenfaß, noch Jehovah, noch Wotan, noch die absolute Idee, noch das absolute Ich, noch das Unbewußte, noch Gott Mammon, noch der Teufel, oder was sie sonst anbeten mögen, kann ihnen helfen.

Eduard von Hartmann über die sozialen Fragen. Der ehemalige Prediger des Pessimismus hat die Predigten, die er seit Jahren gegen die bösen Sozialdemokraten und für die braven Kapitalisten in der Gegenwart und in andern Zeitschriften veröffentlicht hat, zu einem Buche verarbeitet, das unter dem Titel: Die sozialen Kernfragen bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erschienen ist. Zu einer grundsätzlichen Auseinandersetzung mit diesem Buche werde ich anderswo Gelegenheit haben; hier soll nur eine Stelle beleuchtet werden, die die Grenzboten einigermaßen angeht. Seite 319 wird ausgeführt, daß man sich bei der Beurteilung der Wirkungen des technischen Fortschritts nicht durch die Schrecken der Übergangszustände beirren lassen dürfe. „Solche Fehler werden aber von allen den Menschenfreunden begangen, die uns die Schrecken der Übergangskrisen in ihren oft haarsträubenden Einzelheiten ausmalen und [uns!] dadurch überreden wollen, daß der aus den technischen Fortschritten folgende Nutzen nicht wert sein könne, mit solchen Opfern erkauft zu werden. Gerade die englische Wirtschaftsgeschichte, aus der solche Greuelschilderungen gewöhnlich entlehnt sind, zeigt auf das deutlichste, daß die Übergangskrisen nur darum so abschreckende Gestalt annehmen konnten, weil Arbeitgeber und Regierung, Private und Behörden keine Ahnung von den ihnen obliegenden Pflichten besaßen [hatten!], in die Krisen mildernd einzugreifen und die Herstellung eines neuen menschenwürdigen Anpassungsgleichgewichts erziehlich zu beschleunigen. In der Schärfe jener Krisen kommt also in der That vieles auf Rechnung menschlicher Hartherzigkeit und Unklugheit, was zunächst als unausbleibliche Folge des technischen Fortschritts erscheint. Eine Kurzsichtigkeit in der Beurteilung der Krise, die bei den betroffnen Arbeitern höchst entschuldbar ist, scheint nicht im gleichen Maße entschuldbar bei Geschichtschreibern, Volkswirten und Sozialpolitikern der Gegenwart, wenn sie aus diesen Krisen Anklagen gegen die soziale Wirksamkeit der technischen Fortschritte zu schmieden suchen. Der technische Fortschritt heilt selbst die Wunden, die er schlägt.“ Diese Worte darf ich um so mehr auf mich beziehen, da sie kurze Zeit, nachdem E. von Hartmann meine beiden Bücher gelesen hatte, in der Gegenwart veröffentlicht worden sind.

Nun stehen aber die Elendsschilderungen, die er im Sinne hat, nicht in einer Geschichte der Technik, sondern in einer Geschichte der Kapitalbildung. Der von den Lords verübte Landraub, der zuerst ein Proletariat geschaffen hat, hängt mit gar keinem technischen Fortschritte zusammen, denn zu der Zeit, wo die Lords anfingen, Ackerland in Schafweide zu verwandeln, wurde das Tuchmachergewerbe gerade noch so betrieben wie zweihundert Jahre vorher, die ärgsten Fabrikkindergreuel fallen in die Zeit vor Einführung der Dampfmaschine, und die an den kleinen Kaminfegern verübten Scheußlichkeiten sind bloß bei dem erbärmlichsten Zustande der Heizungstechnik denkbar. Ausdrücklich habe ich hervorgehoben, welch große Wohlthat der Maschinenbau und die Eisenbahnen für die englische Arbeiter-

schaft geworden sind, indem sie ohne körperlich kräftige und intelligente Arbeiter nicht bestehen können, also zu hoher Bezahlung und guter Behandlung der Arbeiter zwingen und den vorzeitigen Verbrauch der Arbeiterkinder verbieten. Die moderne Wirtschaftskrisis hat zwei Ursachen, die ineinandergreifen und einander gegenseitig fördern: die kapitalistische Wirtschaftsordnung im Gegensatz zur feudalen Naturalwirtschaft und ständischen Gliederung und die Maschinentechnik; die erste Ursache ist früher in Wirksamkeit getreten als die zweite. Was aber die „Übergangskrisen" anlangt, so ist hier der Gebrauch der Mehrzahl nur bedingungsweise berechtigt; nicht allein stecken wir in dem Abschnitte der einen langen Krisis, der vor hundert Jahren mit der Einführung der Dampfmaschine begonnen hat, noch mitten drin, sondern gerade jetzt erst steht sie im Begriff, sämtliche Länder der Erde zu ergreifen, zunächst Rußland, Nordamerika, Indien, Japan.

Niemals ist es mir eingefallen, „Anklagen gegen die soziale Wirksamkeit des technischen Fortschritts zu schmieden." Ebenso viel Sinn hätte es, den Sturmwind oder den überfließenden Strom anzuklagen; ist doch der technische Fortschritt so gut ein unabwendbarer und unabänderlicher Naturprozeß wie die Bewegung der Luft und des Wassers. Aber daß der technische Fortschritt die Wunden, die er schlägt, selbst heile, das leugne ich; er thut es so wenig wie der Strom die Häuser, die er fortgeschwemmt hat, selber wieder aufbaut, obwohl ihn der Mensch zwingen kann, Räder und Turbinen zu treiben und dadurch beim Wiederaufbau zu helfen.

Was ich bei jeder Gelegenheit hervorhebe, ist das, daß sich der technische Fortschritt, als ein Naturprozeß, gegen des Menschen Schicksal so gleichgiltig verhält wie die Maschinen, die er baut, und denen es auch gleichgiltig ist, ob sie Zuckerrüben oder Menschen zermalmen, ob sie dem Menschen Güter schaffen oder ihn vernichten; die Technik schafft Nutzen oder Schaden, baut auf oder zerstört, macht das Leben zum Himmel oder zur Hölle, je nachdem sie der Mensch leitet und verwendet. Der folgerichtige Monist muß auch diese Leitung der Technik durch den Menschen als eine Fortsetzung des einen notwendigen Naturprozesses ansehen. Von diesem Standpunkt aus kann man sagen, daß die Männer, die auf Schäden hinweisen und auf richtige Leitung dringen, zu den treibenden Bestandteilen des Weltmechanismus gehören, während die Personen, die jederzeit alles aufs schönste bestellt finden und meinen, man dürfe die Maschine nur laufen lassen, ganz ebenso wie die Reaktionäre, als Hemmungen anzusehen sind. Zu denen will natürlich niemand weniger gehören als E. von Hartmann, und so hat er denn die übereilte Behauptung, daß der technische Fortschritt die Wunden selbst heile, die er schlägt, schon im voraus widerlegt, indem er von der Pflicht der Behörden und der Unternehmer spricht, in die Krisen mildernd einzugreifen.

Und sein Buch ist voll von Vorschlägen zu solchen Eingriffen. Im großen und ganzen fallen seine Reformvorschläge mit denen der von ihm bekämpften Antikapitalisten zusammen, und mir insbesondre bereitet es Vergnügen, zu sehen, wie vollkommen manche seiner Ausführungen mit den meinigen übereinstimmen. So verlangt auch er Überführung der Produktion aus den Luxusindustrien in die Bedürfnisindustrien und die gesetzliche Festsetzung einer obern Grenze für den Grundbesitz. In Vorschlägen zur Beschränkung des Erwerbs und der Verwendung von Privatvermögen und Privateinkommen geht er sogar noch weiter als ich. So z. B. will er nicht allein die Latifundienbildung verhindern, sondern auch alle unnützen reichen Junggesellen und alten Jungfern entmündigen lassen, für arbeitsscheue Reiche den Arbeitszwang einführen und den Weinbau ausrotten, damit die Reichen den Armen nicht länger das schlechte Beispiel des Alkoholgenusses geben können.

Wie wunderlich sich solche Vorschläge in einem Buche ausnehmen, das eigentlich der Rechtfertigung des Kapitalismus und der Bekämpfung des Sozialismus gewidmet ist, darauf soll hier kein Gewicht gelegt werden. Weit mehr fällt mir der Umstand auf, daß ein Mann, der den „Motivationsprozeß" so gründlich untersucht hat, den Sozialismus als kulturfeindlich bekämpfen und das Dasein der Sozialdemokratie als ein Unglück beklagen, aber in einem Atem damit Vorschläge machen kann, deren Verwirklichung niemand als die Sozialdemokratie, unterstützt von andern oppositionellen Parteien, durchsetzen könnte. Um der schönen Augen oder Beweisführungen irgend eines noch so kapitalistenfreundlichen Schriftstellers willen werden die reichen und großen Herren, die die „Klinke der Gesetzgebung" in der Hand haben, niemals ein Gesetz machen, das ihnen auch nur den allergeringsten Verzicht auf Besitz, Einfluß, Macht oder Annehmlichkeiten auferlegte. Für alle dergleichen Vorschläge sind sie stocktaub, so lange bis die erste Million oppositioneller Wähler voll ist; auf deren Stimme fangen sie dann an zu horchen, hören aber anfangs noch falsch, bis die Opposition ihre vierte, fünfte und sechste Million voll hat. Wären die Hochmögenden nicht schon durch die Arbeiterpartei gezwungen worden, auf dergleichen Dinge zu hören, wenn sie auch vor der Hand noch falsch hören, so könnten wir alle: die Katheder-sozialisten, die Grenzboten, die Christliche Welt, die Herren vom Evangelisch-sozialen Kongreß und auch Herr von Hartmann uns unsre Predigten ersparen, es wären Predigten für Fische.

Übrigens bestätigt Hartmanns Polemik gegen die Sozialdemokratie das Urteil, das ich bei einer frühern Gelegenheit gefällt habe, daß er zwar den Menschen sehr genau, die Menschen aber desto schlechter kennt. Er kennt weder die Sozialdemokraten, noch die Arbeiter im allgemeinen, noch ihre Lage in der Gegenwart und Vergangenheit. K. J.

Litteratur

Ausgewählte plattdeutsche Erzählungen von John Brinkmann. Zwei Bände. Fünfte Auflage. Rostock, Wilh. Werthers Verlag, 1894

Seitdem Fritz Reuter und Klaus Groth durch ihre Werke das Interesse für plattdeutsche Dichtungen in allen Teilen Deutschlands wachgerufen, und seitdem sich in manchen größern Städten sogar plattdeutsche Vereine gebildet haben, ist auch die Nachfrage nach Dichtungen dieser Mundart immer stärker geworden. Um so wunderbarer ist es, daß den Freunden des Plattdeutschen lange Zeit ein Dichter verborgen bleiben konnte, der sich würdig neben Fritz Reuter und Klaus Groth stellen darf. John Brinkmann, ein Rostocker Kind, zuerst Jurist, dann Philologe, dann Weltbummler, Hauslehrer und schließlich Lehrer in Güstrow, wo er 1870 gestorben ist, hat eine große Menge plattdeutscher Dichtungen verfaßt, aus denen in der vorliegenden schön ausgestatteten Ausgabe die besten zusammengestellt sind.

Der erste Band enthält die prächtige Erzählung: Kasper-Ohm un ick, in der sich Brinkmanns dichterische Begabung am deutlichsten offenbart. Man kann die Geschichte ein Seitenstück zu Reuters Stromtid nennen. Während bei Reuter mit Vorliebe der Landmann und das Landleben dargestellt werden, hat John Brinkmann mit köstlichem Humor die Leute von der „Wasserkant," die alten Schifferoriginale gezeichnet. Solch ein Original ist auch der Kapitän Pött, der Ohm,

dessen Neffe Andreas seine Jungenstreiche und Heldenthaten beim Kasper-Ohm erzählt. Die eingeflochtnen Episoden und Abenteuer sind spannend, vor allem der kleine Liebesroman, der die Befreiung eines französischen Tambourmajors während der Franzosenzeit enthält. Der zweite Band bringt die kleinern Erzählungen „Peter Lurenz bi Abukir," worin ein mecklenburgischer Seemann berichtet, daß nicht Nelson, sondern er die Schlacht bei Abukir gewonnen habe; „Voß un Swinegel," eine lustige Volksgeschichte vom Fuchs und vom Igel; „Höger up," die Lebensgeschichte eines Findelkindes; „Mottche Spinkus un de Pelz," eine Geschichte von „de leewen ollen Juden ut Daemelow"; „De Generalreder," worin die Lebensschicksale eines Rostocker Schiffskapitäns fesselnd erzählt sind.

Endlich hat Brinkmann auch eine hochdeutsche Dichtung: „Die Tochter Shakespeares" hinterlassen, die aber an seine plattdeutschen Dichtungen nicht hinanreicht.

Schwarzes Bret

Ein anonymer Grenzbotenleser und klassischer Philologe schreibt uns, die Zusammenstellung der beiden Philologenstückchen am vorigen Schwarzen Bret sei „logischer Unsinn" gewesen. Das eine war ein Satz in greulichstem Lateindeutsch, das andre eine Sedanrede über griechische Musik. Für die thörichten Bemerkungen der Hamburger Nachrichten (die Rede sei „des Gedenktags würdig" gewesen) könne doch der Lehrer nicht verantwortlich gemacht werden.

Um von hinten anzufangen: 1. Das kann er nach unsrer Ansicht allerdings; alle uns bekannten Gymnasien überlassen die Berichte über ihre Schulfestlichkeit nicht dem ersten besten Tageblattsreporter, sondern sie senden sie selbst ein. Unverantwortlich wäre die Lehrerschaft selbst dann nicht, wenn der Bericht unmittelbar nach dem Aktus in einer Weinstube geboren worden sein sollte, was bisweilen vorkommen soll.

2. Ob der Inhalt der Rede ausdrücklich noch einmal als des Tages würdig bezeichnet wurde oder nicht, darauf kommt wenig an: er ist des Tages nicht würdig. Den Inhalt selbst aber werden die Hamburger Nachrichten doch wahrhaftig nicht erfunden haben!

3. Die griechische Musik vor deutschen Jungen am Festtage und das in eine lateinische Zwangsjacke gesteckte Deutsch am Werkeltage zeigen beide — und darum passen sie zusammen —, daß es immer noch klassische Philologen giebt, die nicht Herren, sondern Sklaven der Antike sind und doch den Geist des Altertums verwalten wollen. Gegen sie — gleichviel, auf welcher Stufe auf der Leiter des Unvermögens wir sie treffen, werden wir uns stets wenden, und wenn wir ihrer gleich ein paar zusammen herunterschütteln können, desto besser!

Welche Verdienste sich unsre Militärmusik um die Volksbildung erwirbt, haben wir schon öfter rühmend hervorgehoben. Hier einige weitere Proben davon. Auf einem Konzertprogramm eines Musikkorps des fünften Thüringischen Infanterieregiments (Jena, 8. August) steht auch ein Potpourri „Aus dem musikalischen Fragekasten," von dem wir nur folgende Bestandteile anführen wollen: „Was glänzt dort im Walde im Sonnenschein? Das ist der Teufel sicherlich! Was schimmert dort auf dem Berge so schön? Die weiße Dame läßt sich sehn. Komm, o holde Dame, sag, wie ist dein Name? Ännchen von Tharau. Mein schönes Fräulein, darf ichs wagen? Nein, Nein, Nein, Agathe ist ihm viel zu rein. Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? Das ist der kleine Postillon. Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen? Das ist die Liebe, heimliche Liebe. Was kommt dort von der Höh'? Das

ist der Herr von Paris. Mädchen, warum weinest du? Morgen muß ich fort von hier. Was bläst der Postillon? In einem kühlen Grunde. Was ist des Deutschen Vaterland? Das ganze Deutschland u. s. w."

Der „Komponist" dieses Werkes nennt sich Schreiner, ein sehr passender Name. Offenbar ist ihm der Leimtopf ganz vertraut.

In Hecklingen aber haben neulich „die 16. Ulanen" ein Konzert gegeben, von dem der dortige musikalische Berichterstatter (auch Hecklingen hat schon solch einen nützlichen Mann!) sehr befriedigt ist. Er schreibt in der Staßfurter Zeitung darüber: „Die einzelnen Stücke wurden exakt und mit gutem Ausdrucke zum Vortrage gebracht. Der rauschende Beifall, welcher gespendet wurde, war Veranlassung zu einigen Zugaben, wie beispielsweise der »Dessauer Marsch,« wobei der Trompeter, Herr Sergeant Buggert, sowohl seine Fertigkeit als auch seine Lungenkraft bei dem Aushalten eines fibrirenden Tones zeigen konnte. Dafür wurde ihm denn auch ein ganz besondrer Applaus zuteil."

Das ist recht von den guten Hecklingern, daß sie den „fibrirenden" Ton so gewürdigt haben! Aber wovon leitet der Herr Berichterstatter „fibriren" ab? Es könnte nichts schaden, wenn er sich einmal über Fiber, Fieber, Biper, Fipe und ähnliches etwas unterrichtete.

Seit einem halben Jahre im Gebrauche, freue mich, konstatiren zu können, daß von einer falschen Anwendung dergleichen Mittel, soweit sie mich angehen konnten, nichts mehr gehört habe. Pharmazeutische Zeitung. 1. Sept.

Selbst überaus musikalisch, riefen insbesondre die Werke der Tonkunst das Interesse des Herrn Erzherzogs hervor. Prager Abendblatt. 31. Juli

Derb, wie das Volksstück gezimmert ist, möchte ich nur ein paar besonders gröbliche Verstöße hervorheben. Frankfurter Zeitung. 18. Sept.

In dem Bild hat der Künstler mit vollendeter Herrschaft über Form und Farbe die unerwartete Rückkehr eines jungen Kriegers aus dem Befreiungskriege zu seinem Mütterlein geschildert. Das Reprodukt kommt nach seinem eignen Urteil dem Original so nahe wie möglich. Jenaische Zeitung. 2. Sept.

Im Herbst vergilben die Blätter von(!) den Linden; sie fallen ab und bedecken die Erde mit ihrem welken Laub. Coblenzer Zeitung. 19. Sept.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 4. Vierteljahr ihres 53. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Leipzig, im September 1894

Die Verlagshandlung

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Grenzboten

JUL 19 1894
LIBRARY

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Nr. 27

Ausgegeben am 5. Juli 1894

Inhalt:

	Seite
Der Wunderglaube und der heilige Rock in Trier. Von einem Katholiken	1
Das Börsenspiel nach den Protokollen der Börsenkommission. Von O. Bähr	8
Robert Schumann und Vesque von Püttlingen. Von F. Gustav Jansen	20
Der grüne Heinrich	33
Marie Neander. Novelle von Otto Verbeck	40
Litteratur	47
Schwarzes Bret	48

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Zu verkaufen

zu den beigesetzten sehr mässigen Preisen:

Weber, G., Allgem. Weltgeschichte. 15 Bde. u. Reg. 1857—81. Geb., statt M. 134.65 f. M. 45.— — do. 2. Aufl. 15 Tle. in 16 Bdn. u. Regbd. 1882—89. Eleg. Hfz. Sehr schönes Exemplar, statt M. 161.— f. M. 100.—

Künstler-Lexikon, Allgem., 2. Aufl. v. A. Seubert. Neue Ausg. 3 Bde. 1882. Origlwd. Schönes Exempl., statt M. 20.— f. M. 12.—

Ranke, L. v., sämmtl. Werke. 1.—8. Gesammtausg. 54 Tle. in 28 Bdn. 1867—1890. Hfz., statt M. 240.— f. M. 175.—

Der deutsch-französ. Krieg, 1870/71. Generalstabswerk. 5 Bde. Text u. 3 Bde. Karten und Pläne. 1874—81. Hfz. Sehr schönes Exemplar, statt M. 133.40 f. M. 60.—

Schönberg, G., Handbuch d. polit. Oekonomie. 3. Aufl. 3 Bde. 1890—91. Eleg. Hfz., statt M. 64.80 f. M. 45.—

Münchener Fliegende Blätter. Bd. 1—97. 1845—92. Ganzlwdbde. Hübsches Exempl., statt M. 653.80 f. M. 350.—

Denkmäler d. klass. Altertums. Herausg. von A. Baumeister. 3 Bde. 1889. Eleg. Orighfz. Sehr schönes Exempl., statt M. 84.— f. M. 48.—

Brinckmeier, F., Glossarium diplom. 2 Bde. 1850—56. Br., statt M. 120.— f. M. 50.—

Shakespeare, Pictorial edition, ed. by Ch. Knight. 8 vols. London. Origlwd. Einbde. nicht frisch f. M. 25.—

Dahn, F., Bausteine. Ges. kl. Schriften. (Geschichte, Litterar., Rechtsphilosoph., Völker- u. Staatsrechtl., German. Studien.) 6 Bde. 1879—84. Origbd., statt M. 40.— f. M. 12.—

Strauss, D. Fr., Gesammelte Schriften. Hrsg. v. E. Zeller. 12 Bde. 1876—78. Hfz., statt M. 75.— f. M. 40.—

Sämtlich garantirt komplett und gut erhalten!

☛ Grosses Lager von antiquarischen und neuen Büchern aus allen Wissenschaften.

Kataloge darüber gratis

Einkauf und Tausch von Büchern und Zeitschriften aller Art

Alfred Lorentz

Buchhandlung **Leipzig** Kurprinzstr. 10

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Aus unsern vier Wänden

Von

Rudolf Reichenau

Zweite Auflage der Gesamtausgabe

Zierliche Ausgabe. 44 Bogen

Preis broschirt 4 Mk. 50 Pfg., in Leinwand gebunden 5 Mk. 50 Pfg., in Atlas gebunden 11 Mk.

Als der Großvater die Großmutter nahm

Ein Liederbuch für altmodische Leute

Herausgegeben von

G. Wustmann

Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage. Über 600 Seiten

(Fabeln und Erzählungen — Lieder — Aus dem Theater)

Preis in Damast gebunden 6,50 Mark, in Atlas oder Kalbleder 11,50 Mark

Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich

Nach Tagebuchblättern

von

Moritz Busch

Siebente vermehrte und verbesserte Auflage

Erste Volksausgabe

Preis brosch. 6 Mk., in Halbfranzbd. 8 Mk. 50 Pfg.

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bänden

herausgegeben von

Professor Dr. **Adolf Stern** und Professor Dr. **Erich Schmidt**

Band I: Eine von Prof. Adolf Stern geschriebene Biographie, die Gedichte, Zwischen Himmel und Erde. Band II: Die Heiterethei und ihr Widerspiel nebst drei bisher ungedruckten Novellen. Band III und IV: Die vollendeten Dramen und die Dramenfragmente. Band V und VI: Die Studien mit Einschluß der Shakespeare-Studien

Preis brosch. 28 M., in 6 Leinenbänden 34 M., in 6 Halbfranzbänden 42 M.

Die Bände können auch einzeln bezogen werden

Zwischen Himmel und Erde; Gedichte. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Heiterethei und Novellen. Ein Band broschirt 5 M., in Leinwand geb. 6 M.
Dramen. Ein Band broschirt 6 M., in Leinwand geb. 7 M.
Dramenfragmente. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Studien. Zwei Bände broschirt 8 M., in Leinwand geb. 10 M.
Biographie Otto Ludwigs von Adolf Stern. Broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Bilder aus dem Westen

von

E. Below

Preis broschirt 3 Mark

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Erste Reihe gebunden 3 Mark

Zweite Reihe (soeben erschienen) gebunden 3 Mark

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennig

Bilder aus dem Universitätsleben

von

einem Grenzboten

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Zierliche Ausstattung

Griechische Weine.

Gegründet 1. Mai 1840.

Probekisten griechischer Weine

von 12 grossen Flaschen:

Marke **A.** in 2 Sorten, Claret und süss . . **M. 18.**
Marke **B.** in 2 Sorten, Claret und süss . . „ **18.60**
Marke **C.** in 4 Sorten, Claret und süss . . „ **20.40**
Marke **D.** in 12 Sorten, herb, Claret u. süss „ **19.—**
Marke **F.** in 2 Sorten, herb und süss . . . „ **12.—**
Marke **G.** in 3 Sorten, herb und süss . . . „ **12.—**

Deutsche u. französische Weine in reicher Auswahl.

Probekiste deutscher Weine von 20 grossen Flaschen:

Marke **E.** in 4 Sorten, weiss und rot . . . . . M. **20.—**

Im Fass (nicht unter 20 Liter):

Weisse deutsche Tischweine von **50** Pf. das Liter an.
Rote deutsche Tischweine von **100** Pf. das Liter an.

Ich bitte meine ausführliche Preisliste zu verlangen!

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer
in **Rüdesheim a/Rh.**

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Autoren von populären Romanen, die sich für die Vereinigten Staaten, Canada und sonstwo die ausgedehnteste, gegen Nachdruck geschützte Veröffentlichung ihrer ins Englische übersetzten Werke schützen wollen, werden ersucht, sich mit **Mr. P. F. Collier, 521 West Thirteenth Street, New York City,** in Verbindung zu setzen.

Grösstes und ältestes **Conserven**-Versand-Geschäft

Gegründet 1870 von *Gegründet 1870*

Gustav Markendorf, Leipzig

versendet direkt an **Private** nach allen Gegenden:

In- und ausländische Conserven

aller Art, sowie viele

Specialitäten für Tafel und feine Küche,

als auch

diätetische Nahrungsmittel für Reconvalescenten

in anerkannt **nur besten Qualitäten**

Ausführliche Preisliste gratis und franko!

Briefe und Telegramme: **Gustav Markendorf, Leipzig**

Alle Sendungen werden promptest effektuirt und zwar in Höhe von **20 Mark** an innerhalb Deutschlands emballage- und portofrei

---

Die Grenzboten

CORNELL UNIVERSITY
JUL 26 1894
LIBRARY

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Nr. 28

Ausgegeben am 12. Juli 1894

Inhalt:

	Seite
Wandlungen im englischen Unterhause	49
Das Börsenspiel nach den Protokollen der Börsenkommission. Von O. Bähr (Fortsetzung)	55
Soziale und Naturreligion	69
Griechisch oder Latein? Von Adolf Philippi	79
Marie Neander. Novelle von Otto Verbeck (Fortsetzung)	83
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Die Anarchisten und die Berliner Offiziösen — Beamtenbeleidigung — Der dreijährige Durchschnitt — Portofreiheiten	90
Litteratur	95
Schwarzes Bret	96

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bänden

herausgegeben von

Professor Dr. **Adolf Stern** und Professor Dr. **Erich Schmidt**

Band I: Eine von Prof. Adolf Stern geschriebene Biographie, die Gedichte, Zwischen Himmel und Erde. Band II: Die Heiterethei und ihr Widerspiel nebst drei bisher ungedruckten Novellen. Band III und IV: Die vollendeten Dramen und die Dramenfragmente. Band V und VI: Die Studien mit Einschluß der Shakespeare-Studien

Preis brosch. 28 M., in 6 Leinenbänden 34 M., in 6 Halbfranzbänden 42 M.

Die Bände können auch einzeln bezogen werden

Zwischen Himmel und Erde; Gedichte. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Heiterethei und Novellen. Ein Band broschirt 5 M., in Leinwand geb. 6 M.
Dramen. Ein Band broschirt 6 M., in Leinwand geb. 7 M.
Dramenfragmente. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Studien. Zwei Bände broschirt 8 M., in Leinwand geb. 10 M.
Biographie Otto Ludwigs von Adolf Stern. Broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Briefe

von

Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking

Herausgegeben von

Theo Schücking

Preis broschirt 4 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Leopold von Rankes

Leben und Werke

von

Eugen Guglia

Preis broschirt 4 Mark 50 Pfennig

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich

Nach Tagebuchblättern

von

Moritz Busch

Siebente vermehrte und verbesserte Auflage

Erste Volksausgabe

Preis broschirt 6 Mark, in Halbfranzband 8 Mark 50 Pfg.

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Bilder aus dem Westen

von

E. Below

Preis broschirt 3 Mark

Erinnerungen

aus den Knaben- und Jünglingsjahren eines alten Thüringers

Preis broschirt 1 Mark 20 Pfennige

Fünfzig Jahre aus meinem Leben

Von

Richard Freiherrn von Strombeck

Generalmajor z. D.

Preis broschirt 1 Mark 60 Pfg.

Erinnerungen aus meiner Dienstzeit

Von

Richard Berendt

Generalmajor z. D.

Preis broschirt 1 Mark 60 Pfg.

Griechische Weine Marke „Menzer“

hervorragend beliebt wegen ihrer anerkannt vorzügl. Güte u. Preiswürdigkeit

Probekisten von **je 12 grossen Flaschen**, herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von ***J. F. Menzer, Neckargemünd***

Ritter des Königl. Griechischen Erlöser-Ordens

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jannet, Claudio, und Dr. **W. Kämpfe, Die Vereinigten Staaten von Amerika in der Gegenwart. Sitten, Institutionen und Ideen seit dem Secessionskriege.** gr. 8°. (XLIV u. 704 S.) ℳ 8; in eleg. Original-Einband: Leinwand mit Deckenpressung ℳ 10 — Einbanddecke apart ℳ 1.20.

Bei dem großen Interesse, welches das Werk gefunden hat, veranstalten wir jetzt neben der Band-Ausgabe eine

Ausgabe in 10 Lieferungen à 80 Pf.

Alle Buchhandlungen nehmen Subskriptionen entgegen. Die **erste Lieferung** liegt bereits vor.

Empfehlenswerter Unterhaltungsstoff für Reise-, Bad- und Landaufenthalt

Bisher erschien: **Kleine Ausgabe Liebeskind**

Vasantasenà
von **Dr. M. Haberlandt**

Quer durch die Geographie
von **L. Siegfried**

Chrysothemis erzählt:
Griechische Geschichten
von **Oskar Linke**

Neuigkeit
von
Johannes Trojan:
Das Wustrower Königsschiessen
und andere Humoresken

Preis jedes Bändchens, 13—14 Bogen stark, M. 1.—. Vorrätig in allen soliden Buch- und Eisenbahnbuchhandlungen, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger

A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/11

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer
in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt Wien und Philadelphia.

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Autoren von populären Romanen, die sich für die Vereinigten Staaten, Canada und sonstwo die ausgedehnteste, gegen Nachdruck geschützte Veröffentlichung ihrer ins Englische übersetzten Werke schützen wollen, werden ersucht, sich mit **Mr. P. F. Collier, 521 West Thirteenth Street, New York City,** in Verbindung zu setzen.

Die Christliche Welt

evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt
für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1394

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 28: Unerhörte Gebete — Das Testament des Franz von Assisi: 2. Die Geschichte des Franziskus und seines Ordens im Lichte des Testaments — Zur Psychologie des Glaubens: 1. Christi irdisches Erscheinungsbild — Zum Preßstreit über den Evangelisch-sozialen Kongreß — Marcella (Schluß) — Verschiedenes: Der Deutsch-Evangelische Verein in Amsterdam; Geschichtsblätter des deutschen Hugenottenvereins; Herr Ich

Chronik der Christlichen Welt

Vierter Jahrgang — Postzeitungsnummer 140

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 28: Römische Kirche: Aus dem neuesten Rund[schreiben] des Papstes — Jesuitendebatte in Meiningen — [Ver]lobung der Prinzessin Alix von Hessen — Liturgisches [aus] der katholischen Kirche Frankreichs — Gustav-Adolf-Verein. Evangelischer Bund. Innere Mission. Hauptversamm[lung] des Gustav-Adolf-Vereins — Diaspora in Westpreußen und Posen — Gamertingen — Todtnau — Wolfer Waisenheim — Diaspora in Oesterreich — Die evangelische Schule in Oesterreich — Die Einladung zur siebenten Generalversammlung des Evangelischen Bundes — Sonntagsheiligung — Personalien

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang.

Nr. 29

Ausgegeben am 19. Juli 1894

Inhalt:

	Seite
Semitismus und Antisemitismus in Österreich-Ungarn	97
Das Börsenspiel nach den Protokollen der Börsenkommission. Von O. Bähr (Schluß)	101
Neue Sprachdummheiten. I. Der Bindestrich	114
Baltische Anthologien	124
Marie Neander. Novelle von Otto Verbeck. 2	128
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Steuerfragen — Arbeitslosigkeit und Arbeitsvermittlung — Seegerichtsspruch	137
Litteratur	146
Schwarzes Bret	147

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Soeben ist erschienen:

Neue Ziele, neue Wege

von

Carl Jentsch

Preis broschirt 1 Mark

Betrachtungen eines Laien über unsre Strafrechtspflege

von

Carl Jentsch

Preis broschirt 1 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Geschichtsphilosophische Gedanken

Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens

von

Carl Jentsch

Preis in Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfennig
in Halbfranzband 6 Mark

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

Ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage

von

Carl Jentsch

In Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfg.

Schlaraffia politica

Geschichte der Dichtungen vom besten Staate

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Der Himmel auf Erden

in den Jahren

1902 bis 1912

Eine sozialpolitische Novelle von **Emil Gregorovius**

Preis broschirt 1 Mark, gebunden 1,50 Mark

Verlag von **Friedr. Vieweg & Sohn** in **Braunschweig**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung)

Soeben erschien:

Die Wärme betrachtet als eine Art der Bewegung

von **John Tyndall,**

Mitglied der Royal Society, Professor der Physik an der Royal Institution zu London

Autorisirte deutsche Ausgabe bearbeitet von
Anna v. Helmholtz und **Clara Wiedemann**
nach der achten Auflage des Originals

Vierte vermehrte Auflage. Mit 125 eingedruckten Holzstichen und einer Tafel. 8. geh. **Preis 12 Mark**

Bad Wildungen

Die Hauptquellen: **Georg Viktor-Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen- u. Steinleiden,** bei **Magen- u. Darmkatarrhen,** sowie bei Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut, Bleichsucht** u. s. w. Versand 1893 über 700000 Flaschen. Aus keiner der Quellen werden Salze gewonnen; das im Handel vorkommende **angebliche Wildunger Salz** ist ein künstliches, **zum Teil unlösliches** und geringwertiges Fabrikat. Schriften gratis. Anfragen über das Bad und Wohnungen im **Badelogirhause** und **Europäischen Hof** erledigt:

Die Inspektion
der Wildunger Mineralquellen-Aktien-Gesellschaft

Griechische Weine Marke *„Menzer"*

hervorragend beliebt wegen ihrer anerkannt vorzügl. Güte u. Preiswürdigkeit

Probekisten von **je 12 grossen Flaschen,** herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von ***J. F. Menzer,*** ***Neckargemünd***

Ritter des Königl. Griechischen Erlöser-Ordens

Grösstes und ältestes Conserven-Versand-Geschäft!

Gustav Markendorf, Leipzig

versendet **an Private** nach allen Gegenden: **In- und ausländische Conserven**

sowie alle Specialitäten für Tafel und feine Küche in den bekanntesten nur besten Qualitäten zu billigsten Preisen und zwar:

Für den Frühstücks- und Mittagstisch. — Für den Theetisch. — Für Bowlen. — Für Jagd und Manöver. — Für Reise- und Landaufenthalt.

Preiscourant gratis und franco!

Zu Festgeschenken

empfehle die so sehr beliebten, höchst eleg. ausgestatteten: „Frühstückskörbchen". Dieselben haben sich schon längst allgemeine Beliebtheit bei einem grossen Publikum erworben und eignen sich, wie selten Etwas, als praktisches und gern gesehenes Gelegenheits-Geschenk!

Die Zusammenstellung des Inhalts geschieht unter Zugrundelegung meines Preiscourantes, nach den speciellen Wünschen meiner geehrten Auftraggeber, oder auch bei Angabe des Preises nach mir gütigst zu überlassender Wahl.

Preise für einfache und feinste Arrangements: von 6—30 M und darüber.

Sorgfältigste Verpackung garantirt. Briefe und Telegramme.

Gustav Markendorf, Leipzig.

Geschäftsprinzip der Firma Gustav Markendorf: „Streng reellste Bedienung bei soliden Preisen."

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer
in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eigenen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Autoren von populären Romanen, die sich für die Vereinigten Staaten, Canada und sonstwo die ausgedehnteste, gegen Nachdruck geschützte Veröffentlichung ihrer ins Englische übersetzten Werke schützen wollen, werden ersucht, sich mit **Mr. P. F. Collier, 521 West Thirteenth Street, New York City,** in Verbindung zu setzen.

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet
von
Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennig

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen
Von
Charlotte Niese

Erste Reihe gebunden 3 Mark
Zweite Reihe (soeben erschienen) gebunden 3 Mk

Die Grenzboten

AUG 9 1894

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Nr. 30

Ausgegeben am 26. Juli 1894

Inhalt:

	Seite
Das preußische Landtagswahlrecht	145
Die hypothekarische Sicherung der Bauhandwerker in Preußen. Von Ernst Leo	155
Verlorene Kräfte. Von Charles Fink. 2. Die Deutschamerikaner und die Arbeiterbewegung	159
Von den Brettern, die die Welt bedeuten	170
Marie Neander. Novelle von Otto Verbeck. (Fortsetzung)	178
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Bennigsen — Nochmals der dreijährige Durchschnitt — Die Kegelbrüder	184
Litteratur	187
Schwarzes Bret	190

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennig

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Erste Reihe gebunden 3 Mark

Zweite Reihe (soeben erschienen) gebunden 3 Mark

Bilder aus dem Universitätsleben

von

einem Grenzboten

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Zierliche Ausstattung

Briefe

von

Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking

Herausgegeben von

Theo Schücking

Preis broschirt 4 Mark

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Bilder aus dem Westen

von

E. Below

Preis broschirt 3 Mark

Erinnerungen

aus den Knaben- und Jünglingsjahren eines alten Thüringers

Preis broschirt 1 Mark 20 Pfennige

Fünfzig Jahre aus meinem Leben

Von

Richard Freiherrn von Strombeck
Generalmajor z. D.

Preis broschirt 1 Mark 60 Pfg.

Erinnerungen aus meiner Dienstzeit

Von

Richard Berendt
Generalmajor z. D.

Preis broschirt 1 Mark 60 Pfg.

Griechische Weine Marke „Menzer“

hervorragend beliebt wegen ihrer anerkannt vorzügl. Güte u. Preiswürdigkeit

Probekisten von je 12 grossen Flaschen, herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von **J. F. Menzer, Neckargemünd**

Ritter des Königl. Griechischen Erlöser-Ordens

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Günstiges Angebot!

1 Allgemeine Geschichte in Einzel-Darstellungen. Herausgegeben von W. Oncken. In 204 Abteilungen. Zum größten Teil unaufgeschnitten, sonst wie neu.

Statt M. 612.— für M. 320.—

Reflektanten wollen sich wenden an **Alexander Köhler** in **Dresden,** Weißegasse 5.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich

Nach Tagebuchblättern

von

Moritz Busch

Siebente vermehrte und verbesserte Auflage

Erste Volksausgabe

Preis brosch. 6 Mk., in Halbfranzbd. 8 Mk. 50.

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bänden

herausgegeben von

Professor Dr. **Adolf Stern** und Professor Dr. **Erich Schmidt**

Band I: Eine von Prof. Adolf Stern geschriebene Biographie, die Gedichte, Zwischen Himmel und Erde. Band II: Die Heiterethei und ihr Widerspiel nebst drei bisher ungedruckten Novellen. Band III und IV: Die vollendeten Dramen und die Dramenfragmente. Band V und VI: Die Studien mit Einschluß der Shakespeare-Studien

Preis brosch. 28 M., in 6 Leinenbänden 34 M., in 6 Halbfranzbänden 42 M.

Die Bände können auch einzeln bezogen werden

Zwischen Himmel und Erde; Gedichte. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Heiterethei und Novellen. Ein Band broschirt 5 M., in Leinwand geb. 6 M.
Dramen. Ein Band broschirt 6 M., in Leinwand geb. 7 M.
Dramenfragmente. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Studien. Zwei Bände broschirt 8 M., in Leinwand geb. 10 M.
Biographie Otto Ludwigs von Adolf Stern. Broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Die Christliche Welt

evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1394

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 30. Warum? — Zur Psychologie des Glaubens: 2. Der lebendige Christus in uns; b) Christi Wirkung auf uns — Das alte Testament und das Studium der hebräischen Sprache — Darwinismus und Sozialismus — Religiöse Feste. Aus dem Inselleben von Ischia (Erste Hälfte) — Unser Maler — Noch einmal Marcella — Verschiedenes: Auch eine soziale Hilfe; Zur modernen Bibelkenntnis; Ueber Dörpfeld

Chronik der Christlichen Welt

Vierter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1403

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 30: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Lehrstreit in Baden; Zu der Laieneingabe an die württembergische Landessynode — Römische Kirche: Professor Graf Baudissins Rede beim Kommers der Thuringia; Ein interessantes Gegenstück zum Fall Stöck — Evangelische im Auslande: Über die erste iberisch-deutsche Pastoralkonferenz; Das Werk unter den zerstreuten Protestanten in der Schweiz; In Sachen der Lutherkirche in Rom — Personalien

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

AUG 17 1894

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Nr. 31

Ausgegeben am 2. August 1894

Inhalt:

	Seite
Der Achtstundentag in der Wirklichkeit	193
Unentgeltliche Rechtsbelehrung. Von Karl Lothar Wenz	199
Die Pfarrwahl	203
Von den Brettern, die die Welt bedeuten (Schluß)	216
Marie Neander. Novelle von Otto Verbeck. 4	223
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Sozialreform im Beamtentum — Zur Währungsfrage — Junge Bummler	230
Litteratur	236
Schwarzes Bret	239

Hierzu eine Beilage vom Deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Empfehlenswerter Unterhaltungsstoff für Reise-, Bad- und Landaufenthalt

Bisher erschien: **Kleine Ausgabe Liebeskind**

Vasantasenà
von **Dr. M. Haberlandt**

Quer durch die Geographie
von **L. Siegfried**

Chrysothemis erzählt:
Griechische Geschichten
von **Oskar Linke**

Neuigkeit
von
Johannes Trojan:
Das Wustrower Königsschiessen
und andere Humoresken

Preis jedes Bändchens, 13—14 Bogen stark, M. 1.—. Vorrätig in allen soliden Buch- und Eisenbahnbuchhandlungen, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger

A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/11

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Erste Reihe gebunden 3 Mark

Zweite Reihe (soeben erschienen) gebunden 3 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Bilder aus dem Universitätsleben

von

einem Grenzboten

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Zierliche Ausstattung

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Briefe

von

Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking

Herausgegeben von

Theo Schücking

Preis broschirt 4 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Neuigkeiten:

Jung und Alt

Zwei Novellen in Romanzen

von **J. V. Widmann**

7 Bogen 8°. Preis brosch. M. 2.—

Satans Erlösung

Dichtung in sechs Gesängen

von **Kurt von Rohrscheidt**

7 Bogen 8°. Preis eleg. geb. M. 2.50

Wo in den Buchhandlungen nicht vorrätig, gegen Einsendung des Betrags postfrei direkt vom Verleger: **A. G. Liebeskind** in **Leipzig,** Poststrasse 9/11

Leopold von Rankes

Leben und Werke

von

Eugen Guglia

Preis broschirt 4 Mark 50 Pfennig

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich

Nach Tagebuchblättern

von

Moritz Busch

Siebente vermehrte und verbesserte Auflage

Erste Volksausgabe

Preis broschirt 6 Mark, in Halbfranzband 8 Mark 50 Pfg.

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Atlantis

und das Volk der Atlanten

Ein Beitrag zur 400jährigen Festfeier der Entdeckung Amerikas

von

A. F. R. Knötel

Preis 4,50 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Griechische Weine Marke **„Menzer“**

hervorragend beliebt wegen ihrer anerkannt vorzügl. Güte u. Preiswürdigkeit.

Probekisten von **je 12 grossen Flaschen,** herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von ***J. F. Menzer,*** *Neckargemünd*

Ritter des Königl. Griechischen Erlöser-Ordens

Grösstes und ältestes **Conserven**-Versand-Geschäft

Gegründet 1870 von *Gegründet 1870*

Gustav Markendorf, Leipzig

versendet direkt an **Private** nach allen Gegenden:

In- und ausländische Conserven

aller Art, sowie viele

Specialitäten für Tafel und feine Küche,

als auch

diätetische Nahrungsmittel für Reconvalescenten

in anerkannt **nur besten Qualitäten**

Ausführliche Preisliste gratis und franko!

Briefe und Telegramme: **Gustav Markendorf, Leipzig**

Alle Sendungen werden promptest effektuirt und zwar in Höhe von **20 Mark** an innerhalb Deutschlands emballage- und portofrei

---

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt Wien und Philadelphia.

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Günstiges Angebot!

1 Allgemeine Geschichte in Einzel-Darstellungen. Herausgegeben von W. Oncken. In 20½ Abteilungen. Zum größten Teil unaufgeschnitten, sonst wie neu.

Statt M. 612.— für M. 320.—

Reflektanten wollen sich wenden an **Alexander Köhler** in **Dresden,** Weißegasse 5.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Als der Großvater die Großmutter nahm

Ein Liederbuch für altmodische Leute

Herausgegeben von

G. Wustmann

Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage. Über 600 Seiten (Fabeln und Erzählungen — Lieder — Aus dem Theater)

Preis in Damast gebunden 6,50 Mark, in Atlas oder Kalbleder 11,50 Mark

Aus unsern vier Wänden

Von

Rudolf Reichenau

Zweite Auflage der Gesamtausgabe

Zierliche Ausgabe. 44 Bogen

Preis broschirt 4 Mk. 50 Pfg., in Leinwand gebunden 5 Mk. 50 Pfg., in Atlas gebunden 11 Mk.

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1394

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 31. Zur Begrüßung des Siebenten Evangelischen Bundestages — Bochum — Das neueste Rundschreiben des Papstes — Von den Verdiensten der Päpste um die Erhaltung der Sache der Reformation (Erste Hälfte) — Religiöse Feste. Aus dem Inselleben von Ischia (Zweite Hälfte) — Diakonissenhaus in Freiburg — Verschiedenes: Zur Beschämung; Die siebente Reihe der Flugschriften des Evangelischen Bundes; Schriften für das evangelische Deutschland; Der naßgemachte Pelz; Aus vier Jahrhunderten; Das Protokoll des Fünften Evangelisch-sozialen Kongresses

Chronik der Christlichen Welt

Vierter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 31: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Über den Fortschritt des Gemeindegedankens in Württemberg — Eingabe an die württembergische Landessynode — 350 jähr. Jubiläum der Albertusuniversität zu Königsberg — Theologische Konferenz im Großherzogtum Hessen — Gustav-Adolf-Verein und Diaspora: Aus den Jahresberichten der Hauptvereine

Die Grenzboten

CORNELL UNIVERSITY
AUG 23 1894
LIBRARY

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Nr. 32

Ausgegeben am 9. August 1894

Inhalt:

	Seite
Die Ermordung Carnots und das französische Heer	241
Etwas vom Handwerksmann	246
Reisen als Mittel der Jugendbildung	250
Neue Erde. Ein norwegischer Roman	263
Marie Neander. Novelle von Otto Verbeck. 5 (Schluß)	270
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Utopisches — Der Schulchan Aruch als Lehrbuch — Ein Wendepunkt der deutschen Geschichte — Ein führender Schriftsteller	277
Litteratur	286
Schwarzes Bret	288

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Neue Ziele, neue Wege

von

Carl Jentsch

Preis broschirt 1 Mark

Betrachtungen eines Laien

über unsre Strafrechtspflege

von

Carl Jentsch

Preis broschirt 1 Mark

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

Ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage

von

Carl Jentsch

In Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfg.

Geschichtsphilosophische Gedanken

Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens

von

Carl Jentsch

Preis in Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfennig
in Halbfranzband 6 Mark

Soeben ist erschienen:

Das Börsenspiel

nach den Protokollen der Börsenkommission

Von

Dr. Otto Bähr
Reichsgerichtsrat a. D.

Preis broschirt 1 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Griechische Weine Marke **„Menzer“**

hervorragend beliebt wegen ihrer anerkannt vorzügl. Güte u. Preiswürdigkeit

Probekisten von je 12 grossen Flaschen, herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von **J. F. Menzer, Neckargemünd**

Ritter des Königl. Griechischen Erlöser-Ordens

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in **Rüdesheim a/Rh.**

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Aus unsern vier Wänden

Von

Rudolf Reichenau

Zweite Auflage der Gesamtausgabe — Zierliche Ausgabe. 44 Bogen

Preis broschirt 4 Mk. 50 Pfg., in Leinwand gebunden 5 Mk. 50 Pfg., in Atlas gebunden 11 Mk.

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Als der Großvater die Großmutter nahm

Ein Liederbuch für altmodische Leute

Herausgegeben von

G. Wustmann

Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage. Über 600 Seiten (Fabeln und Erzählungen — Lieder — Aus dem Theater)

Preis in Damast gebunden 6,50 Mark, in Atlas oder Kalbleder 11,50 Mark

Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich 1870-

Von

Moritz Busch

Auflage. Volksausgabe. 1 Band gr. 8.

Brosch. M. 6.—, in eleg. Halbfranzband M. 8.50

Deutscher Geschichtskalender für 1893

Sachlich geordnete Zusammenstellung der politisch wichtigsten Vorgänge im In- und Ausland

von

Dr. **Karl Wippermann**

2 Teile. Preis gebunden 12 Mark

1885. 2 Teile gebunden 11 Mark 50 Pfennige

1886—92. Je 2 Teile, gebunden 12 Mark.

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1394

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 32. Das Geheimnis unsers Gebetslebens: 1 — Zur Psychologie des Glaubens: 3. Der Glaube an Christus, Glaubensgedanken und Dogmatik — Von den Verdiensten der Päpste um die Erhaltung der Sache der Reformation (Schluß) — Das Alte Testament und der christliche Religionsunterricht — Emanuel Geibel in Leben und Lyrik: 1. Geibel und wir. Geibels dichterische Eigenart — Verschiedenes: Über Wagner; Die Schriften des Neuen Testaments; Die Jugend Zinzendorffs im Lichte ganz neuer Quellen; Mein Sohn; Das Christentum und die Frauenfrage; Zeitungsanzeige; Zu unsrer Notiz über das Protokoll des Fünften Evangelisch-sozialen Kongresses; Kaiser Wilhelm II. über Zola

---

Chronik der Christlichen Welt

Vierter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1403

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 32: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zum Jubiläum der Universität Halle; Stöcker und der Evangelisch-soziale Kongreß; Großes Aufsehen in der bayrischen Landeskirche — Evangelische im Auslande: Die evangelisch-schweizerische Konferenz; Schweiz, Synode in Graubünden; Der Bau der Lutherkirche in Rom; Deutsche evangelische Kirche in Paris; Die deutsche Filialgemeinde der reformirten Kirche in Budapest; Die Grundsteinlegung der deutschen (evangelischen) Schule zu Alexandrien; Die feierliche Einweihung des neuen Diakonissenhospitals in Jerusalem; Der Jahresbericht des Aussätzigenasyls in Jerusalem — Römische Kirche: Aus dem Prozeß gegen den Pfarrer Müller — Eine Protestantenverfolgung im Kanton Teisin — Innere Mission: Der Landesverein für innere Mission im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt: Eine Studentenkonferenz — Personalien

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Nr. 33

Ausgegeben am 16. August 1894

GOGNILL UNIVER
AUG 30 189

Inhalt:

	Seite
Der Sozialismus der Gebildeten	289
Ein neues Militärstrafverfahren	303
Städtische Boden- und Steuerfragen	310
Wandlungen des Ich im Zeitstrome	318
Aus dem Pariser Salon	328
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Die Portofreiheiten noch einmal	336
Schwarzes Bret	336

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Erste Reihe gebunden 3 Mark

Zweite Reihe (soeben erschienen) gebunden 3 Mark

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennig

Die Flüchtlinge

Eine Geschichte von der Landstraße

von

Wilh. Speck

Preis broschirt 2 Mark

Bilder aus dem Universitätsleben

von

einem Grenzboten

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Zierliche Ausstattung

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Bilder aus dem Westen

von

E. Below

Preis broschirt 3 Mark

Fünfzig Jahre aus meinem Leben

Von

Richard Freiherrn von Strombeck

Generalmajor z. D.

Preis broschirt 1 Mark 60 Pfg.

Erinnerungen aus meiner Dienstzeit

Von

Richard Berendt

Generalmajor z. D.

Preis broschirt 1 Mark 60 Pfg.

Erinnerungen

aus den Knaben- und Jünglingsjahren eines alten Thüringers

Preis broschirt 1 Mark 20 Pfennige

Griechische Weine Marke „Menzer“

hervorragend beliebt wegen ihrer anerkannt vorzügl. Güte u. Preiswürdigkeit

Probekisten von **je 12 grossen Flaschen**, herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von **J. F. Menzer**, *Neckargemünd*

Ritter des Königl. Griechischen Erlöser-Ordens

Grösstes und ältestes Conserven-Versand-Geschäft!

Gustav Markendorf, Leipzig

versendet **an Private** nach allen Gegenden: **In- und ausländische Conserven**

sowie alle Specialitäten für Tafel und feine Küche in den bekannten nur besten Qualitäten zu billigsten Preisen und zwar:

Für den Frühstücks- und Mittagstisch. — Für den Theetisch. — Für Bowlen. — Für Jagd und Manöver. — Für Reise- und Landaufenthalt.

Preiscourant gratis und franco!

Zu Festgeschenken

empfehle die so sehr beliebten, höchst eleg. ausgestatteten: **„Frühstückskörbchen“**. Dieselben haben sich schon längst allgemeine Beliebtheit bei einem grossen Publikum erworben und eignen sich, wie selten Etwas, als praktisches und gern gesehenes **Gelegenheits-Geschenk!**

Die Zusammenstellung des Inhalts geschieht unter Zugrundelegung meines Preiscourantes, nach den speciellen Wünschen meiner geehrten Auftraggeber, oder auch bei Angabe des Preises nach mir gütigst zu überlassender Wahl.

Preise für einfache und feinste Arrangements: von 6—30 M und darüber.

Sorgfältigste Verpackung garantirt. Briefe und Telegramme.

Gustav Markendorf, Leipzig.

Geschäftsprinzip der Firma Gustav Markendorf: „Streng reellste Bedienung bei soliden Preisen.“

Bad Wildungen

Die Hauptquellen: **Georg Viktor-Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen- u. Steinleiden**, bei **Magen- u. Darmkatarrhen**, sowie bei Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut, Bleichsucht** u. s. w. Versand 1893 über 700000 Flaschen. Aus keiner der Quellen werden Salze gewonnen; das im Handel vorkommende **angebliche Wildunger Salz** ist ein künstliches, **zum Teil unlösliches** und geringwertiges Fabrikat. Schriften gratis. Anfragen über das Bad und Wohnungen im **Badelogirhause** und **Europäischen Hof** erledigt:

Die Inspektion
der Wildunger Mineralquellen-Aktien-Gesellschaft

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer
in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eigenen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia**.

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Der Himmel auf Erden

in den Jahren 1902 bis 1912

Eine sozialpolitische Novelle von **Emil Gregorovius**

Preis broschirt 1 Mark, gebunden 1,50 Mark

Wie kam es doch?

Ein von Eugen Richter vergessenes Kapitel

Aus glücklich bewahrten Briefen

Preis 1 Mark

Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche

Eine praktische Studie von

Paul Göhre

Kandidaten der Theologie, Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses in Berlin

Preis broschirt 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark

Schlaraffia politica

Geschichte der Dichtungen vom besten Staate

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Nr. 34

Ausgegeben am 23. August 1894

Inhalt:

	Seite
Die föderalistische Bewegung in Großbritannien und seinen Kolonien	337
Bahnsteigsperre und Platzkarten. Von Otto de Terra	345
Wandlungen des Ich im Zeitenstrome. I. Vaterhaus und Familie (Schluß)	350
Die unpersönliche Dichtkunst. I	361
Aus dem Pariser Salon (Schluß)	371
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Habebald und Eilebente — Ein Stück moderner Sklaverei — Der Schutz der Bauhandwerker — Vereinskannegießerei — Das Lied von der braven Frau	376
Litteratur	384

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Als der Großvater die Großmutter nahm

Ein Liederbuch für altmodische Leute

Herausgegeben von

G. Wustmann

Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage. Über 600 Seiten
(Fabeln und Erzählungen — Lieder. — Aus dem Theater)

Preis in Damast gebunden 6 Mk. 50 Pfg., in Atlas oder Kalbleder 11 Mk. 50 Pfg

---

Aus unsern vier Wänden

von

Rudolf Reichenau

Zweite Auflage der Gesamtausgabe
Zierliche Ausgabe. 44 Bogen

Preis broschirt 4 Mk. 50 Pfg., in Leinwand gebunden 5 Mark 50 Pfg.,
in Atlas gebunden 11 Mark

Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich

Nach Tagebuchblättern

von

Moritz Busch

Siebente vermehrte und verbesserte Auflage
Erste Volksausgabe

Preis broschirt 6 Mark, in Halbfranzband 8 Mark 50 Pfg.

Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren

Kulturgeschichtliche Skizze

von

Dr. Otto Bähr

Zweite neubearbeitete Auflage. Klein-Oktav.

Preis 3 Mark, in Leinwand 4,50 Mark, in Halbfranzband 5,50 Mark

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Das Börsenspiel

nach den Protokollen der Börsenkommission

von

Dr. Otto Bähr

Preis broschirt 1 Mark

Betrachtungen eines Laien

über unsre Strafrechtspflege

von

Carl Jentsch

Preis broschirt 1 Mark

Neue Ziele, neue Wege

von

Carl Jentsch

Preis broschirt 1 Mark

Deutsche Bürgerkunde

Kleines Handbuch des politisch Wissenswerten für jedermann

von

Georg Hoffmann und **Ernst Groth**

Preis gebunden 2 Mark

Griechische Weine Marke **„Menzer“**

hervorragend beliebt wegen ihrer anerkannt vorzügl. Güte u. Preiswürdigkeit

Probekisten von **je 12 grossen Flaschen**, herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von ***J. F. Menzer, Neckargemünd***

Ritter des Königl. Griechischen Erlöser-Ordens

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eigenen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche

Eine praktische Studie von

Paul Göhre

Kandidaten der Theologie, Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses in Berlin

Preis broschirt 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark

Der Himmel auf Erden

in den Jahren 1902 bis 1912

Eine sozialpolitische Novelle von Emil Gregorovius

Preis broschirt 1 Mark, gebunden 1,50 Mark

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg**, Hohe Bleichen 34

Soeben erschien:

Lehrbuch

der

Allgemeinen Psychologie

Von

Dr. JOHANNES REHMKE

o. ö. Professor der Philosophie zu Greifswald

1894. Preis 10 Mk.

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1394

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 34: Excelsior — Freundschaftliche Antwort auf Herrn Professor Lic. Karl Müllers Streitschrift: 1. Ein neuer Versuch, den tiefen Graben zu ziehen; 2. Giebt es eine „Theologie der Christlichen Welt“? 3. Der Ausgangspunkt der Streitschrift — Die Siebente Generalversammlung des Evangelischen Bundes — Eindrücke von der Hallischen Jubiläumsfeier — Die Kirche und die Kinder: 3. Die biblische Unterweisung im Kindergottesdienste; 4. Die Festfeiern der Kindergottesdienste; 5. Das Verhältnis der Kinder zu ihren Lehrern — Zu dankbar-frommem Andenken an D. Georg Daniel Teutsch: 1. Siebenbürgens Land und Volk; 2. Teutschs Entwicklung — Bücher und Schriften: Religion und Sozialdemokratie; Kleines Handwörterbuch der Symbolik; Magnhild; Von den letzten Dingen

Chronik der Christlichen Welt

Vierter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1408

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 33: Die siebente Generalversammlung des Evangelischen Bundes — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zum neuen preußischen Agendenentwurf; Vom Hallenser Universitätsjubiläum; Zur Gesangbuchfrage: Pfarrer Naumann

Nr. 34: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zum neuen Agendenentwurf (Fortsetzung) — Siebente Generalversammlung des Evangelischen Bundes zu Bochum (Fortsetzung) — Vorlesungen, angekündigt auf den deutschen theologischen Fakultäten für das Wintersemester 1894/95 — Verschiedenes: Festordnung der 47. Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Darmstadt; Ein Angriff auf die Chronik; Die Wiedervereinigung der beiden schleswig-holsteinischen Missionsgesellschaften — Personalien

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Nr. 35

Ausgegeben am 30. August 1894

Inhalt:

	Seite
Das Anerbenrecht. Von O. Bähr	385
Zur Frauenfrage. Von einer Frau	396
Wandlungen des Ich im Zeitenstrome. 2. Die erste religiöse Krisis	405
Die unpersönliche Dichtkunst. 2	415
Malergeschichten aus Mignons Skizzenbuche. 1. Adam und Eva	425
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Seifenblasen — Der Affenmensch von Gabriel Max	430

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Erste Reihe gebunden 3 Mark

Zweite Reihe (soeben erschienen) gebunden 3 Mark

Eine neue Gesamtausgabe erscheint zu Weihnachten 1894

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennig

Bilder aus dem Universitätsleben

von

einem Grenzboten

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Zierliche Ausstattung

Bilder aus dem Westen

von

E. Below

Preis broschirt 3 Mark

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

Ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage

von

Carl Jentsch

In Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfg.

Geschichtsphilosophische Gedanken

Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens

von

Carl Jentsch

Preis in Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfennig
in Halbfranzband 6 Mark

Neue Ziele, neue Wege

von

Carl Jentsch

Preis broschirt 1 Mark

Betrachtungen eines Laien

über unsre Strafrechtspflege

von

Carl Jentsch

Preis broschirt 1 Mark

Griechische Weine Marke **„Menzer“**

hervorragend beliebt wegen ihrer anerkannt vorzügl. Güte u. Preiswürdigkeit

Probekisten von je 12 grossen Flaschen, herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	F	G
	18 M.	18 M.	Pf. – 20 M. – Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von **J. F. Menzer, Neckargemünd**

Ritter des Königl. Griechischen Erlöser-Ordens

Grösstes und ältestes **Conserven**-Versand-Geschäft

Gegründet 1870 von *Gegründet 1870*

Gustav Markendorf, Leipzig

versendet direkt an **Private** nach allen Gegenden:

In- und ausländische Conserven

aller Art, sowie viele

Specialitäten für Tafel und feine Küche,

als auch

diätetische Nahrungsmittel für Reconvalescenten

in anerkannt **nur besten Qualitäten**

Ausführliche Preisliste gratis und franko!

Briefe und Telegramme: **Gustav Markendorf, Leipzig**

Alle Sendungen werden promptest effektuirt und zwar in Höhe von **20 Mark** an innerhalb Deutschlands emballage- und portofrei

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt Wien und Philadelphia.

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche

Eine praktische Studie von

Paul Göhre

Kandidaten der Theologie, Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses in Berlin

Preis broschirt 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark

Der Himmel auf Erden in den Jahren 1902 bis 1912

Eine sozialpolitische Novelle von **Emil Gregorovius**

Preis broschirt 1 Mark, gebunden 1,50 Mark

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1394

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 35: Es stehet geschrieben — Professorenpredigten (Erste Hälfte) — Freundschaftliche Antwort auf Herrn Professor Lic. Karl Müllers Streitschrift: 4. Christus oder die Schrift? 5. Eine freundschaftliche Antwort? — Der evangelische Diakonieverein — Die Kirche und die Kinder: 6. Die Verpflichtung zum Kindergottesdienst; 7. Die Fortbildung der Kindergottesdienste; 8. Der Segen des Kindergottesdienstes — Zu dankbar-frommem Andenken an D. Georg Daniel Teutsch: 3. Der Schulmann; 4. Der Geschichtschreiber; 5. Der Führer — In Sachen des evangelischen Kirchbaus in Rom — Verschiedenes: Die Brüder des gemeinsamen Lebens und ihre Bedeutung für ihre Zeit; Hefte zur Christlichen Welt Nr 18; La France et le Protestantisme; Kolportageunfug; Zur Volksrundschau ein andres Wort; Gartenbauschule für Frauen

Chronik der Christlichen Welt

Vierter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1403

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 34: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zum neuen Agendenentwurf (Fortsetzung) — Siebente Generalversammlung des Evangelischen Bundes zu Bochum (Fortsetzung) — Vorlesungen, angekündigt auf den deutschen theologischen Fakultäten für das Wintersemester 1894/95 — Verschiedenes: Festordnung der 47. Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Darmstadt; Ein Angriff auf die Chronik; Die Wiedervereinigung der beiden schleswig-holsteinischen Missionsgesellschaften — Personalien

Nr. 35: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zum neuen Agendenentwurf (Fortsetzung) — Vorlesungen, angekündigt auf den deutschen theologischen Fakultäten für das Wintersemester 1894/95

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark

Die Grenzboten

SEP 21 1894

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

Jahrgang

Nr. 36

Ausgegeben am 6. September 1894

Inhalt:

	Seite
Ein Ehrensold zum eisernen Kreuz?	433
Zur Frauenfrage. Von einer Frau (Schluß)	437
Gabriele von Bülow. Von Adolf Stern	447
Der Apoll vom Belvedere. Von Hugo Blümner	457
Malergeschichten aus Mignons Skizzenbuche. 2. Der Ulmer Meyer	471
Maßgebliche und Unmaßgebliches: Ein Warnungsruf an die deutschen Universitäten	479

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Fünfzig Jahre aus meinem Leben

Von

Richard Freiherrn von Strombeck

Generalmajor z. D.

Preis broschirt 1 Mark 60 Pfg.

Erinnerungen aus meiner Dienstzeit

Von

Richard Berendt

Generalmajor z. D.

Preis broschirt 1 Mark 60 Pfg.

Feldpostbriefe

eines vermißten ehemaligen Afraners

aus dem Kriege 1870

Herausgegeben von seinem Bruder

Lic. theol. G. Türk

Professor an der Fürsten- und Landesschule St. Afra in Meißen

Preis broschirt 1 Mark 50 Pfennige

Erinnerungen

aus den Knaben- und Jünglingsjahren eines alten Thüringers

Preis broschirt 1 Mark 20 Pfennige

Soeben ist erschienen:

Die Not des vierten Standes

von einem Arzte

Preis broschirt 2 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Griechische Weine Marke **„Menzer"**

hervorragend beliebt wegen ihrer anerkannt vorzügl. Güte u. Preiswürdigkeit

Probekisten von **je 12 grossen Flaschen,** herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von ***J. F. Menzer, Neckargemünd***

Ritter des Königl. Griechischen Erlöser-Ordens

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eigenen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche

Eine praktische Studie von

Paul Göhre

Kandidaten der Theologie, Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses in Berlin

Preis broschirt 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark

Der Himmel auf Erden

in den Jahren 1902 bis 1912

Eine sozialpolitische Novelle von **Emil Gregorovius**

Preis broschirt 1 Mark, gebunden 1,50 Mark

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bänden

herausgegeben von

Professor Dr. **Adolf Stern** und Professor Dr. **Erich Schmidt**

Band I: Eine von Prof. Adolf Stern geschriebene Biographie, die Gedichte, Zwischen Himmel und Erde. Band II: Die Heiterethei und ihr Widerspiel nebst drei bisher ungedruckten Novellen. Band III und IV: Die vollendeten Dramen und die Dramenfragmente. Band V und VI: Die Studien mit Einschluß der Shakespeare-Studien

Preis brosch. 28 M., in 6 Leinenbänden 34 M., in 6 Halbfranzbänden 42 M.

Die Bände können auch einzeln bezogen werden

Zwischen Himmel und Erde; Gedichte. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Heiterethei und Novellen. Ein Band broschirt 5 M., in Leinwand geb. 6 M.
Dramen. Ein Band broschirt 6 M., in Leinwand geb. 7 M.
Dramenfragmente. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Studien. Zwei Bände broschirt 8 M., in Leinwand geb. 10 M.
Biographie Otto Ludwigs von Adolf Stern. Broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1394

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 86: Gustav-Adolf-Versammlung zu Darmstadt 1894: 1. Vor dem Feste — Darmstadt — Der Ruppsche Handel. Eine Darmstädter Gustav-Adolf-Erinnerung - Zu dankbar-frommem Andenken an D. Georg Daniel Teutsch: 6. Der Bischof seines Volkes; 7. Teutschs Heimgang und Gedächtnis — Ein evangelisches Hospiz für Rom — Lourdes von Emile Zola: 1. Lourdes — Verschiedenes: Zu unserm Bericht über die Generalversammlung des Evangelischen Bundes zu Bochum

Chronik der Christlichen Welt

Vierter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1403

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 86: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zum neuen preußischen Agendenentwurf (Schluß); Die Laieneingabe an die württembergische Landessynode; Die württembergische Landessynode; Württembergischer Synodalerlaß; Seelsorge in den Amtsgefängnissen in Württemberg; Aus Baden — Evangelische im Auslande: Deutsche Kirche in Paris; Der Wahlstreit in der Gemeinde des Oratoire; Ueber die „Zivilkonfirmation"; Die Spielbank in Monaco; Die deutsch-evangelische Gemeinde zu Smyrna — Vorlesungen, angekündigt auf den deutschen theologischen Fakultäten für das Wintersemester 1894/95 — Verschiedenes: Bei der Pastoralkonferenz der Provinz Sachsen; Prozeß Thümmel in Breslau — Personalien

Die Grenzboten

CORNELL UNIVERSITY
SEP 27 1894
LIBRARY

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Nr. 37

Ausgegeben am 13. September 1894

Inhalt:

	Seite
Der Achtstundentag. Von O. Bähr	481
Die englischen Gewerkvereine. Von Hans v. Nostitz	485
Du Bois-Reymond und der Neovitalismus. Von Otto Hamann	495
Der Zug nach dem Norden. Von Adolf Philippi	501
Der verrückte Flinsheim. Von Charlotte Niese.	506
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Zwei Wunder — Ahlwardts Bundschuh — Die Not der Landwirtschaft und andre Nöte — Die rechtliche Lage der Bauhandwerker — Verworrene Rechtsbegriffe — Erwiderung — Ein Ei des Kolumbus — Nochmals Professor Natorp	516
Litteratur	527
Schwarzes Bret	528

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Als dritter selbständiger Teil der „Allgemeinen Naturkunde" erscheint soeben:

Völkerkunde

von Prof. Dr. Friedr. Ratzel.

Zweite, neubearbeitete Auflage.

Mit 1200 Abbild. im Text, 6 Karten und 55 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt.

28 Lieferungen zu je 1 Mark oder 2 Bände in Halbleder gebunden zu je 16 Mark.

Vollständig liegen von der „Allgemeinen Naturkunde" vor: **Brehm, Tierleben**, 10 Halblederbände zu je 15 Mk. — **Haacke, Schöpfung der Tierwelt.** In Halbleder, 15 Mk. — **Ranke, Der Mensch**, 2 Halblederbände zu je 15 Mk. — **Kerner, Pflanzenleben**, 2 Halblederbände zu je 16 Mk. — **Neumayr, Erdgeschichte**, 2 Halblederbände zu je 16 Mk.

Erste Lieferungen durch jede Buchhandlung zur Ansicht. — Prospekte kostenfrei.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Deutsche Orts- und Landeskunde.

Soeben erschien vollständig:

Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reichs,

dritte, neubearbeitete Auflage,

mit 31 Städteplänen, 3 Karten und 275 Wappenbildern.

In Halbleder geb. 15 Mk. oder 26 Lieferungen zu je 50 Pf.

Ein Hilfsbuch ersten Ranges, enthält in ca. 70,000 Artikeln alle auf Deutschland bezüglichen topographischen Namen, sämtliche Staaten und deren Verwaltungsbezirke sowie alle irgendwie erwähnenswerten Ortschaften, die Einwohnerzahlen, die Erhebungen über die Religionsverhältnisse, Angaben über die Verkehrsanstalten, Banken, Behörden, Kirchen, Schulen, die Garnison, Gerichtsorganisation, Industrie, Handel und Gewerbe sowie zahlreiche historische Notizen.

Prospekte gratis, die erste Lieferung zur Ansicht durch jede Buchhandlung.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bänden

herausgegeben von

Professor Dr. **Adolf Stern** und Professor Dr. **Erich Schmidt**

Band I: Eine von Prof. Adolf Stern geschriebene Biographie, die Gedichte, Zwischen Himmel und Erde. Band II: Die Heiterethei und ihr Widerspiel nebst drei bisher ungedruckten Novellen. Band III und IV: Die vollendeten Dramen und die Dramenfragmente. Band V und VI: Die Studien mit Einschluß der Shakespeare-Studien

Preis brosch. 28 M., in 6 Leinenbänden 34 M., in 6 Halbfranzbänden 42 M.

Die Bände können auch einzeln bezogen werden

Zwischen Himmel und Erde; Gedichte. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Heiterethei und Novellen. Ein Band broschirt 5 M., in Leinwand geb. 6 M.
Dramen. Ein Band broschirt 6 M., in Leinwand geb. 7 M.
Dramenfragmente. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Studien. Zwei Bände broschirt 8 M., in Leinwand geb. 10 M.
Biographie Otto Ludwigs von Adolf Stern. Broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Soeben ist erschienen:

Lehrbuch der Geburtshilfe

zur wissenschaftlichen und praktischen Ausbildung

für Ärzte und Studierende

von

F. Ahlfeld

Mit 236 Abbildungen und 16 Kurventafeln im Text

Preis broschirt 12 M., in Leinwand gebunden 13.25 M., in Halbfranz gebunden 14.50 M.

LEIPZIG FR. WILH. GRUNOW

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Baumgartner, A., S. J., Das Râmâyana und die Râma-Litteratur der Inder. Eine litteraturgeschichtliche Skizze. Gr. 8°. (XII u. 170 S.) Mk. 2.30.

(Bildet das 62. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach")

Braig, Dr. C., (Prof. an der Universität Freiburg im Breisgau), **Die Freiheit der philosophischen Forschung in kritischer und christlicher Fassung.** Eine akademische Antrittsrede mit einer Vorbemerkung. 8°. (XII u. 64 S.) 60 Pf.

Griechische Weine Marke „Menzer"

hervorragend beliebt wegen ihrer anerkannt vorzügl. Güte u. Preiswürdigkeit

Probekisten von **je 12 grossen Flaschen,** herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von ***J. F. Menzer, Neckargemünd***

Ritter des Königl. Griechischen Erlöser-Ordens

Grösstes und ältestes Conserven-Versand-Geschäft!

Gustav Markendorf, Leipzig

versendet **an Private** nach allen Gegenden: **In- und ausländische Conserven** sowie alle Specialitäten für Tafel und feine Küche in den **bekanntes nur besten** Qualitäten zu billigsten Preisen und zwar

Für den Frühstücks- und Mittagstisch. — Für den Theetisch. — Für Bowlen. — Für Jagd und Manöver. — Für Reise- und Landaufenthalt.

Preiscourant gratis und franco!

Zu Festgeschenken

empfehle die so sehr beliebten, höchst eleg. ausgestatteten: **„Frühstückskörbchen".** Dieselben haben sich schon längst allgemeine Beliebtheit bei einem grossen Publikum erworben und eignen sich, wie selten Etwas, als praktisches und gern gesehenes **Gelegenheits-Geschenk!**

Die Zusammenstellung des Inhalts geschieht unter Zugrundelegung meines Preiscourantes, nach den speciellen Wünschen meiner geehrten Auftraggeber, oder auch bei Angabe des Preises nach mir gütigst zu überlassender Wahl.

Preise für einfache und feinste Arrangements: von 6—30 M und darüber.

Sorgfältigste Verpackung garantirt. Briefe und Telegramme

Gustav Markendorf, Leipzig.

Geschäftsprinzip der Firma Gustav Markendorf: „Streng reellste Bedienung bei soliden Preisen."

Aus allen Weltteilen

Ein Jahrbuch der Länder- und Völkerkunde.

Mit Beiträgen v. Prof. Dr. **A. Kirchhoff**-Halle, **Joachim** Graf **Pfeil**-Berlin, Wirkl. Königl. Rat **Friedl Martin**-München, **Reinhold** Graf **Anrep-Elmpt,** Prof. Dr. **W. Sievers**-Giessen, Dr. **Kurt Hassert**-Leipzig, Premierleutnant **G. Märcker**-Berlin und vielen anderen. (670 Quartseiten reich illustrirt.) Preis fein gebunden **10 Mk.**

Schönstes Geschenk für alle Freunde der Geographie.

Gustav Uhls Verlag, Leipzig.

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Der Himmel auf Erden

in den Jahren 1902 bis 1912

Eine sozialpolitische Novelle von **Emil Gregorovius**

Preis broschirt 1 Mark, gebunden 1,50 Mark

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark

Die Grenzboten

CORNELL UNIVERSITY
OCT 4 1894
LIBRARY

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Nr. 38

Ausgegeben am 20. September 1894

Inhalt:

	Seite
Steuern und Stimmrecht	529
Die Kritik richterlicher Urteile. Von einem Richter	539
Die englischen Gewerkvereine. Von Hans v. Nostitz (Schluß)	546
Heinrich Heine. Noch ein Beitrag zu dem Streit um sein Denkmal	558
Der verrückte Flinsheim. Von Charlotte Niese (Fortsetzung)	573
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Wieder ein Bekehrter	582
Schwarzes Bret	584

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Als dritter selbständiger Teil der „Allgemeinen Naturkunde“ erscheint soeben:

Völkerkunde von Prof. Dr. Friedr. Ratzel.

Zweite, neubearbeitete Auflage.

Mit 1200 Abbild. im Text, 6 Karten und 55 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt.

28 Lieferungen zu je 1 Mark oder 2 Bände in Halbleder gebunden zu je 16 Mark.

Vollständig liegen von der „Allgemeinen Naturkunde“ vor: **Brehm, Tierleben**, 10 Halblederbände zu je 15 Mk. — **Haacke, Schöpfung der Tierwelt.** In Halbleder, 15 Mk. — **Ranke, Der Mensch**, 2 Halblederbände zu je 15 Mk. — **Kerner, Pflanzenleben**, 2 Halblederbände zu je 16 Mk. — **Neumayr, Erdgeschichte**, 2 Halblederbände zu je 16 Mk.

Erste Lieferungen durch jede Buchhandlung zur Ansicht. — Prospekte kostenfrei.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Die Not des vierten Standes

Von

einem Arzte

Preis broschirt 2 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche

Eine praktische Studie

von

Paul Göhre

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Der Himmel auf Erden

in den Jahren

1902 bis 1912

Eine sozialpolitische Novelle von **Emil Gregorovius**

Preis broschirt 1 Mark, gebunden 1,50 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Deutsche Orts- und Landeskunde.

Soeben erschien vollständig:

Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reichs,

dritte, neubearbeitete Auflage,

mit 31 Städteplänen, 3 Karten und 275 Wappenbildern.

In Halbleder geb. 15 Mk. oder 26 Lieferungen zu je 50 Pf.

Ein Hilfsbuch ersten Ranges, enthält in ca. 70,000 Artikeln alle auf Deutschland bezüglichen topographischen Namen, sämtliche Staaten und deren Verwaltungsbezirke sowie alle irgendwie erwähnenswerten Ortschaften, die Einwohnerzahlen, die Erhebungen über die Religionsverhältnisse, Angaben über die Verkehrsanstalten, Banken, Behörden, Kirchen, Schulen, die Garnison, Gerichtsorganisation, Industrie, Handel und Gewerbe sowie zahlreiche historische Notizen.

Prospekte gratis, die erste Lieferung zur Ansicht durch jede Buchhandlung.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Erste Reihe gebunden 3 Mark

Zweite Reihe (soeben erschienen) gebunden 3 Mark

Eine neue Gesamtausgabe erscheint zu Weihnachten 1894

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Die Flüchtlinge

Eine Geschichte von der Landstraße

von

Wilh. Speck

Preis broschirt 2 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennig

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Griechische Weine Marke „Menzer"

hervorragend beliebt wegen ihrer anerkannt vorzügl. Güte u. Preiswürdigkeit

Probekisten von **je 12 grossen Flaschen**, herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von **J. F. Menzer, Neckargemünd**

Ritter des Königl. Griechischen Erlöser-Ordens

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer
in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Bad Wildungen

Die Hauptquellen: **Georg Viktor-Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch und übertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen- u. Steinleiden**, bei **Magen- u. Darmkatarrhen**, sowie bei Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut, Bleichsucht** u. s. w. Versand 1893 über 700000 Flaschen. Aus keiner der Quellen werden Salze gewonnen; das im Handel vorkommende **angebliche Wildunger Salz** ist ein künstliches, zum Teil unlösliches und geringwertiges Fabrikat. Schriften gratis. Anfragen über das Bad und Wohnungen im **Badelogirhause** und **Europäischen Hof** erledigt:

Die Inspektion
der Wildunger Mineralquellen-Aktien-Gesellschaft

Verlag von **Friedr. Vieweg & Sohn** in **Braunschweig**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung)
Soeben erschien:

Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts

Von **Hermann Hettner**

In drei Teilen. Gr. 8. Geheftet

I. Teil. **Die englische Litteratur von 1660—1770. Fünfte** verbesserte Auflage. **Preis 8 Mark**

II. Teil. **Die französische Litteratur im achtzehnten Jahrhundert. Fünfte** verbesserte Auflage. **Preis 10,50 Mark**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Als der Großvater die Großmutter nahm

Ein Liederbuch für altmodische Leute

Herausgegeben von

G. Wustmann

Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage. Über 600 Seiten (Fabeln und Erzählungen — Lieder — Aus dem Theater)

Preis in Damast gebunden 6,50 Mark, in Atlas oder Kalbleder 11,50 Mark

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bänden

herausgegeben von

Professor Dr. **Adolf Stern** und Professor Dr. **Erich Schmidt**

Band I: Eine von Prof. Adolf Stern geschriebene Biographie, die Gedichte, Zwischen Himmel und Erde. Band II: Die Heiterethei und ihr Widerspiel nebst drei bisher ungedruckten Novellen. Band III und IV: Die vollendeten Dramen und die Dramenfragmente. Band V und VI: Die Studien mit Einschluß der Shakespeare-Studien

Preis brosch. 28 M., in 6 Leinenbänden 34 M., in 6 Halbfranzbänden 42 M.

Die Bände können auch einzeln bezogen werden

Zwischen Himmel und Erde; Gedichte. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Heiterethei und Novellen. Ein Band broschirt 5 M., in Leinwand geb. 6 M.
Dramen. Ein Band broschirt 6 M., in Leinwand geb. 7 M.
Dramenfragmente. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Studien. Zwei Bände broschirt 8 M., in Leinwand geb. 10 M.
Biographie Otto Ludwigs von Adolf Stern. Broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst
53. Jahrgang
Nr. 39
Ausgegeben am 27. September 1894

Inhalt:

	Seite
Die Politik und Gesellschaftswissenschaft auf naturalistischer Grundlage	585
Heinrich Heine. Noch ein Beitrag zu dem Streit um sein Denkmal (Schluß)	595
Neue Sprachdummheiten. 2. Haben und besitzen. Der Gesichtspunkt	608
Der verrückte Flinsheim. Von Charlotte Niese (Schluß)	616
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Die Ordnungsanarchie — Eduard von Hartmann über die sozialen Fragen	626
Litteratur	630
Schwarzes Bret	631

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Deutsche Orts- und Landeskunde.

Soeben erschien vollständig:

Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reichs,

dritte, neubearbeitete Auflage,

mit 31 Städteplänen, 3 Karten und 275 Wappenbildern.

In Halbleder geb. 15 Mk. oder 26 Lieferungen zu je 50 Pf.

Ein Hilfsbuch ersten Ranges, enthält in ca. 70,000 Artikeln alle auf Deutschland bezüglichen topographischen Namen, sämtliche Staaten und deren Verwaltungsbezirke sowie alle irgendwie erwähnenswerten Ortschaften, die Einwohnerzahlen, die Erhebungen über die Religionsverhältnisse, Angaben über die Verkehrsanstalten, Banken, Behörden, Kirchen, Schulen, die Garnison, Gerichtsorganisation, Industrie, Handel und Gewerbe sowie zahlreiche historische Notizen.

Prospekte gratis, die erste Lieferung zur Ansicht durch jede Buchhandlung.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bänden

herausgegeben von

Professor Dr. **Adolf Stern** und Professor Dr. **Erich Schmidt**

Band I: Eine von Prof. Adolf Stern geschriebene Biographie, die Gedichte, Zwischen Himmel und Erde. Band II: Die Heiterethei und ihr Widerspiel nebst drei bisher ungedruckten Novellen. Band III und IV: Die vollendeten Dramen und die Dramenfragmente. Band V und VI: Die Studien mit Einschluß der Shakespeare-Studien

Preis brosch. 28 M., in 6 Leinenbänden 34 M., in 6 Halbfranzbänden 42 M.

Die Bände können auch einzeln bezogen werden

Zwischen Himmel und Erde; Gedichte. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Heiterethei und Novellen. Ein Band broschirt 5 M., in Leinwand geb. 6 M.
Dramen. Ein Band broschirt 6 M., in Leinwand geb. 7 M.
Dramenfragmente. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Studien. Zwei Bände broschirt 8 M., in Leinwand geb. 10 M.
Biographie Otto Ludwigs von Adolf Stern. Broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Briefe

von

Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking

Herausgegeben von

Theo Schücking

Preis broschirt 4 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Als dritter selbständiger Teil der „Allgemeinen Naturkunde“ erscheint soeben:

Völkerkunde von Prof. Dr. **Friedr. Ratzel.**

Zweite, neubearbeitete Auflage.

Mit 1200 Abbild. im Text, 6 Karten und 55 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt.

28 Lieferungen zu je 1 Mark oder 2 Bände in Halbleder gebunden zu je 16 Mark.

Vollständig liegen von der „Allgemeinen Naturkunde“ vor: **Brehm, Tierleben,** 10 Halblederbände zu je 15 Mk. — **Haacke, Schöpfung der Tierwelt.** In Halbleder, 15 Mk. — **Ranke, Der Mensch,** 2 Halblederbände zu je 15 Mk. — **Kerner, Pflanzenleben,** 2 Halblederbände zu je 16 Mk. — **Neumayr, Erdgeschichte,** 2 Halblederbände zu je 16 Mk.

Erste Lieferungen durch jede Buchhandlung zur Ansicht. — Prospekte kostenfrei.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Als der Großvater die Großmutter nahm

Ein Liederbuch für altmodische Leute

Herausgegeben von

G. Wustmann

Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage. Über 600 Seiten

(Fabeln und Erzählungen — Lieder — Aus dem Theater)

Preis in Damast gebunden 6 Mk. 50 Pfg., in Atlas oder Kalbleder 11 Mk. 50 Pfg.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Aus unsern vier Wänden

von

Rudolf Reichenau

Zweite Auflage der Gesamtausgabe

Zierliche Ausgabe. 44 Bogen

Preis broschirt 4 Mk. 50 Pfg., in Leinwand gebunden 5 Mark 50 Pfg.,

in Atlas gebunden 11 Mark

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Kleine Frauen

von

Louisa M. Alcott

Deutsch von Pauline Schanz

Zweite Auflage

Ein starker Band, in Leinen gebunden 6 Mark

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Griechische Weine.

Gegründet 1. Mai 1840.

Probekisten griechischer Weine

von 12 grossen Flaschen:

Marke **A.** in 2 Sorten, Claret und süss . .	M. 18.—
Marke **B.** in 2 Sorten, Claret und süss . .	„ 18.60
Marke **C.** in 4 Sorten, Claret und süss . .	„ 20.40
Marke **D.** in 12 Sorten, herb, Claret u. süss	„ 19.—
Marke **F.** in 2 Sorten, herb und süss . . .	„ 12.—
Marke **G.** in 3 Sorten, herb und süss . . .	„ 12.—

Deutsche u. französische Weine in reicher Auswahl.

Probekiste deutscher Weine von 20 grossen Flaschen:

Marke **E.** in 4 Sorten, weiss und rot . . . . . M. 20.—

Im Fass (nicht unter 20 Liter):

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an.
Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an.

Ich bitte meine ausführliche Preisliste zu verlangen!

Grösstes und ältestes **Conserven-Versand-Geschäft**

Gegründet 1870 *Gegründet 1870*

von

Gustav Markendorf, Leipzig

versendet direkt an **Private** nach allen Gegenden:

In- und ausländische Conserven

aller Art, sowie viele

Specialitäten für Tafel und feine Küche,

als auch

diätetische Nahrungsmittel für Reconvalescenten

in anerkannt **nur besten Qualitäten**

Ausführliche Preisliste gratis und franko!

Briefe und Telegramme: **Gustav Markendorf, Leipzig**

Alle Sendungen werden promptest effektuirt und zwar in Höhe von **20 Mark** an innerhalb Deutschlands emballage- und portofrei

---

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer
in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche

Eine praktische Studie von

Paul Göhre

Kandidaten der Theologie, Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses in Berlin

Preis broschirt 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark